Bernhard A. Bauer:

Wie bis Du, Weib?
/
Weib, bleibe jung und schön!

Hygiene der modernen Frau

Mit 83 Abbildungen
auf 74 Tafeln,
19 Textbildern und
3 farbigen Tabellen

Viktoria-Verlag,
Zürich (1929)

Medizinalrat Dr. Bernhard A. Bauer

Wie bist Du, Weib?

Medizinalrat Dr. Bernhard A. Bauer

Wie bist Du, Weib?

Mit einem besonderen Anhang

Weib, bleibe jung und schön!

Hygiene der modernen Frau

Mit 83 Abbildungen auf 74 Tafeln, 19 Textbildern
und 3 farbigen Tabellen

Völlig umgearbeitete Neuauflage. 45.—55. Tausend

Viktoria-Verlag
Zürich · Berlin · Wien

Umschlagbild: *Rubens*, Venus. Galerie Liechtenstein, Wien
Alle Rechte vorbehalten. Copyright 1929 by Viktoria-Verlag, Zürich
Printed in Germany
Druck der Roßberg'schen Buchdruckerei in Leipzig

Meiner lieben Frau

Vorwort

Die krasse Unkenntnis der natürlichsten Vorgänge im Leben, die falsche Deutung alltäglicher Erscheinungen im Tun und Lassen des Weibes, eine unrichtig angebrachte Prüderie und Scham in Erziehungsfragen auf der einen Seite, Hemmungen durch Kirche und Staat, Weltordnung und Rücksichtnahme auf der anderen Seite scheinen die Ursachen dafür abgegeben zu haben, daß all die bisher erschienenen Werke über das Thema „Weib" des Vorwurfes der Einseitigkeit oder der Schönfärberei nicht entraten können.

Das vorliegende Werk nun reißt den Schleier, der über das Weib gebreitet ist, rücksichtslos herab! Es soll in populärer, allgemeinverständlicher Form das Weib von der Wiege bis zum Grabe verfolgen, soll kein einziges Kapitel, kein einziges Ereignis unerwähnt lassen, das uns zur Klärung und Deutung aller Vorgänge im Leben des Weibes — mögen sie körperlicher oder seelischer Natur sein, mögen sie sich mit dem Sexualleben oder der Erotik befassen — dienen kann.

Um diese meine Absicht voll und ganz erfüllen zu können, hielt ich es für notwendig, auch die mannigfaltigsten Berichte über das Leben des Weibes in den entferntesten Weltteilen zu verwerten, erachtete es aber für noch weitaus notwendiger, bei Erwähnung selbst der schlüpfrigsten Dinge jedwedes Zotentum strengstens zu vermeiden!

Aber auch all das, was so gern unter dem Sammelbegriff „Volkstümliche Medizin" zusammengefaßt wird, wies ich entschieden zurück.

Habe ich das Kapitel über den Körper des Weibes so ausführlich als nur möglich gestaltet, so liegt der Grund hierfür in der Tatsache, daß ich im Verlaufe meiner langjährigen Praxis immer wieder die Erfahrung machen konnte, daß die Frauenwelt hierüber so gar nichts weiß, so gar nichts wissen will. Und doch erscheint mir gerade die genaue Kenntnis des anatomischen Aufbaues und der normalen Lebensäußerungen als das Fundament, auf dem alles Weibliche im Weibe aufgebaut ist.

Meine Betrachtungen über die Prostitution sollen einen Einblick gewähren in jene Untiefen, in die das haltlose Weib zu sinken vermag; gehört dieses

Thema auch gewiß nicht mit zur Beantwortung unserer Frage: „Wie bist du, Weib?", so führt es uns doch tief in die Seelenvorgänge dieser Frauen ein.

Besonders in bezug auf diese Frage bin ich Herrn Regierungsrat Dr. Weinberger, Vorstand des Sittenamtes der Wiener Polizeidirektion, zu großem Danke verpflichtet, da er mir in liebenswürdigster Weise das statistische Material zur Verfügung stellte und mich in jedweder Weise freundlichst unterstützte.

Zu Dank verpflichtet bin ich ferner Herrn cand. rerum export. Rudolf Schefczik, der mir in treuer Mitarbeit die rechtzeitige Fertigstellung des Manuskriptes ermöglichte.

Möge dieses Buch den von mir gewollten Zweck erfüllen, möge es der weiten Welt sagen, wie das Weib wirklich ist, und möge ihm eine günstige Aufnahme von dieser Welt beschieden sein!

Wien, im Herbst 1923.

Dr. Bernhard A. Bauer

Zur zweiten Ausgabe

Die liebevolle Aufnahme, das begeisterte und gleichzeitig zu neuer Arbeit begeisternde Verständnis, das mein Buch bei Publikum und Presse fand, erleichterte mir die Aufgabe, dem Wunsche meines Verlages nachzukommen und in der verhältnismäßig kurzen Zeit von kaum einem halben Jahre eine neue Ausgabe vorzubereiten.

Und so stehe ich denn vor dem Moment, das mir so lieb gewordene Kind meiner Arbeit neuerlich auf die weite dornenvolle Reise in Gottes schöne Welt zu entsenden.

Möge es auch diesmal die Liebe und Gunst meiner Leser beschirmen und begleiten!

Wien, im Mai 1924.

Dr. Bernhard A. Bauer

Zur dritten Ausgabe

Ganz unerwartet trifft mich das Ersuchen meines Verlages, neuerlich ein Vorwort für eine Neuausgabe dieses meines Werkes zu schreiben. Würde es nicht allzu banal erscheinen, so müßte ich diese Gelegenheit benützen, um meiner Freude darüber Ausdruck zu verleihen, daß mein Buch so rasch den Weg zu seinen Lesern findet, aber auch darüber, daß diese Tatsache für mich

den schlagenden Beweis liefert, wie nötig es gewesen sei, endlich unumwunden all das zu sagen, was die Wissenschaft heute über das große Rätsel „Weib" weiß.

Wien, im November 1924.

Dr. Bernhard A. Bauer

Zur fünften Ausgabe

Mißliche Verhältnisse, welche durchaus nicht in dem Wesen dieses Werkes oder in der Gesinnung und Art des lesenden Publikums gelegen sind, waren schuldtragend, daß seit dem Erscheinen der letzten Ausgabe ein Zeitraum von drei Jahren vergehen konnte.

Eine lange Spanne Zeit, die nicht müßig und nutzlos verstreichen sollte! Bot sie mir doch Gelegenheit, das Buch völlig umzuarbeiten, zu erweitern und den nicht unerheblichen neuen Forschungen der Wissenschaft anzupassen.

So liegt denn nun ein fast neues, auch in seiner Form geändertes Manuskript vor mir, das ich, dem Zuge der Zeit Rechnung tragend, durch zahlreiche erklärende Strichzeichnungen – namentlich in dem Kapitel über den Körper des Weibes – dem Verständnis des Lesers näherzubringen und durch eine reichliche Anzahl sorgsam gewählter Illustrationen und Bildbeilagen dem Geschmacke des Publikums entsprechender zu gestalten mich bemühte.

Unter dem Titel: „Weib, bleibe jung und schön!" habe ich dem Werke als Anhang in ausführlicher, aber wie ich dennoch glaube, kurzweiliger Form all jene hygienischen Winke beigegeben, welche den modernsten Ansichten der medizinischen Wissenschaft entsprechend das Weib vor Krankheit und vorzeitigem Alter zu bewahren vermögen. Gleichsam ein kurzgefaßtes Lehrbuch der Hygiene, das kein einziges seelisches oder körperliches Ereignis des so wechselreichen weiblichen Lebens unberücksichtigt läßt.

Das sichere Bewußtsein, nunmehr mein Buch einem Verlage übergeben zu haben, dessen ideelle Bestrebungen sich mit meiner Lebensaufgabe decken und dahin gehen, das Licht der Wahrheit und den Segen der Bildung in die Welt zu bringen, läßt mich hoffen, des Wohlwollens meiner geneigten Leser teilhaftig zu werden.

Wien, im April 1928.

Dr. Bernhard A. Bauer

Inhalt

Seite

Vorwort VII

Wie bist du, Weib?. 1

Der Körper des Weibes und seine Funktionen

Das Mysterium der Zeugung 3

Die Geschlechtsorgane des Weibes. 10

Innere Geschlechtsorgane
Eibildung (Ovulation)
Periode (Menstruation)
Die Wanderung des Eies
Die äußeren Geschlechtsorgane

Die Geschlechtsorgane des Mannes 20

Innere Geschlechtsorgane
Hoden – Samenbläschen – Vorsteherdrüse
Erektion und Schwellkörper
Bildung und Wesen der Samenfäden
Ejakulation
Der Befruchtungsvorgang

Die Differenzierung der Geschlechter 25

Uranlage der Keimdrüse im Embryo
Bildung der weiblichen oder männlichen Geschlechtsorgane
Angeborene Frühreife

Willkürliche Geschlechtsbestimmung 29

Künstliche Zuchtwahl
Aberglaube und Geschlechtsbestimmung
Vorschriften für den Beischlaf
Das „Versehen" der schwangeren Frau

Das weibliche Kind. 36

Das erste Lebensjahr
Gewicht und Länge des neugeborenen Mädchens
Die „Hexenmilch"

Die asexuelle Periode
Das bigenerelle Alter
Die eingeschlechtlich-weibliche Periode
An der Grenze der Reife

Die Entwicklungsjahre des Mädchens 46

Das reifende Mädchen
Veränderungen des Körpers
Entwicklung der Brustdrüsen und des Busens
Schamhaare
Die Schönheit des Busens
Völkerkunde und Busen
Das Mieder
Busenpflege

Die erste Periode (Menstruation). 65

Funktion der Eierstöcke
Das Wesen der Menstruation
Tierische Brunst und Menstruation
Die Menstruation in der Völkerkunde
Klima und Menstruation

Das vollentwickelte Weib 84

Die Jungfrau
Jungfernschaft und Jungfernhäutchen
Die Entjungferung
Die Befruchtung
Das befruchtete Ei
Frühsymptome der Schwangerschaft
Mutterkuchen und Nabelschnur
Die Schwangerschaft
Die ersten Kindesbewegungen
Die zweite Hälfte der Schwangerschaft

Schwangerschaft und Aberglaube 99

Schwangerschaftsdiagnose
Die Stellung der schwangeren Frau in der Völkerkunde

Die Geburt 104

Ursachen der Geburt
Wehen und Wehentätigkeit
Dauer der Geburt
Die einzelnen Phasen des Geburtsaktes

Die Nachgeburtsperiode 114

Die Nachgeburt
Zwillingsgeburten

Seite

Das Wochenbett 120

Rückbildung der Gebärmutter
Wochenfluß
Dauer des Wochenbettes

Die Zeit der Mutterschaft 125

Veränderungen der Brüste
Rückbildungsvorgänge des Körpers
Das „Absetzen" des Kindes
Blütejahre des Weibes

Das verblühende Weib 128

Wechseljahre
Aufhören der Menstruation
Rückbildung der inneren Geschlechtsorgane
Ausfallserscheinungen
Übergang in das Greisenalter
Das Weib als Greisin

Die Seele des Weibes und ihre Funktionen

Allgemeine Betrachtungen über Psychologie 133

Die Seele des Menschen
Die Seele des Weibes
Schopenhauer, Moebius, Weininger
Gehirnmasse und Seelenleben
Körperfunktionen und Seelenleben
Das Weib im Weibe

Seelenleben des weiblichen Kindes 140

Die primäre Eitelkeit
Spiele des Mädchens
Die Puppe
Die ersten Schuljahre
Die „schlimmen Buben"
Die „beste" Freundin
Nachahmungstrieb
Klatschsucht

Psychologie der Entwicklungsjahre 146

Koketterie und übertriebene Gefallsucht
Seelenleben zur Zeit der ersten Menstruation
Erziehungsfehler und Seelenleben
Die richtige und die falsche Aufklärung
Die erste Lüge
Die erste „Liebe"
Putzsucht

Seite

Backfischjahre 151

Backfisch und Mode
Beziehungssucht zum männlichen Geschlecht
Die erste „Eroberung“
Der erste Kuß
Das erste Kränzchen
Erwachender Ernst

Das reife junge Mädchen 154

Ahnen des künftigen Mutterberufes
Berufswahl
Die Emanzipationsfrage
Weib und Beruf
Erwachende Erotik
Lehr- und Lernbegierde
Schamhaftigkeit und Keuschheit

Das heiratsfähige Mädchen 164

Das Geheimnis der Liebe
Unterdrückte Sexualität
Liebe und Egoismus
Die Brautzeit
Angst und Neugierde
Die Entjungferung
Seelische und körperliche Jungfräulichkeit
Die Halbjungfrau

Das junge Weib 170

Flitterwochen
Die „weisen“ Lehren der Mutter
Anpassungsvermögen und Nachgiebigkeit
Einfluß des Mannes
Harmonie und Liebesglück
Die erste Schwangerschaft
Überempfindlichkeit
Angst und freudiges Erwarten
Seelenvorgänge während der Geburt

Das Weib als Mutter und Gattin 176

Selbstvergessen und Selbstverleugnung
Mutterliebe
Das Kind als Unterpfand der Liebe
Der Blick nach aufwärts
Die Frau als treibende Kraft des Lebens

Blüte- und Wechseljahre 182

Egoismus und Liebessehnen
Jagd nach dem Glücke der Anerkennung

Wolzogens „Drittes Geschlecht“
Furcht vor dem Alter
Übertriebene Putzsucht
Wechseljahre
Das gefährliche Alter
Sucht nach Verschönerung
Beginnende Scheelsucht

Das Greisenalter 186

Die alte Jungfer
Tragik der Entsagung
Liebe zu Tieren
Die Greisin
Streitsucht und Hang zur Lüge
Egoismus
Die Schwiegermutter
Großmütterchen

Das Sexualleben des Weibes

Die Sexualwissenschaft. 193

Kirche und Sexualwissenschaft
Moraltheologie und Beichte
Der Sexualcharakter des Menschen
Der Sexualinstinkt des Tieres
Der „perverse“ Mensch
Frühreife und Frühonanie
Frühreife bei Naturvölkern

Schamgefühl und Schamhaftigkeit. 202

Analyse des Schamgefühls
Schamhaftigkeit der Naturvölker
Das relative Schamgefühl
Schamlosigkeit
Schamhaftigkeit und Furcht
Stadt und Land

Die Keuschheit 213

Analyse des Keuschheitsbegriffes
Keuschheit und Religion
Keuschheit der Naturvölker
Christentum und Keuschheit
Das Zölibat

Der Geschlechtstrieb. 219

Der primäre Geschlechtstrieb
Pubertät und Geschlechtstrieb

Seite

Tumeszenz und Detumeszenz
Das Wollustgefühl
Der Kontrektationstrieb
Physiologie des Geschlechtstriebes
Der Beischlaf

Sexualität des Weibes 229

Libido sexualis
Sexualität und Menstruation
Klima und Sexualität
Jahreszeit und Sexualität
Der Geschlechtssinn
Geschlechtssinn und Geschlechtsdrüsen
Auto-Erotismus
Die Onanie
Auswüchse der Onanie
Schädlichkeit der Onanie
Onanie und Völkerkunde
Die „unbefriedigte" Frau

Sexualität und Liebe. 242

Frühlingserwachen
Die „erste" Liebe
Schwärmerei und Enthusiasmus
Der erste Flirt
„Er"
Die platonische Liebe
Die Werbung
Liebe im Tierreich
Liebe bei den Naturvölkern

Die Sexualgemeinschaft 253

Sexualität und Jungfernschaft
Die Entjungferung
Die Halbjungfrau
Der Keuschheitsgürtel
Jungfräulichkeit bei den Naturvölkern
Revirgination

Sexualität und Ehe. 259

Die Passivität der Frau
Sexualempfinden in der Ehe
Reiz der Gefahr
Die geschlechtskalte Frau
Sexualität und Schwangerschaft
Sexualleben und Hysterie
Die alte Jungfer
Eheglück und Sexualität

Die Flitterwochen
Liebesrausch und Libido
Die Gattin als Geliebte des Gatten
Die vernachlässigte Frau
Das Weib als Kupplerin

Sexualleben der verblühenden Frau 270

Die Wechseljahre
Das gefährliche Alter
Erlöschen des Geschlechtstriebes
Impotenz des Mannes
Geschlechtstrieb und Gesundheit

Die Erotik des Weibes

Sexualität und Erotik 279

Der Geschlechtstrieb als Naturtrieb
Differenzierung der Begriffe Sexualität und Erotik
Erotik und Erotisierung
Die Sinnesorgane als Hilfstruppen der Erotik

Der Tastsinn 282

Die erogenen Zonen
Betätigung des Tastsinnes
Das Streicheln
Das Liebkosen
Der Kuß
Die verschiedenen Arten des Kusses
Kuß und Wollust

Der Geruchsinn. 290

Differenzierung der Düfte
Eigenduft des menschlichen Körpers
Der Duft des Weibes
Der Duft des Mannes
Das Salben des Körpers im Altertum
Kosmetik im Dienste der Erotik
Duft und Liebeszauber
Volksaberglaube
Geruch und Geschmack
„Liebeszauber"

Der Gehörsinn 301

Akustische Lockmittel im Tierreiche
Die Sprache der Tiere
Der Klirrschmuck der wilden Völker
Klirrschmuck und menschliche Kultur

Seite

Säbelrasseln und Sporenklirren
Sprache und Erotik
Liebesgeflüster
Gesang und Erotik
Musik und Erotik

Das Auge 309

Das Auge als wichtigstes Sinnesorgan
Schönheit und Schönheitsideal
Der Dimorphismus
Schönheit und Kultur

Mode und Erotik 316

Die Kleidung
Die Mode des Schminkens
Reiz des teilweise verhüllten Körpers
Das Dekolleté
Exhibition
Erotisierende Wirkung der Farben
Schmuck und Erotik

Die Erotik der Körperbewegungen 324

Die Grazie des Weibes
Der Tanz
Tanz und Erotik
Der Tanz der Salome
Einzeltänze und Reigentänze
Die kombinierte Erotik des Tanzes
Sport und Erotik

Die gesuchte Erotik 332

Die schaffende Kunst im Dienste der Erotik
Das obszöne Bild
Das geschriebene Wort
Die Zote
Theater und Erotik
Das Weib als Dienerin der Erotik

Kultur und Erotik 340

Stadt und Land
Erotik der Naturvölker
Die „Lehre vom Beischlaf"
Erotik des Altertums
Erotik der modernen Frau
Frauenemanzipation und Erotik

Seite

Das Menschenpaar 353
Das Weib als Einzelindividuum
Die Aktivität des Weibes
Das Ziel des Lebens

Die Geschlechtsgemeinschaft 355
Die Promiskuitätsehe
Die Gruppenehe
Die Raubehe
Das Weib als Raubgut und Lustobjekt
Die Kaufehe
Kaufpreis und Mitgift

Monogamie und Ehe 371
Der Begriff der Monogamie
Polygamie und Polyandrie
Der polygam veranlagte Mann
Die Vernunftehe
Die morganatische Ehe
Die Liebesehe
Probeheirat

Die moderne Ehe 382
Die Heiratsvermittlung
Das Zeitungsinserat
Stellung der Frau in der Ehe
Die Frau als Geliebte
Liebe und Ehe
Schamgefühl und Ehe
Freundschaft und Ehe
Die unglückliche Ehe

Das Eherecht 395
Religion und Ehe
Nationalität und Ehe
Exogamie und Endogamie
Ehegesetze
Inzucht
Ehescheidung
Die katholische Religion und die Ehe
Zwangsehe

Freie Ehegemeinschaft 404
Die unglückliche, unlösbare Ehe
Konkubinat
Die uneheliche Mutter
Die freie Liebe

Seite

Menschenschicksal und Ehe 410

Ehe und Sexualität
Freundschaft als Ersatz der Liebe
Die Witwe
Die lustige Witwe
Witwenverbrennung in Indien

Freiheit und Ehe 420

Frauenemanzipation und Ehe
Das Weib als Lustobjekt des Mannes
Der Mann als Liebesobjekt des Weibes
Die unbefriedigte Frau
Das unersättliche Weib
Das hemmungslose Weib

Die Prostitution

Geschichte der Prostitution 431

Definition des Prostitutionsbegriffes
Die Tempelprostitution
Die heilige Prostitution
Tempelprostitution und Christentum
Die Prostitution im klassischen Altertum
Die Prostitution im Mittelalter
Die Prostitution der Neuzeit
Prostitution in Japan
Yoshiwara
Prostitution der Naturvölker

Die Prostitution der Gegenwart 447

Die gewerbliche „öffentliche" Prostitution
Reglementierung
Das Bordell
Leben und Treiben im Bordell
Die freie Dirne
Die sanitäre Kontrolle
Der Abolitionismus

Ursachen der Prostitution 455

Der Mann und die Prostitution
Kinderjahre
Materielle Not
Arbeitsscheu
Putz- und Vergnügungssucht
Das böse Beispiel
Das uneheliche Kind
Das „gefallene" Mädchen

Seite

Psychologie der Dirne 566

Allgemeine Charakteristik
Schlechte Eigenschaften
Gute Eigenschaften
Liebe zum Kind
Liebe zu den Eltern
Korpsgeist

Die Dirne. 472

Die Vorstadtdirne
Die feine Dirne
Der Strich
Sexualleben der Dirne
Dirnenwesen der Hauptstädte
Der „Zuhälter"

Die geheime Prostitution 477

Frauenberufe und geheime Prostitution
Die Tänzerin
Die Kellnerin
Die Künstlerin
Die Mätresse
Die „Freundin"
Das „Verhältnis"
Konkubinat
Geheime Prostitution als Quelle der Geschlechtskrankheiten

Der Kampf gegen die geheime Prostitution . 490

Polizeiliche Maßnahmen
Fürsorgebestrebungen
Kampf gegen die Geschlechtskrankheiten
Statistische Daten
Moral und Prostitution
Das Weib im Kampfe gegen die Prostitution

Weib, bleibe jung und schön!

Hygienische Winke für das Leben der Frau

Frühe Jugendjahre. 505

Seelenhygiene
„Wie sage ich es meinem Kinde?"
Das Märchen vom Storch
Körperliche Hygiene des Kindes
Nacktkultur
Reinlichkeit

Seite

Das reifende Mädchen 512

Die erste Periode
Seelische Vorbereitung
Körperliche Schmerzen
Modewahn der künstlichen Abmagerung
Pflege des Busens
Sport und Körperbildung
Pflege des Teints

Das reife Mädchen 522

Geschlechtsreife und Onanie
Schutzmaßnahmen gegen diese
Eugenik der Mädchenseele
Vorbereitung zur Ehe
Ärztliche Eheberatung
Der Ehekonsens
Wesen und Gefahren der Geschlechtskrankheiten
Hygiene der Brautzeit
Hygiene der Brautnacht
Die Hochzeitsreise

In der Ehe 546

Geschlechtskälte und Sinnlichkeit
Die Verhütung der Schwangerschaft
Chemisch und mechanisch wirkende Mittel
Die Methode der operativen Unfruchtbarmachung
Hygiene des Geschlechtsverkehres
Die unfruchtbare Ehe

Die werdende Mutter 562

Seelenkämpfe im Beginne der Schwangerschaft
Die ersten Schwangerschaftszeichen
Seelische Erziehung der schwangeren Frau
Schwangerschaftsdiät

Zur Mutter geworden 576

Die Angst vor der Geburt
Betrachtungen über das Wochenbettfieber
Antisepsis und Desinfektionslehre
Hygienische Vorbereitungen der Geburt
Hygiene der Geburt

Im Wochenbette 588

Gefahren der Spätinfektion
Rückbildungsvorgänge des Körpers
Körperpflege
Brustpflege
Der Wochenbettbesuch

Diätetische Vorschriften
Dauer des Wochenbettes
Das erste Aufstehen

Die Frau als Amme 600

Das erste „Anlegen" des Säuglings
Brustpflege
Das Stillgeschäft
Reinlichkeit und Regelmäßigkeit
Stillpausen
Das „Absetzen" des Kindes
Für und wider das Stillen!

Jahre der Reife und des Wechsels 610

Körperliche Schönheit
Schminke und Schönheitsideal
Die schlanke Linie
Körpersport
Wechsel und Ausfallserscheinungen
Verhütung körperlicher Schäden
Seelische Jugend und körperliches Alter

Greisenalter und Verjüngung 622

Krankheiten des Greisenalters
Die körperliche Verjüngung und ihre Methoden
Von Steinach bis Voronoff
Seelische Verjüngung

Literatur-Verzeichnis 633

Abbildungs-Verzeichnis 637

Wie bist du, Weib?

„Wenn man über das Weib schreibt, muß man seine Feder in die Farben des Regenbogens tauchen und den Staub von Schmetterlingsflügeln auf die Zeilen streuen; . . . jedesmal, wenn man nur die Hand bewegt, müssen Perlen herausfallen."

Diderot: „Sur les femmes".

Welch große, geheimnisvolle Frage!

Wie und was bist du, du großes Rätsel des Lebens, du Sphinx, du seltsam verhülltes, dämonisches Geschöpf? Du, die du uns geboren, unsere Jugend gehütet, die du uns als Kinder geherzt und geküßt, als Jünglinge begeistert, als Männer entzückt und berauscht hast – wer bist du, Frau? Die du Kriege entfachen, Könige vom Throne stürzen, arme Menschen reich und reiche wieder bettelarm machen kannst – wer, was und wie bist du? . . . Kannst du ergründet, kannst du enthüllt werden, du überirdisch-mächtig Wesen? Kann all das mystische Dunkel, das in dir und um dich webt, ergründet werden?

Du hehrstes Wunder, du Sonne des Daseins, gib Antwort! – – –

Fast scheint es, als wären all diese Fragen zu tief, zu heilig, als daß es eine Antwort gäbe! Fast klingen sie wie ein einziger, lauter Klageruf, wie ein einzig schmerzliches Stöhnen der Menschheit ob der Ohnmacht, sie zu lösen!

Und doch! Es gibt eine Lösung; sie ist zu finden, kann gefunden werden!

Doch nicht der Philosoph mit seinen tausend Thesen und Antithesen, nicht der Dichter mit seinen schönen Reimen, nicht der theoretisch denkende und forschende Ethnologe kann sie finden, auch nicht – das Weib selbst! Einzig und allein der Arzt, der in rastlos jahrelangem Streben Körper und Seele der Menschen erforscht, der Frauenarzt, vor dem das Weib ohne Schminke, ohne Verstellung, ohne Tand und Flitterwerk sich so zeigt, sich so zeigen muß, wie es wirklich ist; das Weib in seinem Werden und Vergehen, in dem großen Rätsel seiner Seele, seiner Liebe, seines Empfindens und Empfangens, seines Gewährens und Genießens!

Frauenkörper, Frauenseele, ich durfte dich studieren, erkennen, ich versuchte es, dich zu ergründen! Arm und reich, hoch und niedrig, glücklich und

elend sah ich das Weib, das Weib jeglicher Art, jeglicher Nation, jeglichen Alters! Wie verschieden bei oberflächlicher Betrachtung, wie ähnlich und gleichartig bei tieferer Kenntnis all der vielen großen und kleinen Dinge, die eben das Weib und nur das Weib charakterisieren! – – –

Weib, du bist schön, du bist groß! All die vielen Fehler, die dir von Hassern und Neidern angedichtet werden, deren einige du ja gewiß von Eva her ererbt haben magst, wie klein, wie nichtig sind sie doch! Du aber sollst sie kennen, mußt sie kennenlernen! Du als Grundelement alles menschlichen Lebens und Seins, als Fundament jeglicher Kultur, du mußt wissen, was und wie du bist! Du, die du Zeit für Tanz, Musik, Gesang, Gesellschaft und Mode findest, halt ein wenig ein in dem wilden Jagen nach Genuß, in dem noch wilderen Hasten nach Erfolgen jeglicher Art und weihe nur einen Augenblick der Muße und Ruhe – dir selbst, der Erkenntnis deines eigenen Ich!

Erkenne dich selbst, du Rätsel der Schöpfung, und du wirst nicht mehr verkannt werden!

Ich aber will dir hilfreich zur Seite stehen! Ich will dir sagen, wie dein Körper, wie deine Seele, wie dein Empfinden ist – unverblümt und überzeugt von dem Werte voller Wahrheit. – – –

„Wie bist du, Weib?"

Ich, der so tief in deine Seele blicken, der ich mich im hehren Glanze deines Wesens sonnen durfte – ich weiß die Antwort und gebe sie dir und allen, allen Menschen preis! Allen, mögen sie dich nun lieben oder hassen!

Der Körper des Weibes und seine Funktionen

Das Mysterium der Zeugung.

Nur die ganz genaue Kenntnis des weiblichen Körpers, seiner Anatomie und seiner Lebensäußerungen kann uns die Grundlage für das Studium und für die richtige Beurteilung seines anscheinend so komplizierten Wesens liefern; fernab von jeglicher Schönfärberei, mit dem nüchternen Blicke des Forschers betrachtet, fördert diese Kenntnis an sich eine ganze Unmenge von Einzelheiten zutage, die nicht erst im Laufe des Lebens erworben sein können, die vielmehr schon in der Uranlage, in der Urzelle, im menschlichen Ei vorgebildet, vorbereitet, von der allmächtigen Natur vorgesehen sein müssen.

Und von diesem Ei aus, „ab ovo" wie der Lateiner sagt, wollen auch wir beginnen; nicht von dem Entstehen dieses Eies im voll entwickelten Eierstock des Weibes – davon kann erst später die Rede sein –, sondern von dem Ei, wie es uns bei dem geheimnisvollen Vorgang der Zeugung entgegentritt.

Das Mysterium der Zeugung hat bis in die graueste Vorzeit hinein in der Völkerkunde die verschiedenartigsten Deutungen gefunden; der Vorgang derselben erschien viel zu wunderbar, viel zu hochstehend, als daß man an eine Lösung dieser Frage auch bloß nur zu denken sich getraut hätte. Das Wirken überirdischer Mächte, ob sie nun „Götter", „Dämonen" oder andere geheimnisvolle Wesen genannt worden waren, blieb letzten Endes immer und immer wieder die Zufluchtsstätte, um diesen wunderbaren Vorgang erklären zu können. Solcher Erklärungen finden wir eine fast riesenhafte Anzahl immer und überall!

Susrata, ein altindischer Arzt, dem das älteste indische Werk: „Ayur-Vedas" oder „Buch der Lebenskunde" zugeschrieben wird, ein Werk, das die Gelehrten auf die Jahre 1000–1400 vor Christi Geburt zurückdatieren, hat es selbstverständlich auch unternommen, eine Erklärung des Aktes der Zeugung zu finden; vielleicht eine der interessantesten! Nach ihm soll sich während des Beischlafes der „Vayu", das heißt die im menschlichen Körper vorhandene Luft und die im Körper vorhandene Energie vorerst mit dem männlichen Samen verbinden und bei ihrem Eindringen in die weiblichen Geschlechtsteile eine Mischung dieser männlichen Produkte mit dem „monat-

lichen Geblüte“ des Weibes stattfinden; nach dieser Mischung gelangt der stets im Entstehen begriffene Embryo unter Mitwirkung des Gottes des Feuers und der Göttin des Mondes in die Gebärmutter, wohin auch gleichzeitig die Seele des nunmehr erst befruchteten Eies, ausgestattet mit göttlichen und dämonischen Eigenschaften, gelangt. (Nach Vullers.) Wir sehen hier, daß also schon der älteste Forscher auf eine Mischung zwischen männlichen und weiblichen Elementen hinweist, wobei die unstreitbar größere Rolle unbedingt dem Manne zugeschrieben wird, da von ihm Seele und Lebenskraft abgeleitet werden. Das erwähnte „monatliche Geblüt“ spielt hierbei eine untergeordnete Rolle. Es stellt gleichsam bloß eine vom Weibe aus zu liefernde Materie dar, in die irgendwo eingebettet die Keimanlage des Menschen vermutet erscheint. Die wahre Zeugung aber wird, soweit es sich um die Ausstattung dieser „Lebensanlage“ mit Seele und Leben handelt, „Gottheiten“ überantwortet.

Ähnliche Ansichten finden wir auch in den wissenschaftlichen Betrachtungen des Talmud verzeichnet. Wenn wir berücksichtigen, daß die alten Talmudisten gleichzeitig zwei Rollen spielten, welche beide auf das damals in geistiger Beziehung gewiß überaus tiefstehende Volk den allergrößten Eindruck machen mußten: die Rolle des Arztes und die Rolle des Priesters, so erscheint es uns fast als eine Selbstverständlichkeit, daß diese weisen Männer sich auch mit der Frage der Befruchtung auf das intensivste beschäftigen mußten und solange beschäftigten, bis sie eine ihnen angenehme und dem Volke verständlich scheinende Lösung gefunden hatten. Daß in dieser Lösung der Frage auch wieder ein überirdisches Wesen, in diesem Falle der „einig einzige Gott“, eine Rolle zu spielen habe, ist mehr als klar! Die Talmudisten ließen den Embryo aus zwei verschiedenartigen Bestandteilen entstehen, deren einer vom Manne, der andere vom Weibe aus geliefert werden mußte. Aus dem „weißen Samen“ des Mannes ließen sie die Knochen, die Sehnen, die weiße Hornhaut des Auges, das weiße Gehirn entstehen, während sie die anderen Bestandteile des Körpers, wie beispielsweise die Haut, die Muskulatur, die gefärbten Bestandteile des Auges, das Haar und die Fingernägel aus dem „roten Samen“ des Weibes hervorgegangen wissen wollten. Soll und kann dieser „rote Samen“ was anderes sein als das mit der Periode abgehende Blut des Weibes?

Zwischen diese beiden sich mischenden Elemente des Mannes und der Frau mußte wieder erst Gott als bindendes und vermittelndes Prinzip hinzutreten, um dem ganzen Gemisch Seele und Leben einzuhauchen. Wie und wann dies

geschieht, konnten die Talmudisten trotz des tiefstgehenden Studiums niemals ergründen. Wenn wir den ernsten Glauben des alten jüdischen Volkes in Berücksichtigung ziehen, muß uns klar werden, daß diese von den Talmudisten aufgestellte Erklärung wie ein Dogma erschien, an das zu rühren, über das nachzudenken das Volk wohl kaum jemals gewagt hätte!

Der berühmte griechische Arzt Hippokrates von Kos, der „Vater der Heilkunde", dessen Leben in die Jahre 460–359 vor Christi Geburt fällt, bespricht in seinen medizinischen Betrachtungen: „Über die Natur des Menschen" auch ausführlich die Frage der Zeugung. Er steht aber schon auf dem Standpunkte, daß von seiten des Weibes ein Produkt geliefert werden müsse, welches die Uranlage des menschlichen Körpers bildet. Er ist zu der Überzeugung gelangt, daß die Befruchtung mit dem von Susrata genannten „monatlichen Geblüt" letzten Endes nichts zu tun habe, da er bereits die Beobachtung gemacht hat, daß Frauen einerseits trotz der regelmäßigen Periode nicht schwanger werden, daß andererseits bei eingetretener Befruchtung die Periode ausbleibe. Nach seiner Anschauung kommt die Befruchtung dadurch zustande, daß sich männliche und weibliche Samen in der Gebärmutter vermischen und erst nach und nach, durch ein längeres Verweilen daselbst, die Uranlage zum werdenden Embryo bilden. Das Ausbleiben der Periode erklärt er damit, daß sich die früher allmonatlich abgegangenen Blutmengen nunmehr ununterbrochen in die Gebärmutter ergießen, dort zu Fleisch umwandeln, wodurch erst das Wachstum des Embryos möglich werde. Wenn auch diese Ansicht des Hippokrates in bezug auf Vermischung der beiden Keime nahezu dem heutigen Standpunkt zu entsprechen scheint, ist die Erklärung des Aufbaues des Embryos durch das Blut der allmonatlichen Periode und die auf dieser Annahme aufgebaute Klärung der Frage über das Ausbleiben der Periode absolut falsch; wir werden gerade diese Frage des späteren noch genauer zu besprechen haben!

Professor Wilhelm His hat eine grundlegende Arbeit über die verschiedensten Theorien der Zeugung des Menschen geschaffen; er berichtet uns in dieser sowohl die verschiedenen Ansichten der ältesten Völkerschaften über diese Frage als auch die Deutung der bei den meisten dieser Ansichten immer wieder zutage tretenden religiösen Momente. Diese entsprechen bei den sogenannten rohen Völkerschaften dem Niveau ihres Bildungsgrades. Wir finden daher immer wieder überirdische Wesen im Spiele, die bald die Gestalt heller Sonnengötter, bald die Gestalt und das Wesen diabolischer Gottheiten und böser Dämonen annehmen.

Die Griechen stehen entsprechend ihrer gewiß weit überragenden kulturellen Höhe turmhoch über solch naiven Auffassungen; ihre Philosophen, die größten Denker und wieder auch die größten Ärzte ihrer Zeit, ahnen irgendein Wunder in diesem herrlichsten aller Naturakte; sie sind jedoch vorsichtig genug, die treibende Kraft dieses Wunders nicht auf Götter zu übertragen, sondern dieses Wunder in ein anderes Wunderwerk, in das des Weibes selbst, zu verlegen. Aristoteles stand den Ansichten des Hippokrates absolut diametral gegenüber. Nach ihm gab der Mann den „Stoff" – gleichbedeutend mit dem männlichen Samen – einzig und allein zum Zwecke der „Bewegung"; darunter ist wohl nichts anderes zu verstehen, als daß erst durch den männlichen Samen der auch von dem weiblichen Wesen gelieferte „Stoff" – die Eizelle – zur Entwicklung gelangen könne, daß erst durch die Elemente des Mannes die bisher „ruhenden" Eizellen aus ihrem Ruhezustand zum Leben, zur Entwicklung veranlaßt würden! Er sieht in der monatlichen Periode des Weibes durchaus nicht die aufbauende Substanz, die Hippokrates in seiner Theorie als Impuls des Wachstums annimmt, sondern er weiß bereits die Periode des Weibes ähnlich zu deuten wie die anläßlich der Brunstzeit bei manchen Tieren beobachteten Schleim- und Blutabgänge. Über das Wesen der Eibildung als solche finden wir in seinen Werken eigentlich so gut wie gar nichts. Immerhin jedoch ist seine Theorie deshalb von solcher Wichtigkeit, weil er, wohl als einer der ersten, das bei der Periode abgehende Blut richtig bloß als ein Zeichen weiblicher Reife hinstellte.

Einen großen Schritt weiter gehen die Chinesen, und zwar dadurch, daß von ihnen bereits der Eierstöcke Erwähnung getan wird, wiewohl sie eine richtige Bewertung derselben in der großen Frage der Zeugung und Befruchtung absolut noch nicht ermessen können. Immerhin ist das, was wir in altchinesischen Werken darüber lesen, geradezu verblüffend und imponierend, wenn wir bedenken, daß das wichtigste Hilfsmittel der modernen Wissenschaft, das Mikroskop, noch nicht zur Verfügung stand. Sie sprechen in einwandfreier Weise von einer Verbindung zweier verschiedenartiger, vom männlichen und weiblichen Körper automatisch erzeugter Grundelemente, deren jedes für sich allein absolut nutzlos sei, die aber miteinander verbunden die Basis zu einem neuen Leben, zu einem neuen Geschöpf bilden! Diese Ansicht, die doch ausschließlich nur auf Hypothesen beruhen konnte, nähert sich, abgesehen von selbstverständlichen Fehlerquellen, so ziemlich unseren Anschauungen, wiewohl sie Tausende von Jahren zurückliegt. Der männliche Samen, „tsin" genannt, dringt in das Behältnis der Kinder – „tse-kong" – ein

und trifft daselbst mit den Keimen zusammen, welche als kleinste Bläschen beschrieben werden. Durch Berührung eines dieser Bläschen mit dem „tsin" geht die Befruchtung vor sich, und dann erst beginnt die Entwicklung des so geschaffenen neuen Wesens. „Tsin" ist also schon bei den Chinesen gleichbedeutend mit dem männlichen Samen, wenn gleich sie die Samenfäden, die Urelemente desselben, natürlich noch nicht kennen; unter „tse-kong", dem „Behältnis der Kinder", könnte ebensogut die Gebärmutter als auch der Eierstock gemeint sein. Doch dürfte wohl das letztere stimmen, da ja von Bläschen gesprochen wird, welche unleugbar nichts anderen sein können als die im Eierstock gebildeten menschlichen Eier. Wie wir an einer späteren Stelle auseinandersetzen werden, liegt in dieser Auffassung über das menschliche Ei ein Fehler vor, da diese Bläschen – wohl tatsächlich am Eierstock nachweisbar – keineswegs mit den menschlichen Eiern selbst identisch sind. Das Wesentliche der chinesischen Deutung der Zeugungsvorgänge liegt aber darin, daß in ihr des Periodenblutes keinerlei Erwähnung gemacht wird, daß sie somit schon ganz genau wußte, daß dieses mit der Zeugung absolut nichts, gar nichts zu tun habe, ebenso wie auch, daß es zum Aufbau des jungen Lebens nicht nötig sei. Die Chinesen ahnen das Vorhandense in der menschlichen Eier; sie ahnen, daß in ihnen allein eines der Grundelemente neuen Lebens liege, sie wissen aber bestimmt, daß erst eine Mischung oder Berührung derselben durch und mit dem männlichen Samen zur Befruchtung führen könne.

Es würde zu weit führen, wollte ich noch einige der uns bekannten Theorien über die Zeugung, wie sie die alten und ältesten Völker aufstellten, eingehender erörtern. Erwähnt sei bloß noch, daß der so berühmte römische Arzt Galenus eine eigene Abhandlung „De semine", zu deutsch: „Über den Samen" schrieb. His äußert sich über diese Arbeit wie folgt: „Das Durchlesen seiner Abhandlung hinterläßt trotz mancher vortrefflicher Beobachtungen und Bemerkungen den peinlichen Eindruck, den wir empfinden, wenn uns ein bedeutendes tatsächliches Material in gekünstelter Verknüpfung vorgeführt wird." Wir finden in diesem Werke alles eher denn auch nur den leisesten Versuch einer stichhaltigen Deutung unserer Frage. Die Naturvölker bauten all ihre Theorien auf den genauesten Beobachtungen der Tierwelt auf, brachten menschliches Leben in eine durch ihre Naivität oft humoristisch wirkende Gegenüberstellung zu dem der Haustiere und bildeten sich so mancherlei an das Sagenhafte grenzende Vorstellungen, die sich ohne viel Nachdenkens von Generation auf Generation vererbten; mit ihnen natürlich auch alles Falsche, alles Unaufgeklärte!

Ein merklicher Stillstand in der Frage über menschliches Werden und Entstehen läßt sich im Beginne und in der Blütezeit des Mittelalters nachweisen. Es hängt dies wohl mit dem Geiste jener Zeit zusammen, die im großen und ganzen einzig und allein unter dem Einfluß der katholischen Kirche stand. Alles, was sich mit undeutbaren oder der Kirche nicht genehmen Dingen befaßte, galt als dem Geiste der Religion zuwiderhandelnd, galt als ketzerisch. Der Scheiterhaufen regierte, und vor der Macht der Flammen mußte selbst der Drang so manches Gelehrten, das Dunkel dieser oder jener Frage zu enthüllen, restlos verstummen. Man hatte die Lehren der Griechen und Römer ohne Widerspruch übernommen, und da das Wirken Gottes gerade bei dieser Frage eine ganz eminente Rolle spielte, war man mit dem Überlieferten zufrieden und befaßte sich nicht eindringlicher mit diesem Thema. Zumindest durfte nichts darüber veröffentlicht werden. Es wäre ja Ketzertum, und mit ihm der unfehlbar erste Schritt zur Todesstrafe gewesen! Die Geschichte der Medizin gibt uns gerade in der Zeugungsfrage gar keine oder zumindest nur äußerst spärliche Berichte aus dieser Zeit; ob nicht doch auch das Fehlen des wichtigsten Hilfsmittels, des Mikroskops, eine große Rolle spielte, sei immerhin dahingestellt! Zauberer, Hexen und deren Künste standen auf der einen Seite, die Dogmen der Religion auf der anderen Seite im Mittelpunkte des Lebens; sie galten mehr als ernstes, wissenschaftliches Forschen!

Dem siebzehnten Jahrhundert sollte es vorbehalten sein, die größte Entdeckung zu machen. Im Jahre 1677, also hundert Jahre nach Entdeckung des Mikroskopes, wurden von dem holländischen Naturforscher Leeuwenhoek, oder richtiger gesagt, von einem seiner Schüler namens Ham, die im männlichen Samen vorhandenen Samenfäden entdeckt. Fast zu gleicher Zeit fand einer seiner Freunde, Graaf, bläschenartige Gebilde in und an den weiblichen Eierstöcken, die naturgemäß für die menschlichen Eierchen gehalten wurden. Zwei wichtige Entdeckungen, in denen man die Basis für die Lösung der Zeugungsfrage endlich gefunden zu haben glaubte; man warf all die früher aufgestellten Theorien von männlicher Samenflüssigkeit und von der Lieferung eines unbekannten Urproduktes von seiten des Weibes kurzerhand über den Haufen und stellte sich auf den Standpunkt, daß durch Verbindung der beiden eben neuentdeckten Gebilde, also der Samenfäden und der erwähnten Bläschen, der Mensch entstehe. Gleich als wäre erst jetzt die Klärung der Frage ins Rollen gekommen, jagte eine Entdeckung die andere, wurde eine eben erst aufgestellte Theorie durch eine nächste, in der Regel ganz entgegengesetzte, über den Haufen gerannt. Es gab die längste Zeit ein Für und Wider

von tausenden, durch immer neue, kleinere und größere, wichtige oder minder wichtige Entdeckungen aufgestellten Thesen.

Erst im Jahre 1768, also etwa 100 Jahre später, wies Spallanzani die Bewegungsfähigkeit der Samenfäden nach; wieder ein bedeutender Schritt nach vorwärts! Doch wieder sollte ein ganzes Jahrhundert vergehen, bis man wußte, daß eine Vermischung dieser sich bewegenden Samenfäden mit den Eiern nötig sei, daß zwecks Befruchtung das Eindringen der Samenfäden in das Ei unbedingt erfolgen müsse. Über den Irrtum des vorerwähnten Forschers Graaf, der die bläschenartigen Gebilde am Eierstock für die menschlichen Eier hielt, soll erst später gesprochen werden. Wir wollen hier bloß in der Schilderung der schrittweisen Entwicklung der Zeugungsfrage fortfahren und wollen einer epochalen Entdeckung gedenken, die im Jahre 1875 durch Professor Oskar Hertwig gemacht wurde. Dieser Gelehrte konnte, gestützt auf langjähriges Studium, endlich den Vorgang der Zeugung im Mikroskop unter der Kontrolle seines Auges vor sich gehen sehen, so deutlich, wie wir ihn heute ganz mühelos kinematographisch vorführen könnten. Allerdings betrafen seine Versuche vorerst nur die Lösung der schwebenden Frage im Tierreiche. Er benützte zu seinem Studium die Eier der Seeigel, die er durch die Samenfäden desselben Tieres willkürlich befruchten ließ, und zeigte hierbei die Verbindung dieser beiden, vom männlichen und weiblichen Individuum gelieferten „Urzellen", zeigte, wie der Samenfaden in das Ei eindringe, zeigte, wie durch Verschmelzung dieser beiden Teile – also eines väterlichen und mütterlichen Anteiles – ein neues Wesen zum Entstehen gebracht werde. Ist es selbstverständlich, daß durch diese Entdeckung ein ganz kolossaler Umschwung in der Zeugungstheorie vor sich ging, so ist ebenso selbstverständlich, daß man nun mit aller Macht auch alle schwebenden Fragen der menschlichen Zeugung zur Lösung zu bringen trachtete. Eine neue Entdeckung jagte die andere, und sehr bald war man so weit, zu wissen, wie und wann die feinsten und kleinsten Vorgänge der Befruchtung stattfänden. Alle Mystik schien gelöst; war auch gelöst! Heute wissen wir, daß ein einziger Samenfaden genüge, um das Ei zu befruchten, wir wissen heute, daß die Eier etwas ganz anderes sind als die Graafschen Bläschen, wir wissen, wie aus der Mischung dieser vom Körper unaufhaltsam und ungewollt erzeugten Urzellen neue Zellen der verschiedenartigsten Form und des verschiedenartigsten Zweckes entstehen; wir kennen alle Stadien der Entwicklung des menschlichen Embryos von der ersten Stunde der Zeugung bis zur Geburt.

Und doch – – – eines wissen wir noch immer nicht! Was ist das Leben,

woher kommt das Leben? Wie und woher kommt die große, die heilige Macht, welche dem Mischgebilde zweier verschiedener Urkeime Leben und Seele einhaucht, zweier Urkeime, die dank ihres Ursprunges aus väterlichen und mütterlichen Elementen späterhin ein ganzes langes Menschenleben hindurch auch väterliche und mütterliche, äußere und innere Merkmale in sich bewahren und aufweisen.

Und so sind wir denn an einen Punkt unserer Besprechungen gelangt, an dem wir nicht weiter können, ohne vorwegnehmend die wichtigsten anatomischen und physiologischen Betrachtungen über den Körper des voll entwickelten Weibes zu erörtern; gleichzeitig aber müssen wir auch die männlichen Geschlechts- und Zeugungsorgane betrachten, soweit sie zum Verständnis und zur Klärung der Befruchtungsfrage nötig sind!

Die Geschlechtsorgane des Weibes.

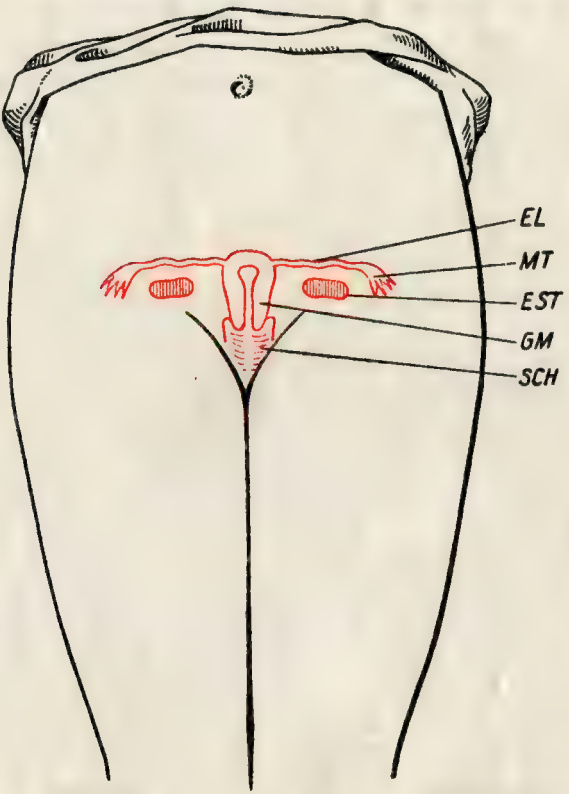
Innere Geschlechtsorgane – Eibildung (Ovulation) – Periode (Menstruation) Die Wanderung des Eies – Die äußeren Geschlechtsorgane.

Die Geschlechtsorgane der vollentwickelten Frau gliedern sich in zwei Gruppen, in die der inneren und der äußeren Organe. Bilden die ersteren gleichsam die Werkstätte der zur Zeugung, zur Entstehung und Entwicklung des Menschen nötigen Elemente, so sind die äußeren einzig und allein dazu vorhanden, um den Akt der Zeugung als solchen möglich zu machen, zu fördern und zu erleichtern.

Es dürfte zweckmäßig erscheinen, zunächst die inneren Anteile des weiblichen Geschlechtsapparates zu beschreiben. Sie bestehen aus der Gebärmutter, den beiden Eileitern und den beiden Eierstöcken, Teile, welche untereinander durch die verschiedensten Verbindungsstücke, durch Bindegewebe, Bänder und faltenartige Schleimhautpartien, verbunden sind.

Wenn wir zunächst die Gebärmutter betrachten, so stellt sie einen birnenförmigen, aus Muskulatur bestehenden Körper dar, dessen größerer Anteil und breitere Basis – also der breiten Grundfläche der Birne entsprechend – in der Bauchhöhle liegt, während der sich verjüngende Anteil zapfenartig frei in die Scheide hineinragt und in seinem Zentrum eine Öffnung, den sogenannten Gebärmuttermund, trägt. Dieser birnenförmige Körper enthält eine Höhlung, welche in ihrer Gänze von dem eben erwähnten Gebärmuttermund bis knapp an die Basis des Gebärmuttergrundes reicht und im jungfräulichen Stadium eine ganz geringe Lichtung besitzt. Zu beiden Seiten der Basis dieses

Gebildes, also jenes Teiles, der in der freien Bauchhöhle liegt, zweigt je ein dünnes, schlauchartiges Gebilde ab, welches als Eileiter bezeichnet wird. Der Übergang der Lichtung der Gebärmutter in die 1 oder höchstens 2 mm breite Lichtung des Eileiters ist ein unmittelbarer, eine Lücke, die bei der gesunden Frau stets leicht zu finden und mit einer dünnen Sonde passierbar

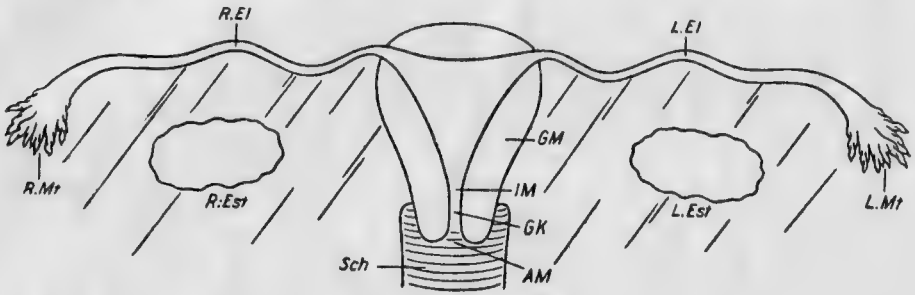


Schematische Darstellung der Lage der inneren Geschlechtsorgane
EL = Eileiter, EST = Eierstock, SCH = Scheide,
MT = Muttertrompete, GM = Gebärmutter.

erscheint; das andere Ende des Eileiters formt sich durch allmähliche Erweiterung trompetenartig aus; dieser Anteil des Eileiters führt den Namen Muttertrompete. Die Ränder dieser trompetenartigen Ausstülpung sind keineswegs glatt, sondern hängen, kleinsten fransenartigen Gebilden vergleichbar, frei in die Bauchhöhle. Ausdrücklich erwähnt sei die Tatsache, daß also ein direkter, frei passierbarer Weg von der Scheide durch die Gebär-

mutter und von da durch die Eileiter bis zur Muttertrompete, bis zur Bauchhöhle vorhanden ist.

Unterhalb dieser beiden Eileiter findet sich beiderseits, eingebettet in eine der vorerwähnten Schleimhautfalten, ein zirka nußgroßes Gebilde mit unebener, mannigfach durchfurchter Oberfläche, der Eierstock. Es ist unbedingt nötig, hier zu bemerken, daß zwischen der Muttertrompete, respektive zwischen dem Eileiter einerseits und dem Eierstock andererseits absolut kein direkter Zusammenhang besteht, in dem Sinne, daß etwa ein Leitungskanal vom Eierstock durch den Eileiter zu der Höhlung der Gebärmutter führen würde. Wir müssen uns, bevor wir die Wichtigkeit dieses eben



Schematische Darstellung der inneren Geschlechtsorgane des Weibes.

R.Mt = Rechte Muttertrompete	*GM = Gebärmutter*	*R.Est = Rechter Eierstock*
L.Mt = Linke " "	*GK = Gebärmutterkanal*	*L.Est = Linker "*
R.El = Rechter Eileiter	*Sch = Scheide*	*IM = Innerer Muttermund*
L.El = Linker "		*AM = Äußerer "*

ausgesprochenen Satzes so recht betrachten, vorerst doch ein wenig mit dem Eierstock selbst befassen. Die Beschreibung desselben vom rein anatomischen Standpunkt hängt so innig mit seinen Funktionen zusammen, daß wir hierbei einige Dinge vorweg besprechen müssen, die uns später bei der Erläuterung der allmonatlich auftretenden Periode der reifen Frau, der Menstruation, wieder begegnen werden.

Während bei einem noch nicht geschlechtsreifen, also bei einem noch nicht voll entwickelten weiblichen Individuum, die Oberfläche der Eierstöcke nur ganz wenige kleine Einkerbungen zeigt, die in dem gleichmäßig rosarot gefärbten Gebilde nur dem strengsten Beobachter auffallen, finden wir im geschlechtsreifen Alter, also bei einem Weibe, welches seine regelmäßigen, allmonatlichen Perioden hat, das Organ nicht bloß tief und oft durchfurcht,

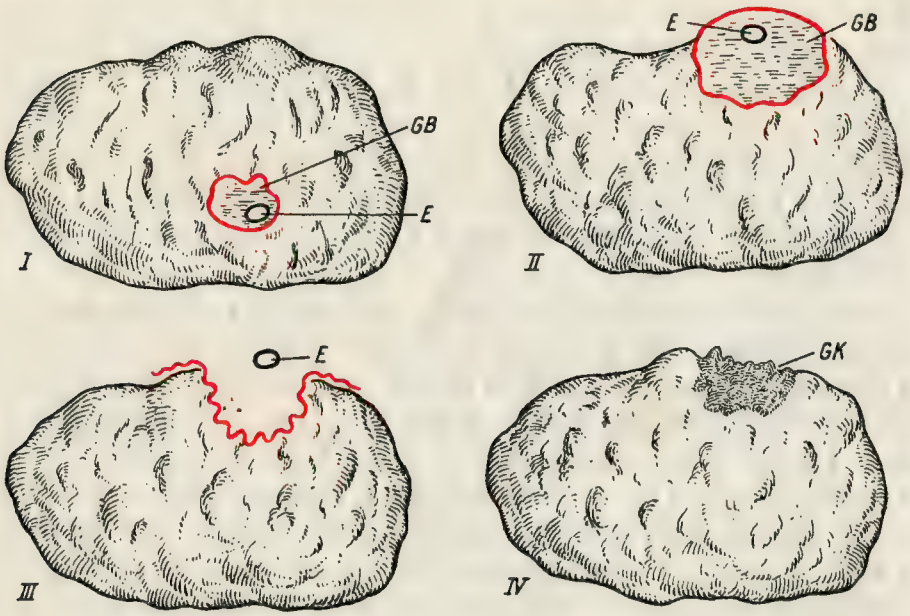
sondern in seiner Oberfläche auch von verschiedenen bläschenartigen, hell durchschimmernden Gebilden, von hellgelben bis dunkelbraunen, etwa linsengroßen Flecken, von kleinen und größeren lochartigen Vertiefungen durchsetzt.

Die Eierstöcke als Erzeugungsstätten der menschlichen Eier zeigen in ihrem Innern, allerdings nur mit Hilfe des Mikroskops erkennbar, sämtliche Stadien der Eibildung vom eben erst entstehenden bis zu dem sich als reif automatisch abstoßenden Ei. Und wenn wir schon hier die vorläufige Bemerkung einflechten, daß jede Frau während ihres geschlechtsreifen Alters, das heißt also vom Auftreten der ersten Periode bis zu dem gewöhnlich im fünften Jahrzehnt ihres Lebens eintretenden Versagen der Geschlechtsfunktionen, ungefähr dreißig- bis vierzigtausend Eier in ihren Eierstöcken produziert, und daß jedes dieser Eichen unter Narbenbildung die Eierstöcke verläßt, wird uns die eben erwähnte Durchfurchung der Eierstockoberfläche als selbstverständlich erscheinen müssen.

Die schon früher erwähnte Entdeckung Graafs, der als erster jene bläschenartigen Gebilde an der Oberfläche der Eierstöcke fand, erfuhr durch fortgesetzte Forschungen, die sich ganz intensiv mit dieser Frage beschäftigten, eine Berichtigung in dem Sinne, daß man alsbald nachweisen konnte, daß diese Bläschen in ihrem Innern wohl als kleines Gebilde das menschliche Ei enthalten, durchaus aber nicht in ihrer Gänze als Ei aufzufassen seien. Wir wissen nämlich durch Beobachtungen der verschiedensten Forscher, daß im weiblichen Eierstock ununterbrochen Prozesse vor sich gehen, welche das menschliche Ei aus primitivsten Zellen durch Wucherung entstehen lassen, nach und nach zur Reife bringen, bis es in einer, in diesen bläschenartigen Gebilden vorhandenen Flüssigkeit, frei schwimmend, endlich an die Oberfläche der Eierstöcke gelangt. Zu einem gewissen Zeitpunkte nun, der aber nach dem heutigen Stande der Wissenschaft nachgewiesenermaßen nicht mit dem der allmonatlichen Periode zusammenfällt, platzt ein solches Graafsches Bläschen durch stetige Vermehrung seines Flüssigkeitsinhaltes einerseits, durch Dünnerwerden seiner Wandung andererseits, wobei das Ei selbst mit einer gewissen Gewalt aus seinem bisherigen Bett gegen die Bauchhöhle ausgestoßen wird. Ist dies geschehen, so fällt das nunmehr entleerte Bläschen automatisch in sich selbst zusammen, füllt sich mit einem ganz geringen Anteil von Blutgerinnsel und beginnt nun einen Prozeß der Rück- oder, wenn wir so sagen wollen, Narbenbildung. Die an Stelle des Graafschen Bläschens vorhandene Narbe färbt sich braungelb und ist als sogenanntes „gelbes

Körperchen“ noch lange, lange Zeit an der Oberfläche des Eierstockes nachweisbar. Erst nach und nach verblaßt es immer mehr und gleicht schließlich einer derben Narbe im Zentrum einer tiefeingezogenen Stelle der Eierstockoberfläche.

Der eben beschriebene Vorgang des Heranreifens und Platzens eines dieser Graafschen Bläschen wird Ovulation genannt, am besten wohl durch das Wort „Eibildung“ verdeutscht.



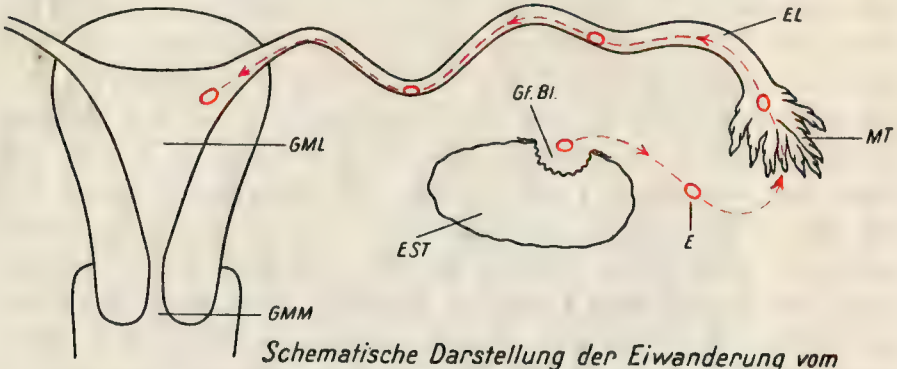
Stadien der Eibildung (Ovulation) im Eierstock.
GB · Graafsches Bläschen, E · Ei, GK · Gelbes Körperchen

Die modernste Zeit hat nun die Entdeckung gemacht, daß den Eierstöcken neben dieser Bildung der Eier, also neben der Funktion der Ovulation, noch eine zweite Aufgabe zufällt, und zwar die, durch ihr Wesen als Drüsen ohne Ausführungsgang verschiedenste Säfte zu liefern, welche für die Erhaltung des weiblichen Charakters als solchen und der normalen Vorgänge im Weibe von exquisitester Wichtigkeit sind. Ganz ähnlich verhält es sich im übrigen auch mit den entsprechenden männlichen Geschlechtsdrüsen, den Hoden. Auch sie haben in erster Linie die Samenfäden zu liefern und bedingen gleichzeitig durch ihre Tätigkeit alle männlichen Charakterelemente.

Früher meinte man, daß die Ovulation gleichzeitig mit dem „befruchtenden" Geschlechtsverkehr erfolge; doch bereits die ersten Jahre des neunzehnten Jahrhunderts erbrachten den Beweis, daß diese Annahme falsch sei und daß, wie ja schon gesagt, die Ovulation ein normaler, automatischer Vorgang der Eierstöcke sei; dies aber nur solange, als diese einerseits vollständig entwickelt, andererseits vollständig gesund sind. Die Ovulation ist also ebenso wie die allmonatlich wiederkehrende Periode ein normaler, automatischer Naturvorgang der geschlechtsreifen und gesunden Frau!

Verfolgen wir nun aber das aus dem Graafschen Bläschen in die Bauchhöhle ausgetretene Ei weiter! Es ist klar, daß dieses auf irgendeine Art und Weise seine Bestimmung erfüllen, einen Weg zum Eileiter und durch diesen in die Gebärmutter finden soll. Das Ei muß also eine Wanderung antreten, und es ist erstaunlich, wie sich diese Wanderung mit einer fast absoluten Präzision vollzieht. Man nahm in früheren Jahren an, und es gibt auch heute noch verschiedene Forscher, welche sich dieser Ansicht anschließen, daß die bei Beschreibung der Eileiter erwähnte trompetenartige Erweiterung des freien Endes derselben, die Muttertrompete, sich in dem Momente des Platzens eines Graafschen Bläschens automatisch an die entsprechende Stelle des Eierstockes anlege, so daß also auf diese Art und Weise das Ei direkt vom Eierstock in die Muttertrompete gelangen könnte und von hier aus seinen Weg in den Eileiter fände. Mag ein solcher Vorgang vielleicht hie und da tatsächlich beobachtet worden sein, so stehen wir dennoch unverrückbar auf dem Standpunkte, daß das Ei automatisch, ohne jede direkte Mithilfe, also ohne Lageveränderung, ohne Anlegen und ohne Ansaugen von seiten der Muttertrompete in den Eierleiter gelange. Wir wissen nämlich, daß die den Rand dieser Trompete umgebenden fransenartigen Gebilde sich in einer ununterbrochenen, flimmerartigen und zitternden Bewegung befinden, daß ihr Inneres mit feinsten kleinsten Zellen ausgekleidet ist, die selbst wieder durch überaus rasche, wellenartige Bewegungen ihrer Oberfläche eine Strömung der in der Bauchhöhle vorhandenen Flüssigkeit mit immer gleicher Richtung bewirken, mit der Richtung zur Innenfläche der Gebärmutter, also durch die Lichtung des Eileiters zur Lichtung der Gebärmutter hin. Ein steter Flüssigkeitsstrom in der Richtung zur Innenfläche der Gebärmutter, erzeugt und reguliert durch die mechanische Kraft der Flimmerzellen in der Muttertrompete und in den Eileitern! Diese mechanische Kraft der Flimmerzellen ist wieder eine „angeborene", auto-

matische Eigenschaft, wie etwa die automatische Bewegungsfähigkeit des Darmes! Alles, was in den Bereich dieser Strömung gerät, wird, leicht schwimmendem Holz vergleichbar, von ihr mit fortgetragen! Durch Versuche verschiedener Forscher, von denen ich Thiry, Pinner, Becker erwähnen will, wurden ganz einwandfreie Beweise dieser automatischen Tätigkeit und ihrer Kraft erbracht; dadurch nämlich, daß diese Forscher bei ihren Versuchen feinst pulverisierte Substanzen, etwa Tusche oder Indigoblau, in die Bauchhöhle einiger Versuchstiere brachten und unter dem Mikroskope die Wanderung dieser feinsten Farbenteilchen, und zwar die scheinbar automatische, in Wirklichkeit durch den Flüssigkeitsstrom bedingte Wanderung der-



Schematische Darstellung der Eiwanderung vom Eierstock durch den Eileiter zur Gebärmutter.

GML = Gebärmutterlichtung, GMM = Gebärmuttermund, EL = Eileiter, MT = Muttertrompete, EST = Eierstock, E = Eichen, Gf.Bl. = eben geplatztes Graaf'sches Bläschen.
/: die rote Strichlinie zeigt die Eiwanderung in der Richtung der Pfeile :/

selben durch die Muttertrompete in die Gebärmutter beobachten und verfolgen konnten. Ja, die Versuche gingen sogar noch weiter und zeigten die überraschende Tatsache, daß eine solche Wanderung, eine solche Strömung auch von der einen Seite auf die entgegengesetzte Seite, beispielsweise vom rechten Eierstock durch den linken Eileiter in die Gebärmutter und umgekehrt stattfinden könne.

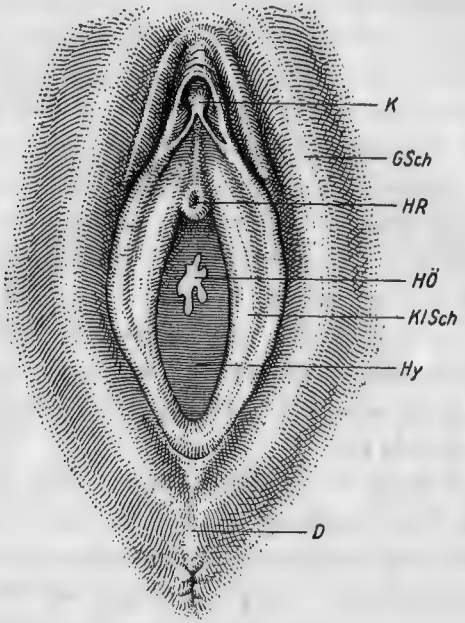
Wir sehen also, daß die Ovulation nichts anderes bedeutet als eine Art automatischer Lieferung reifer Eier, der sich unmittelbar eine Wanderung in und durch die Eileiter anschließt. Sie ist, wie schon erwähnt, von der allmonatlichen Periode der Frau vollständig unabhängig. Finden sich doch in der wissenschaftlichen Literatur Fälle beschrieben, in denen eine solche Ovulation bei sieben- und achtjährigen Kindern einwandfrei durch das gelegent-

liche Vorhandensein der „gelben Körperchen", von denen wir früher sprachen, von jenen Narbengebilden, die den Resten der geplatzten Graafschen Bläschen entsprechen, nachgewiesen erscheint. Wo gelbe Körperchen sind, mußte einst ein Graafsches Bläschen geplatzt sein; dieser Vorgang aber ist identisch mit dem Austreten eines reifen Eies, ist also die Ovulation selbst.

Ehe wir zur Beschreibung der äußeren Geschlechtsteile des Weibes übergehen, müssen wir noch einige Worte über die Wandungen der Gebärmutter verlieren. Sie bestehen aus einer zirka eineinhalb bis zwei Zentimeter dicken Muskelschichte, deren größte Dicke der frei in die Bauchhöhle ragenden Basis dieses birnförmigen Körpers entspricht; im ruhenden Zustande treten die Wandungen nach innen hin so eng aneinander, daß die Lichtung, also der Hohlraum der Gebärmutter, bloß wenige Millimeter im Durchmesser beträgt. Wie wichtig die Stärke und Ausbildung dieser Muskelwandung für das weitere Leben sind, erhellt daraus, daß die Gebärmutter ja doch, wenn ich so sagen darf, der eigentliche Brutapparat ist, in dem sich das kleine, anfangs etwa stecknadelkopfgroße, befruchtete Ei einnistet, um sich dort bis zur Größe des neugeborenen Kindes zu entwickeln. Welche Dehnungsmöglichkeit setzt die Natur bei einem Organ voraus, das sich von der Größe einer Birne so weit strecken und dehnen lassen muß, daß es ein voll entwickeltes Kind in sich zu beherbergen imstande ist!

Der unterste Teil der Gebärmutter, der sich verjüngende, zapfenförmig in die Scheide der Frau hineinragende Teil, bildet gleichsam die Verbindung zwischen äußeren und inneren Geschlechtsorganen. Die Scheide selbst stellt eine diesen zapfenförmigen Vorsprung umgebende Röhre dar, deren faltige Wandungen im ruhenden Zustand eng aneinanderschließend mit einer Schleimhaut bedeckt sind, die durch ihren Reichtum an mannigfaltigsten Drüsen stets eine gewisse Menge von Flüssigkeit, das Scheidensekret, liefert. Diese Röhre mündet nach außen in den sogenannten Scheideneingang, der beiderseits durch zwei zarte, der Länge nach verlaufende faltenartige Gebilde, die kleinen Schamlippen, begrenzt ist. Am vorderen oder richtiger gesagt am oberen Ende vereinigen sich diese beiden kleinen Schamlippen, und entsprechend ihrer Vereinigungsstelle finden wir ein erbsen- bis bohnengroßes Gebilde, den sogenannten Kitzler, der entwicklungsgeschichtlich der Eichel des männlichen Gliedes entspricht und so wie diese durch einen Reichtum an überaus empfindlichen, für den Geschlechtsreiz spezialisierten Nerven die Möglichkeit besitzt, seine Form und Größe zu ändern. Wie dies geschieht, soll später gesagt werden. In unmittelbarster Nähe des Kitzlers mündet in Form

einer kleinsten Öffnung die weibliche Harnröhre in den Scheidenvorhof. Es sei hier also ausdrücklich betont, daß diese Mündung der Harnröhre von der Scheidenmündung als solcher, deren äußeren Anteil die beiden großen Schamlippen bilden, absolut separiert ist. Zwei wulstartige dicke Hautfalten, welche bei der geschlechtsreifen Frau behaart sind, sich in ruhendem Zustand eng aneinanderlegen und so den Eingang zur Scheide, zu den schleimhautartigen Anteilen des äußeren Geschlechtsapparates schützend verschließen. Die



Äußere Geschlechtsorgane des Weibes (jungfräulich)

GSch = Große Schamlippen, KlSch = Kleine Schamlippen, K = Klitoris (Kitzler), D = Damm, HR = Harnröhrenmündung, Hy = Hymen (Jungfernhäutchen), HÖ = Hymenalöffnung.

Scheide selbst ist etwa 10 bis 12 Zentimeter lang und im jungfräulichen Zustande nach außen zu durch das sogenannte Jungfernhäutchen teilweise verschlossen.

Allenthalben begegnet man in Laienkreisen, ja selbst bei gebildetsten Frauen der Ansicht, als würde dieses Jungfernhäutchen gleich dem Fell einer Trommel schützend vor dem Eingange zur Scheide ausgespannt sein, als würde erst durch die erste Begattung diese „derbe" Haut gewaltsam „durchstoßen" werden müssen! Die Sache verhält sich jedoch ganz anders! Ein vollständiger

Verschluß der Scheide durch das Jungfernhäutchen ist natürlich ganz unmöglich; wie wäre denn sonst im jungfräulichen Stadium ein Abfluß des Blutes bei der monatlichen Periode möglich? Nein, das Jungfernhäutchen besteht aus nichts anderem als aus einer ringförmig angeordneten Schleimhautfalte, welche den Scheideneingang zwar verengt, jedoch nicht verschließt. Daß beim erstmaligen Eindringen des männlichen Gliedes diese Hautfalte nach allen möglichen Richtungen hin zerreißen muß, ist selbstverständlich; ebenso selbstverständlich wie die Tatsache, daß die ganze Gestaltung und das ganze Aussehen der äußeren Geschlechtsorgane sich im Laufe der Zeit infolge des Geschlechtsverkehrs einerseits, der Geburtstätigkeit andererseits durch mannigfaltige größere und kleinere Narbenbildungen verändern muß.

Die Geschlechtsorgane des Mannes.

Innere Geschlechtsorgane – Hoden – Samenbläschen – Vorsteherdrüse – Erektion und Schwellkörper – Bildung und Wesen der Samenfäden – Ejakulation – Der Befruchtungsvorgang.

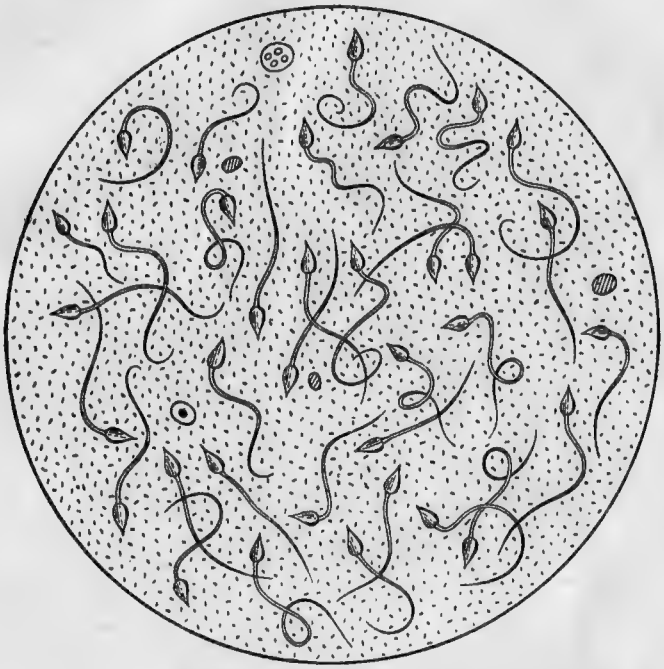
Es ist wohl angezeigt, nach dieser Beschreibung der weiblichen Geschlechtsorgane auch die der männlichen folgen zu lassen, um so mehr, als nur so der Vorgang der Begattung verständlich werden kann; ist doch auch deren genaue Kenntnis bei Besprechung der Geschlechtsanlage und Geschlechtsentwicklung im Embryo unumgänglich nötig.

Wie beim Weibe unterscheidet man auch beim Manne äußere und innere Anteile der Geschlechtsorgane; und wenn beim Weibe die größeren und wichtigeren Anteile derselben ins Innere des Körpers verlegt erscheinen, beschränkt sich diese Anordnung beim Manne einzig und allein auf zwei im Innern des Körpers befindliche drüsenartige Gebilde, die Vorsteherdrüse mit den Samenbläschen, welche beide eine Flüssigkeit absondern, die als Beförderungsmittel der im Hoden, also in bereits den äußeren Geschlechtsorganen angehörenden Gebilden, erzeugten Samenfäden dienen. Die beiden Hoden erscheinen als zwei eiförmig-kugelige Körper, welche sich in einer gemeinsamen Umhüllung äußerer Haut, in dem Hodensacke unterhalb des männlichen Gliedes befinden. Die Hoden selbst sind gleich den Eierstöcken Drüsen, welche Urzellen, in diesem Falle die Samenfäden erzeugen, und zwar in unzählbarer, ja man kann sogar sagen in unabschätzbarer Menge. Über Gestalt, Wesen und Funktion dieser Samenfäden soll etwas später gesprochen werden.

Das männliche Glied selbst erscheint im ruhenden Zustand als ein etwa

drei Zentimeter im Durchmesser fassendes und zirka sechs bis sieben Zentimeter langes, walzenförmiges Gebilde, welches am freien Ende einen konisch abgestumpften Körper, die Eichel, trägt; diese ist nicht frei sichtbar, da sie durch eine Verlängerung und Faltenbildung der äußeren Hautdecke, durch die sogenannte Vorhaut, verdeckt erscheint. Im Stadium der sogenannten Erektion, das heißt in jenem Stadium, in welchem sich das männliche Glied durch Nervenreize vergrößert und versteift, tritt die Vorhaut zurück, und die vorerwähnte Eichel wird sichtbar. Der Vorgang der Erektion hat natürlicherweise schon in dem anatomischen Bau des männlichen Gliedes gewisse prädisponierende Anlagen, die darin bestehen, daß das männliche Glied zu beiden Seiten der in seinem Zentrum verlaufenden Harnröhre je ein schwammartiges, mit engeren und weiteren Maschen versehenes, reichlich durchblutetes Gebilde, die sogenannten Schwellkörper, trägt. Die Erektion kommt nun dadurch zustande, daß sich dieses Maschenwerk infolge verschiedener Nervenreize mächtig erweitert und strotzend mit Blut erfüllt wird, wobei gleichzeitig der Abfluß dieses Blutes erschwert oder aber völlig gehemmt wird. Es ist derselbe Vorgang, als wenn wir einen trockenen Badeschwamm in Wasser legen. Auch hier füllt sich jeder Hohlraum mit Wasser, der Schwamm wird größer, nimmt an Volumen zu und wird dauernd vergrößert bleiben, wenn wir das Abrinnen des aufgenommenen Wassers verhindern. Durch den Vorgang der Erektion wird das männliche Glied dicker, länger und fast knochenhart; es wird befähigt, in die Scheide einzudringen und so den ersten Akt seiner Bestimmung bei der Zeugung zu vollführen. Die Eichel erreicht hierbei den äußeren Muttermund, der sich, wie früher erwähnt, im Zentrum jenes zapfenförmigen Fortsatzes der Gebärmutter, der frei in die Scheide hineinragt, befindet. Die Wände der Scheide, also die stets etwas feuchten Schleimhautanteile der Scheide, schmiegen sich eng an das eingedrungene Glied an, und durch die beim Akt der Begattung erfolgenden Reibungsvorgänge tritt, wieder auf nervöser Basis beruhend, durch höchste Erregung der Nerven des Geschlechtszentrums schließlich ein Moment ein, in welchem die im Hoden erzeugten und mit der Flüssigkeit der Vorsteherdrüsen und Samenbläschen vermengten Samenfäden sich ruckartig aus der männlichen Harnröhre in die weibliche Scheide ergießen. Dieser Vorgang, wissenschaftlich Ejakulation genannt, wird vom Laienpublikum als Moment der Zeugung oder Begattung angenommen. Dem ist jedoch nicht so! Er stellt bloß den Moment dar, in dem die bisher ruhenden Samenfäden die männlichen Geschlechtsteile, das Glied, verlassen und in die weibliche Scheide gelangen. Die

Zeugung selbst geschieht, wie wir nun sofort erörtern wollen, erst viel später! Vorwegnehmen müssen wir jedoch, daß gleichwie beim Manne der Moment der Ejakulation das Empfinden des höchsten Genusses, das Wollustempfinden, darstellt, auch beim Weibe ein solcher Moment besteht, der seine Erklärung darin findet, daß ein kleiner Schleimpfropfen, welcher sich normalerweise im äußeren Muttermunde befindet, ruckartig herausgeschleudert wird, worauf nach Ansicht verschiedenster Forscher der Muttermund selbst einige schnap-

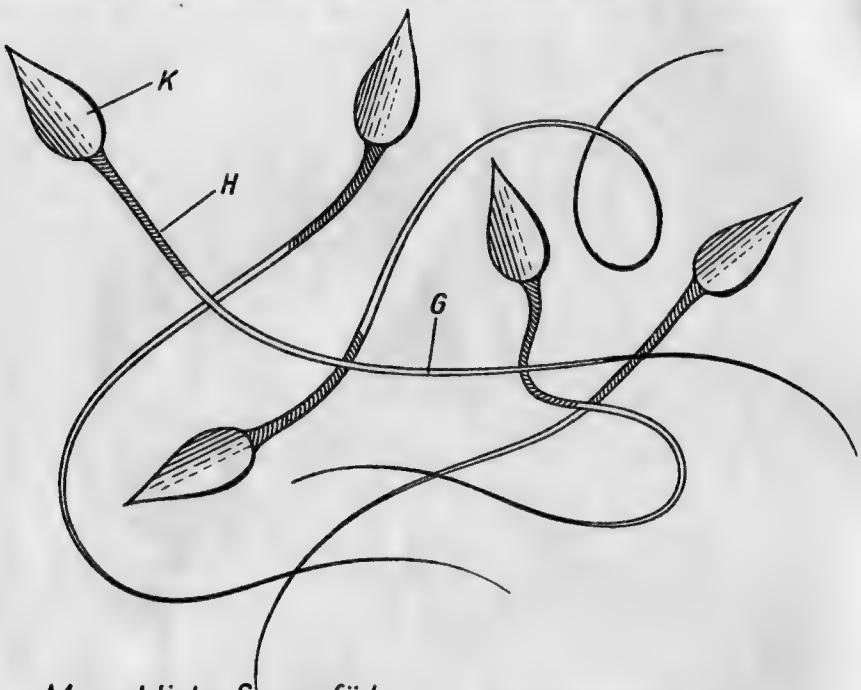


Schematische Darstellung der Samenfäden
in einem Tropfen Samenflüssigkeit. Vergrößerung etwa 500.

pende oder saugende Bewegungen ausführen soll. Auf diese Art und Weise soll der Weg für das Eindringen der Samenfäden in die Gebärmutter selbst geebnet werden, wo erst dann die Befruchtung im eigentlichen Sinne des Wortes, das heißt das Zusammentreffen des Eies mit dem männlichen Samenfaden erfolgen soll. Daß diese Ansicht nicht ganz auf Richtigkeit beruht, wird in einem unserer späteren Kapitel des genaueren besprochen werden; vorläufig sei nur so viel gesagt, daß wir ungezählte Fälle einer Schwängerung kennen, die, wie etwa bei einer Vergewaltigung, ohne jedes Wollustempfinden

der Frau, also ohne Herausschleudern des Schleimpfropfens aus dem Gebärmuttermunde vor sich gehen. Es ist also bei der Befruchtung eine ganz andere Sache im Spiel, nämlich die Eigenbewegung der Samenfäden des Mannes, die wir jetzt des näheren besprechen wollen.

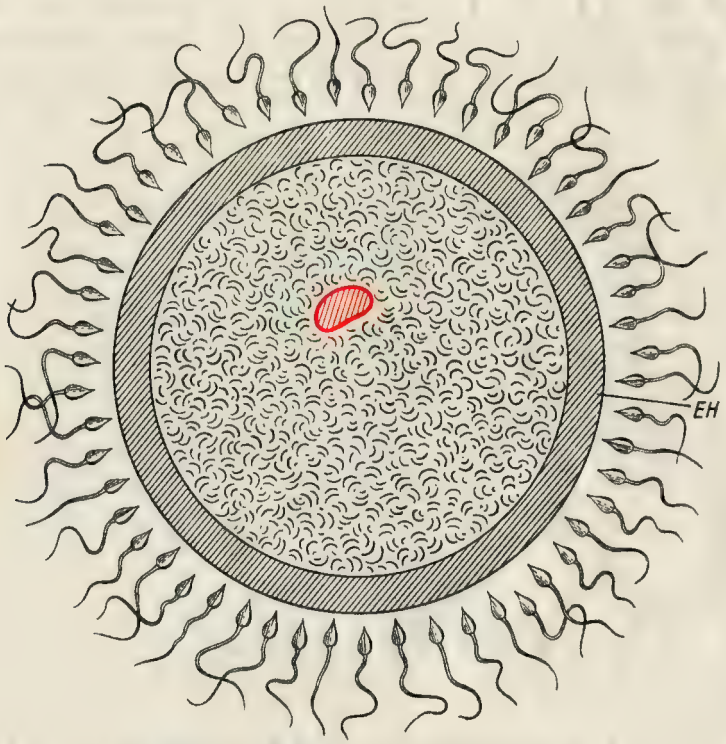
Betrachten wir einen Tropfen der männlichen Samenflüssigkeit unter dem Mikroskop, so sehen wir in ihm neben verschiedenen Zellen und Kristallen eine Unzahl von Gebilden, die aus zwei Anteilen bestehen, aus einem ver-



Menschliche Samenfäden *ca. 1000fach vergrößert.*
K = Kopf, H = Hals, G = Geißelfaden (Schwanz)

dickten, kolbenförmig aufgetriebenen, etwa elliptischen Anteil, der sich durch einen zweiten, schwanzartigen Anteil zu einem feinsten Fadenende verjüngt. Jedes dieser Gebilde stellt ein Samentierchen, einen Samenfaden dar, der aus dem dicken Kopfanteil und aus dem dünnen Fadenende, dem Schwanzanteil, auch Geißelfaden genannt, besteht. Wie wir schon gelegentlich erwähnten, war Ham der erste, der unter dem Mikroskop eine Bewegung dieser Samentierchen beobachtete, eine Bewegung, die dadurch zustande kommt, daß sich das Schwanzende gleich der Schwanzflosse eines Fisches hin und her bewegt, sich, in sich selbst auf- und abrollend, hin und her schlängelt und so in der

Samenflüssigkeit unaufhaltsam umherschwimmt. Wir bezeichnen diese Bewegung als Eigenbewegung des männlichen Samens; und diese Eigenbewegung ist es eigentlich, welche zum Akte der Befruchtung unumgänglich nötig ist. Nicht durch die Ejakulation wird die Samenflüssigkeit des Mannes und mit ihr Tausende und Tausende von Samenfäden zu dem der Befruchtung harrenden Ei gebracht; nein, die Samenfäden suchen sich durch ihre

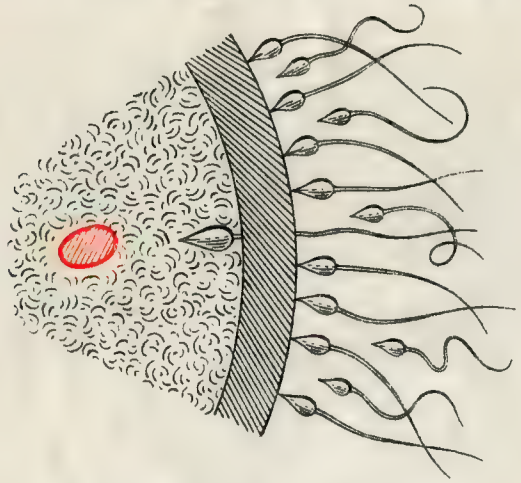


Von Samenfäden umschwärmtes Ei.
EH = Eihülle

Eigenbewegung allein ihren Weg und rasten nicht früher, als bis sie ihr Ziel, das Ei, erreicht haben! Dies selbstredend jedoch nur solange, als sie lebensfähig sind, als sie sich bewegen können, als dieser ihrer Bewegung kein unüberbrückbares Hindernis physikalischer oder chemischer Natur entgegentritt oder entgegengesetzt wird.

Sind die Beweise für diese Tatsache wissenschaftlich einwandfrei erbracht, so will ich doch entsprechend der Tendenz dieses Buches auch hierfür eine beweisende Tatsache aus dem Alltagsleben bringen. Es ist allgemein bekannt,

daß oft und oft ein Menschenpaar, den vollen, richtigen geschlechtlichen Verkehr mit seinen Folgen einer Befruchtung fürchtend, seine Geschlechtsbegierde dadurch stillt, daß das männliche Glied nur an den äußeren Anteilen der Scheide bis zum Eintritte der Ejakulation, des beiderseitigen Wollustempfindens, gerieben wird; in Fällen, wo durch die Vorsicht der Menschen die Samenflüssigkeit des Mannes also nicht in die Scheide gelangt, sondern nur deren Außenfläche benetzt, tritt dennoch nicht allzu selten auch eine Befruchtung mit nachfolgender Schwangerschaft ein. Dieser Vorgang ist dem Frauenarzte ebenso bekannt wie etwa die Schwängerung einer anatomisch



Der Moment der Befruchtung.
Ein Samenfaden ist in die Eihülle eingedrungen. Alle übrigen Samenfäden sterben ab.

absolut einwandfreien Jungfrau, also eines weiblichen Wesens mit absolut unverletztem Jungfernhäutchen! Hier wie dort ist das männliche Glied nicht in die Scheide eingedrungen, hier wie dort hat sich bei der Ejakulation die Samenflüssigkeit nicht in die Scheide, nicht in die Nähe des Muttermundes ergossen, und dennoch findet Befruchtung und Schwängerung statt! In beiden Fällen hat das vorsichtige Menschenpaar von der Eigenbewegung der Samenfäden nichts gewußt oder an sie vergessen. Die männlichen Samenfäden haben eben automatisch den Weg von außen durch die Scheide, durch den Muttermund in die Gebärmutter und zu dem Ei gefunden. Gleich einer Schar wollusttrunkener, in Waffen starrender Raubritter haben sie einen Wettlauf nach dem ihrer wehrlos harrenden Ei begonnen.

Und nun ein wunderbares Schauspiel der Natur! Ein einziger Samenfaden, und zwar derjenige, der als erster die äußere Hülle des Eies erreicht hat, dringt in dasselbe auch tatsächlich ein, und in demselben Momente gehen alle übrigen, später kommenden, und handelte es sich bloß um den Zeitraum einer tausendstel Sekunde, erbarmungslos zugrunde. Die Eigenbewegung der Geißelfäden hört auf und mit ihr auch das Leben und die Lebensfähigkeit des Samenfadens!

Der eingedrungene „Sieger" bemächtigt sich des Eies, männliche und weibliche Urzelle vereinigen sich zu neuem Leben, väterliche und mütterliche Elemente mischen sich! Durch die hochkomplizierten Vorgänge der Zellvermehrung und Zellteilung entstehen nun tausende und abertausende neuer Zellen, die sich schließlich und endlich ihrer künftigen Bestimmung entsprechend in verschiedenster Form entwickeln und den menschlichen Embryo bilden. Die genaue Schilderung dieses Teiles der Entwicklungsgeschichte übergehe ich und verweise auf die sich mit diesem Thema befassenden Spezialwerke.

Ist es nach diesen eben geschilderten Vorgängen nicht selbstverständlich, daß Kinder ihren Eltern ähnlich sein müssen? Ist es nicht ebenso selbstverständlich, daß mit den körperlichen Anlagen auch geistige Eigentümlichkeiten, Charakterschwächen oder -stärken der Zeugenden auf das Erzeugte, also der Eltern auf die Kinder übergehen müssen? Gibt es da überhaupt noch ein Für und Wider der Vererbungstheorie?

Die Differenzierung der Geschlechter.

Uranlage der Keimdrüse im Embryo – Bildung der weiblichen oder männlichen Geschlechtsorgane – Angeborene Frühreife.

Schon in den ersten Wochen nach der Befruchtung lassen sich beim Embryo die Uranlagen der Geschlechtsteile nachweisen, ohne daß es jedoch möglich wäre, vor der zehnten Woche eine Differenzierung des Geschlechtes, also einen deutlichen Unterschied zwischen männlichem und weiblichem Wesen festzustellen. Tatsache ist, daß bis zu einem gewissen Zeitpunkt der Entwicklung die Anlage eine zweigeschlechtliche ist, daß sich also aus dem neuerzeugten Wesen ebensogut ein männliches wie auch ein weibliches Individuum entwickeln könnte. Diese Bezeichnung einer zweigeschlechtlichen Anlage ist in dem Sinne gemeint, daß sowohl die Anlage für Eierstöcke, Eileiter, Gebärmutter, als auch für Hoden, Samenstrang und Samenbläschen einer-

seits, für Scheide, Kitzler, Schamlippen, Glied, Eichel und Hodensack andererseits gleichzeitig in dem Embryo nachweisbar ist, und zwar in der als Keimdrüse bezeichneten Uranlage der Geschlechtsorgane. Diese entwickelt sich nach und nach nur in einer Geschlechtsrichtung weiter, sei es mit männlicher oder weiblicher Tendenz, wobei natürlich eine derartige Umgestaltung stattfindet, daß die geschlechtlich entgegengesetzten Organe gleichzeitig verkümmern. Es läßt sich also einwandfrei feststellen und in den verschiedensten Stadien des Embryonallebens entwicklungsgeschichtlich nachweisen, daß die einzelnen Teile der voll entwickelten Geschlechtsorgane identischen Ursprunges sind. Die Hoden entsprechen den Eierstöcken, die Samenstränge den Eileitern, die männliche Eichel dem weiblichen Kitzler, die Schwellkörper des männlichen Gliedes denen der weiblichen Schamspalte.

Ja, noch weiter geht die Erforschung dieser brennenden Frage! Sie hat nachgewiesen, daß sich die männlichen Hoden gleich den weiblichen Eierstöcken vorerst im Innern der Bauchhöhle des Embryos entwickeln, und daß erst im Beginn des sechsten Monats eine Wanderung dieser bereits entwickelten Hoden durch die Bauchdecken, unter gleichzeitiger Mitnahme der einzelnen Anteile derselben, in die bereits vorgebildeten, jedoch bisher leeren Hodensäcke stattfindet. Den Weg für diese Wanderung bildet eine kleine Öffnung in den Bauchdecken, der Leistenkanal, der sich nach vollendetem Durchtritt der Hoden automatisch verschließt; doch nicht immer! Keineswegs gering ist die Zahl jener neugeborenen männlichen Kinder, bei denen der Durchtritt und die eben geschilderte Wanderung der Hoden nicht oder nicht vollständig stattgefunden hat, bei denen also der Hoden entweder noch in der Bauchhöhle oder im Leistenkanal stecken geblieben ist.

War diese Bemerkung für die Entwicklungsgeschichte und für das Verständnis der Geschlechtsentwicklung unumgänglich nötig, so war sie andererseits deshalb von größtem Interesse, weil durch sie eine unleugbare, tatsächliche Beobachtung besprochen, ein ausschlaggebender Unterschied zwischen dem neugeborenen Knaben und dem neugeborenen Mädchen festgehalten werden soll! Bei männlichen Kindern ist der Prozeß der natürlichen Wanderung der Hoden durchaus nicht immer vollendet; ja es gibt Fälle, in denen er das ganze Leben hindurch unvollendet bleibt, jene Fälle des absoluten Fehlens der Hoden oder aber der im Leistenkanal steckengebliebenen „Leistenhoden“. Das Mädchen hingegen bringt fast immer seinen voll entwickelten Geschlechtsapparat mit auf die Welt; voll entwickelt natürlich nur im anatomischen Sinne! Denn funktionstüchtig, das heißt den physiolo-

gischen Bestimmungen der Fortpflanzung entsprechend, wird er ja erst in der Zeit der Reife!

Und dennoch ist dem nicht immer so. Die wissenschaftliche Literatur kennt nämlich eine Unzahl von Fällen, in denen nachgewiesen wurde, daß der Geschlechtsapparat weiblicher Kinder schon in den allerersten Lebenstagen oder -jahren in jeder Beziehung voll entwickelt ist. Es ist, wie wir bereits sagten, nachgewiesen, daß die Eierstöcke auch im frühkindlichen Alter Graafsche Bläschen, in diesen also Eier liefern. Es kommt jedoch nur in seltenen Fällen zum Bersten dieser Bläschen, also zu einer wirklichen Ovulation. Solche Fälle der sogenannten „frühzeitigen Entwicklung" haben selbstverständlich seit jeher das Interesse der Ärzte und Forscher im höchsten Maße erweckt. Dies um so mehr, als, wie wir sofort sehen werden, ja auch das äußere Zeichen der Entwicklung, also sagen wir es rund heraus, die allmonatlich regelmäßig oder unregelmäßig wiederkehrende Periode selbst bei ganz jungen Kindern zu wiederholten Malen beobachtet wird und wurde. Man wollte diese sonderbare Tatsache auf die verschiedenste Art und Weise erklären, zog alle möglichen Momente der Vererbung, alle unmöglichen Momente des Verhaltens der Mütter während der Schwangerschaft zur Erklärung dieser „Frühreife" heran, und dennoch ist es bisher noch nicht gelungen, die richtige Lösung dieser Frage zu finden. Neben vielen anderen Forschern aller Zeiten, hauptsächlich jedoch jenen der letzten zwei Jahrhunderte, hat der berühmte Ethnologe Ploß in seinem grundlegenden Werke „Das Weib in der Natur- und Völkerkunde" nicht weniger als fünfundvierzig Fälle derartiger Abnormitäten unter dem Kapitel „Die Frühreife" angeführt und schreibt wörtlich als Abschluß dieses Kapitels: „Sämtliche hier aufgezählten Fälle, außer denen sich gewiß noch einzelne in der Literatur vorfinden, werden unter der Bezeichnung ‚Vorzeitige Menstruation' aufgeführt und sie sollen demgemäß auch Beispiele ‚weiblicher Frühreife' sein. Die Kürze der Angaben, die mir überhaupt aus den Berichten zumeist vorliegen, läßt freilich bei vielen dieser Fälle eine eingehende Kritik nicht zu. Allein so viel ergibt sich schon bei einfacher Sichtung, daß hiebei eine gewisse Anzahl mit Unrecht unter der Diagnose ‚Verfrühter Eintritt der Menses' mitaufgezählt wird."

Wir wollen des großen Interesses halber einige dieser eklatanten Fälle anführen, stehen jedoch unverrückbar auf dem Standpunkte, daß für dieses verfrühte äußere Merkmal der Reife, also für das im kindlichen Alter beobachtete Auftreten der monatlichen Periode keineswegs Zufälle oder Krankheiten des kindlichen Organismus zur Erklärung herangezogen werden müssen. Es

gibt eben Individuen, bei denen eine oder die andere Funktion, sei sie nun eine Über- oder Unterfunktion, gewiß schon im Keime veranlagt ist, mag sich diese Funktion auf körperliche oder aber auf geistige Eigentümlichkeiten beschränken. Denken wir doch daran, daß es zu jeder Zeit „Wunderkinder" gegeben hat und geben wird! Muß nicht bei reiflicher Überlegung, bei trockener, absolut unbeeinflußter Beobachtung eine gewisse Analogie zwischen solchen, wenn ich so sagen darf, „seelischen" und andererseits zwischen den „körperlichen" Wunderkindern angenommen werden? Warum soll sich die Natur nicht ein oder das andere Mal den Scherz erlauben dürfen, daß die nachgewiesenermaßen im Eierstock des Kindes fast immer erzeugten Graafschen Bläschen sich nicht zurückbilden, sondern heranreifen, bersten, zur Ovulation und schließlich und endlich auch zur Periode führen?! Der Mensch ist eben keine Maschine; seine Körperteile und Körperfunktionen entsprechen nun einmal nicht den Rädern eines Uhrwerkes und deren regelmäßigen Drehungen! Der Mensch ist und bleibt als Ganzes ein Wunder und schafft als solches eben seine neuen Wunder!

Und nun erst eine kleine Auswahl der von Ploß angeführten fünfundvierzig Fälle, bei denen jede Aufzeichnung über eine krankhafte Ursacheoder krankhafte Komponente der vorzeitig auftretenden Periode fehlt, wo es sich also tatsächlich um eine „Frühreife" im Sinne Ploß's zu handeln scheint:

1. Anna Muhmenthaler aus Trachselwald im Kanton Bern, geboren 1751, gestorben 1826, hatte bereits im Alter von zwei Jahren ihre regelmäßige allmonatlich beobachtete Periode; bei der Geburt bereits waren die Geschlechtsteile des Kindes vollständig behaart und die Brustdrüsen voll entwickelt. Im neunten Lebensjahre wurde sie zum ersten Male schwanger und hatte bis zu ihrem 52. Lebensjahre ihre vollständig normalen Perioden.

2. X. im Alter von neun Monaten Auftreten der ersten Periode, zeigte im zweiten Lebensjahre bereits vollständige Behaarung der Geschlechtsteile und im Alter von eineinhalb Jahren normal entwickelte Brüste.

3. Sally Deweese, geboren 1824 in Kentucky, hatte im Alter von einem Jahr die erste Periode, war von da ab jeden Monat unwohl und gebar im Alter von zehn Jahren ein Kind.

4. X. Erste Periode mit zehn Monaten, Behaarung und Brüste im zweiten Jahre vollständig entwickelt.

5. X., geboren im Februar 1880 in Nordamerika; der Forscher A. van Derweer sah das Kind im September 1882, wo es zwei Jahre und sieben Monate alt war. Das Mädchen hatte bereits im Alter von vier Monaten seine erste

Periode; diese kehrte alle achtundzwanzig Tage regelmäßig wieder und dauerte vier bis fünf Tage. Das Kind war ungemein gut entwickelt, wog 59 Pfund und sah aus wie ein etwa zehn- bis zwölfjähriges Mädchen.

Wenn ich darauf verzichte, mehrere dieser sehr interessanten Fälle hier anzuführen, so tue ich dies aus dem Grunde, weil es ja schließlich und endlich nicht die Aufgabe dieses Werkes sein kann, Abnormitäten – als solche müssen derartige „Wunderfälle" immerhin bezeichnet werden – der Reihe nach aufzuzählen. Tatsache ist, daß der jetzige Stand der Wissenschaft viele hunderte solcher Fälle kennt. Wenn ich diese Fälle als „Wunderfälle" bezeichne und sie allen anderen „Wunderkindern" mit nicht alltäglichen Eigenschaften gleichstelle, so gehe ich in dieser Beziehung nicht allzusehr von der Betrachtung und Bewertung dieser Tatsache durch meinen Lehrer Schauta ab, der in seinem Handbuch für Gynäkologie solche Fälle als „Ausnahmefälle", als Fälle „abnormer Frühreife" bezeichnet, jedoch davor warnt, aus ihnen den Schluß zu ziehen, daß normalerweise schon bei Kindern eine Ovulation in der vorerwähnten Weise stattfinde.

Willkürliche Geschlechtsbestimmung.

Künstliche Zuchtwahl – Der Aberglaube im Dienste der willkürlichen Geschlechtsbestimmung – Vorschriften für den Beischlaf – Das „Versehen" der schwangeren Frau.

Es drängt sich uns nun naturgemäß die Frage auf, ob wir bei Kindern männlichen Geschlechtes ähnliche Beobachtungen einer Frühreife mit geschlechtlichen Äußerungen kennen; eine Frage, die eigentlich in sich selbst zusammenfällt, wenn wir bedenken, daß das männliche Geschlecht eines äußeren Anzeichens der erreichten Reife völlig entbehrt; es wäre denn, wollte man an jene vorübergehende Vergrößerung des Gliedes mancher sechs- bis siebenjähriger Knaben denken, die etwa einer Erektion gleichzustellen wäre. Sollte also die Mutter Natur wirklich das Weib in gewissem Sinne entwicklungsgeschichtlich bevorzugt haben? Im Laufe unserer weiteren Besprechungen wird es uns gelingen, nicht eines, sondern recht viele Beispiele für die Bejahung dieser Frage zu erbringen. Die Natur sorgt von selbst dafür, daß ihr möglichst rasch und möglichst vollwertig in dem Weibe jenes menschliche Wesen zu Gebote stehe, welches für die Erhaltung der menschlichen Rasse, als das Um und Auf des Fortpflanzungsgeschäftes unumgänglich notwendig erscheint.

Im Gegensatz zu diesem Bestreben der Natur steht allerdings ein Streben und Bestreben der Menschheit, das bis in die graueste Vorzeit zurückgeht. Sei es aus falschem Stolz, sei es aus einer von Generation zu Generation überkommenen Tendenz und falschen Überlegung – fast immer und überall werden und wurden die Nachkommen männlichen Geschlechtes gegenüber einer weiblichen Nachkommenschaft bevorzugt! So kam es auch, daß die Menschheit immer und immer bemüht war, und – sagen wir es ganz ruhig heraus – auch heute noch bemüht ist, das große Rätsel der Geschlechtsbestimmung zu lösen, daß es stets Theorien gab, welche – und wären sie selbst auf die sinnlosesten Dinge aufgebaut – die Lösung dieser Frage gefunden zu haben glaubten. Bald sollte der Akt der Befruchtung als solcher, die Art, wie derselbe vollzogen wird, bald sollte die Zeit, in welcher die Befruchtung stattfindet, bald wieder das Verhalten der Frau während der Schwangerschaft für die Bestimmung des Geschlechtes maßgebend sein. Doch nicht allein nur dies! Es gibt wohl keine einzige Lebensfunktion, die nicht versuchsweise für oder gegen eine dieser Theorien verantwortlich gemacht worden wäre.

Fast allgemein bekannt ist es, daß in den allerletzten Jahren einige deutsche Forscher endlich die Lösung dieser Frage gefunden zu haben glaubten. Es war ein Aberglaube! Ihre Theorien, die eine Analogie zwischen der künstlichen Züchtung verschiedener Pflanzen und den Zufällen der menschlichen Zeugung feststellen wollten, wurden ebenso zu Staub wie die Pollen der Staubgefäße der zu ihren Versuchen herangezogenen Pflanzen!

Die am längsten maßgebende und wohl stichhaltigste Ansicht, die zuerst von Dr. Schumann in seinem Werke „Die Sexualproportion der Geborenen" (Oldenburg 1883) ausgesprochen wurde, geht dahin, daß das Geschlecht des Kindes in direktem Verhältnis einerseits zu dem Alter, andererseits zu der sexuellen Befähigung des Elternpaares in der Art und Weise stehe, daß die Jugend und Körperkraft des Mannes für die Erzeugung männlicher Nachkommen im positiven Sinne wirken, während Alter und Schwächlichkeit des Vaters, worunter in erster Linie die Folgen eines vor der Ehe ausschweifend sexuellen Lebens gemeint sind, eher weibliche Nachkommenschaft begünstigen. Körperkonstitution und Alter der Mutter verhalten sich in dieser Frage fast indifferent, ein Umstand, der mir schon deshalb einleuchtend erscheint, weil ja schließlich und endlich die Frau am Zeugungsakte selbst weniger beteiligt ist, als sie vielmehr den Aufbau und die Entwicklung des von ihr gelieferten und erst durch den Mann befruchteten Keimes in der schützenden

Hülle ihrer Gebärmutter zu besorgen hat. Damit soll jedoch keineswegs gesagt sein, daß das sexuelle Moment der Frau beim Akte der Zeugung nebensächlich sei. Wir stehen unverrückbar auf dem Standpunkte, daß die Bestimmung des Geschlechtes eine weit außerhalb des Rahmens unserer Befähigung stehende Sache sei, daß aber schon in dem Momente der Verbindung des Eies mit dem Samenfaden die Anlage für das Geschlecht gegeben sei. Und ebenso wie wir etwa nicht imstande sind, die Bestimmung einer beliebigen der millionen- und millionenfachen Zellen unseres Körpers in dieser oder jener Richtung nach unserem Wunsche zu ändern, ebensowenig sind wir imstande, das Wesen dieser unserer Urzellen, womit ich Ei und Samenfäden meine, zu beeinflussen. Es ist also auch unmöglich, etwa durch eine bestimmte Ernährung der Frau während der Schwangerschaft das kommende Geschlecht zu beeinflussen, noch weniger aber durch die Zufälle der Außenwelt, wie etwa Jahreszeit und Stunde des Zeugungsaktes. Hier tritt wieder das große Mysterium in Frage: Woher stammt das Leben, was ist das Leben, woher stammt das Geschlecht des Menschen und wie wird es bestimmt?

Selbstverständlich hat sich bei allen Völkern und zu allen Zeiten der Volksaberglaube nicht minder mit der Lösung der Geschlechtsfrage befaßt als die Wissenschaft der Priester und Ärzte. Vornehmlich aber bei den sogenannt rohen Völkern, bei welchen die Erhaltung der Familie und des Namens eine weitaus größere Rolle spielt, als man anzunehmen geneigt ist. Gilt doch bei diesen, wie wir bei unseren Betrachtungen noch zu wiederholten Malen festzustellen haben werden, das Weib keineswegs als Genossin und Gefährtin des Mannes, sondern stellt es gewissermaßen nur eine bevorzugte Dienerin dar, welcher neben den schwersten Arbeiten des Alltagslebens auch die Arbeit der Fortpflanzung und Erhaltung des Geschlechtes, des Namens und der Familie als Pflicht auferlegt wird. Aus diesem Grunde bestehen auch bei den meisten dieser Völker geradezu drakonische Gesetze, welche das unfruchtbare Weib nicht nur mit schwersten Strafen und Bußen belegen, sondern es auch dem Manne gestatten, ein solches Weib kurzerhand fortzujagen.

Nicht nur die Frage der Geschlechtsbestimmung als solche, sondern auch die Frage der willkürlichen Geschlechtsbestimmung war es also, welche die verschiedensten und interessantesten Lösungen zeitigte. So finden wir in dem bereits erwähnten und in der Folge noch oft zu erwähnenden altindischen medizinischen Werke Susrata's „Ayur-Vedas" eine ganz genaue Anweisung zu der großen Kunst, willkürlich Knaben oder Mädchen zu erzeugen: „Drei Tage nach der Periode soll, wenn man einen Knaben zeugen will, sich

die Frau bei einer ganz besonderen Diät und in einem von besonderen Pflanzen bereiteten Bette von ihrem Manne absolut fernhalten. Am vierten Tag soll sie rein gewaschen, mit neuen Kleidern geschmückt und unter ganz bestimmten, genau vorgeschriebenen mystisch-religiösen Zeremonien sich dem Manne zeigen. Denn man glaubte, daß nach der Qualität des Mannes, den sie zuerst nach ihrer Reinigung durch die Periode erblickt, sich die Qualität des Sohnes richtet, den sie gebären wird. Dann soll der Ehemann, der für einen ganzen Monat dem Gotte Brahma geweiht worden war, mit seiner ebenfalls für einen Monat dem Gotte Brahma geweihten Frau nachmittags den Geschlechtsverkehr ausüben. Der Mann aber muß sich zuvor mit gereinigter Butter salben und Reis mit reiner Butter und Milch gekocht, genießen; die Frau dagegen muß sich mit Sesamöl salben und Sesamöl mit einer Bohnenart genießen. Ebenso muß der Mann nach jedesmaligem Trostgebet in der vierten, sechsten, achten, zehnten und zwölften Nacht den Geschlechtsverkehr mit ihr vollziehen. Diese Tage sind der Knabenerzeugung günstig. Wünschte sich der Mann aber eine Tochter, so mußte er den Beischlaf in der fünften, siebenten, neunten und elften Nacht ausüben. Nach den drei der Periode folgenden Tagen der Vereinigung gab ferner der indische Arzt der Frau, welche sich einen Knaben wünschte, drei bis vier Tropfen einer Flüssigkeit, die aus bestimmt vorgeschriebenen Kräutern erzeugt wurde, in das rechte Nasenloch, doch durfte die Frau diese Tropfen nicht wieder ausschneuzen."

Es ist gewiß interessant, diese Vorschrift Susratas ein wenig zu analysieren und kritisch zu beobachten. Wir sehen hier entsprechend der naiven Denkungsart des Volkes alle jene Momente angeführt, welche auf das Gemüt und das Empfindungsleben hinspielen und gewiß nicht unabsichtlich so gewählt erscheinen, daß sie ebenso der geistigen Entwicklungsstufe angemessen erscheinen, wie sie gleichzeitig die naiven, fast nur auf Aberglauben aufgebauten, religiösen Ansichten beinhalten mußten. Gott, Natur, Priester und Arzt! Diese vier im höchsten Ansehen stehenden Begriffe müssen eine Rolle spielen! Durch dreißig Tage muß sich der Mann dem Gotte Brahma weihen, die Frau wieder muß ganz bestimmte religiöse, von den Priestern vorgeschriebene Zeremonien beobachten, der Beischlaf muß in bestimmten Nächten, ja noch mehr, zu bestimmten Stunden ausgeführt werden, und ganz am Schlusse kommt dann die ärztliche Kunst des Priesters, mit seinen geheimen Medikamenten! Wenn wir auch über alle anderen Vorschriften lächelnd hinweggehen wollen, so müssen wir doch, insbesondere was den ärztlich medikamentösen Teil anbelangt, klar und deutlich darauf hinweisen,

daß er nichts anderes als gewöhnlicher Humbug ist. Die Ärzte wollen eben ihr eigenes Ansehen heben; und gab es einen Mißerfolg, dann wurde sicherlich das Ehepaar einer Unterlassung oder einer ungenau ausgeführten Vorschrift geziehen, sei es der religiösen Zeremonie, sei es, daß Stunde, Tag, oder vielleicht sogar die Minute schlecht gewählt waren!?! Und man wartete, ob das Ehepaar vielleicht das nächste Mal die Vorschriften genauer befolge, ob vielleicht das nächste Mal der Zufall den väterlichen Wünschen Folge leisten werde!

Hören wir nun andere Vorschriften! Die talmudischen Ärzte, welche in ihrem Bildungsgrade gewiß etwas höher einzuschätzen sind, behaupten ebenfalls, daß der Mann willkürlich imstande sei, das Geschlecht seiner Nachkommen zu bestimmen; sie sind jedoch insoweit vorsichtiger, als sie das Ergebnis einzig und allein von dem Verhalten der Frau und des Mannes *während des Geschlechtsverkehrs* abhängig machen, ohne sich in absolut konkrete Vorschriften einzulassen. Die Leidenschaft des Mannes sollte für männliche, die der Frau für weibliche Kinder ausschlaggebend sein.

Die Griechen und Römer, oder richtiger gesagt, ihre hervorragendsten Ärzte wie Hippokrates, Galenus, Parmenides und Anaxagoras hielten die *willkürliche* Geschlechtsbestimmung für ausgeschlossen, vertraten jedoch ausnahmslos die Ansicht, daß die Körperseite, aus welcher das befruchtete Ei und der zur Befruchtung nötige männliche Samen stamme, für das Geschlecht des Kindes ausschlaggebend sei. Sie glaubten, daß die beiden Körperhälften des Menschen eine verschiedenartige Temperatur besäßen, daß die rechte Körperhälfte die wärmere Seite sei, und daß aus ihr die Knaben stammen; die kältere, linke Körperhälfte liefere hingegen ausschließlich weibliche Nachkommen! Wohl die naivste Deutung und der bequemste Ausweg aus dem Dunkel dieser heikeln Frage. Die Widerlegung dieser Theorie ist äußerst leicht möglich. Denken wir doch daran, wie unverhältnismäßig oft aus diesem oder jenem Grunde eine Hälfte des paarig veranlagten Geschlechtsapparates, also der Eierstöcke oder Hoden, aus irgendeiner Ursache krank, also funktionsuntüchtig ist, oder gar auf operativem Wege entfernt werden muß. Immer wieder sehen wir, daß trotzdem Nachkommen beiderlei Geschlechtes geboren werden können.

Um so auffallender ist es, daß sich die Ansichten über eine verschiedenartige Qualifikation der beiden Körperhälften bis in das siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert erhalten haben. Auch hierüber zitiert Ploß in seinem Werke einige Beispiele. So sagt der deutsche Schriftsteller Eucharius Rößlin

in seinem Hebammenbüchlein: „Wann des Mannes Samen heiß und fein viel ist, so hat er die Kraft, daß er ein Knäblein gibt. Die andere Sache ist, wann des Mannes Samen nach dem meisten Theil kompt aus dem gerechten Zeuglin des Mannes, und genommen wird in der Mutter gerechte Seiten, das ist darumb, daß die gerechte Seite hitziger ist, denn die linke, und der Samen aus dem gerechten Zeuglin kreftiger, denn aus dem linken. Darum soll sich die Frau auff die gerechte Seite neigen zuhand nach dem Werk, ob sie gern einen Knaben woll haben." Desgleichen sagt Rueff in seinem Buche: „Ein schönlustig Trostbüchlein etc.": „Die Knäblein werden mehr in der rechten Syten der Bärmutter empfangen und mehr von dem Samen, der von dem gerechten Gemächt kommt. Aber die Mägdlein in der linken Seite der Gebärmutter, von dem linken Gemächt empfangen. Denn die recht Seite von wegen der Leber hitziger ist im Leib, und die linke Seit kälter. Aber fürnehmlich ist die größere Hitz des Samens ein Ursach der Knäblein."

Die einzig richtige, wenn auch auf frühere Jahrhunderte zurückgehende Ansicht finden wir bei den Chinesen vor, die alle Mittel und Mittelchen unerwähnt lassen, Religion, Zeit und alle ähnlichen, dem Aberglauben angehörenden Dinge bei der Frage der Geschlechtsbestimmung ausschalten und die Zeugung einer männlichen oder weiblichen Frucht der Jugendkraft und Stärke des Mannes, respektive der Frau zuschreiben. Nach ihren Ansichten gibt es zwei Elemente, oder wie wir es nennen wollen, zwei verschieden starke Energien, das starke Prinzip „Yang", das schwache „Yu". Überwiegt „Yang" beim Manne, so wird das Kind männlichen, im gegenteiligen Falle weiblichen Geschlechtes sein. Diese Ansicht gleicht eigentlich, wenn auch etwas naiv dargestellt, der früher zitierten Meinung Dr. Schumanns, der auch nur die Jugend und körperliche Beschaffenheit des Mannes als ausschlaggebend für das Geschlecht des kommenden Kindes hinstellt.

In noch weit höherem Maße als diese von Priestern und Ärzten aufgestellten Theorien bemächtigte sich bis in unsere Tage der Volksaberglaube aller Völker dieses Themas. Selbstverständlich erscheint es fast, daß hierbei in erster Linie der Zeugungsakt als solcher die größte Rolle spielt. So finden wir beispielsweise in einigen Gegenden Tirols den von Generation zu Generation übernommenen Brauch, daß der Vater, wenn er einen Sohn haben möchte, beim Zeugungsakte seine – Stiefel anbehalten muß! Stiefel sind ja das äußere Attribut des Mannes! Bei vielen slawischen Völkern behält der Mann seinen, mit den Brautbändern geschmückten Hut auf dem Kopfe, und bei den Kleinbauern Polens geht dieser Glaube so weit, daß der Mann während

des Geschlechtsverkehres sogar vollständig angekleidet bleiben muß. Gibt es wohl deutlichere Anzeichen für die Naivität der Volksseele? Gleichen sie nicht wiewohl schon dem zwanzigsten Jahrhundert angehörend, fast ganz jenen Vorschriften, die uns als bezeichnend für die rohen Naturvölker überliefert werden? So wie bei diesen – ich verweise auf Susratas Angaben – wird bei mancher Nation sogar heute noch das Wetter während des Geschlechtsverkehrs für das Geschlecht des gezeugten Kindes verantwortlich gemacht; regnet es während dieser hochwichtigen Handlung, so wird das Kind ein Mädchen; herrscht aber schönes trockenes Wetter, dann muß es ein Knabe werden! Ja noch mehr! Das Volk mancher Gegenden glaubt an die Möglichkeit einer „Kunstzeugung!" Will der Vater einen Sohn erzeugen, so salbt er vor dem Verkehr sein Glied mit Hasenblut, im gegenteiligen Falle aber mit Gänseschmalz ein! Sollte sich Ayur-Veda wirklich unbewußt bis in unsere Zeit erhalten haben?

Naturgemäß gibt und gab es auch Tausende der verschiedensten Vorschriften für die Zeit der Schwangerschaft selbst. Sie sollen in dem Kapitel „Die schwangere Frau" erwähnt werden. Hier sei vorläufig nur eines Momentes gedacht. Der so viel gelesene und so oft falsch und richtig zitierte Philosoph Weininger spricht in seinem Werke „Über Geschlecht und Charakter" des Langen und Breiten über den volkstümlichen Ausdruck des „Versehens" einer Frau während der Schwangerschaft. Wir alle hören oft die Meinung geäußert, daß ein „Versehen", ein „Verschauen" der schwangeren Frau für das Kind schädlich oder nützlich sei. So finden wir selbst heute noch in den gebildetsten und vornehmsten Kreisen gleich wie in den unteren – auch was den Bildungsgrad anbelangt – tiefstehenden Schichten der Bevölkerung Gebräuche und Sitten aufrecht erhalten, die dem kühl beobachtenden Naturforscher unbedingt ein Lächeln abgewinnen, ihm aber doch gleichzeitig zum Nachdenken Anlaß geben. So kannte ich eine schwangere Frau, die stundenlang vor einem überaus schönen Madonnenbild saß und es seelenhaft verklärt unablässig anstarrte. Sie glaubte und war fest davon überzeugt, daß das zu gebärende Kind unbedingt „ebenso reizend schön sein müsse" wie das auf dem Bilde dargestellte. Als ich einmal versuchte, ihr diese irrige Ansicht zu widerlegen, wurde sie ernsthaft böse und nur mit Mühe gelang es mir, sie zu beruhigen. Ich wartete ungeduldig die Stunde der Geburt ab, um ihr beweisen zu können, wie unrecht sie hatte. Und siehe da, das neugeborene Kind war eine – Mißgeburt mit Wasserkopf und anderen Abnormitäten und lebte glücklicherweise nur eine Stunde! Die Frau war von ihrem Aberglauben ge-

heilt, für diesmal wenigstens gründlich geheilt! Während der bald darauffolgenden zweiten Schwangerschaft war kein einziger Blick dem schönen Madonnenbild geweiht, und das neugeborene Kind war eines der schönsten Kinder, das ich jemals sah!

Es gibt kein Verschauen, es gibt kein Versehen. Gäbe es denn sonst überhaupt unschöne, schlecht entwickelte Kinder? Gäbe es überhaupt Kinder, die mit einer Hasenscharte, mit einem „Feuermal", mit mißgebildeten Ohren zur Welt kämen?

Die väterliche und die mütterliche Urzelle liefern vorerst das Urprodukt, arbeiten dann unbeeinflußbar am Aufbau des werdenden Kindes weiter und liefern schließlich als Endprodukt das Kind, welches väterliche und mütterliche Merkmale in und an sich trägt!

Los endlich von allem Aberglauben, los von allen unsinnigen Ansichten, und mögen sie der schwangeren Frau zehntausendmal von Müttern und Großmüttern, von Tanten und Freundinnen als tatsächlich bestehend und „mit eigenen Augen beobachtet" ins Ohr geflüstert werden! Selbst dann, wenn ein Mann wie Weininger an das Versehen glaubt und es uns Ärzten zum Vorwurf macht, daß wir, statt uns mit „anderen hochwichtig aktuellen" Fragen noch nicht mit dieser für ihn vielleicht wichtigsten Frage soweit beschäftigt haben, um deren endgültige Lösung zu finden! Das Weib selbst muß in diesem Kampfe zunächst in vorderster Linie antreten; und wenn in diesem Kampfe die Waffe der Vernunft, richtig geführt, den vollen Sieg errungen haben wird, dann werden so mancher Frau von der ersten Stunde der Schwangerschaft bis zur Niederkunft viele Stunden banger Sorge um das Aussehen und die Art des werdenden Kindes erspart bleiben. Gleichzeitig wird aber in diesem Kampfe der böse Aberglauben als solcher unterliegen, er, der keine treuere, anhänglichere Dienerin hat und kennt als – das Weib!

Das weibliche Kind.

Das erste Lebensjahr – Gewicht und Länge des neugeborenen Mädchens – Die „Hexenmilch" – Die asexuelle Periode – Das bigenerelle Alter – Die eingeschlechtlich-weibliche Periode – An der Grenze der Reife.

Es erscheint uns leicht verständlich, daß die Menschheit zu allen Zeiten gerne geneigt war, die sich im Leben gleichsam von selbst aufdrängenden Unterschiede zwischen Weib und Mann – seien sie körperlicher oder seelischer

Natur – bis in die früheste Kindheit zurückzuverfolgen. Wollte man doch schon von der Geburt ab gewisse Merkmale kennen und gefunden haben, welche angeblich das eine oder das andere Geschlecht bevorzugen oder benachteiligen sollten. Immer wieder wollten gewisse Forscher ein oder das andere Zeichen körperlicher oder geistiger Minderwertigkeit gefunden haben, die sie dem weiblichen Geschlechte schon vom Tage der Geburt ab andichteten. Unterstützt wurden diese Bestrebungen durch Werke und Besprechungen geistig hervorragender und hochstehender Männer, wie etwa durch die philosophischen Betrachtungen Schopenhauers „Über das Weib", oder etwa durch das epochale Werk eines Möbius „Über den angeborenen Schwachsinn des Weibes!"

Es ist klar, daß man derartige Bestrebungen und derartige Besprechungen vorerst mit dem strengen, unbefangenen Auge eines Kritikers studieren muß, um sich ein einwandfreies Urteil, nicht etwa über das weibliche Geschlecht, sondern vielmehr über die Denkweise dieser Autoren selbst bilden zu können. Wenn wir auch so manche Ansicht vorfinden können, die vielleicht zurecht bestehen mag, scheint doch die Tendenz, das Grundprinzip derartiger Besprechungen in einer vorgefaßten und im voraus gewollten Herabsetzung des weiblichen Geschlechtes zu liegen. Wir werden in dem zweiten Hauptteil unseres Werkes, der sich mit dem Seelenleben des Weibes zu befassen hat, insbesondere auf Schopenhauer noch eingehender zurückkommen. Hier wollen wir, soweit es möglich ist, all die körperlichen Unterschiede zwischen dem neugeborenen weiblichen und männlichen Kinde besprechen, wollen gewisse Unterschiede erwähnen, ohne jedoch in den Fehler zu verfallen, jedwedes Minus von vornherein als ein Zeichen der Minderwertigkeit des weiblichen Geschlechtes hinzustellen. Es gibt keine angeborene Minderwertigkeit des weiblichen Geschlechtes, zumindest nicht in körperlicher Beziehung! Wäre es doch von der Natur alles eher denn weise eingerichtet, das Weib, als jenen Teil des menschlichen Geschlechtes, der zu dessen Erhaltung und Fortpflanzung bestimmt ist, weniger funktionstüchtig zu gestalten als das männliche Geschlecht. Ich würde eher den gegenteiligen Standpunkt einnehmen und von einer unverdienten Bevorzugung des männlichen Geschlechtes sprechen, welche dadurch begründet erschiene, daß der Mann, der den harten Kampf um das Alltagsleben zubestehen hat, gewissermaßen durch seine Konstitution die Grundlage einer möglichst starken Entwicklung des Körpers und des Geistes mit in die Wiege bekommt. Ob und wie sich diese Entwicklung vollzieht, hängt nicht von

dem Individuum als solchem, sondern nur von den Lebensbedingungen ab, in welche es ganz unfreiwillig gesetzt wird.

Ein kritisch objektiver Blick in das Leben und Schaffen unserer Landbevölkerung kann die Richtigkeit dieser Meinung bekräftigen. Sehen wir doch, daß dort das sogenannt „schwache" Geschlecht ebensoviel arbeitet und leistet wie der Mann; ja, ich möchte sagen, es leistet noch viel mehr! Denn der vom Felde heimgekehrte Mann setzt sich zur Rast ins Wirtshaus oder in die Ofenecke, während das Weib nach seiner Heimkehr erst recht eine Unzahl häuslicher Arbeit verrichtet, die gewiß nicht immer ohne körperliche Anstrengung von statten geht. Das weibliche, schwache Geschlecht arbeitet also gewissermaßen mehr; es arbeitet selbst dann noch, wenn es jene zweite, große Aufgabe zu leisten hat, die ihm von der Natur auferlegt wurde: die Aufgabe der Schwangerschaft! – Auf dem Lande sowohl als auch bei den niederen Ständen kennt selbst das hochschwangere Weib bis zu dem Augenblicke der Niederkunft keine Schonung! Und da soll man das Recht haben, das weibliche Geschlecht als schwach und minderwertig zu bezeichnen? Anders natürlich, ganz anders gestaltet sich das Leben und mit ihm die körperliche Beschaffenheit der Frau der besseren Stände, jener Frau, die nicht das „Weib", sondern die „Gattin" repräsentiert! Ihr Leben gilt nur dem Luxus, der Schonung, und jedwede übermäßige körperliche Anstrengung wird im gewöhnlichen Dasein, mehr aber noch in der Zeit der Schwangerschaft vermieden. Daß hier von einer Entwicklung kräftiger Muskeln, von einer Widerstandsfähigkeit nicht die Rede sein kann, ist mehr als verständlich. Das Weib bleibt schwach und in diesem Falle wirklich das Urbild des „schwachen Geschlechtes".

Immerhin bestehen aber doch gewisse körperliche Unterschiede zwischen Mann und Weib, welche durch die Forschung vieler Jahrzehnte statistisch nachgewiesen wurden, und die ich nun eingehender besprechen muß.

Schon das Gewicht des neugeborenen, weiblichen Kindes ist in der Regel weitaus geringer als das des männlichen Kindes. Während das letztere ein Durchschnittsgewicht von 3300 bis 3500 gr aufweist, finden wir die Grenzen beim weiblichen Geschlechte zwischen 3000 bis 3200 gr gelegen. Diese Zahlen gelten jedoch keineswegs als Regel; oft sind vielmehr die neugeborenen weiblichen Kinder weitaus kräftiger als die männlichen Geschlechtes, und wir finden hier, wie schon so oft erwähnt, unzweifelhaft wieder den Zusammenhang der Abhängigkeit des Kindes von seinen Erzeugern, von seinen Eltern. Das heißt: Kräftige, gesunde, jugendliche Eltern zeugen kräftig entwickelte

Kinder; Art und Wesen der sich verbindenden Urzellen sind und bleiben ausschlaggebend für die Konstitution der Kinder.

Die dennoch durchschnittlich beobachtete Gewichtsdifferenz der weiblichen gegenüber den männlichen Kindern findet leicht eine Erklärung, wenn wir berücksichtigen, daß auch die Länge, also die Gesamtgröße der weiblichen Kinder in der Regel um einiges geringer ist als die der Knaben. Beträgt sie bei diesen 50 bis 52 cm, so messen neugeborene weibliche Kinder etwa 48 bis 49 cm. Würden diese sich auf den ganzen Körper verteilenden zwei Zentimeter nicht eine genügende Erklärung für das Defizit des Gesamtgewichtes von etwa 300 gr abgeben können? Wir wären gerne bereit, diese Frage zu bejahen, wenn wir nicht auch im Verlaufe des ganzen ersten Lebensjahres, also des ersten Säuglingsjahres, eine Gewichts- und Längendifferenz nachweisen könnten, die zu Ungunsten des weiblichen Geschlechtes ausfällt. Während am Ende des ersten Jahres ein Knabe das Durchschnittsgewicht von 15000 gr und eine Durchschnittslänge von ca. 70 cm aufweist, wiegt ein Mädchen desselben Alters durchschnittlich bloß 10000 gr und ist bloß 68 cm lang! Selbstverständlich spielen bei diesen Beobachtungen trotz der genauesten Kontrolle eine Unzahl äußerer Momente eine große Rolle. Die Art der Ernährung, die Art der Kinderpflege mag von seiten der Mütter einem Knaben oder einem Mädchen gegenüber gewiß dieselbe sein; dennoch aber läßt sich bei strengster Objektivität unleugbar eine gewisse instinktive Nachgiebigkeit Mädchen gegenüber immer wieder, wenn auch bloß in kleinsten Kleinigkeiten, nachweisen. Diese Nachgiebigkeit spielt aber namentlich in der Art der Ernährung eine nicht zu unterschätzende Rolle und äußert sich ohne Zweifel im Gewicht des Säuglings!

Somatisch, das heißt körperlich und den sichtbaren Lebensäußerungen nach, verläuft das erste Lebensjahr des weiblichen Kindes fast vollständig unterschiedslos gegenüber dem des Knaben. Wenn es aber dennoch in einzelnen Fällen Unterschiede oder Abnormitäten gibt, so bewegen sich diese ausschließlich auf dem Gebiete der speziellen Sexual- oder richtiger gesagt – Geschlechtsorgane; zumindest läßt sich stets ein Zusammenhang zwischen jenen und den sogenannten Geschlechtsdrüsen nachweisen.

Ich denke hier vornehmlich an jene Fälle, die wir in einem früheren Kapitel als Fälle der sogenannten Frühreife besprochen haben, andererseits jedoch auch an eine zweite Erscheinung, welche namentlich der Kinderarzt oft zu beobachten Gelegenheit hat. Bei einer durchaus nicht geringen Anzahl von neugeborenen Kindern – namentlich bei Mädchen – fällt eine starke

Entwicklung der Brustdrüsen auf. Die Brustwarzen selbst sind ähnlich denen einer reifen Frau prall hervortretend, und nicht allzu selten scheidet sich sogar aus diesen Brustdrüsen des Kindes in den ersten Lebenstagen eine milchähnliche Flüssigkeit ab, die im Volksmunde mancher Gegenden als „Hexenmilch" bezeichnet wird.

Man studierte dieses Naturphänomen eingehend, erkannte bald dessen Zusammenhang mit den Geschlechtsdrüsen, neigte aber der Ansicht zu, daß nicht die Sexualorgane des Kindes, sondern die der Mutter als Ursache aufzufassen seien. Wie wir des späteren noch genauer zu erörtern haben werden, bilden sich zur Zeit der Schwangerschaft im Blute und in den verschiedenen drüsigen Organen der Frau gewisse Substanzen, gewisse Gifte – wenn ich so sagen darf – welche ganz bestimmte Reize ausüben und zu ganz typischen Erscheinungen, zu den sogenannten Schwangerschaftsreizen, führen. Wir wissen, daß durch einen dieser Reize, oder richtiger gesagt, durch eine dieser neugebildeten Reizsubstanzen die Brustdrüse der schwangeren Frau zur Tätigkeit angeregt wird und sich für das Geschäft des Stillens langsam vorbereitet. Das von der Mutter auf dem Wege der Nabelschnur zum Kinde überfließende und solche Reizsubstanzen in sich enthaltende Blut soll nun die Ursache der Hexenmilch sein, und zwar in der Art und Weise, daß ebenso wie die Brustdrüse der Mütter, auch die des neugeborenen Kindes gereizt und zur Funktion der Milchabsonderung gebracht wird; also gewissermaßen eine von der Mutter auf das Kind übertragene Äußerung einer somatischen, sich in den Geschlechtsdrüsen abspielenden Erscheinung. Eine wunderbare Theorie, eine überaus geistreiche Erklärung, die aber doch einige Zweifel offen läßt, wenn man die Tatsache in Erwägung zieht, daß sich die Mehrzahl der Beobachtungen nur auf weibliche Kinder beziehe! Gibt dieser Umstand nicht zu denken? Wozu das Blut der Mutter zur Erklärung heranziehen, wenn wir ganz genau wissen, daß die Funktion der Brustdrüsen mit den weiblichen Geschlechtsorganen direkt und unmittelbar im Zusammenhange stehe, wenn wir ebenso genau wissen, daß das neugeborene weibliche Kind die Geschlechtsorgane voll entwickelt, ja mitunter sogar völlig funktionstüchtig mit auf die Welt bringen kann?!

Man pflegt das Kindesalter im allgemeinen in zwei Stufen einzuteilen, von denen die erste, die asexuelle = geschlechtslose Periode genannt, vom ersten bis zum siebenten Lebensjahre währt, die zweite hingegen, als bisexuell = zweigeschlechtlich bezeichnete, das siebente bis fünfzehnte Lebensjahr umfassen soll. Es wird also dem Kindesalter in der Zeit vom ersten

bis zum siebenten Lebensjahr jedwede Geschlechtlichkeit abgesprochen, während die zweite Periode, vom siebenten bis fünfzehnten Lebensjahr als bisexuell, also zweigeschlechtlich hingestellt wird. Ich vermag beim besten Willen keinen Unterschied zwischen asexuell und bisexuell – zumindest in der Epoche des Kindesalters zu finden. In beiden Begriffen liegt das Wesen des Unbewußten, des Sich-nicht-Bewußtseins irgendeiner Sexualität. Oder sollte wirklich die Meinung zurecht bestehen, daß ein Kind von etwa sieben bis zwölf Jahren bisexuell in dem Sinne sei, daß es sexuell sowohl männlich als auch weiblich empfinde? Empfindet das Kind im wahren Sinne des Wortes überhaupt sexuell? Auf alle diese Fragen habe ich bloß eine absolut verneinende Antwort.

Mag die eben erwähnte Einteilung vielleicht auch im allgemeinen zurecht bestehen, so erscheint es mir dennoch zweckdienlich, bei Besprechung des weiblichen Kindes eine andere Einteilung vorzunehmen. Ich möchte die Kindheit des Mädchens in vier Epochen gliedern und zwar ganz unabhängig von der Sexualität:

1. Das neugeborene Mädchen (die Zeit von der Geburt bis zum vollendeten ersten Jahr).

2. Die bigenerelle Epoche (zweigeschlechtliche Epoche), umfassend das erste bis inklusive vierte Lebensjahr.

3. Die unigenerell-feminine Epoche (die eingeschlechtlich weibliche Epoche), viertes bis inklusive siebentes Lebensjahr.

4. Die prämenstruelle Epoche (die Zeit vor dem Auftreten der ersten Periode), siebentes bis fünfzehntes Lebensjahr.

Ich wähle diese Vierteilung deshalb, weil sowohl in körperlicher als auch in seelischer Beziehung sich während dieser einzelnen Zeitabschnitte bei jedem weiblichen Wesen absolut streng zu konstatierbare Unterschiede zeigen, die so in die Augen springend sind, daß wir durch sie geradezu das Alter des Kindes mit absoluter Sicherheit zu erraten imstande sind. Und letzten Endes hängen sie alle mit feminin-sexuellen Momenten zusammen.

In der ersten Periode, die wir als die des neugeborenen Mädchens bezeichnet haben, finden sich fast gar keine nennenswerten Unterschiede zwischen einem männlichen und weiblichen Kind. Es wäre denn, man wollte jene geringen Unterschiede des Wachstums und der Gewichtszunahme, von denen ich schon sprach, in Betracht ziehen, Dinge, die allerdings nur dem ärztlichen Beobachter auffallen können, oder aber die schon erwähnten Vorgänge der beim Mädchen beobachteten Schwellung der Brüste und das vorzeitige Auf-

treten der Periode. Im übrigen verläuft das erste Lebensjahr des weiblichen Kindes für den Forscher so belanglos, daß wir, wie ich glaube, uns bei der Beschreibung all der vielen Eigentümlichkeiten des Säuglings als solchen nicht länger aufzuhalten brauchen; dies um so weniger, als es ja dem Zwecke dieses Buches widersprechen würde und mehr in die Beobachtungen und Beschreibungen der Eigentümlichkeiten des Kindes im allgemeinen gehört.

Wesentlich anders verhält sich dieses bereits in jener zweiten Periode, die ich als bigenerelles Alter bezeichnet habe. In dieser Epoche, welche das erste bis vierte Lebensjahr (inklusive) umfaßt, wollen die meisten Forscher keinerlei Unterschiede zwischen dem Knaben und dem Mädchen gefunden haben und stellen diese Zeit so dar, als würden die Kinder beiderlei Geschlechtes sich völlig gleich verhalten. Insbesondere denke ich hier an das grundlegende Werk von Stratz „Der Körper des Kindes", in welchem die erste „neutrale" Kindheit als absolut belanglos beschrieben und dargestellt wird. Ich glaube darauf hinweisen zu müssen, daß im letzten Lebensjahr dieser bigenerellen Periode sich zweifellos schon beim bloßen Anblick des Kindes, allerdings nur für das geübte Auge, der Unterschied zwischen Mädchen und Knaben absolut feststellen läßt. Möge der Leser nur selbst daran denken, ob er nicht im stande sei, beim Anblick eines vierjährigen Kindes, und mag es auch durch die Liebe oder perverse Modetorheit seiner Mutter noch so sehr wie ein kleines Äffchen herausgeputzt sein, zu entscheiden, ob es ein Knäblein oder ein Mägdlein sei. Ich glaube, daß unter neun von zehn Fällen wohl das richtige Geschlecht zu erraten sein dürfte. Sind doch schon jetzt am Körperbau gewisse Unterschiede bemerkbar, die sich besonders dadurch kenntlich machen, daß die Gliedmaßen des Mädchens graziöser sind als die des Knaben, daß andererseits der Körper des Mädchens rundlicher und possierlicher ist. Wenn auch der Gesichtsausdruck bei Kindern im vierten Lebensjahre gewiß absolut rein kindlich, unbefangen, heiter und stets lächelnd erscheinen mag, so läßt sich doch bei einem Mädchen der weibliche Typus leichter erkennen, selbst dann, wenn dieses Mädchen, ohne Bändchen und Maschenwerk, keinerlei Zeichen des allbekannten kleinen, süßen Püppchens aufweist. Ich gehe sogar weiter! Betrachten wir zwei unbefangen spielende Kinder, deren eines ein Knabe, das andere ein Mädchen ist. Bei genauer Prüfung durch den nur einigermaßen geübten Beobachter läßt sich hier aus der Art der Bewegungen, aus der Art des Ganges, aus der Sprache, mit einem Worte, aus dem ganzen Wesen des spielenden Kindes mit fast absoluter Sicherheit die Entscheidung treffen, ob Bub oder Mädel!

Dennoch behalte ich den Ausdruck der bigenerellen, das heißt zweigeschlechtlichen Periode bei; denn, wenn auch all diese Beobachtungen eigentlich mehr im Wissen und in der Übung des Beobachters als in dem Wesen des Kindes selbst liegen, so ist dieses während dieser Periode im übertragenen Sinne des Wortes gleichsam ein Zwittergeschöpf. In ihm ist noch keinerlei Tendenz nach der einen oder nach der anderen Richtung hin voll entwickelt, es setzt sich zu gleichen Teilen aus weiblichen und männlichen Komponenten zusammen; nicht aber in sexueller Beziehung!

Anders verhält es sich in der nun folgenden Periode. Man könnte fast sagen, daß sich in dieser von mir als unigenerell-feminin bezeichneten Zeit fast mit einem Schlage das ganze Bild ändert und zwar nicht bloß vom Standpunkte des Beobachters, sondern weitaus deutlicher noch vom Standpunkte des Kindes selbst! Und dies ganz unbewußt, ganz selbstverständlich. Unigenerell-feminin – das heißt eingeschlechtlich-weiblich! Mag ich auch in dieser Auffassung vielen Widersprüchen begegnen – und ich bin auf Entgegnungen dieser Art in jeder Beziehung gefaßt – so stehe ich doch auf dem Standpunkte, daß sich schon in dieser Periode Momente geltend machen, welche die im Keime mitgegebenen rein weiblichen Elemente unleugbar erkennen lassen. Diese Periode umfaßt das Alter vom vierten bis zum siebenten Lebensjahr. Ein Zeitabschnitt, der sowohl dem Arzte als auch dem Laien schon rein äußerlich eine gewisse Anzahl von Erscheinungen darbietet, welche großes Interesse erwecken. Es ist die Zeit des Zahnwechsels. Zeigte auch das Milchgebiß der Knaben und Mädchen keinerlei nennenswerte Unterschiede, so ist doch bekannt, daß das voll entwickelte Gebiß der Erwachsenen bei Mann und Weib einerseits durch die Anordnung der Zähne, andererseits durch die Stärke derselben wesentlich verschieden ist. Diese Verschiedenheit macht sich sicherlich schon in der Anlage der bleibenden Zähne, also anläßlich des Zahnwechsels, bemerkbar. Die Zähne des Mädchens zeigen schon um diese Zeit eine gewisse Regelmäßigkeit, und vornehmlich sind es die Schneidezähne, welche durch ihre Größenverhältnisse eine Differenzierung zwischen Mädchen und Knaben zulassen. Andererseits sind die Zähne als solche beim Mädchen entschieden zarter, was darauf zurückzuführen sein dürfte, daß sich der Zahnwechsel als solcher bei Kindern weiblichen Geschlechtes etwas rascher vollzieht als bei gleichaltrigen Knaben.

Noch weit offensichtlicher wird der Unterschied zwischen Knabe und Mädchen in dieser Entwicklungsperiode, wenn wir den Körper als solchen in seiner Entwicklung genauer betrachten. Es machen sich nämlich schon

jetzt einige Merkmale geltend, welche als rein weiblich zu bezeichnen sind, Merkmale, die gleichsam als Vorbereitung des Körpers für spätere, weibliche Geschlechtsfunktionen aufzufassen wären. Betrachten wir einmal den Brustkorb zweier Kinder, die etwa eben das schulpflichtige Alter erreicht haben. Während bei Knaben in der Regel – ich schließe natürlich alle übermäßig ernährten, dicken Kinder von unserer Betrachtung aus – die Brust flach ist, finden wir beim Mädchen fast immer die Andeutung einer leichten Wölbung im knöchernen Brustkorb bei gleichzeitig stärkerer Entwicklung des Fettpolsters, namentlich gegen jene Gegend hin, die späterhin von der Brustdrüse eingenommen werden soll. Die schon in der vorhergehenden Lebensperiode leicht bemerkbare „Füllung" des Körpers, das heißt, die schöne polsterartige Verteilung der Fettansätze, der Ausgleich der einzelnen Muskelpartien und die, allerdings bloß in ihren frühesten Ansätzen erkennbaren Rundungen des Körpers sind in der jetzigen Periode bereits zu einem solch typisch weiblichen Merkmal geworden, daß das Mädchen, und mag es auch kurzgeschorenes Haar und einen Knabenanzug tragen, dennoch selbst von Nichtgeübten absolut sicher als solches erkannt werden wird.

In dieser Zeit treten aber noch andere Momente hinzu, welche zu den speziellen Merkmalen des weiblichen Geschlechtes gezählt werden müssen und für die späteren Perioden des weiblichen Lebens, sowie für seine Bestimmung in der Naturgeschichte des Menschen absolut charakteristisch sind. Ich denke da in allererster Linie an die jetzt schon bemerkbaren Veränderungen des Beckens, an das Breiterwerden des knöchernen Beckens, Veränderungen, die sich um diese Zeit eben erst in ihren Uranfängen erkennen lassen. Wie ausschlaggebend das breite Becken im reifen Alter des Weibes ist, werden wir des genaueren zu besprechen noch reichlich Gelegenheit haben. Tatsache ist, daß beim Mädchen bereits im sechsten und siebenten Lebensjahre das Wachstum des Beckens der Quere nach beginnt, daß somit die Oberschenkel bereits jetzt schon jene typisch schräge Richtung einzunehmen beginnen, die späterhin für das voll entwickelte Weib so charakteristisch ist. Jene Schrägstellung, welche die leichte Neigung zu X-Beinen schafft, ist kein Schönheitsfehler, sondern ein durch die Natur bedingtes Phänomen!

Strittig ist heute noch die Frage, ob sich ein Unterschied zwischen Mädchen und Knaben dieser Zeitperiode auch in Bezug auf das Wachstum und die Anordnung des Haares konstatieren läßt. Genaue Forschungen wollen eine Differenzierung in dem Durchmesser des weiblichen und männlichen Haares gefunden haben. Sicher ist, daß das weibliche Geschlecht als solches

gegenüber dem männlichen Geschlechte eine weitaus größere und raschere Wachstumtendenz des Haupthaares erkennen läßt. Wenigstens bei den Kulturvölkern! Ob diese Tendenz nun auf den Theorien des Darwinismus fußend, eine bloße Anpassungserscheinung sei oder nicht, das zu entscheiden ist gewiß nicht meine Aufgabe.

Schwer ist es, den Übergang dieser Periode in die nächstfolgende genau zu präzisieren. Man muß eben diese Zeit in strengster Beobachtung neben einem wachsenden Mädchen miterleben, muß jedes kleinste Symptom registrieren, muß alles, was weiblich ist, richtig deuten, um sich jene große Umwandlung so recht vor Augen zu führen, die in den nun folgenden Jahren vor sich zu gehen pflegt.

Es ist gewiß ein großes Wagnis, bereits vom siebenten Lebensjahr ab ein Mädchen als prämenstruell, das heißt, als vor der Periode stehend, bezeichnen zu wollen. Und dennoch erscheint mir diese Bezeichnung deshalb berechtigt, weil nunmehr bereits alles in dem Kinde, sowohl körperlich als auch seelisch, sowohl offensichtlich als auch versteckt auf ein einziges Ziel hinzuarbeiten scheint, auf das Ziel, die körperliche Reife, die Reife des Weibes zu erlangen, die mit dem Auftreten der ersten Menstruation gegeben erscheint. Wir dürfen bei der Besprechung unseres großen Themas nicht in den Fehler verfallen, einseitig zu betrachten; wir dürfen nicht bloß das Weib unserer Länder, unseres Klimas, unserer Zeit beobachten, sondern müssen auf den Gesamtbegriff des Weibes Rücksicht nehmen und schon aus diesem Grunde die Zeit vom siebenten Lebensjahre ab als prämenstruelle bezeichnen. Ist es doch eine wissenschaftlich bekannte Tatsache, daß in manchen Ländern die erste Periode nicht etwa wie bei uns zwischen dem zwölften und fünfzehnten Lebensjahre, sondern normalerweise im achten, neunten, zehnten Lebensjahr einzutreten pflegt. Doch davon soll erst später die Rede sein! Ich erwähnte diese Tatsache bloß, um den Begriff prämenstruell zu rechtfertigen!

Es ist die Zeit, jenes Stadium, welches mittel- oder unmittelbar der ersten Periode vorangeht und jene Übergänge schafft, welche aus dem Kinde einen reifen Menschen, also von unserem Standpunkte aus, aus dem Mädchen ein reifes Weib machen soll.

Wir begegnen in dieser Zeit zum ersten Male jenem absolut typisch weiblichen Gesichtsausdrucke mit seinen mehr oder minder stark entwickelten reizenden Grübchen, den schelmisch schalkhaften Augen, die das Mädchen während dieser Epoche, und zwar nur das Mädchen allein aufweist. Liegt

nicht schon jetzt in diesem Gesichtsausdruck all die große Anmut, die späterhin in noch größerem Maße entwickelt das Weib als solches charakterisiert? Dazu der Glanz, die Grazie und der Liebreiz der immer träumend in die Welt blickenden Augen! Jene Rundung des Körpers, die sich schon im sechsten und siebenten Jahre andeutungsweise erkennen ließ, nimmt stärkere Dimensionen an, das Breiterwerden des Beckens macht rasche Fortschritte, gleichzeitig mit ihm die immer deutlicher sichtbar werdende Schrägstellung der Oberschenkel. Gang und Bewegung des ganzen Körpers zielen schon jetzt, als wäre es von der Natur diktiert, auf das absolut Weibliche hin! Möglicherweise gewollt? Nein, diktiert von jenen unbekannten Mächten, welche dem Weibe schon mit der Urzelle mitgegeben wurden, aber auch von jenen seelischen Vorgängen, die zu analysieren die Aufgabe des zweiten Teiles dieses Buches sein soll. Riesenschritte nimmt dieses prämenstruelle Stadium zu jenen Jahren hin, die nun folgen sollen, zu den Entwicklungsjahren.

Wenn ich noch erwähne, daß sich in körperlicher Beziehung all jene der früher unigenerell-femininen Epoche zugeschriebenen Veränderungen nunmehr immer stärker entwickelt haben, daß also das Gebiß, das Haar, kurz der ganze Körper die einmal eingeschlagene Tendenz rasch weiter verfolgt, glaube ich mich bei dieser Epoche nicht länger aufhalten zu müssen, um so mehr, als alle charakteristischen weiblichen Merkmale, soweit sie rein äußerlicher Natur sind, im nächsten Kapitel so genau besprochen werden müssen, daß sie, rückblickend, uns all das sagen können, was etwa an dieser Stelle, vielleicht sogar mit einer gewissen Absicht, allzu kurz erwähnt wurde.

Die Entwicklungsjahre des Mädchens.

Das reifende Mädchen – Veränderungen des Körpers – Entwicklung der Brustdrüsen und des Busens – Schamhaare – Die Schönheit des Busens – Völkerkunde und Busen – Das Mieder – Busenpflege.

Professor Stratz, dessen Werk „Die Körperpflege der Frau" wir bereits zitiert haben, überschreibt das Kapitel der Entwicklungsjahre mit einem einzigen Worte. Es ist dies das Wort „Reife"! Und er beginnt die Besprechung dieses so wichtigen Themas mit den folgenden Worten: „Mit der allmählich eintretenden Reife setzt beim Weibe das eigentliche Gattungsleben ein; und von einer sorgfältigen Pflege gerade in dieser Zeit hängt die ganze Zukunft des weiblichen Wesens ab."

Wenn ich auch den ersten Teil dieses grundlegenden Satzes nicht vollin-

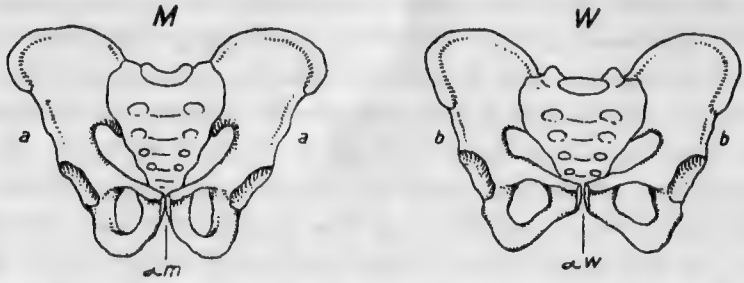
haltlich meinen Ansichten unterzuordnen vermag, so will ich den zweiten Teil desselben nicht hoch genug preisen und einschätzen. Er enthält so viel der Wahrheit, daß seine Worte in jedem Mädchenzimmer in goldenen Lettern verzeichnet sein sollten. Schon deshalb, weil wir immer und immer wieder vom Neuen die Erfahrung machen können, daß gerade um diese Zeit das Mädchen mehr denn je einer Aufklärung und einer gewissen systematischen Führung bedarf, und daß ihm gerade um diese, so überaus wichtige Zeit eine solche Führung in der Regel fehlt. Falsche Prüderie, ein gleichzeitiges Nichtwollen und Nichtkönnen von seiten der Mütter ist der Grund hierfür. Das, was das Mädchen gerade in diesen Tagen wissen sollte, wissen müßte, wird ihm gerne verschwiegen, wird ihm in einer Art und Weise dargestellt und erklärt, die gewiß alles eher zu bewirken imstande ist, als eine sachgemäße, natürliche Auffassung über die revolutionären Vorgänge des Körpers gerade in dieser Zeit zu geben. Und so geschieht denn das, was nie geschehen sollte! Das Mädchen holt sich sein Wissen und seine Weisheit von einer Schulfreundin, von einer Erzieherin, von einer Magd, von lauter Geschöpfen, die gewiß nicht berechtigt und befähigt sind, die richtige Aufklärung zu geben.

Es ist interessant, zu ergründen, welche weitgehende und weittragende Wirkung die in einem jungen Geschöpf gerade während der Entwicklungsjahre aufkeimenden Gedanken nicht nur für diese Zeit, sondern für das ganze spätere Leben des Weibes haben! Fast wäre ich versucht, hier tausende Beispiele anzuführen, die uns die schlechten Folgen – und es gibt eben leider nur schlechte Folgen einer solchen „Aufklärung" – deutlichst illustrieren würden. Doch ich will diese interessanten Beispiele mit all ihren kleinen und kleinsten Details an anderer Stelle erörtern. Ich will, so sehr ich auch versucht wäre, dies schon hier zu tun, der Einteilung meines Werkes nicht untreu werden, und werde erst bei der Besprechung der „Seele" des Weibes des näheren auf all diese Dinge zurückkommen.

Jetzt soll bloß von der körperlichen Entwicklung die Sprache sein.

Naturgemäß spielt in dieser Zeit das Eintreten der ersten Periode die größte und vornehmste Rolle; deshalb, weil durch sie und mit ihr erst das erzeugt wird, was Stratz als die „Reife" bezeichnet. Da wir wissen, da wir statistisch nachweisen können, daß die erste Periode des Mädchens keineswegs die erste regelmäßige Periode ist, ist es klar, daß wir den von mir gewollten Unterschied zwischen „Reife" und Entwicklungsjahren beibehalten müssen. Es ist nämlich eine einwandfrei beobachtete Tatsache, daß ein etwa zwölf- bis dreizehnjähriges Mädchen seine erste Periode bekommt, und daß

dann oft viele Monate, ja in manchen Fällen sogar ein bis zwei Jahre vergehen können, bis sich die Periode wirklich geregelt hat, bis sie den später zu beschreibenden, streng eingehaltenen, allmonatlichen Typus erreicht hat. Wäre es nicht ein großer Fehler, ein solches Kind als „reif" zu bezeichnen, ein solch junges Geschöpf, welches voll Schrecken das erste Mal die Blutspuren entdeckt und dann viele Monate hindurch wieder nichts, gar nichts Absonderliches bemerkt, einem reifen, wirklich reifen Geschöpf gleichzustellen? Nein! Allmählich, ganz langsam geht die Entwicklung vom wirklichen Kind zum „reifenden" Mädchen und später erst, viel später zum wirklich „reifen Weib" vor sich. Es ist also auch falsch, diese Zeit als die Zeit der „Reife" zu bezeichnen.



Vergleichendes Schema des M männlichen und W weiblichen Beckens
αm Schambeinwinkel spitz, αw Schambeinwinkel stumpf
Man beachte den Unterschied in der Beckenbreite a-a und b-b

Die in den letzten Kinderjahren, also in der prämenstruellen Periode beobachteten, im früheren Kapitel beschriebenen Unterschiede zwischen Mädchen und Knaben nehmen zunächst auffallende Dimensionen an. Die Rundung der Schenkel und des Gesäßes artet, wenn ich mich etwas derb ausdrücken darf, gewissermaßen überdimensional aus. Es ist ganz erstaunlich, in welchem Mißverhältnis gerade in den Entwicklungsjahren die Breite des Gesäßes zu dem relativ schmalen Oberkörper bleibt. Diese Breitenzunahme vollzieht sich nur dadurch so rasch, daß sich das knöcherne Becken in seinem queren Durchmesser dehnt und weitet, wodurch sich, wie ich ja schon andeutete, die Hüften immer weiter voneinander entfernen. Gleichzeitig mit dieser queren Verschiebung der Hüftknochen können wir immer eine ganz bedeutende Zunahme der Beckenmuskulatur und des Fettpolsters beobachten; und Hand in Hand damit nehmen die bisher nur andeutungsweise

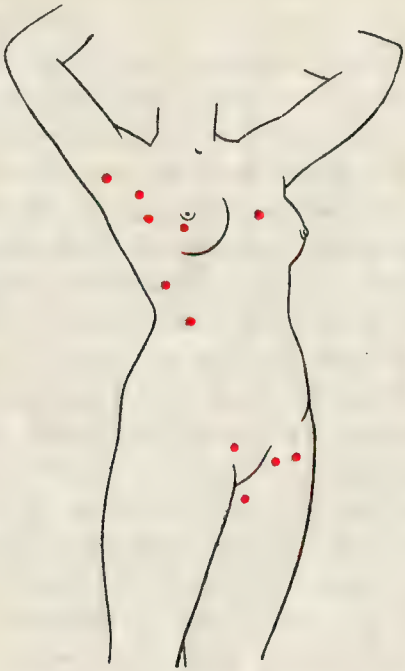
schräggestellten Oberschenkel jetzt raschest die Tendenz zu wirklichen X-Beinen an. Ein, wie schon beschrieben, von der Natur gewolltes, unbeeinflußbares Wachstumsprinzip, welches das Becken seiner späteren Bestimmung während des Geburtsaktes zweckdienlich zu gestalten hat.

Wenn ich gerade diese Veränderung in erster Linie hervorhob, so geschah dies deshalb, weil sie eigentlich nur dem ärztlich beobachtenden, gleichsam sezierenden Auge erkennbar und nur für dieses so auffällig wird. All die anderen Details, die ich nun zu besprechen haben werde, sind so augenscheinlich, daß ich sie fast nicht erwähnen müßte, würde es uns nicht vom Standpunkt der Forschung interessieren, das Wesen dieser Veränderungen, ihr allmähliches Erscheinen zu erklären und zu analysieren.

Wer wüßte nicht, daß gerade in diesen ersten Backfischjahren der Gesichtsausdruck des Mädchens unbewußt schelmisch wird? Wer wüßte nicht, wie stolz das Mädchen auf seine nunmehr wachsenden Brüste wird, wie es sie stets kontrolliert und wie es sich darnach sehnt, doch möglichst bald endlich einen, auch für Fremde sichtbaren Busen zu haben. Welch große Kränkung, wenn dieses Wachstum nicht schnell genug vor sich geht, wenn die anderen Altersgenossinnen in dieser Beziehung einen Vorsprung haben!

Betrachten wir nun diese Veränderung der Brüste etwas genauer! Stellten sie sich bisher als kleine, das Niveau des Brustkorbes nur um geringes überragende Hügelchen dar, die eben noch genügten, um einen deutlichen Unterschied zwischen dem Brustkorb eines Knaben und dem eines Mädchens erkennen zu lassen, so machen sie nun in verhältnismäßig kurzer Zeit ein Stadium durch, in dem fast von Tag zu Tag sichtbarere Veränderungen zu konstatieren sind. Die kleinen Hügel, welche den Ansatz der Brüste, den Ansatz des späteren Busens bisher nur markierten, heben sich nach und nach in ihrem Zentrum, also dort, wo bis nun die kleine, etwa linsengroße, etwas dunkler als die übrige Haut gefärbte Brustwarze saß, immer mehr und mehr von der knöchernen Unterlage des Brustkorbes ab. Es geschieht dies in der Art, daß sich zunächst in einem Durchmesser von zirka fünf bis sechs Zentimetern plötzlich Fett anzusetzen beginnt, selbst bei jenen Kindern, die sonst allenthalben mager sind. Je mehr dieses Fett in die Nähe des Zentrums, also in die Nähe der Brustwarze gelangt, desto mehr beginnt diese selbst sich gleich einem stetig wachsenden, vorstrebenden, beerenartigen Gebilde von der Unterlage abzuheben. Doch nicht sie allein; der bisher absolut flach gewesene, sich bestenfalls durch seine Färbung von der Umgebung abgrenzende Warzenhof, also jene kreisrunde Fläche, die unmittelbar die Begrenzung der

Warze bildet, hebt sich gleichzeitig mit dieser auch immer mehr und mehr von dem sich darunter entwickelnden Fettpolster ab. Wenn ich von Fettpolster spreche, gebrauche ich einen Ausdruck, der im wesentlichen der Ansicht des Laienpublikums entspricht. Wir müssen uns nämlich klar vor Augen halten, daß es ja nicht Fett als solches allein ist, welches das Wachstum der Brüste bedingt, sondern daß dieses Wachstum auch durch die Entwicklung



Schematische Darstellung der Nebenbrustwarzen

unzähliger, bisher nur ihrer Anlage nach vorhanden gewesener, kleinster Drüsen zu immer größer werdenden Drüsenpaketen bedingt ist. Die Ausführungsgänge all dieser Drüsen vereinigen sich nach und nach zu größeren Hauptgängen, die alle in der Warze selbst münden. Der Warzenhof – bisher absolut flach und von samtweicher Haut überzogen – erscheint nunmehr von kleinen Stecknadel- bis Mohnkorngroßen Gebilden durchsetzt; es sind dies die sogenannten Nebenwärzchen, welche sich späterhin während des ganzen Lebens der Frau mühelos nachweisen lassen. Ja, bei manchen Frauen ent-

wickeln sich diese Nebenwärzchen sogar, wenn auch bedeutend langsamer, weitaus stärker als die Hauptwarze; und so kommt es denn, daß wir Ärzte manchmal das Vorhandensein mehrerer, voll entwickelter Nebenwarzen konstatieren können, die sich sogar ab und zu nicht bloß auf die Umgebung des Warzenhofes beschränken, sondern weitab von der Hauptwarze, etwa an der Unterfläche der Brust in der Achselhöhle oder sogar in der Leistenbeuge zu finden sind. Scherze der Natur, wenn wir es so nennen dürfen, die von der unglücklichen Trägerin allerdings mit Recht als kosmetische Fehler überaus tragisch genommen und nicht allzu selten operativ entfernt werden müssen.

Der Busen wächst langsam weiter; immer praller und praller werden die Erhebungen, immer fester spannt sich über ihnen die Haut und immer mehr treten die beerenartigen Vorsprünge der Brustwarze selbst hervor. Um diese Zeit beginnen sich auch allmählich jene kleinen, für das spätere Leben so wichtigen Nervenendigungen zu entwickeln, welche sowohl in der Brustwarze selbst, als auch in ihrer nächsten Umgebung, also im Warzenhof, anatomisch nachgewiesen werden können. Es sind dies Nerven, welche durch äußere Reize eine Zusammenziehung kleinster Muskelfasern bedingen, wodurch sich die Warze selbst verhärtet, erigiert, das heißt, steif wird und sich so noch mehr als im ruhenden Zustand von ihrer Unterlage abhebt. Ein Vorgang, der, naturgeschichtlich betrachtet, im späteren Leben der Frau seinen ganz bestimmten Zweck zu erfüllen hat.

Ich muß hier, einem späteren Kapitel vorgreifend, schon jetzt diesen Zweck nennen. Die Fähigkeit des Sichaufstellens der Warze soll in späteren Jahren beim Säugen eines Kindes ermöglichen, daß bei der geringsten Berührung der Brustwarze durch den suchenden Mund des Säuglings diese ihm gleichsam von selbst in den Mund hineinwächst; das Kind soll mühelos die Quelle seiner Ernährung finden und fassen! Allein nicht nur diesen Hauptzweck haben diese Nervenendigungen zu erfüllen. Sie sind es, welche den Warzenhof und die Brustwarze selbst zu einer sogenannt erogenen Zone umwandeln, das heißt, zu einem Hautbezirk, der zu dem ganzen Sexualleben insoferne in Beziehung steht, als eine Reizung dieses Hautbezirkes eine mehr oder minder starke erotische Wirkung hervorrufen kann; und darauf ist auch, wie wir ja noch genauer zu besprechen haben werden, zurückzuführen, daß der Busen des Weibes eine solch eminente Rolle im sexuellen Leben der Menschheit spielt.

Mag nicht — vorläufig noch ganz unbewußt — auch aus diesem Grunde vom jungen Mädchen der Entwicklung des Busens vielleicht solch große Be-

deutung beigelegt werden? Ist es wirklich nur der Wunsch, den Altersgenossinnen nicht nachzustehen, ist es wirklich nur die Erlangung des Bewußtseins, endlich nicht mehr als Kind, sondern als „Fräulein" bewertet und betrachtet zu werden? Die Frage der sexuellen Basis all dieses Wünschens und Hoffens wird später und, wie ich jetzt schon verraten will, im positiven Sinne beantwortet werden. Hier sei nur festgestellt, daß für das junge Mädchen der wachsende, sich entwickelnde Busen ganz genau dieselbe Rolle spielt, wie für den Knaben der Entwicklungsjahre die ersten Schnurrbarthärchen. Auch dieser meint ja, daß er durch dieses äußerlich sichtbare Zeichen der Manneswürde seine volle Mannbarkeit schon erreicht hat oder zumindest bald erreichen wird!

Bildeten beim Mädchen die Brüste und die ersten sprossenden Schnurrbarthaare beim Knaben wenigstens nach unseren Kulturbegriffen, das heißt in unseren Kulturländern, äußere Zeichen der vor sich gehenden Entwicklung, so tritt gleichzeitig um diese Zeit noch eine Reihe anderer, allerdings nicht allgemein sichtbarer Veränderungen der herannahenden Reife auf. Veränderungen, die so typisch sind, daß durch sie und mit ihnen der kindliche Körper mit einem Schlage aufhört, kindlich zu sein, daß er durch sie auch ohne sonstige anderweitige Zeichen unbedingt den Eindruck der Reife hervorrufen muß. Ich meine damit die allerdings verschieden bald und verschieden rasch auftretende Entwicklung der Behaarung des Körpers. Ehe wir an eine genaue Beschreibung der Anordnung und des Wachstums des Haares an den beiden maßgebenden Stellen des Körpers – gemeint sind die Schamhaare und die Haare in den Achselhöhlen – herangehen, seien vorerst einige prinzipielle Unterschiede erwähnt, die für das männliche und das weibliche Geschlecht geradezu typisch sind. Sie erscheinen wieder von der Natur als solcher gleichsam diktiert, um auch äußerlich das weibliche vom männlichen Geschlecht zu differenzieren. Bei aller Beachtung und Verehrung der Deszendenztheorie eines Darwin, ohne die wir ja die wichtigsten und ausschlaggebendsten Äußerungen und Gewohnheiten des Lebens nicht nur der Menschen, sondern auch der Tiere und Pflanzen absolut nicht zu erklären imstande wären, muß uns die verschiedenartige körperliche Behaarung des Mannes und des Weibes zum Nachsinnen anregen. Nur das Anpassungsvermögen an das Leben der Urvölker soll es sein, welches die Erklärung dafür geben kann, daß der Körper des Mannes im voll entwickelten Zustande in der Regel allenthalben behaart sei? Die vielen Hunderte von Jahren, die seit dem Zeitalter des Urmenschentums bis zu unserer Zeitperiode vergangen

sind, sie sollen es bis nun noch nicht vermocht haben, jenen äußeren körperlichen Haarschmuck, der die Urmenschen gegen die Unbilden des Wetters schützen mußte und schützen sollte, in jenes Maß einzudämmen, das den Anforderungen des modernen Lebens und der modernen Ästhetik angemessen wäre?

Wäre es nicht zweckdienlicher, die Erklärung dieser Differenz zwischen dem entwickelten Mann und Weib eher darin zu suchen, daß die Natur unbeschadet all jener äußeren Insulte, denen der Menschenkörper einst ausgesetzt war, vielleicht doch auch ein äußeres Kennzeichen für das Männchen der Gattung Mensch gesucht und gefunden haben soll? Betrachten wir doch einmal das Tierreich! Ist nicht die Mähne des männlichen Löwen gleichzusetzen der Behaarung des männlichen Menschen? Bildet nicht der Bartwuchs des Mannes einen ähnlichen äußeren Schmuck des Menschenmännchens, wie etwa die Gabeln des Rehbockes, welche diesen vor der Rehgais schon durch das äußerliche Aussehen bevorzugen? Die Körperbehaarung als solche, die Behaarung des ganzen Körpers war, ist und bleibt ein typisch männliches Attribut! Und dieses tritt nach und nach schon in den Entwicklungsjahren des Knaben zutage, zur selben Zeit, in der sich bei dem jungen Mädchen bloß die Scham- und Achselhaare zu entwickeln beginnen.

Gewöhnlich treten die ersten Härchen oberhalb der Scheidenspalte in äußerst spärlicher Anordnung an jenem dreieckig mit Fett unterpolsterten, hügelartigen Terrain auf, welches als Gegend des Schamberges bezeichnet wird. Anfangs sind diese Härchen überaus dünn, vollständig glatt, und beginnen sich erst nach längerer Zeit in der Art und Weise zu kräuseln, daß sie allmählich schon durch diese Kräuselung allein eine ganz ungewöhnliche Dichte erhalten. Es ist ganz eigenartig und gewiß keine bloße Zufallserscheinung, daß die Schamhaare, die sich beim Weibe später längs der großen Schamlippen auch zu beiden Seiten der Scheide hin vermehren und entwickeln, schon vom Beginne ab ihrer oberen Begrenzung nach eine wesentlich verschiedene Anordnung zeigen als beim männlichen Geschlechte. Als obere Grenze sei hier, also beim weiblichen Geschlechte, eine in der Regel haarscharf verlaufende horizontale Linie gemeint, die dem oberen Rand des fettgepolsterten Schamberges entspricht. Es bildet sich so, gleichen Schritt mit der übrigen Entwicklung des Mädchens haltend, schließlich und endlich bei vollendeter Entwicklung eine Dreiecksfigur der Schambehaarung heraus, deren eine Seite die eben genannte Horizontale, deren beide andere Seiten durch die Schenkelbeugen gebildet werden.

Wie ist es nun beim Manne? Hier setzen sich die Schamhaare nicht in einer streng geraden Linie am Schamberge ab, sind also nicht nur ein äußeres Schmuckzeichen der dem Schamberge entsprechenden Körperstelle, sondern setzen sich, in der Regel allerdings spärlich werdend, zum Nabel fort, um dann in die den ganzen Brustkorb umfassende Behaarung überzugehen. In ganz vereinzelten Fällen finden wir allerdings auch – und zwar fast ausnahmslos nur bei brünetten Frauen – ein Übergehen ganz weniger, fast immer zählbarer Härchen gegen den Nabel zu, ebenso wie wir in diesen Fällen selbst in der Gegend der Brustwarze vier bis fünf Härchen antreffen können. Im übrigen aber – und das ist die Regel – bleibt der weibliche Körper mit Ausnahme der Achselhöhlen und der Vorderfläche der Unterschenkel – dies aber wieder nur höher ausgebildet bei Brünetten – unbehaart. Und kommen dennoch, dieser Regel zuwiderhandelnd, Fälle zur Beobachtung, in denen sich die Behaarung des Weibes über andere Körperdistrikte, etwa Oberschenkel, Arme usw. erstreckt, so können wir sicher sein, daß derartige Frauen auch die Andeutung von Barthärchen zeigen; Erscheinungen, die wissenschaftlich einwandfrei dadurch erklärt werden, daß sie nur eines der vielen rein männlichen Attribute darstellen, die sich bei solchen Frauen stets vorfinden. Wie dies gemeint ist, wie diese Mischung von männlichen und weiblichen Merkmalen sich nicht bloß auf den äußeren Anblick beschränkt, sondern auch nicht ohne Folgen auf den Charakter der Frau bleibt, sei an anderer Stelle eingehend beschrieben. Wir werden Gelegenheit haben, darüber zu sprechen, daß solche Frauen auch in anderen Fragen, so namentlich in Fragen des sexuellen Empfindens und sexuellen Lebens, nicht rein weibisch geartet sind, daß also schon in ihrem Urkeim, der seiner Hauptanlage nach weiblich gewesen sein mag, dennoch auch männliche Elemente vorhanden gewesen sein müssen.

Und nun noch einige Worte über die Behaarung in den Achselhöhlen. Diese entwickelt sich bedeutend später als an der Schamgegend, bleibt in der Regel ihrer Zahl nach sehr gering und unterscheidet sich beim Weibe durch nichts von der des Mannes.

Unsere Betrachtungen über das Wachstum der Brüste einerseits, der Schamhaare andererseits würden der Vollständigkeit entbehren, würden wir nicht hier auch Dinge erwähnen, die deshalb von solch großem Interesse sind, weil wir uns durch sie darüber Aufschluß verschaffen können, wie sich verschiedene Volkssitten und Volksanschauungen gerade in Bezug auf diese Körperteile und äußeren Zeichen weiblicher Reize entwickelt haben. Die

Menge dieser Sitten zu verschiedenen Zeiten, in verschiedenen Ländern und bei den verschiedensten Völkern ist eine solch gewaltige, daß es fast unmöglich erscheint, auch nur die wichtigsten von ihnen hier zu besprechen. Schon deshalb unmöglich, weil eben jedes Volk, ja jede Volkssippe ihre Gebräuche für die einzig richtigen hält. Eines aber ersehen wir denn doch aus der ungeheuerlichen Menge des hierüber gesammelten Materials; daß die Wichtigkeit, welche gerade der weiblichen Brust und dem Anblick der äußeren Schamgegend, also den äußeren Zeichen der weiblichen Reize beigemessen wurde, ganz überragend war und, sagen wir es ganz ruhig heraus, auch heute noch ist! Wir werden einen Überblick darüber gewinnen, wie verschiedenartig der ästhetische Blick der einzelnen Völker und Menschen geartet ist, wie dehnbar und mannigfaltig deutbar der Begriff weiblicher Schönheit zu allen Zeiten und bei allen Völkern ist.

Es gibt wohl kein Volk auf Erden, in dessen Poesie nicht ein oder der andere Hinweis auf die Schönheit des Weibes im Ganzen, auf die Schönheit des weiblichen Busens im Besonderen zu finden wäre! In mehr oder minder überschwänglicher Weise ergehen sich die Dichter aller Zeiten und aller Völker, ohne auch im geringsten irgend eine, rein erotische Tendenz zu verfolgen, über die Schönheit des Weibes, über die Schönheit des Busens, über das Lob dieses Sinnbildes der Schönheit des Weibes in der Natur! Und fast nie oder nur selten können wir in diesen verherrlichenden Werken der Poesie erfolglos nach Worten suchen, die sich ausschließlich mit der Schilderung der Brüste, mit der eingehenden Beschreibung des weiblichen Busens befassen. Bald werden die Brüste mit Granatäpfeln, bald mit schönen Pfirsichen, bald wieder mit alabasterweißen Halbkugeln verglichen! Und diese schönen Beschreibungen, diese mit den höchsten Worten des Lobes niemals kargenden poetischen Ergüsse, sie scheinen, wenn auch unbewußt, mit ein Grund dafür gewesen zu sein, daß die darstellende Kunst es zu keiner Zeitepoche der menschlichen Geschichte und bei keinem Volke der weiten Welt verabsäumte, in ihren zahlreichen Werken, mögen sie der Malerei oder Skulptur angehören, mit ganz besonderer Vorliebe die nackte Frauenbrust – und zwar vornehmlich die jungfräuliche Frauenbrust – bildlich darzustellen! Ich erinnere hier an Lucas Cranachs „Lukretia", an die bekannte „Monna Lisa" Lionardo da Vinci's und an die tausendfach kopierte, in guter, schlechterer und schlechtester Ausgabe wiedergegebene Skulptur von Canova „Die drei Grazien". In all diesen und in noch nach vielen Tausenden zählenden Werken der Malerei und der Bildhauerei ist Frauenschönheit, oder richtiger gesagt Schön-

heit des weiblichen Körpers, gleichbedeutend mit der Darstellung des schönsten weiblichen Busens! Und wenn die flandrischen und niederländischen Künstler, allen voraus ein Rubens, ihre weiblichen Gestalten mit jenen üppigsten, fast könnte man sagen, riesenhaft entwickelten Brüsten darstellten, welche unserem heutigen ästhetischen Gefühl so ganz entgegen wirken, die zu der Anmut und Schönheit des weiblichen Gesichtes gar nicht zu passen scheinen, so dürfen wir diesen Künstlern absolut nicht das Gefühl und Empfinden für wirkliche Frauenschönheit absprechen, sondern müssen in Berücksichtigung ziehen, daß sie sicherlich der damals herrschenden Ansicht und Richtung Rechnung getragen haben; und diese ging eben dahin, daß das Weib um so schöner sei, je üppigere Brüste, je üppigere Schenkel es besitze.

Wie für alle Schönheit, für all die vielen Künste im sexuellen Leben der Menschheit finden wir auch der weiblichen Brüste höchstes Lob und schönste Kritik bei jenem Volke, das so ganz Erotik zu sein scheint, das allen übrigen Völkern weit voran, Liebe und Erotik schon vor vielen Tausenden von Jahren zu einer, man kann es mit gutem Gewissen sagen, Wissenschaft – ausgebaut hat. Ich meine die Inder. In dem altindischen Ratirahasya des Kokkoka, in dem „Geheimnis der Liebeskunst", jenem wohl wichtigsten Werke indischer Erotik, das bis auf die heutige Weltanschauung – selbst in den minderwertigsten Übersetzungen – höchste Wertschätzung und vollste Geltung beanspruchen darf, finden sich Sentenzen und Grundsätze aufgestellt, die wir fast als monumentale Bausteine der Erotik bezeichnen dürfen. Auf dieses Werk werden wir wohl im Laufe unserer Betrachtungen noch des öfteren hinweisen müssen, ebenso wie auf die Liebeslehren eines anderen indischen Erotikers Vatsyayana; und immer wieder wird uns die überaus klare Beobachtungsgabe, das schöne dichterische Empfinden über alles scheinbare – es sei ausdrücklich betont, nur scheinbar – Zotenhafte jener grundlegend erotischen Gedanken der Inder leicht hinweghelfen.

Zeugt es nicht von einem überaus tiefen Verständnis aller das Weib charakterisierenden Merkmale, daß wir hier beispielsweise eine Einteilung der Frau in verschiedene Klassen vorfinden? Da gibt es Klassen, die einerseits nach ihren körperlichen Eigenschaften, andererseits nach ihren hauptsächlichen Charaktereigentümlichkeiten streng voneinander geschieden und betitelt sind! Eine Einteilung, die das Weib ebenso mit schmeichlerischen, als auch mit mehr oder minder abfälligen Kosenamen beteilt!

So beschreibt der schon früher erwähnte Ratirahasya als die schönste und

H. Gravelot inven. *S. le Mire Sculp.*

Retenez cette Vérité
Vous qui du goût cherchez les traces
L'Esprit, les Talens, la Beauté
Rien ne reüssit sans les GRACES.

Gravelot: Die drei Grazien

begehrteste Gruppe der indischen Jungfrauen die sogenannte „Padmini" wie folgt: „Eine Lotosknospenzarte, an deren Wollustflüssigkeit der Duft eines blühenden Lotos haftet und an dem Leibe himmlischer Wohlgeruch; deren Augen im Blicke denen einer erschreckten Gazelle gleichen und in den Winkeln rot sind; deren Brüstepaar unschätzbar ist und die Schönheit der Prachtfrucht (Aegle Marmelos) beschämt ..." usw.

Sridhara schreibt: „Die Frau, welche ein Mondgesicht, Gazellenaugen und Brauen wie der Bogen des Liebesgottes besitzt, kühl wie der Mond ist, einander ähnliche Zähne mit gleichmäßigen Spitzen hat, und an deren duftendem Antlitz eine Bienenschar haftet; deren Stimme lieblich ist wie die des Männchens des indischen Kuckucks; die Bimba-Lippen hat, durch einen muschelförmigen Nacken geziert ist, Arme wie zarte Lotosfasern und roten Lotussen ähnliche Hände und Füße hat; deren Brüste der Prachtfrucht (Aegle Marmelos) gleichen ... ist die göttliche Frau oder Padmini."

Die nach ihrer Schönheit und nach ihren Charaktereigentümlichkeiten in der Einteilung den zweiten Rang einnehmende Klasse der indischen Frauen führt den Namen „Citrini". In dem Werke „Ragimanjari", zu deutsch „Blumenstrauß der Liebeskunst", wird sie folgendermaßen beschrieben: „Die Citrini ist Kennerin des Geschmackes der Liebeslust, nicht übermäßig lang, aber auch nicht zu kurz, hat eine schöne Nase wie eine Sesamblüte, einen geschmeidigen Körper und Lotosaugen, ist mit prallen, dicht zusammengepreßten Brüsten gesegnet, schön, von guter Sinnesart, mit allen Vorzügen ausgezeichnet und hat einen mannigfach wechselnden Gesichtsausdruck."

So wie wir in diesen eben wiedergegebenen Darstellungen wohl alle Merkmale finden, welche geeignet sind, die Schönheit des Frauenkörpers hervorzuheben, sehen wir schon hier den weiblichen Busen mit in diese Schilderung der Schönheit einbezogen. Wir würden uns einer Unterlassung begeben, wenn wir nicht auch die Schilderung der dem indischen Schönheitsgefühl nach zutiefst stehenden Klasse der Frau, der „Hastini", durch ein oder das andere Beispiel anführen wollten; deshalb, weil wir durch eine solche Wiedergabe sofort ersehen werden, daß nebst anderen körperlichen Minderwertigkeiten oder Nachteilen selbstverständlich auch die Brüste absichtlich als unschön beschrieben und hingestellt werden.

In der „Leuchte der Liebe" – „Smaradipika" – finden wir über diese Art der unschönen Frau folgende Beschreibung: „Eine Frau, welche mangelhaft und unstet ist, viel ißt, niedrig und geschwätzig ist, derbe Unterschenkel, einen gekrümmten Rücken, starken Leib, derbe Figur und derbe Zähne hat,

an den Unterschenkeln derb, dunkelfarbig und verunstaltet ist, einen derben Mund hat, von mittlerer Größe ist, ein entstelltes Gesicht hat, wenig Haare hat, schlecht riecht und ungebunden auftritt, deren Brüste derb sind und herabhängen, die Gesang, Instrumentalmusik und Wollust liebt, Hängelippen und eine entstellte Nase hat, ein wenig zwergenhaft und bucklig ist, mitten auf den Brüsten eine schwarze Linie trägt, durch Pusteln im Gesicht verunstaltet ist, derbes schwärzliches Haar hat, grausam, nicht zu heiß und nicht zu kalt, zwergenhaft, scharfnasig, reich behaart, verliebt und mit Bezug auf ihren Brunstgeruch als gering anzusehen ist, den Gang eines brünstigen Elefanten besitzt, gierig ist, üppige Brüste besitzt und dunkelfarbig ist – eine solche wird als Hastini bezeichnet." Ähnlich wird in einem anderen Werke ebenso wie in dem bereits erwähnten Ratimanyari die „Hastini" mit allen schlechten Eigenschaften belegt, zu denen auch die derben und „den Stirnanschwellungen des Elefanten ähnlichen Brüste" gehören.

Wir wollen der Vollständigkeit halber, um abermals die Wichtigkeit der schönen Frauenbrust für die Erotik der Inder zu bekräftigen, erwähnen, daß wir in dem Werke „Ratirahasya" an einer anderen Stelle eine Unzahl von Mitteln angegeben finden, um den Busen zu vergrößern und zu verschönern: „Durch beständige Behandlung mit Antimon und Reiswasser wird das Brüstepaar der Jungfrauen außerordentlich groß und hochragend, so daß es die Herzen der Kenner raubt wie ein Räuber das Gold!" – – –

Der berühmte österreichische Anatom Hyrtl äußert in seinem Lehrbuche gelegentlich der Beschreibung der weiblichen Brust, daß nur die Brüste der weißen und gelben Rassen im jungfräulichen, kompakten Zustand halbkugelig, jene der Negerinnen aber „unter den gleichen Verhältnissen des Alters und der Beschaffenheit mehr in die Länge gezogen, zugespitzt, nach außen und unten gerichtet, kurz mehr euterähnlich" seien. Mag diese Bemerkung an sich wohl vom Standpunkte der nackten Beobachtung einige Richtigkeit beanspruchen können, so entspricht sie doch ihrem tiefsten Wesen nach absolut nicht dem Tatbestand einer anatomisch einwandfrei begründeten und somit auch als einwandfrei feststehend zu betrachtenden Studie. Wir wir nämlich sehen werden, hängen Form, Größe und Gestaltung der weiblichen Brust nicht von der Rasse als solcher ab, sondern unterliegen all jenen gewollten Formveränderungen, welche durch die mannigfaltigsten Gebräuche und Sitten einerseits, durch ein, unseren Begriffen völlig widersprechendes ästhetisches

Schönheitsgefühl der verschiedenen Völker andererseits fast immer künstlich herbeigeführt werden. Ja, man kann im wahrsten Sinne des Wortes von einer Verbildung sprechen, von einer Verbildung, die letzten Endes vielleicht auf die zweckmäßige Gestaltung der Brüste für das Säugungsgeschäft hinzielt. Und wenn wir vielleicht eines oder das andere Verfahren der sogenannt kulturlosen Naturvölker belächeln, wenn wir es kaum fassen können, daß bei dieser oder jener Sekte schon von frühesten Kinderjahren an systematisch dahin gearbeitet wird, die Brüste so zu gestalten, so zu bilden, wie sie dem vorherrschenden Schönheitsgefühl entsprechen, dann beschämen wir uns selbst!

Denken wir doch nur auch einmal daran, wie es bei den weißen Rassen, bei den allgemein anerkannten Kulturvölkern, wie es bei uns ist! Was wollte denn die Mode oder die Sitte des Mieders? Müssen wir nicht diesen, in früheren Jahren von der „Kultur" anerkannten, von mehr oder weniger zahlreichen dickeren oder dünneren Stahlschienen durchzogenen Panzer, der so schön „Korsett" genannt wurde, jenem Lederpanzer gleichstellen, der bei einigen Kaukasusstämmen, beispielsweise bei den Osseten, den jungen Mädchen bereits im Alter von sieben oder acht Jahren angelegt wird, in den die jungen Mädchen im wahrsten Sinne des Wortes eingenäht werden, den sie bis zu ihrer Hochzeit weder bei Tag noch bei Nacht ablegen dürfen! Dieser Panzer, „Khalynkarts" genannt, schließt die Brust und den Bauch vom Schlüsselbein bis zum Becken vollständig ein, ist längs der Brust und über die ganze Länge des Rückens mit harten Holzstreifen versehen und wird vermittels Schnüren vorn fest zusammengezogen. Erst bei der Verheiratung, erst in der Hochzeitsnacht wird es das Recht des Gatten, diese Schnüre zu durchschneiden, das Weib von diesem Panzer zu befreien, der bisher auch ein äußeres Kennzeichen voller Jungfräulichkeit bildete. Besteht wirklich ein solch großer Unterschied zwischen uns und zwischen den kulturlosen Völkern? Fragen wir uns doch einmal offen und ehrlich, ob nicht jedes Mieder dasselbe darstelle, wie etwa jener Holzpanzer, der heute noch in manchen Gegenden Nordtirols von den jungen Mädchen, von der Zeit der Reife angefangen, getragen wird und den Brustkasten sowie die sich entwickelnden Brüste so fest einzwängt, daß sie sich im Laufe der Zeit vollständig rückbilden. All dies, weil in diesen Gegenden ein üppiger Busen als nicht schön, ja sogar als verunstaltend angesehen wird! Ist diese Sitte vielleicht etwas anderes denn jene einwandfrei beschriebenen, historisch als vollwertig anerkannten Sitten der Spanierinnen des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts, jener Frauen, welche die Ent-

wicklung des Busens gewaltsam dadurch zu hintertreiben versuchten, daß sie die schwellenden Brüste heranreifender Mädchen mittels schwerer Tafeln aus Blei platt drückten, und zwar mit solchem Erfolg und solcher Gewalt, daß bei manchen spanischen Damen statt der Busenhügel Vertiefungen, ja selbst Höhlen sichtbar wurden?! Ein gut entwickelter Busen, eine schöne Wölbung der weiblichen Brust galten als unschön, als so unschön, daß sich die jungen Mädchen eines heranreifenden, kugelig sprossenden Busens weit mehr schämten, als einer sonstigen körperlichen Verunstaltung.

Dennoch scheint – und hierin mag ja Hyrtl in gewissem Sinne Recht behalten – die Entwicklung des Busens, seine Größe und Form indirekt ein Rassenmerkmal zu sein. Ich erinnere nur an die bekannten, allgemein bevorzugten und gesuchten Ammen gewisser slawischer Volksstämme mit ihren überaus stark entwickelten Brüsten! Im Gegensatz hierzu wollen wir wieder die kleinen, sich kaum über das Niveau des Brustkorbes erhebenden Brustdrüsen der Frauen Englands und Nordamerikas erwähnen. Wieder drängt es mich zu einem Vergleich zwischen den Kulturvölkern und den kulturlosen Naturvölkern! Finden wir nicht hier wie dort, wie in tausend anderen Dingen, so gewiß auch in Bezug auf den Busen jenes Schreckgespenst, jenes sich von Jahr zu Jahr ändernde Unheil der Modetorheit vor? Sind nicht alle Gebräuche alle Maßnahmen letzten Endes darauf gerichtet, dem jeweilig vorherrschenden Geschmack, der jeweilig regierenden Ansicht über Schönheit und Anmut zu entsprechen? Einmal dürfen die Brüste nicht zu groß, das andere Mal wieder nicht zu klein sein! Wäre es ohne die Allmacht der stets wechselnden Mode überhaupt denkbar, daß bei einem so hochstehenden Volke wie es die Engländer sind, in den Schaufenstern der größten Geschäfte öffentlich ganze Sortiments künstlicher Busen in allen Größen und allen Formen zum Verkauf ausgestellt werden? Müssen wir nicht, wollen wir diese Fragen analysieren, doch daran denken, daß sich deren Lösung wohl darin finden ließe, daß vielleicht nur der Geschmacksrichtung jener Männerwelt Rechnung getragen werden soll, die in Gegenden mit deutscher Kultur, mit deutschen Modeansichten die Vorzüge und Schönheit des üppigen Busens kennen lernte und diesen nun auch in ihrer Heimat suchte!? Oder spielt nicht auch ein zweites Moment die vielleicht größte Rolle, ein Moment, das jedoch erst an anderer Stelle eingehend besprochen werden muß? Das Moment jener rein erotischen Wirkung, welche der weibliche Busen auszuüben imstande ist!

Ehe wir zu der Besprechung einiger sehr interessanter Details über Sitten und Gebräuche der Brustpflege bei den wilden Völkerschaften übergehen,

wollen wir uns denn doch vorerst die Frage vorlegen, wie und was die Völker und Nationen deutscher Zunge über Busen, Busenform und Busenpflege denken. Auch hier unterliegt die Form und Größe der Brüste, soweit es sich um Städte, um größere Kulturzentren handelt, absolut der Mode. Wir wissen, daß gerade in den letzten Jahren die sogenannte zarte Gestalt hoch im Schwunge ist; demgemäß trachteten und trachten alle Modedamen, durch Massage, durch Miederleibchen und enganliegende Busenhälter eine allzu üppige Entwicklung der Brüste zu vermeiden. Vom ärztlichen Standpunkte aus müssen wir dieser Modetorheit auf das entschiedenste entgegentreten, schon deshalb, weil es ja doch die erste und vornehmlichste Bestimmung des weiblichen Busens ist und bleibt, ein für das Säugungsgeschäft gut ausgebildetes und vorgebildetes Organ darzustellen. Die Ansicht, die Überzeugung, daß die natürliche Ernährung des Säuglings durch die Mutterbrust die einzig rationelle, und daß sie für die Entwicklung des Kindes und seines ganzen Lebens von größter Bedeutung sei, haben sich zum größten Teile fast überall und bei allen wirklichen Kulturvölkern bereits durchgerungen. Daß ein Einschnüren der Brüste im jungfräulichen Alter auf deren Entwicklung nicht ohne Einfluß bleiben kann, daß Frauen, Mütter, die einstmals ihre Brüste so mißhandelten, ihrem Kinde niemals das bieten können, was sie als gute Mütter zu bieten verpflichtet wären, das zu betonen und genau zu besprechen, bedarf wohl keines überflüssigen Wortes! Wir müßten glauben, daß jedes Mädchen, jede Frau über einen solchen Grad von Vernunft verfüge, daß sie mit einem Schlage all die verschiedenen Behelfe, wie Miederleibchen, Busenschützer usw., sie, die letzten Endes ja doch nur ein Einschnüren der Brüste bezwecken, ein für allemal von sich werfen! Sie alle sollten verschwinden, werden aber nicht verschwinden! Denn allzu groß ist die Macht, die das kleine Wort „Mode“ gerade auf das weibliche Geschlecht ausübt! Daß auch sie aber letzten Endes rein erotischen, rein sexuellen Zwecken dient, davon soll erst später die Rede sein!

Wunder muß es uns aber nehmen, daß auch bei der sonst gewiß nicht der Mode unterlegenen Landbevölkerung einiger Gegenden Deutschlands selbst heute noch der gut entwickelte normale Busen als unschön gilt! So berichtet z. B. Oppermann in einer Beschreibung der Bewohnerinnen des Bregenzerwaldes wörtlich folgendes: „Die Gestalten sind kräftig und gedrungen, die Hüften breit, die Beine ebenmäßig gebaut. Nur eines mangelt ihnen völlig, die Brust! Allerdings gewahrt man denselben Mangel auch sonst bei Bergbewohnerinnen, aber es ist dennoch auffallend, daß derselbe hier sogar bei solchen

angetroffen wird, die sonst üppig gebaut sind. Dies mag daher kommen, daß Mütter solchen Töchtern, die etwa vor anderen sich durch das, was diesen fehlt, auszeichnen könnten, tellerartige Hölzer anschnallen und so mit Gewalt eine der schönsten Zierden des Weibes in ihrer Entwicklung hemmen." Liegt auch diese Beobachtung und Beschreibung – sie wurde im Jahre 1859 gegeben – über ein halbes Jahrhundert zurück, so ist sie doch heute noch in gewissem Sinne als zurechtbestehend zu betrachten, da sich diese Unsitte, wie ich aus meinen eigenen Erfahrungen sagen kann, im Bregenzerwald bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Allein nicht nur dort; vielmehr scheint es, als hätte sie von dort aus eine Wanderung über alle Höhenzüge Tirols und Vorarlbergs genommen, als wäre sie für die Frau dieser Gegenden ebenso bezeichnend und charakteristisch wie etwa das Wildern, der Wilddiebstahl für den Mann!

Und nun erst soll unsere Betrachtung auf die wirklich unkultivierten, rohen Völkerschaften übergehen! Wieder muß ich mich auf das grundlegende Werk Ploß-Barthels berufen; denn kein zweiter Forscher wie er berichtet so viel des Interessanten und fast Unglaublichen über Sitten und Gebräuche aller Völkerschaften. Ich will mit den nach unseren modernen Anschauungen wohl am meisten grotesken Gebräuchen der Kaffern beginnen, wo die Mütter bereits im siebenten oder achten Lebensjahre der Pflege der Brüste ihrer weiblichen Kinder eine ganz außerordentliche Aufmerksamkeit zuwenden und alle altüberkommenen Vorschriften, welche sich auf dieses Kapitel weiblicher Schönheit beziehen, auf das strengste befolgen. Täten sie es nicht, so würden sie sich nicht nur in eigener Person mit den schwersten Vorwürfen quälen, sie würden vielmehr von der ganzen Sippe verfemt und verachtet, nach unseren Begriffen als Rabenmütter betrachtet werden. Sie bestreichen die keimenden Brüste mit einer aus Fett und verschiedenen, ganz bestimmten Kräutern bereiteten Salbe und frottieren und umfassen mit ihren Fingerspitzen jene, die Brustwarze – richtiger gesagt die Andeutung der Brustwarze – umgebenden Weichteile und ziehen so die Warze selbst nach und nach in die Länge. Täglich wird die Brustdrüse systematisch lang und schmal ausgedehnt und wenn sie schließlich eine gewisse Form erhalten hat, wird sie selbst mit Bast fest umschnürt, in ihrer Weiterentwicklung gewaltsam gehindert und ebenso gewaltsam zur Beibehaltung dieser Form gezwungen. So kommt es, daß die Brüste schließlich und endlich, allerdings erst nach vielen Jahren, also im reifen weiblichen Alter, zwei langgezogenen, dünnen Schläuchen gleichen, an deren untersten Polen die Brustwarzen spitz und lang hervor-

ragen. Es ist interessant, die Erklärung dieser nach unseren Schönheitsbegriffen gewiß absurden Entstellung zu suchen. S. Holländer berichtet in einer Arbeit, die in Westermanns Monatsheften im Jahre 1866 erschienen ist, über seine Beobachtungen und Erfahrungen, die er anläßlich einer Forschungsreise machen konnte. Bei den Basutos, einem Stamme der Kaffern, fand er die eigentümliche Sitte, daß die Frauen ihre Säuglinge und Kinder auf dem Rücken tragen. Das Säugen dieser Kinder geschieht auf die Art und Weise, daß die Brüste ganz einfach unter den Armen nach rückwärts gereicht werden. Daß sich natürlich die Frauen vor ihrer Niederkunft bemühen, die Brüste immer mehr zu vergrößern und durch Ziehen zu verlängern, um diese Art des Säugungsgeschäftes anstandslos durchführen zu können, ist mehr als selbstverständlich! So schön auch vielleicht der Busenansatz eines jungen Kaffernmädchens einst gewesen sein mag, nach dem ersten Kind erscheinen die Brüste als zwei lange, herabhängende Schläuche, die ganz leicht unter den Armen auf den Rücken geschlagen werden können!

Nach Polak findet man in Persien die Brüste der Frauen eher klein als übermäßig ausgebildet; erst nach mehrfachen Geburten entwickeln sie sich etwas mehr, werden in eine Art Miederleibchen eingezwängt, wodurch – wie wir ja schon früher zu besprechen genug Gelegenheit hatten – die Brustwarzen in ihrer Entwicklung gestört werden. Es ist nach unseren Erfahrungen leicht verständlich, daß durch solche Maßnahmen die Brustwarze beim Säugungsgeschäft nicht entsprechend hervortritt. Doch auch dagegen gibt es in diesen Ländern eine ganz eigenartige Sitte; man läßt nämlich an solche Brüste junge Hunde anlegen, welche die Brustwarze entsprechend hervorsaugen und so nach und nach eine bessere Entwicklung derselben bewirken. Noch merkwürdiger als dieses Verfahren, bei dem die jungen Hunde das gut machen sollen, was ein Miederleibchen verbrochen hat, berührt uns eine andere Mitteilung desselben Autors, nach welcher sich die Weiber einiger Nomadenstämme Persiens auf den Marktplätzen der größeren Städte — melken lassen und ihre Milch becherweise an altersschwache Greise verkaufen! Ähnliches wird übrigens auch von anderen Autoren über die Frauen der Seestädte Chinas berichtet, die ihre eigene Milch geschäftlich auszunützen gelernt haben. Legt ein Schiff nach längerer Reise an einem dieser Hafenplätze an, so erscheinen Hunderte von Frauen und verkaufen ihre frisch gemolkene eigene Milch an die Seefahrer, um so den fehlenden Marktbedarf an frischer Tiermilch gegen Entgelt zu decken.

Daß die Brüste der Negerinnen schlauchförmige, bis tief gegen den Unter-

bauch herabhängende Gebilde darstellen, ist eine allenthalben bekannte Tatsache; die Ursache dafür liegt nach den zahllosen Beobachtungen und Beschreibungen vieler Afrikaforscher darin, daß sich bei diesen Stämmen wohl ähnliche Gebräuche wie die eben beschriebenen nachweisen lassen.

Als das Vorbild, wenn ich so sagen darf, des ganz und gar unschönen Weibes im allgemeinen und somit auch der scheußlichst entwickelten Brustbildung im besonderen, wird und wurde immer das Hottentottenweib hingestellt. Forschungen, eingehendes Studium der Ursache dieser für unsere Begriffe absolut nicht zu verstehenden Geschmacksrichtung der Hottentottenstämme ergaben, daß die Grundlage des Busens bei den Hottentotten der des europäischen Weibes absolut nicht unähnlich ist; so wie bei uns entwickeln sich die Brüste vorerst als kleine, halbkugelige Gebilde, und erst nach und nach tritt jene euterähnliche Formation zutage, die – wie übrigens auch bei den Urvölkern Australiens und einiger Indianerstämme Südamerikas – aus den Brüsten schlaff herabhängende, auf dem übermäßig dick entwickelten Bauch fast aufruhende, sackartige Gebilde formt. Auf jeden Fall spielt hier der Mangel jeglicher Pflege eine ebensogroße Rolle wie der Wunsch, möglichst große Brüste zu haben, da diese als Zeichen besonderer Schönheit gelten.

Noch ein zweiter Umstand fällt hier gewichtig in den Rahmen unserer Betrachtungen, spielt eine nicht zu unterschätzende Rolle:

Bei fast allen rohen Völkern steht die Frage des Stillens auf einer durchaus anderen Stufe als bei den Kulturvölkern. Während wir hier die Zeit des Stillens auf die erste Jugendzeit des Kindes, also auf das Säuglingsalter, beschränkt sehen, finden wir bei wilden Stämmen keine zeitliche Grenze für das Stillgeschäft; und wenn wir, wie so oft bei unserer Bauernbevölkerung, die Wahrnehmung machen können, daß selbst Kinder im Alter von drei bis vier Jahren noch gesäugt werden, erscheint diese Sitte als eine ins Kleine übertragene Unsitte der unbegrenzten Stillungszeit bei den Urvölkern. Dort trinken eben die Kinder an den weiblichen Brüsten so lange sie können, so lange es ihnen beliebt. Nach Berichten Schomburgks über seine Reisen in Britisch-Guyana erhalten sich beispielsweise bei dem Stamme der Makuso-Indianer die Frauen ihr ganzes Leben hindurch die Stillfähigkeit; ja dieser Brauch hat dort sogar Formen angenommen, die ganz ungeheuerlich erscheinen müssen. Abgesehen davon, daß in einer Familie mit allzu reichlichem Kindersegen die Großmutter die Rolle der Mutter beim Säugen übernimmt, pflegen diese Matronen diese ihre Pflicht so ernst zu nehmen, daß sie die Kinder auch dann noch säugen, wenn diese fast erwachsen sind; und so kann

Unbekannter Franzose um 1550: Diana von Poitiers

Francia Bigio (1482—1525): Venus

man denn oft überaus kräftige Knaben, neben ihrer Großmutter stehend, an deren Brüsten saugend, antreffen. Doch damit nicht genug obliegt diesen selben alten Weibern auch die Pflicht, aufgefundene junge Säugetiere und Affen an ihre Brust zu nehmen, eine Pflicht, die nach und nach so weit ausartet, daß oft Frauen an der einen Brust ein kleines Kind, an der anderen aber irgend ein junges Tierchen angelegt haben; und eine trachtet die andere durch die Menge der auf solche Art großgezogenen Tiere zu überbieten! Sowohl in Australien, Neuseeland, Canada als auch in vielen anderen Ländern bildet der Hund das vor allen anderen absolut bevorzugte und abgöttisch geliebte Tier, und demgemäß kann man fast immer bei den Völkern dieser Länder junge Hunde säugende Frauen antreffen; eine Sitte oder Unsitte, die ja übrigens nach historischen Überlieferungen auch bei den alten Römern üblich gewesen sein soll. Und wenn selbst heute noch bei manchen Kulturvölkern das Stillvermögen schlecht entwickelter Brüste durch das Anlegen junger Hunde zu bessern oder zu regeln versucht wird, wie uns solches von den Serben und Kroaten berichtet wird, so glaube ich, die kulturelle Entwicklungsstufe solcher Menschen trotz ihrer weißen Farbe jener der rohen Volksstämme gleichstellen zu dürfen.

Die erste Periode (Menstruation).

Funktion der Eierstöcke – Das Wesen der Menstruation – Tierische Brunst und Menstruation – Die Menstruation in der Völkerkunde – Klima und Menstruation.

Haben wir uns bisher in der Besprechung der Entwicklungsjahre des weiblichen Körpers ausschließlich mit äußeren Merkmalen befaßt, haben wir nur all jene Dinge besprochen, die jedem Menschen durch die bloße Betrachtung sagen, daß das Mädchen langsam zum Weibe heranreife, so müssen wir uns jetzt denn doch mit jenen inneren Vorgängen befassen, welche mir selbstverständlich vom Standpunkt des Arztes als weit wichtiger erscheinen.

Nicht durch die Entwicklung der Brüste allein, nicht durch das früher oder später auftretende, bald schneller, bald langsamer hervorsprießende Schamhaar wird das Mädchen zur Frau; nein, ein innerer Vorgang, das wichtigste Merkmal, ich möchte sagen, das sensationellste Ereignis im Leben des weiblichen Wesens ist und bleibt es, welches diesen Wandel hervorbringt. Das Auftreten der ersten Menstruation, der ersten monatlichen Blutung, der ersten Periode!

Im Verlaufe unserer Betrachtungen mußten wir schon früher hie und da dieses Thema streifen, weil uns sonst eine oder die andere entwicklungsgeschichtliche Tatsache unverständlich geblieben wäre; wir sind aber absichtlich auf die kleineren und kleinsten Details nicht näher eingegangen, weil jedes derselben von so großer Wichtigkeit ist, daß es haarscharf zergliedert und besprochen sein muß. Erst durch die erste Periode wird aus dem weiblichen Kind im wahrsten Sinne des Wortes das Weib; und erst durch sie erreicht das Weib jenen Grad der Reife, der seine Naturbestimmung, die Fortpflanzung und Fortpflanzungsmöglichkeit, voll und ganz charakterisieren kann! Wir müssen aber auch deshalb diesen Vorgang so genau zergliedern, weil wir endlich einmal Licht in diese dunkle Frage des weiblichen Lebens bringen wollen; Licht in dem Sinne, daß, so unglaublich es auch erscheinen mag, die wenigsten Frauen wissen, um was es sich handelt, die meisten Frauen mit einem an Indolenz grenzenden Gleichmut die Periode als etwas eben Vorhandenes hinnehmen und nicht gewillt sind, auch nur im geringsten das Wesen, den Zweck und den Grund dieses Naturvorganges zu erforschen.

Wollen wir auch zugestehen, daß eine solche Erforschung nie und nimmer von ungebildeten Frauen erhofft und verlangt werden darf, so sollte man doch andererseits meinen, daß bei den Frauen der gebildeten Stände zumindest auch nur der Schimmer einer wirklich vollgültigen Erklärung und Bewertung der Menstruation angetroffen werden könnte. Doch auch darin täuschen wir uns! Niemals erhalten wir auf die Frage, was sich die Frauen unter diesem allmonatlich auftretenden Naturereignis vorstellen, eine richtige oder auch nur annähernd richtige Antwort! Die Frauen stehen der Beantwortung einer solchen Frage fast ratlos gegenüber. Sie wissen nicht mehr und nicht weniger als das, was sie einst etwa von ihren Altersgenossinnen erfahren und gehört hatten und vergessen ganz, wie unklug es eigentlich sei, diese Frage, die späterhin eine so große Rolle spielt, so gar keines Nachdenkens zu würdigen!

Ein Fehler, gewiß einer der größten Fehler der Erziehung! Der Fehler, aus falscher Prüderie, eine Aufklärung zu unterlassen, aus Scham es zu vermeiden, von einer Sache zu sprechen, die für das Leben des Weibes ebenso wichtig ist wie etwa der Schlaf, das Essen, das Trinken; die ebenso natürlich ist, wie die Funktion irgend eines anderen Organes im menschlichen Körper. Würde sich jemals eine Mutter schämen, ihrer Tochter die Funktion, sagen wir etwa der Speicheldrüse zu erklären? Ist die wunderbare Funktion der Eierstöcke im weiblichen Körper nicht tausend- und hunderttausendfach

höher einzuschätzen als jede andere? Ist sie es nicht allein, auf der letzten Endes der Mensch, das Leben, das ganze Menschengeschlecht basiert?

Ich habe mich der Mühe unterzogen und habe an einhundert meiner Patientinnen, Frauen aller Intelligenzgrade und der verschiedensten Altersstufen, die Frage gestellt, was sie sich denn eigentlich unter der Periode vorstellen. Ich will wahrheitsgetreu das Ergebnis berichten, und dann mögen die Frauen, welche dieses Buch lesen, selbst gestehen, wie sie geantwortet hätten! Neun Frauen konnten mir gar keine Erklärung geben! Einundneunzigmal bekam ich die typische Antwort, „daß mit der Periode eben das schlechte Blut aus dem Körper der Frau abgehe!" Keine der Frauen wußte, was sie sich darunter denke, und keine konnte mir naturgemäß antworten, was denn eigentlich mit dem schlechten Blute beim Manne geschehe? Spricht diese kurze Statistik nicht mehr als tausend Bände?

Eine andere, sehr häufig zu hörende Anschauung über das Wesen der Menstruation geht dahin, daß sie durch das Absterben oder durch das Abgehen eines nicht befruchteten Eies hervorgerufen würde. Ist die Art und Weise dieser Vorstellung im Grunde genommen auch als durchaus falsch zu bezeichnen, so enthält sie doch wenigstens ein Moment, welches auf eine greifbare Basis gestellt erscheint; das Moment, daß irgend ein Zusammenhang zwischen der Bildung des menschlichen Eies und zwischen der Periode bestehen müsse.

Wir haben in einem unserer vorhergehenden Kapitel den Vorgang der Eireife in den Eierstöcken absichtlich sehr genau besprochen, jenen Vorgang, den wir als Ovulation bezeichnen. Wie wir dort sahen, platzte das Graafsche Bläschen, das reife Ei trat die Wanderung in den Eileiter, und von da aus die Wanderung in die Gebärmutter an. Wurde oder wird es nun auf diesem Wege befruchtet, so beginnt seine Entwicklung. Die Frau tritt in das Stadium der Schwangerschaft, über deren nähere Details wir erst später zu sprechen haben werden. Wir erwähnten bereits, daß sich die Überreste dieser Graafschen Bläschen vorerst in die sogenannt gelben Körperchen umwandeln, um erst später zu einem Narbengebilde zu werden.

Bis in die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts glaubte man nun, daß der Vorgang der Ovulation mit dem der Menstruation insoferne in direktem Zusammenhang stehe, als man sich vorstellte, daß auf dem Wege der Nervenbahnen ein bis dahin noch nicht gelöster, innerer Kontakt das sichtbare Zeichen der Periode, also die Blutung auszulösen imstande sei. Bestärkt

wurde diese Ansicht dadurch, daß man gelegentlich der raschen Entwicklung des operativen Heilverfahrens einer großen Anzahl von Frauenkrankheiten um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts gerne geneigt war, die inneren Geschlechtsorgane der Frau, sei es nun teilweise oder aber in ihrer Gänze zu entfernen; und da machte man denn die unzweideutige Beobachtung, daß nach Entfernung der Eierstöcke die Periode der operierten Frau mit einem Schlage aufhöre. Welcher Gedanke lag näher als der, daß ein innerer Zusammenhang zwischen Eierstock und Menstruation bestehen müsse, und zwar ein Zusammenhang, der namentlich von Professor Pflüger dahin gedeutet wurde, daß durch das Wachstum eines Eichens ein Nervenreiz des Eierstockes ausgelöst werde, eine Überfüllung der Gebärmutter mit Blut bewirke und daß das Austreten dieses überschüssigen Blutes das Bild der allmonatlichen Menstruation hervorrufe.

Zu Ende des vorigen Jahrhunderts machten sich nun die meisten Gelehrten daran, diese Theorie Pflügers genauer auszuarbeiten und gelangten zu dem überraschenden Ergebnis, daß die Deutung dieses rein-nervösen Impulses für die Periode nicht zu Recht bestehen könne, da im Tierexperimente nachgewiesen wurde, daß, von ihrem ursprünglichen Sitze, also von ihrem Zusammenhang mit der Gebärmutter absolut losgelöste, und an irgend eine andere Stelle des Körpers verpflanzte Eierstöcke dennoch imstande seien, die regelmäßig auftretende Periode zu veranlassen. Die Vergleichung der beiden Tatsachen, daß einerseits die Entfernung der Eierstöcke ein Aufhören der Periode bedinge, daß andererseits das Vorhandensein der Eierstöcke, an welcher Stelle des Körpers immer, ohne Einfluß auf die Periode bleibe, zeitigte nun die Erkenntnis, daß der Eierstock als solcher, also die Drüse in ihm es sei, welche die Menstruationstätigkeit bedinge. Weitere Forschungen, deren einzelne Aufzählung und genauere Detaillierung ich in diesem für die große Welt geschriebenen Buch nicht für nötig erachte, brachten unsere Kenntnisse endlich so weit, daß wir heute wissen, daß nicht der Eierstock als solcher, sondern daß es das früher genau beschriebene gelbe Körperchen sei, welches zunächst eine übermäßige Entwicklung der Gebärmutterschleimhaut bewirke, und zwar zu dem Zwecke, um für das zu befruchtende oder allenfalls befruchtete Ei in der Gebärmutter einen wohlvorbereiteten Boden zu schaffen. Soll sich doch das Ei in der Gebärmutter fest einnisten, um dort im Verlauf von neun Monaten zu einem voll entwickelten Kind reifen zu können. Tritt aber die von der Natur gewollte, ja gewissermaßen geforderte Befruchtung nicht ein, hat also das Ei seine Naturbestimmung nicht erfüllt,

so ist diese so gut vorbereitete Schleimhaut der Gebärmutter für den Organismus nicht mehr nötig; es treten Berstungen und Zerreißungen kleinster Blutgefäßchen in dieser Schleimhaut auf, sie selbst geht zugrunde, stößt sich ab und wird unter gleichzeitiger Blutung durch die Scheide nach außen entfernt. Es kommt zur Periode!

Der Eierstock als solcher und mit ihm, die gelben Körperchen entwickeln eine sogenannt innensekretorische Tätigkeit, das heißt, die Drüsen liefern eine Flüssigkeit, deren Reiz als solcher die eben erwähnten Vorgänge zu bewirken imstande ist. So wird es uns also leicht klar, daß auch ein Zuammenhang zwischen der Ovulation, das heißt zwischen der Eibildung und zwischen der Menstruation bestehen muß! Ebenso können wir nunmehr leicht verstehen, daß diese beiden Vorgänge der Zeit nach unmöglich zusammenfallen können; schon deshalb nicht, weil zwischen der Ausstoßung des Eies, zwischen der Bildung der Schleimhautwucherungen in der Gebärmutter und zwischen der Abstoßung dieser unnötigen Schleimhaut ein Zeitraum von einigen Tagen vergehen muß. Es wird uns aber auch verständlich, daß die Frau nur so lange ihre Periode haben kann, als durch ihre Eierstöcke Eichen geliefert und abgestoßen werden, als die Frau eben im geschlechtsreifen Alter steht. Hört die Bildung der Eier auf, so sistiert auch die Bildung der gelben Körperchen, die Innensekretion hat ihr Ende erreicht, und es kann auch keine Menstruation mehr auftreten!

Nun aber noch eine Frage! Weshalb bleibt während der Schwangerschaft die Periode aus? Eigentlich sollten wir erst in einem der folgenden Kapitel die Antwort hierauf geben; ich glaube aber schon jetzt darüber sprechen zu müssen, da diese Frage im Zusammenhang mit den eben geschilderten Vorgängen besser beantwortet werden kann. Gelegentlich einiger wichtiger Operationen, die an schwangeren Frauen vorgenommen werden mußten, konnte man die Beobachtung machen, daß sich das gelbe Körperchen viele Monate hindurch an irgendeiner Stelle des Eierstockes nachweisen läßt, während es bei nicht schwangeren Frauen rasch schwindet und sich narbig verändert. Im dritten bis vierten Monat der Schwangerschaft ist dieses anfangs etwa stecknadelkopfgroße Gebilde so weit angewachsen, daß es ungefähr zwei Zentimeter im Durchmesser hat und sich in dieser Gestalt bis zu Ende der Schwangerschaft erhält. Die Erklärung dafür liegt nun darin, daß das Vorhandensein dieses Körpers im Eierstock mit dessen innensekretorischer Funktion derart in Zusammenhang steht, daß dieser gelbe Körper als solcher nun auch gewisse Substanzen oder Flüssigkeiten liefert, also gleich-

sam selbst die Rolle einer Drüse spielt. Die Gebärmutter beherbergt das sich bereits entwickelnde Kind, die Bildung eines neuen geeigneten Nährbodens, einer überentwickelten Schleimhaut ist nicht nötig, die Abstoßung ungeeignet erscheinender Schleimhaut ist nicht möglich, die Periode hört für die Zeit der Schwangerschaft auf. Daß es von dieser Regel natürlich Ausnahmen in der Art gibt, daß auch während einer Schwangerschaft die Periode regelmäßig auftreten kann, ist eine dem Arzte bekannte Tatsache. –

Es ist mehr als selbstverständlich, daß die Entwicklung eines Eichens im Graafschen Bläschen bis zur völligen Reife und schließlichen Berstung, also bis zur Ausstoßung des Eies, eine gewisse Spanne Zeit beansprucht. Bei der gesunden Frau, und zwar nur bei der gesunden Frau bewegt sich dieser Zeitraum zwischen fünfundzwanzig und achtundzwanzig Tagen. Dieser Naturvorgang ist unserem Auge nicht kontrollierbar, ebenso unkontrollierbar wie die nun folgende Wanderung des aus dem Eierstock ausgetretenen Eies in den Eileiter und von dort bis zur Gebärmutter; ein Vorgang, der selbst wieder einige Tage beansprucht. Gleichzeitig mit ihm beginnt jedoch schon die Tätigkeit des gelben Körperchens, jene vorbereitende Umwandlung der Gebärmutterschleimhaut, und in der Tiefe des Eierstockes das Reifen eines neuen Eies.

Eibildung = „Ovulation“ und Abstoßung der Gebärmutterschleimhaut = „Menstruation“, sind also zwei völlig verschiedene, von einander streng zu trennende Vorgänge. Der erstere, unseren Blicken entzogen, der letztere durch den mit ihm verbundenen Blutabgang zeitlich kontrollierbar. – Aus der Regelmäßigkeit dieses letzteren Vorganges, aus der Regelmäßigkeit der Periode können wir einen Rückschluß auf die Ovulation, auf die regelmäßige Funktion der Eierstöcke, der Eibildung ziehen; und nur bei einer völlig gesunden Frau ist diese Funktion normal, d. h. zeitlich regelmäßig. Ist aber irgendeine Störung der Ovulation oder der Drüsentätigkeit des Eierstockes durch eine Krankheit hervorgerufen worden, so hören naturgemäß die regelmäßigen Intervalle auf, wir stehen vor dem Bilde unregelmäßiger Blutungen und können also aus diesen auf irgendeine Funktionsstörung in den Eierstöcken der Frau schließen. Ebenso drängt sich uns bei einer sonst absolut gesunden Frau mit dringender Notwendigkeit der Gedanke auf, daß die bloße Verspätung der sonst regelmäßigen Periode – selbstverständlich nur nach gepflogenem Geschlechtsverkehr – wohl in erster Linie auf eine Befruchtung des Eies zurückzuführen sein dürfte.

Es erscheint uns fast als eine natürliche Sache, daß von altersher alle Völker

und alle Nationen das äußerlich sichtbare Zeichen der Menstruation nicht unberücksichtigt lassen konnten. So finden wir denn auch schon – wie wir an früherer Stelle unseres Buches zu besprechen Gelegenheit hatten – in den ältesten medizinischen Werken mannigfache Aufzeichnungen darüber, daß man, entsprechend der naiven Auffassung der damaligen Zeit einerseits, der mangelhaften Kenntnis der eben geschilderten geheimnisvollen Vorgänge im Weibe andererseits, nur zu gerne geneigt war, die Frage der Zeugung mit der Menstruation in unmittelbaren, direkten Zusammenhang zu bringen. Am meisten verständlich erscheint uns diese Art des Denkens bei jenen Völkern, welche als Naturvölker, fern von dem Getriebe großer Städte, fern von all dem, was schon zu jenen Zeiten als städtische Kultur zu bezeichnen war, nur ackerbautreibend, mitten unter dem Vieh lebend, in erster Linie das sahen und beobachten konnten, was sich in ihrer unmittelbarsten Umgebung mit einer gewissen präzisen Reihenfolge als Naturereignis gleichsam abspielte. Diese Völker, diese Stämme hatten den Vorgang der tierischen Brunst kennen gelernt, hatten ihn genau beobachtet, wußten, daß durch ihn und mit ihm die Begattungsfähigkeit der Tiere auftrete; sie sahen auch, daß in dieser Zeitperiode aus den Geschlechtsteilen der weiblichen Tiere, ähnlich wie beim Menschen, ein Ausfluß blutiger Natur abgehe, und so lag ihnen nichts näher, als die menschliche Periode mit der Brunst der Tiere zu vergleichen, ja geradezu in Einklang zu bringen. Sie stellten diese beiden Naturphänomene einander vollständig gleich, achteten nicht der vielen, vielen Unterschiede, die sich dem kritischen Beobachter aufdrängen und gaben sich damit zufrieden, so wenigstens eine annehmbare Lösung des Naturrätsels der menschlichen Menstruation gefunden zu haben.

Auch wir müssen zugestehen, daß die beiden Vorgänge, Brunst und Menstruation, gewiß so viel Ähnlichkeit miteinander haben, daß sie einen Vergleich geradezu erheischen. Wir wollen etwas näher auf diese Frage eingehen, schon deshalb, weil es interessant erscheint, die hervorstechendsten Unterschiede dieser an sich gleichen, von der Natur gewiß zu demselben Zwecke erdachten Erscheinungen genauer zu illustrieren.

Beide Vorgänge hängen direkt und indirekt mit der Bildung des Eies und mit der Vorbereitung der Gebärmutter als Brutstätte für das sich zu entwickelnde Wesen, ob es nun tierisch oder menschlich sei, zusammen; beide Vorgänge äußern sich in einer Blutüberfüllung der weiblichen Geschlechtsorgane; bei beiden Vorgängen scheidet das Weibchen aus seiner Scheide einen aus Schleim und Blut gemengten Ausfluß ab; bei beiden Erscheinungen

sehen wir nach diesen fast revolutionären Vorgängen unmittelbar eine Zeit der Ruhe folgen, wenn wir so sagen dürften, eine Art innerer Geschlechtsruhe, deren Dauer allerdings sehr verschieden ist.

Trotz all dieser eben aufgezählten, anscheinend ganz gleichen Erscheinungen gibt es aber dennoch eine ganze Unmenge von Verschiedenheiten, durch die sich das menschliche Wesen auch in dieser Beziehung schon weit über das Tier erhebt.

Die Brunst der Tiere tritt nur zu gewissen Jahreszeiten auf, und wir kennen die Zeit genau, fast könnte man sagen, auf den Tag genau. Die Periode des Weibes, beginnend im geschlechtsreifen Alter, also in frühester Jugend, dauert, unabhängig von der Jahreszeit, dreißig Jahre hindurch ohne Unterbrechung, ohne Beeinträchtigung durch Klima und Wetter in genau wiederkehrenden Zyklen an. Beim Tiere ist die Brunst jene Zeit, in der das Weibchen begattet sein will, in der es das Männchen an sich lockt, in der die Zeugung auch tatsächlich erfolgt. Beim Menschen ist das Gegenteil zu beobachten; zur Zeit der Periode fühlt weder Weib noch Mann den Begattungstrieb in sich; gerade diese Tage der Schonung sind es, in denen – man kann es ruhig sagen – fast niemals eine Zeugung stattfindet. Nach der Brunst der Tiere tritt eine absolute Ruhepause ein, eine Ruhepause in geschlechtlicher Beziehung, die allerdings dadurch begründet erscheint, daß das Weibchen gewöhnlich während der Brunstperiode belegt wurde, sich somit im Stadium der Trächtigkeit befindet. Und es ist ja erwiesen, daß die Mehrzahl der tierischen Weibchen jeglichen Geschlechtsverkehr absolut meidet, wenn eine Befruchtung eingetreten war, wenn das Muttertier trächtig geworden ist. Doch auch ohne diese vergeht beim Tiere ein Zeitraum von Wochen und Monaten, bis wieder die Jahreszeit der Brunst gekommen ist, bis das weibliche Tier wieder das Verlangen nach dem Männchen empfindet. Beim Menschen beginnen sofort nach Beendigung der Menstruation neuerlich jene inneren Vorgänge der Reifung des Eies, der Berstung des Graaf'schen Bläschens, der Wirkung des gelben Körperchens, der Veränderung der Gebärmutterschleimhaut. Die eben erwähnte Ruhepause ist also beim Menschen eine bloß äußerliche; im Innern der weiblichen Geschlechtsorgane gibt es diese Ruhe nicht! Es sei hier auf einen grundlegenden, von den meisten Forschern einwandfrei nachgewiesenen Unterschied zwischen Brunst und Menstruation deutlich verwiesen: beim Menschen ist die Ovulation das primäre, das vorbereitende, auslösende Moment; nur durch sie kommt es im Falle der Nichtbefruchtung des Eies zur Menstruation! Die Brunst der Tiere

Sioux-Indianerin, ihren großen Knaben stillend

Nach Fr. v. Reitzenstein: „Das Weib bei den Naturvölkern"

zeigt das gegenteilige Verhalten; denn erst zu Ende dieser Brunstperiode vollzieht sich bei den Tieren jener Vorgang, der der menschlichen Ovulation gleichzustellen wäre; erst die Brunst liefert das Ei.

Das Menschenweib sucht während der Zeit seiner Menstruation Ruhe, trachtet den blutigen Ausfluß, das Sekret der Periode zu verbergen, zu entfernen, wohl wissend, daß es auf den Mann abstoßend wirkt! Wir erachten es geradezu als natürliche Folge, daß eine absolute Abneigung gegen den Geschlechtsverkehr besteht. Das brünstige Tier fühlt während dieser Zeit, und zwar nur während dieser Zeit das Verlangen zur Begattung; das Weibchen lockt gerade durch das abgehende Sekret, durch dessen eigentümlichen Geruch das Männchen so sehr an sich, daß dieses oft Stunden und stundenlang wandert, bis es das Weibchen findet und dieses dann so lange verfolgt, bis endlich die Begattung stattgefunden hat. Also das extremste Gegenteil zwischen Mensch und Tier!

Jedes der hier angeführten Momente hat beim Tiere seinen naturgeschichtlich wohl begründeten Zweck. Die Brunst schafft Ordnung im Geschlechtsleben der Tiere, die somit unwillkürlich das Fortpflanzungsgeschäft betreiben, die unbewußt die rätselhaften Befehle der Natur befolgen müssen. Sind diese wirklich so rätselhaft? Wenn wir uns fragen, warum denn Tiere nur zu ganz bestimmten Zeiten brünstig seien, wenn wir diese Zeiten in eine gewisse Relation zum Klima und zur Jahreszeit bringen, so sehen wir, daß die Brunstperiode in einem gewollten Verhältnis zur Aufzucht der jungen Tiere stehe. Die Tiere werden eben zu jener Zeit brünstig, die am günstigsten ist, die als der günstigste Termin angesehen werden kann, um dem Klima, den äußeren Witterungs- und Nahrungsverhältnissen entsprechend, den jungen Tieren nach deren Geburt die günstigsten Lebensverhältnisse zu bieten. Beim Menschen fallen derartige Bedenken weg, und deshalb gibt es beim Menschen keine Brunstperiode. Die Fortpflanzungsmöglichkeit, die Schwangerschaft, die Geburt, die Aufzucht der Kinder sind an keine Jahreszeit, an keine Äußerlichkeit gebunden; der Mensch kann und soll sich eben, durch nichts und in keiner Weise behindert, vermehren!

Wir sprachen eben davon, daß beim Menschen zur Zeit der Periode eine Abneigung beider Geschlechter gegen jegliche Geschlechtsfunktion, vornehmlich aber gegen die Begattung, nachweisbar sei. Die Gründe hierfür liegen wohl in erster Linie daran, daß die blutige Ausscheidung als solche alles eher denn aufreizend wirkt, daß sie durch ihren Gehalt an abgestoßenen Schleimhautfetzen überaus leicht Zersetzungsvorgängen anheimfällt, die

einen ganz prägnanten, den Mann absolut abstoßenden Geruch verbreiten. Überdies ist das Seelenleben des Weibes während der Zeit der Menstruation ebenso alteriert wie sein körperliches Wohlbefinden. Veränderungen der Blutzirkulation, der Herztätigkeit, der Atmung, Störungen des Nervensystems, die sich durch geringere oder höhere Reizbarkeit dokumentieren, stärkere oder minder starke, ziehende, krampfartige Schmerzen im Unterleib, all diese und noch viele andere individuell verschiedene Erscheinungen machen die Frau während dieser Tage gegenüber ihrem sonstigen Befinden und Gehaben so verändert, daß sie selbst – vielleicht ganz unbewußt – bei Männern das Gefühl und den Eindruck der Schonungsbedürftigkeit erweckt. Ich habe all diese Gründe, vorwegnehmend auch die rein seelischer Natur, deshalb hier erwähnt, weil ich die Ansicht vertrete, daß das immer und immer wieder hervorgehobene Moment der Unreinlichkeit einerseits viel zu natürlich, andererseits jedoch im Vergleich zu allen übrigen Momenten so verschwindend klein ist, daß es allein nicht ausschlaggebend genug sein kann, um die Abneigung zu geschlechtlichen Funktionen zu erklären; wenigstens nicht bei wirklichen Kulturmenschen! Und von diesen und für diese spreche ich ja vornehmlich! Mehr als selbstverständlich ist es, jeglichen Geschlechtsverkehr mit einer menstruierenden Frau zu vermeiden, mehr als natürlich ist es aber auch, daß durch einen solchen ebenso für die Frau wie für den Mann Schaden erwachsen kann; für die Frau durch Reizung der ohnehin in ihrer Normalität gestörten Geschlechtsorgane, für den Mann durch das Eindringen des zersetzten Menstrualblutes mit all seinen Keimen in die Harnröhre und dadurch möglicherweise entstehende Entzündungserscheinungen.

Und nun zur kulturhistorischen Beleuchtung dieser Frage! Wie wir sofort sehen werden, ging und geht auch heute noch bei den meisten Völkern die Ansicht dahin, daß die Frau während der Menstruation als unrein zu betrachten sei, daß ein Verkehr mit ihr unter allen Umständen schädliche Folgen haben müsse! Ja, noch mehr! Die Frau gilt während dieser Tage sogar als giftig; ihr und dem abgehenden Blute werden giftige, teuflische Fähigkeiten beigelegt. Und was wirkt auf Menschen wohl mehr ein als die Worte Gift und Teufel?!

Wieder war es die Religion, wieder waren es die Priester, die sich als erste bemüßigt fühlten, gegen die menstruierenden Frauen Satzungen zu erlassen. Sie haben als erste das Weib während dieses Naturvorganges als unrein bezeichnet; und was den Priestern unrein, giftig erschien, galt dem Volke als teuflisch.

Die Erklärung für diese „Unreinheit" der menstruierenden Frau liegt wohl in erster Linie darin, daß die religiösen Übungen und Verordnungen unaufhörlich mit Gott geweihten Gegenständen, mit, die Gottheit versöhnenden, umschmeichelnden Zeremonien verbunden waren, die nur von absolut, in jeder Beziehung reinen Menschen dargebracht werden durften und nur von solchen als gottgefällig auch angenommen wurden. Wie vom Glauben zum Aberglauben nur ein einziger Schritt ist, so wurde alsbald aus Unreinheit – böse Giftigkeit, aus Giftigkeit – Dämonie! Gehen wir auf dieses Thema durch einige Beispiele des näheren ein:

Die wohl älteste Darlegung der Unreinheit der Frau während der Periode finden wir in der mosaischen Gesetzgebung, welche über die menstruierende Frau eine ganze Unzahl von Vorschriften enthält. III. Mos. 15, 19–24, heißt es: „Wenn ein Weib ihres Fleisches Blutfluß hat, so soll sie sieben Tage lang in ihrer Absonderung sein. Wer sie anrührt, der wird unrein sein bis auf den Abend.

Und alles, worauf sie liegt, solange sie abgesondert ist, wird unrein sein, und alles, worauf sie sitzet, wird unrein sein.

Und wer ihr Lager anrührt, der soll seine Kleider waschen und sich mit Wasser baden und unrein sein bis auf den Abend.

Und wer immer etwas, worauf sie gesessen ist, anrührt, soll seine Kleider waschen und sich mit Wasser baden und unrein sein bis auf den Abend.

Auch der so etwas anrührt, das auf ihrem Bette war, oder worauf sie gesessen, soll unrein sein bis zum Abend.

Und wenn ein Mann bei ihr liegt, und es kommt ihre Unreinigkeit an ihn, der wird sieben Tage lang unrein sein und das Lager, worauf er gelegen ist, wird unrein sein."

Wir ersehen aus dieser Schilderung, daß nicht nur die Frau selbst als unrein gilt, sondern daß sich Alles und Jedermann, der mit ihr in irgend welche Berührung kommt, auch verunreinigt. Es ist so, als trüge sie ein Gift in sich, vergleichbar etwa dem Aussatz, vor dem sich alles fürchtet. Und so wie ein Aussätziger fern von allen Mitbewohnern seine Tage fristen mußte, so finden wir auch hier das Wort „Absonderung" wohl gleichbedeutend damit, daß von der menstruierenden Frau verlangt wurde, sie möge sich von ihren Mitmenschen absolut fernhalten. Wir werden sehen, daß nach Berichten der verschiedensten Forscher und Weltreisenden eine solche „Absonderung" auch bei anderen Völkerschaften überaus streng gehandhabt wird, ja, daß sogar die armen Frauen verschiedene Prozeduren zu erdulden haben, welche fast

den Eindruck von Qualen erwecken können. Und all dies, weil ein Naturvorgang als giftig bezeichnet wird!

Als der mosaischen Gesetzgebung wohl am nächsten stehend, dürften jene Vorschriften bezeichnet werden, die ihren Ursprung im Koran haben und sich von da aus bei allen Völkern mohammedanischen Glaubens eingebürgert und heiligste Geltung verschafft haben.

Koran sagt: „Trennet euch von den Weibern zur Zeit der monatlichen Reinigung und nähert euch ihnen nicht als bis sie rein sind!" Auch hier eine Absonderung, auch hier das Verbot jeglichen Kontaktes mit der menstruierenden Frau!

Noch viel ärger wurden die Vorschriften der Absonderung bei jenen Völkerschaften gehandhabt, welche auf einer kulturell tiefen Stufe stehen blieben. In der Geschichte der ältesten Völker findet man wohl die strengsten Vorschriften bei den Persern und Medern. Deren Frauen mußten sich mit Beginn der Periode an einen, von allen bewohnten Gegenden und von den Ortschaften überaus weit entfernten Ort zurückziehen, mußten abgeschieden von allen Menschen den Tag ihrer „Gesundung" abwarten; erst durch die verschiedensten Zeremonien der Bäder, die in ihren kleinsten Einzelheiten genau vorgeschrieben werden, wurden die Frauen und Mädchen wieder gereinigt und auf die Dauer von vier Wochen ein von ihren Mitbewohnern wieder als vollwertig erachtetes Mitglied der Menschheit. Und dieses Schauspiel wiederholte sich allmonatlich!!

Die Lehre Zoroasters, welche noch heute bei den Indern grundlegend ist, basiert in erster Linie auf der absoluten Reinheit des Menschen, einer Reinheit, die so weit geht, daß selbst alltägliche Funktionen des Körpers gewissen streng vorgeschriebenen Reinigungszeremonien unterworfen werden müssen. Es ist selbstverständlich, daß gemäß der Satzung, die menstruierende Frau als durch und durch verunreinigt anzusehen, gerade für diesen natürlichen Vorgang die strengsten Vorschriften gegeben wurden. Nicht minder strenge Vorschriften finden wir im „Zend-Avesta", deren wir des großen Interesses halber einige etwas ausführlicher wiedergeben wollen. Dort gilt die Menstruation als eine Schöpfung böser Geister, an deren Spitze die Dämonin der Unzucht steht; die Frauen erscheinen somit während der Zeit der Menstruation als von einem Dämon besessen, wirken infolgedessen auch dämonisch auf ihre Umgebung, sind unrein und verunreinigen alles, womit sie in Berührung kommen. Sie werden zu Beginn der Menstruation auf einen eigenen Platz gebracht, der höher liegen muß als die Hütten, damit nicht etwa gar der

Blick einer solchen Frau auf das Herdfeuer fallen und es verunreinigen könne. Dieser Ort, dem sich alle reinen und frommen Menschen, also Männer wie Frauen, nur auf drei Schritte nähern durften, war weit entfernt von den heiligen Elementen des Wassers und des Feuers, weit entfernt von allen Geräten, die zum alltäglichen Leben, zum Gottesdienst gebraucht wurden. Mit trockenem Staube wurde der Ort bestreut, damit nicht etwa Pflanzen und Kräuter durch das dämonische Weib verunreinigt würden. Erst nach Beendigung der Menstruation, deren Höchstdauer mit neun Tagen bemessen ist, darf die Frau diesen Ort ihrer Verbannung verlassen, darf sie, durch Bäder gereinigt, vom bösen Dämon befreit, wieder mit anderen Menschen verkehren. Selbstredend war jeglicher Geschlechtsverkehr bei schwersten Strafen verboten.

Dubois berichtet in seinen „Moeurs de l'Inde" über die Formalitäten, welche die Hindus für die Menstruation eingeführt haben und strenge beobachten: „Sobald eine Frau ihre Regel bekommt, wird sie in ein abgesondertes Lokal gebracht, und es darf drei Tage lang niemand mit ihr verkehren. Am ersten Tage betrachtet sie sich als eine Paria. Am zweiten Tage hält sie sich in gleicher Weise für unrein, als ob sie einen Brahma getötet hätte. Am dritten Tage befindet sie sich in einem Zustande, der die Mitte zwischen beiden vorangegangenen Tagen hat. Am vierten Tage reinigt sie sich durch Abwaschungen und alle die für diese Gelegenheit vorgeschriebenen Zeremonien. Bevor dies geschehen ist, darf sie weder baden, noch irgend einen Teil ihres Körpers waschen, noch auch weinen. Sie muß sich hüten, Insekten oder sonst ein lebendes Wesen zu töten. Es ist ihr verboten, ein Pferd oder einen Ochsen oder Elefanten zu besteigen, sich im Palankin tragen zu lassen oder im Wagen zu fahren, ihren Kopf mit Öl zu salben, ein Spiel zu spielen, Wohlgerüche wie Moschus an sich zu bringen, auf einem Bette zu liegen, am Tage zu schlafen, die Zähne zu reiben und den Mund auszuspülen. Sie darf nicht denken an Gott, noch an die Sonne, an die Opfer und Gebote, zu welchen sie verpflichtet ist. Sie soll Personen höheren Ranges nicht begrüßen. Wenn sich mehrere Frauen, die ihre Regel haben, zugleich in einem Gemache befinden, so dürfen sie kein Wort miteinander wechseln, noch auch sich untereinander berühren. Eine Frau in diesem Zustande kann sich nicht einmal ihren Kindern nähern. Es ist ihr versagt, sie anzufassen oder mit ihnen zu spielen. Hat die Frau demgemäß drei Tage zugebracht, so verläßt sie am vierten das Gemach, in dem sie abgeschlossen war und man übergibt sie den Wäscherinnen zur Reinigung; sie zieht ein neues Hemd an, darüber noch ein zweites und so führt man sie zum Flusse, um ein Bad zu nehmen." Der Annehmlichkeiten wohl genug!

Noch ein Beispiel der Sitten der sogenannt unkultivierten Völker sei angeführt: I. A. Riemer beschreibt in seiner „Missionsreise nach Surinam usw." die Gebräuche bei den Negern dieser Gegend. Auch dort müssen die Frauen für die Dauer ihrer Menstruation sich streng von den übrigen Menschen absondern und in einem für diesen Zweck eigens eingerichteten Haus die Zeit verbringen, bis sie wieder als rein gelten. Sie gelten als unrein, als so unrein, daß sie selbst durch ihren Anblick auf ihre Mitmenschen geradezu ansteckend wirken können; so kommt es, daß sie selbst es vermeiden, auf ihrem Wege in dieses abgesonderte Haus irgend jemand zu begegnen, und die ihnen etwa doch entgegenkommenden Personen durch den Ausruf: „Mi kay! Mi kay!", das heißt: „Ich bin unrein!" davor warnen, ihnen näher zu kommen. Also wieder dieselben Ansichten, dieselben Gebräuche wie wir sie in der mosaischen Gesetzgebung als grundlegend fanden, dieselben Zeremonien, die mit mehr oder minder großen Abweichungen bei fast allen Naturvölkern anzutreffen sind.

Wenn wir in unseren Betrachtungen einen Schritt weiter gehen, müssen wir unbedingt nun eines Volkes Erwähnung tun, welches in der, ich möchte sagen ihm angeborenen Scheu vor jeder Unreinlichkeit heute noch bei der Menstruation gewisse, alt überkommene Gebräuche befolgt, welche selbst uns verständlich und richtig erscheinen. Ich denke an die Sitten, die in China geltend sind. Die Eingeborenen besitzen einen fast unübertrefflichen Reinlichkeitssinn, mögen sie der höheren oder der niederen Klasse angehören; es ist erwiesen, daß sich dort die Dienerinnen absolut weigern und es als eine unfaßbare Anmaßung betrachten würden, wollte man von ihnen verlangen, daß sie etwa ein, durch Blut einer menstruierenden Frau verunreinigtes Tuch waschen sollten. So kommt es, daß sowohl in China als auch in Japan die Frauen zur Zeit der Periode die bei uns gebräuchlichen Vorlagen durch Papierkugeln ersetzen, welche sie kunstvoll kneten, tief in die Scheide einführen, um sie dann, wenn sie verunreinigt sind, zu verbrennen. Dieser Brauch ist ähnlich dem Gebrauche papierener Taschentücher, die nach Benützung sofort vernichtet werden, zumal die Absonderung der Nase gleichfalls als unrein gilt. Nach der Anzahl der innerhalb eines Tages verbrauchten Papierkugeln wird auf die Intensität, auf die Stärke und Normalität der Menstruation geschlossen.

Interessant ist es, daß sich in den historischen Werken der alten Griechen und Römer, welche die Menstruation auch als eine Art Reinigungsprozeß, somit das abgehende Blut als etwas absolut Unreines betrachteten, mancher-

lei Angaben finden, laut welchen diesem unreinen Produkt, vor dessen Berührung man sich krampfhaft scheute, Zauber- und Heilkräfte beigelegt wurden! So glaubte beispielsweise Plinius, daß verschiedene Krankheiten, etwa Kropf, Rotlauf, Furunkeln, Epilepsie und viele andere durch das Bestreichen der erkrankten Körperstelle mit Menstrualblut geheilt werden könnten. Mögen wir nun über diese Ansicht lachen oder nicht, es gibt selbst heute noch in verschiedenen Gegenden, und zwar sogar in von hoch kultivierten Völkern bewohnten Gegenden eine Reihe abergläubischer Sitten, in denen von der Heil- und Zauberkraft des Menstrualblutes und der menstruierenden Frau deutlich Zeugnis abgelegt wird. Hierfür Beweise anzuführen, gehört zur Aufgabe der beschreibenden Kulturgeschichte; uns sei mit der bloßen Erwähnung dieser Tatsache Genüge geleistet.

Daß durch das Eintreten der ersten Menstruation, durch dieses einzig äußerlich kennbare Zeichen die Umwandlung des bisher sexuell unfertigen Weibes in das geschlechtsreife Weib erfolge, war eine zu allen Zeiten und bei allen Völkern allgemein anerkannte Tatsache. Mag auch der Wandel, strenge genommen, manchmal in bloß körperlicher Beziehung erfolgen, während die Mehrzahl der bereits menstruierenden Mädchen ihrem Denken und ihrer Logik nach noch halbe Kinder bleiben, so ist er dennoch immer und überall so gedeutet worden, als wäre tatsächlich nunmehr aus dem bisherigen Kind plötzlich ein, in jeder Beziehung erwachsener Mensch geworden. – Charakterisierend für diese Ansicht ist es, daß bei den verschiedensten Nationen das Eintreten der ersten Menstruation mit gewissen Gebräuchen und Feierlichkeiten verbunden wurde, die gerade bei den unzivilisierten, rohen Völkern Dimensionen annehmen, welche uns ebenso grausam oder noch weit grausamer erscheinen müssen, als die eben besprochenen Isolierungsgebräuche, das Aussetzen der menstruierenden Frau.

Wenn wir uns bestreben, diese Gebräuche psychologisch zu erklären, so gelangen wir zu dem Schlusse, daß das Eintreten der Periode nicht bloß der geschlechtlichen Reife, sondern auch der Erlangung des heiratsfähigen Alters gleichgestellt wird. Das erste Erscheinen des Blutes soll Zeugnis dafür ablegen, daß das Mädchen nunmehr auch imstande sei, Kinder zu gebären, also seinem Lebenszweck, der Erhaltung der Familie und der Rasse, zu dienen. Noch verständlicher werden uns diese Gebräuche, wenn wir berücksichtigen, daß bei nur halb oder völlig unzivilisierten Völkern die Ehen in der Regel bereits im frühesten Alter versprochen oder geschlossen werden. So gilt es beispielsweise als Selbstverständlichkeit, daß bei manchen Indianerstämmen

Kinder schon im sechsten, siebenten oder achten Lebensjahre verlobt werden, und daß das in so jungen Jahren verlobte Mädchen sofort nach dem Eintreten der ersten Periode heiratet.

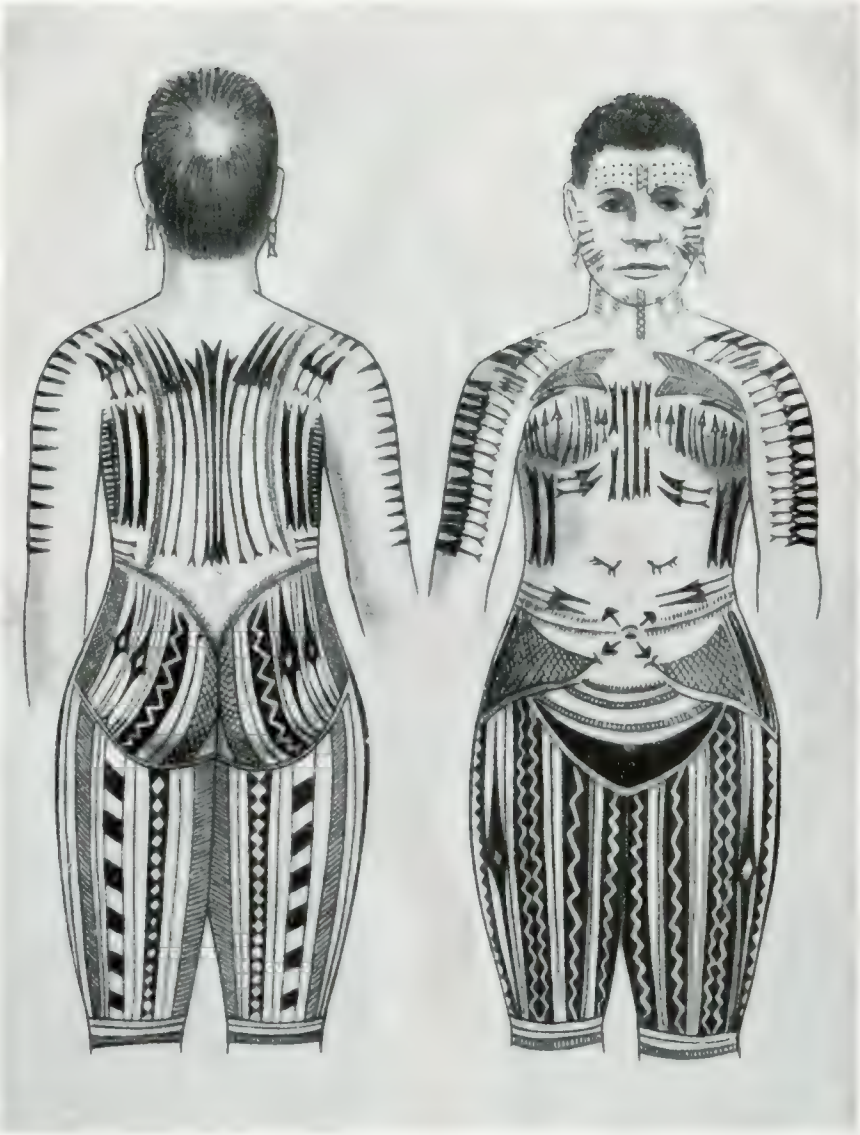
Die Feierlichkeiten verfolgen aber unstreitbar noch einen zweiten Zweck; sie wollen das bisher unscheinbare Mädchen jetzt mit jenen Attributen versehen, die es äußerlich sichtbar als vollwertiges Weib stempeln. Ich denke hier in erster Linie an die verschiedenen Arten der Tätowierungen, jener mehr oder minder zahlreichen, über ganz bestimmte Körperstellen verteilten größeren oder kleineren, oberflächlichen oder tieferen Einschnitte in die Haut, jener Schönheitszeichen, ohne die das Weib im wahrsten Sinne des Wortes unmöglich wäre.

Bei einigen Volksstämmen Australiens muß sich das junge, kaum von den Qualen der ersten Menstruation erholte Mädchen vor einer alten Frau des Stammes niederknien, wobei sein Kopf zwischen den Knien dieser Frau fixiert wird. Ein sogenannter Operateur macht nun mit einer Muschel oder mit einem Stein, dessen Kanten überaus geschärft wurden, reihenweise über den ganzen Rücken bis hoch hinauf zu den Schultern dicht angeordnete, lange und tiefe Einschnitte in die Haut; das Wimmern, die Angstschreie des armen Opfers werden von den im Umkreis stehenden Stammesbrüdern unter lautestem Freudengeheul vernommen; dort gibt es kein Mädchen, welches sich nicht mit großer Freude dieser Tortur unterziehen würde, um so mehr, als ein schön gekerbter Rücken die höchste Zierde des Weibes bildet. Gegen dieses alles eher als schonende Verfahren erscheinen jene Gebräuche, welche bloß durch ein Sticheln der Haut mit nachfolgendem Einreiben roter Farbe oder schwarzer Erde über Gesicht, Brüste, Bauch und Rücken die schönsten Figuren eintätowieren, gewiß als harmlos. Nicht so sehr ein gleichfalls in Australien geübtes Verfahren, welches unter dem Namen „Tschirrintschirri" wohl als das grausamste hingestellt werden muß und darin besteht, daß unter größten Feierlichkeiten zur Zeit der erlangten Reife sowohl den Mädchen als auch den Knaben als äußeres Zeichen derselben zwei Vorderzähne gewaltsam ausgeschlagen werden: zwei Stäbe aus Holz, die keilförmig zugespitzt sind, werden mittels eines Steines zu beiden Seiten eines Zahnes eingetrieben; der Zahn selbst wird mit einem Stück Fell belegt und dann wird auf einen, etwa einen Meter langen Holzstab als Verbindungsstück mittels eines schweren Steines mit aller Macht geschlagen. Ein bis zwei Schläge genügen in der Regel, um den Zahn zu entfernen. Ist dies geschehen, so folgt ein zweiter Zahn; merkwürdigerweise verrät kaum ein Zucken des

Sakai-Mädchen

Fellachin mit Tätowierung der Brüste

Sudanesin mit tiefen Kerbschnitten, als Zeichen der Schönheit



Tätowierung der Weiber von Nukuman

Nach Fr. v. Reitzenstein: „Das Weib bei den Naturvölkern"

Gesichtes den gewiß ganz intensiven Schmerz der Kinder, und kein einziges würde es wagen, sich dieser Schönheitsoperation zu entziehen!

Daß diesen und ähnlichen Zeremonien, deren wir in den verschiedensten ethnographischen Werken eine ganz erkleckliche Anzahl finden können, bei den unzivilisierten Völkern fast immer die Feierlichkeiten der Eheschließung folgen, gehört fast zur Regel. –

Doch nun wollen wir wieder zu dem rein medizinisch beschreibenden Teil unseres Themas zurückkehren! – – –

Der Zeitpunkt des Eintretens der ersten Periode unterliegt bei den verschiedenen Nationen ganz merkwürdigen Schwankungen, die in ihrer Hauptsache von drei verschiedenen Momenten abhängig erscheinen: von den klimatischen Verhältnissen, von nationalen Eigentümlichkeiten und von den Lebensbedingungen, unter denen die Mädchen während ihrer Entwicklungsjahre leben. Überaus genau durchgeführte statistische Berechnungen erbrachten den einwandfreien Beweis, daß Klima und erstes Eintreten der Periode derart in einem direkten Verhältnis zueinander stehen, daß heißes, äquatoriales Klima ein früheres Eintreten der ersten Menstruation bewirke; je weiter wir uns dem Norden nähern, desto später wird das Mädchen reif. Wenn wir somit im Orient und bei den Völkern Afrikas und Asiens als durchschnittliches Alter etwa das achte oder das zehnte Lebensjahr annehmen dürfen, können wir bei Grönländern das sechzehnte bis siebzehnte Lebensjahr als unterste Grenze feststellen. Ein Vergleich der einzelnen Nationen untereinander erbringt andererseits wieder den Beweis, daß slawische Völker – um nur eines der vielen Beispiele anzuführen – früher menstruieren als Stämme der germanischen Rasse.

Wenn wir über diese beiden eben genannten, gewiß überaus interessanten Momente etwas rascher hinweggehen, geschieht dies aus dem Grunde, weil wir uns bei der dritten, das Alter der ersten Menstruation beeinflussenden Ursache, bei den das Mädchen umgebenden äußeren Lebensbedingungen etwas länger aufhalten müssen. Dazu gehört wohl in erster Linie das engere Milieu, welches neben hygienischen Fragen auch die der zweckmäßigen Ernährung betrifft. Wir sehen, daß blutarme, kränkliche, schlecht ernährte Mädchen in der Regel früher menstruieren als die Töchter gut situierter Eltern. Wir sehen ferner, daß ein wesentlicher Unterschied auch darin besteht, ob wir es mit Stadt- oder Landbevölkerung zu tun haben. Mädchen, welche in Städten geboren sind oder in Städten leben, werden früher reif als Mädchen des Landes. Daß ein etwa schon von zartester Jugend auf in einer

Fabrik arbeitendes Mädchen unter schlechteren Lebensbedingungen der ersten Periode entgegengeht als eine wohlgehegte und -gepflegte „höhere Tochter", erscheint doch wohl nur zu erklärlich. Die schwere Arbeit dürfte hier ebenso eine große Rolle spielen wie die Ernährung, die ja auf Blutarmut und andere ähnliche Erkrankungen keine oder zumindest nur ganz geringe Rücksicht zu nehmen pflegt. Und gerade die Erkrankungen des Mädchens während der Entwicklungsjahre sind und bleiben für das weitere Wohl und Wehe des Weibes während seines ganzen Lebens ausschlaggebend.

Die Dauer der Periode bewegt sich zwischen drei und sechs Tagen. Ihr Eintreten kündigt sich bei der Mehrzahl der Frauen und Mädchen durch mehrere ganz verschiedene,und doch von jedem Einzelindividuum ganz genau gekannte Erscheinungen an, die sich von einem bloßen Gefühl des allgemein körperlichen Unbehagens bis zu stärksten Schmerzen und Krämpfen in der Unterbauchgegend steigern können, manchmal wieder bloß als ein starkes Spannungsgefühl in den Brüsten fühlbar werden. Nicht lange nach dem Auftreten dieser Beschwerden zeigen sich auch bereits die ersten Blutspuren, im Anfang recht spärlich, bräunlich-rot gefärbt, reichlich mit Schleim vermengt. Erst am zweiten oder dritten Tage pflegt reines Blut abzugehen; Blut, welches gegenüber dem Blute, welches der Mensch etwa durch eine Verletzung verliert, wesentliche Unterschiede aufweist. Es ist weitaus dünnflüssiger und zeigt die Eigentümlichkeit, nicht gerinnungsfähig zu sein, also nicht Blutklumpen, Blutkuchen bilden zu können. Diese Eigentümlichkeit des Blutes ist so charakteristisch, daß nur bei Vorhandensein einer krankhaften Ursache, etwa bei einer Erkrankung der Eierstöcke oder der Gebärmutter, im Blute der Periode Blutgerinnsel nachweisbar sind, daß man also aus solchen auf eine Erkrankung des Geschlechtsapparates schließen kann. Solche Blutgerinnsel müssen aber selbstverständlich strenge unterschieden werden von jenen kleinen Fasern und Fäserchen, welche als Abstoßungen der Gebärmutterschleimhaut dem Menstrualblute unbedingt beigemengt sein müssen. Am vierten Tage pflegt gewöhnlich die Menge des abgehenden Blutes äußerst gering zu werden, die bräunlich-rote Farbe weicht nach und nach einem mehr gelblichen Kolorit; am fünften Tage nur mehr wenige Tropfen oder gar schon Ende.

Dieser Vorgang des Blutabganges wiederholt sich, wie wir wissenschaftlich zu begründen reichlich Gelegenheit hatten, in regelmäßigen Zeitabständen; und gerade diese Regelmäßigkeit einerseits, die Beschaffenheit des Blutes andererseits sind es, welche das Wesen und die typischen Merkmale

der Menstruation beinhalten. Ich möchte diesen Satz nicht oft genug unterstrichen wissen, und zwar deshalb, weil wir Frauenärzte immer und immer wieder die Erfahrung machen können, daß von den Frauen jegliche Blutung, jeder Blutabgang aus den Geschlechtsteilen skrupellos als Periode gedeutet und bezeichnet wird; mögen sich anläßlich dieser Blutung selbst faustgroße Blutgerinnsel abscheiden, möge diese Blutung zehn, zwölf, ja selbst vierzehn Tage dauern! Ein schwerer Fehler! Solche Blutungen dürfen nicht als „verlängerte", als „unregelmäßige" Perioden gedeutet werden; sie sind und bleiben das äußere Zeichen irgend einer Erkrankung im Geschlechtsapparat des Weibes und müssen endlich auch den Frauen ein Zeichen dafür werden, daß ein krankhafter Prozeß vorhanden sei.

Bekannt ist es, daß auch die Seele der Frau während der Periode mannigfachen Störungen und Schwankungen unterworfen ist; sie alle sollen mit der entsprechenden Würdigung in jenem Teil besprochen werden, der sich mit dem Seelenleben der Frau zu befassen haben wird.

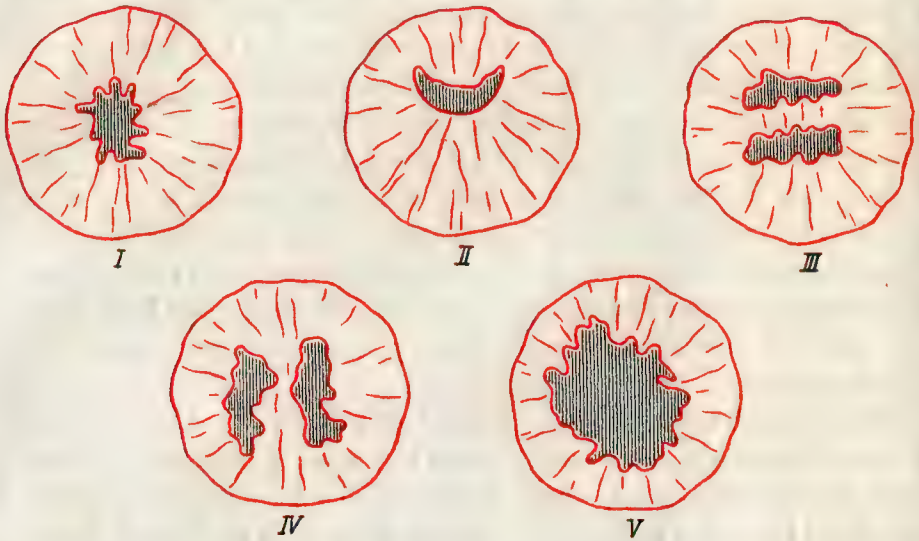
Von der Zeit der ersten Periode ab vollzieht sich in dem jungen Mädchen allmählich ein Wandel, der es nach und nach zu vollster, zu wirklich vollständiger Entwicklung bringt. Muß auch als richtig angesehen werden, daß in wissenschaftlicher Beziehung durch das Beginnen der Menstruation die Geschlechtsreife erlangt sei, so dürfen wir keineswegs in den Fehler der unzivilisierten Völker verfallen und ein Geschöpf, das eben erst die erste Periode hinter sich hat, auch wirklich als ein in jeder Beziehung reifes Individuum betrachten und bezeichnen. Die Entwicklung der äußeren Geschlechtsmerkmale, das Breiterwerden des Beckens, das Wachsen der Schamhaare und der Brüste, die Zunahme der ausgeglichenen Rundungen des Körpers, der Geschmeidigkeit in Bewegung und Ruhe, sie alle vereinigen sich erst nach und nach zu jenem Gesamtbegriff, der als Grazie des jungen Mädchens gerühmt wird. Das Backfischalter geht langsam über in die Epoche des vollreifen Mädchens, des Fräuleins, der jungen Dame! Ein Übergang, der letzten Endes von der Natur zu keinem anderen Zwecke gewollt erscheint als zu dem, das weibliche Wesen für seinen künftigen Beruf als Mutter und Gattin vorzubereiten! Ein Übergang, der in körperlicher Beziehung weit zurückbleiben muß hinter jenen Veränderungen der Seele und des Denkens, welche fortab das erwachsene Mädchen begleiten. Mögen sie alle noch so verhüllt erscheinen, mögen sie noch so sehr in den Hintergrund gedrängt werden, sie laufen ja doch in einem einzigen Zwecke zusammen, in dem Zwecke: Das Kind!!

Die Jungfrau – Jungfernschaft und Jungfernhäutchen – Die Entjungferung – Die Befruchtung – Das befruchtete Ei – Frühsymptome der Schwangerschaft – Mutterkuchen und Nabelschnur – Die Schwangerschaft – Körperliche Veränderungen – Die ersten Kindesbewegungen – Die zweite Hälfte der Schwangerschaft.

Wollen wir das voll entwickelte Weib in körperlicher Beziehung betrachten, so erscheint uns eine Einteilung nötig, deren Grenzen einerseits durch den Beginn der Ehe, also durch den Beginn des Geschlechtsverkehrs und seine normalen Folgen (Empfängnis, Schwangerschaft, Geburt, Wochenbett), andererseits durch das Wort „Mutter" gezogen sind. Vor der Ehe gleicht das Weib in körperlicher Beziehung ganz dem voll entwickelten Mädchen, und erst der Beginn des normalen Geschlechtsverkehres bringt einige anatomische Veränderungen mit sich, die wir an früherer Stelle wohl bereits erwähnt haben, auf die wir aber nunmehr etwas genauer eingehen müssen.

Wie wir bei der Beschreibung der äußeren Geschlechtsorgane sahen, ist die Scheide des jungfräulichen Weibes nach außen hin durch jenes Gebilde abgeschlossen, oder richtiger gesagt, verengt, welches als Jungfernhäutchen bezeichnet wird. Eine zirkulär angeordnete Schleimhautfalte, in deren Zentrum jene kleine Öffnung vorhanden ist, durch welche die Absonderungen der Scheide ebenso wie das Blut der Menstruation abgehen können. Es ist ein Fehler, sich dieses Jungfernhäutchen das eine Mal als papierdünne Membrane, das andere Mal etwa, um den größten Gegensatz zu nennen, als pergamentartige Haut vorzustellen. Die Stärke und Dicke, die Geschmeidigkeit und Dehnungsfähigkeit dieser Schleimhautfalte sind undifferenzierbar; etwa ebenso undifferenzierbar, wie es auch keinem Menschen einfallen würde, die Stärke und Dichte der Mundschleimhäute genau beschreiben und differenzieren zu wollen. Sie hängen einzig und allein von ihrer individuellen Entwicklung ab, die aber mit Gestalt, Wesen und Stärke des übrigen Körpers in gar keinen Zusammenhang zu bringen sind. Dementsprechend finden wir manchmal bei den zartesten Frauen diese Schleimhautfalte überaus derb entwickelt, in anderen Fällen wieder gerade bei den derbsten Frauen das dünnste Jungfernhäutchen. Und ebenso wie Stärke und Dichte individuell verschieden sind, ebenso verschieden ist auch die von Natur aus gegebene Größe der im Zentrum vorhandenen Öffnung. Sie kann so klein sein, daß sie eben nur für einen Federkiel passierbar ist, sie kann anderseits jedoch wieder so groß sein,

daß selbst bei einwandfrei festgestellter Jungfräulichkeit des Weibes das Eindringen des Fingers keine wie immer gearteten Schwierigkeiten zu bieten vermag. Sie kann ebenso regelmäßig kreisrund sein als sie etwa die Form eines Halbmondes, die Form einer Mondsichel annehmen kann. Ja, noch mehr! Wir kennen Fälle – und deren Zahl ist keineswegs gering, sondern weitaus häufiger als je geahnt wird – in denen quer durch die Lichtung des Jungfernhäutchens eine Schleimhautbrücke zieht, und so die Öffnung selbst, von außen betrachtet, in zwei ja selbst drei Anteile geteilt erscheint.



Formen des Jungfernhäutchens
I normal, II sichelförmig, III quer geteilt, IV längs geteilt, V abnorm weit

Wir sehen somit, welche Verschiedenheit und Veränderlichkeit eigentlich in dem kleinen, so oft zitierten und so falsch gedeuteten Wörtchen „Jungfernhäutchen" und „Jungfernschaft" liegen! Besonders der Begriff der Jungfernschaft ist ein im Leben der Menschheit allzu hoch bewerteter. Denn anatomisch-medizinisch betrachtet wäre es ja möglich, daß die Öffnung des Jungfernhäutchens von Natur aus so weit ist, daß selbst bei strengster Prüfung ein bereits vollzogener Geschlechtsakt nicht nachgewiesen werden kann; im Gegensatz dazu wird wieder das Vorhandensein des Jungfernhäutchens als einziges Zeichen der Jungfernschaft bewertet. Wie steht es aber mit dieser Jungfernschaft, wenn etwa die Schleimhautfalte so weich und geschmeidig

ist, daß sie sich beliebig dehnen läßt, so elastisch ist, daß sie immer wieder in ihre normale Form und Größe zurückkehren kann?

Der Wert, oder richtiger gesagt, die Wertschätzung, welche diesem anatomischen Gebilde in solchem Übermaß beigelegt wird, ist darin begründet, daß in der Regel anläßlich des ersten Geschlechtsverkehrs durch das Eindringen des männlichen Gliedes in die Scheide eine gewaltsame Dehnung, eine so rasche Dehnung dieser Schleimhautfalte vor sich geht, daß sie fast immer mit strahlenförmig an mehreren Stellen erfolgenden Einrissen einherzugehen pflegt. Als Folge dieser Risse treten naturgemäß leichtere oder schwerere Blutungen auf, die jedoch schon nach kürzester Zeit aufhören, zumal sich das Jungfernhäutchen nunmehr leicht dehnen läßt und deren Wunden, wie übrigens alle anderen Schleimhautwunden, rasch heilen. Die sich aus diesen Rissen entwickelnden Narben bilden dann mehrere kreisförmige, den Eingang zur Scheide umgebende, knötchenartige, kleinere oder größere Schleimhauterhebungen; und diese als „myrtenförmige Knötchen" beschriebenen, durch das ganze Leben der Frau bestehen bleibenden Veränderungen bilden das einzige und medizinisch einwandfrei beweisende Zeugnis für eine wirklich stattgehabte Entjungferung, für einen stattgehabten Geschlechtsverkehr.

Als interessant will ich hervorheben, daß die anläßlich des Aktes der Dehnung des Jungfernhäutchens auftretenden Blutungen in manchen, allerdings recht seltenen Fällen ganz enorme Dimensionen annehmen können, so daß manchmal sogar eine operative Blutstillung nötig wird; ein Eingriff, der im größten Gegensatz zu jenen Fällen steht, in denen die überaus starke Derbheit des Jungfernhäutchens allen Versuchen einer Normalentjungferung trotzt und dieses selbst erst operativ gespalten und gedehnt werden muß.

Die stattgehabte Entjungferung, also die gewaltsame Dehnung oder Durchstoßung des Jungfernhäutchens ist durch ihr Folgeerscheinungen eigentlich das einzige, äußerlich sichtbare Ereignis im Leben einer Frau, welches das wirklich voll gereifte, voll entwickelte, seiner Naturbestimmung gerecht werdende Weib charakterisiert, es also schon äußerlich zur Gattin und werdenden Mutter stempelt. Dies allerdings nur in jenen Fällen, in denen der erste Geschlechtsverkehr ehelich stattfindet. Denn wir wissen es ja alle nur zu genau, daß bei dem außerehelichen Geschlechtsverkehr alles eher, denn dessen Folgen, also ein Kind, gewünscht und beabsichtigt werden. Doch davon an anderer Stelle. Durch den Geschlechtsverkehr tritt in der Regel auch die Befruchtung ein, ein Vorgang, dessen Details wir, soweit es sich um das

Zusammentreffen der Urzellen, soweit es sich um das Eindringen der männlichen Samenfäden in das weibliche Ei handelt, bereits besprochen haben. Und geht auch der Akt der Empfängnis ohne alle äußere Kennzeichen, ohne, unseren Sinnen wahrnehmbare, wirklich nur für ihn charakteristische Empfindungen vor sich, so machen sich seine naturgemäßen Folgen um so deutlicher an Körper und Seele der Frau bemerkbar. Die Schwangerschaft, die durch ihn begründet wird, ruft eine ganz gewaltige Revolution im Körper der Frau hervor, eine Revolution, deren Folgen wenn auch anfänglich äußerlich nicht erkennbar, dennoch im Innern der Frau ganz gewaltige Veränderungen hervorrufen.

Wir sprachen davon, daß nach jeder Ovulation, nach jedem Austreten eines reifen und befruchtungsfähigen Eichens aus dem Eierstocke, indirekt durch das gelbe Körperchen in der Schleimhaut der Gebärmutter Veränderungen hervorgerufen werden, deren Endzweck dahin geht, ein für das befruchtete Ei günstiges Bett zu schaffen. Eine Auflockerung, eine Überfüllung mit Blut macht die Schleimhaut geeignet, jenen Kontakt zwischen Ei und Gebärmutter herzustellen, der für die Zeit der Entwicklung des Embryos die günstigsten Verhältnisse zu bieten vermag. Wir sahen ferner, daß die Befruchtung des Eies, also seine Begegnung mit dem männlichen Samenfaden und dessen Eindringen in die Eihülle selbst, auf dem Wege, auf der Wanderung des Eichens durch den Eileiter zur Gebärmutter allüberall stattfinden kann. Ebenso sprachen wir schon davon, daß dieses Eichen, falls es nicht befruchtet würde, mit der sich während der Menstruation der Frau abstoßenden Schleimhaut der Gebärmutter abgehe.

Wie gestalten sich nun all diese Verhältnisse im Falle einer Empfängnis? Das Ei wird befruchtet und gelangt unter den normalen Umständen seiner automatischen Wanderung in die Gebärmutter; in den meisten Fällen schon befruchtet, da die Samenfäden auf der Suche nach dem Ei bis in die Eileiter vorzukriechen pflegen, und gewöhnlich schon dort die eigentliche Verbindung dieser beiden Urzellen stattfindet. Die aufgelockerte Schleimhaut der Gebärmutter nimmt nun das befruchtete Ei willkommen auf und sofort entwickelt sich ein reges Wachstum an der Stelle dieser Eieinbettung, an dem sogenannten Eihügel. Ein Wachstum von zottenartigen Gebilden, die überaus rasch in die Wand der Gebärmutter selbst eindringen, daselbst auf zahlreiche Blutgefäße stoßen, diese durchbrechen und schließlich von dem in diesen fließenden mütterlichen Blute ständig umspült werden. Auf diese Art wird der Beginn einer Blutzirkulation zwischen Mutter und Embryo – wenn er

auch jetzt bloß in seinen ersten Anfangsstadien vorhanden ist – hergestellt. Hat sich doch inzwischen das Ei selbst ebenfalls an der Stelle des Eihügels fest eingegraben und seinerseits gleichfalls bereits eine Art von Zottengewebe geliefert, das durch seine Verbindungsteilchen mit dem mütterlichen Blutgefäßsystem in innigsten Kontakt tritt. Allmählich vergrößert sich das junge Ei, ernährt von dem Blute der Mutter, welches durch die eben beschriebenen zottenartigen Gebilde, die sogenannten Chorionzotten, angesaugt und zu dem Embryo übergeleitet wird. Gleichzeitig mit dem Wachstum der jungen Frucht geht auch eine Auflockerung der gesamten Muskelsubstanz der Gebärmutter vor sich, die, wie wir früher sahen, deren ganze Wandung durchsetzt, so daß bereits nach vier bis fünf Wochen der früher sich hart und derb anfühlende Körper der Gebärmutter weich, teigartig wird; ein Zeichen, welches uns Ärzten eines der wichtigsten Frühsymptome jener Schwangerschaft bietet, welche die Frau nur durch ein äußerliches Symptom ahnt oder fürchtet, nämlich durch das Ausbleiben ihrer Menstruation. Daß diese während ganzen Zeit der Schwangerschaft nicht auftritt, wird dadurch erklärt, daß bei der schwangeren Frau keine neue Ovulation stattfindet, daß kein neues gelbes Körperchen gebildet wird, daß somit der innere Reiz desselben zur Erzeugung und Abstoßung einer überentwickelten Schleimhaut der Gebärmutter fehlt.

Bisher also bloß Veränderungen im inneren Organismus der Frau, die jedoch alsbald auch durch äußere Kennzeichen erweitert und ergänzt werden sollen!

Wir erwähnten bereits an anderer Stelle, daß ein inniger Zusammenhang zwischen der Brustdrüse und der eigentlichen Geschlechtssphäre des Weibes bestehe. Dieser Zusammenhang entwickelt sich naturgemäß während der Schwangerschaft immer mehr und mehr; in seinen ersten Stadien dadurch erkennbar, daß die Brüste straffer werden, sich spannen, so zwar, daß diese Spannung von der Frau deutlich empfunden wird. Die einzelnen Drüsenpakete, die in ihrer Summe das Gesamtbild der weiblichen Brust ergeben, beginnen sich zu vergrößern und bereiten sich bereits in der vierten bis sechsten Woche der jungen Schwangerschaft für das Geschäft des Stillens vor. So kommt es auch, daß man bereits um diese Zeit bei entsprechend durchgeführtem Druck auf die Brustdrüse, wenn auch nur einen Tropfen einer hellgelben Flüssigkeit aus der Warze austreten sehen kann, den ersten Tropfen der sich erst nach der Geburt mit einem Schlage reichlich entwickelnden Muttermilch.

Ehe wir nun in unseren Betrachtungen, die uns alsbald zu größeren, allgemein sichtbaren Veränderungen des weiblichen Körpers führen werden, einen Schritt weiter machen, sei noch eines zum Glück seltenen Zufalles Erwähnung getan. Unterbleibt nämlich die Wanderung des im Eileiter befruchteten Eichens bis zur Gebärmutter hin – in der Regel eine Folge irgend einer krankhaften Verengung in der Lichtung des Eileiters – so besteht die Möglichkeit, daß das befruchtete Ei sich an Ort und Stelle, also im Eileiter einnistet und dort zu wachsen beginnt; ein Ereignis, welches für die Frau natürlich von den gefährlichsten Folgen begleitet sein kann. Gleichen Schritt haltend mit dem Wachstum des Eies erfolgt nämlich eine Dehnung der von reichlichen Blutgefäßen durchzogenen Wandung der Eileiter, und schließlich kommt es zum Platzen derselben und gleichzeitig zu einer inneren Blutung, die durch Zerreißen ungezählter kleinerer und größerer Blutgefäße herbeigeführt wird; das weitaus häufigste Bild, die weitaus größte Gefahr, die Erscheinung der mit Recht so gefürchteten Eileiter- oder Bauchhöhlenschwangerschaft.

Langsam, und doch von Tag zu Tag sichtbarer, treten nun Veränderungen an der schwangeren Frau zutage, die durch das Wachstum des Embryos in der Gebärmutter, und mit ihm der Gebärmutter selbst bedingt werden. Die im ersten Beginne der Schwangerschaft von dem etwa stecknadelkopfgroßen Ei sich in die Wandung der Gebärmutter vorbohrenden Chorionzotten haben sich mit geradezu elementarer Raschheit an der Einbettungsstelle verdichtet, vermehrt und bilden alsbald, also schon nach einigen Wochen, den Beginn jenes lockeren schwammartigen, von Millionen von Blutgefäßen durchsetzten Gebildes, welches als Mutterkuchen sich der Fläche nach rasch vergrößernd und mit breiter Basis den größten Teil der schwangeren Gebärmutter ausfüllend, im strengsten Sinne des Wortes die Ernährungsstätte des Embryos abgibt. In der Mitte dieses Mutterkuchens entspringt dem Hohlraum der Gebärmutter zu gerichtet die Verbindungsstelle, der Verbindungsstiel mit dem Kind, der Nabelstrang, ein schnurartiges, immer dicker werdendes, geschlängeltes Band, welches in seinem Innern drei überaus stark entwickelte Blutgefäße führt, die durch den Nabel in das Innere des Kindes treten. Mutterkuchen einerseits und Nabelstrang andererseits sind also die vermittelnden Organe zwischen Mutter und Fötus. Durch sie strömt, aufgesaugt durch die Chorionzotten, das Blut der Mutter mit all seinen Nährsubstanzen, mit seinem Gehalt an Sauerstoff auf den Fötus über, das Blut, welches den Aufbau, das Wachstum und die Ernährung des keimenden Lebens bewirkt.

Ich betone dieses Moment absichtlich so genau, will es haarscharf erklärt und vermerkt wissen, weil seine Kenntnis eine fast allgemein verbreitete, ganz falsche Ansicht auf das einfachste zu widerlegen imstande ist. Immer und immer wieder fürchten sich schwangere Frauen, nach Herzenslust zu essen, in der Meinung, daß durch eine reichliche Nahrungsaufnahme der Fötus allzu sehr wachse, „daß das Kind zu groß werde". Nicht die Nahrungsmittel der Mutter bauen den kindlichen Körper auf, sondern nur das Blut der Mutter. Und dieses bleibt in seiner Beschaffenheit gleich, ob die Mutter nun etwas mehr oder weniger ißt. Fort also mit dieser unsinnigen, ganz unberechtigten Furcht!

Die Ränder des Mutterkuchens verdünnen sich allmählich und setzen sich in dünne, hautartige Gebilde um, welche sich rings um den Embryo schließen und die sogenannte Eiblase bilden. Durch Absonderung einer Flüssigkeit, welche als Fruchtwasser bezeichnet wird, und die sich namentlich zu Beginn des dritten Schwangerschaftsmonates rasch vermehrt, wird nach und nach ein Bild geschaffen, welches sich so darstellt, als würde die Gebärmutter von einer mit Flüssigkeit gefüllten Blase ausgefüllt sein, in deren Innern der Fötus schwimmt, durch das Gebilde des Nabelstranges innig verbunden mit der dichten Anwachsungsstelle dieser Blase an der Gebärmutter, mit dem die Ernährung vermittelnden Mutterkuchen.

Daß all diese Veränderungen die Gebärmutter selbst immer mehr vergrößern und dehnen, ist einleuchtend; so kommt es denn, daß die bisher, also etwa während der ersten zwei Monate noch im kleinen Becken des Weibes ruhende Gebärmutter, nach und nach, schrittweise nach oben zu wachsend, alsbald durch die Bauchdecke der Frau sichtbar und fühlbar wird. Die Länge der Gebärmutterlichtung, der Längendurchmesser dieses im ruhenden Zustande birnenförmigen Körpers betrug im ungeschwängerten Zustande ungefähr 7 cm; am Ende des zweiten Schwangerschaftsmonates beträgt er bereits 10—11 cm, eine Zunahme, die uns leicht erklärlich wird, wenn wir bedenken, daß die Frucht selbst am Ende des zweiten Monates in ihrer Länge ungefähr 4 cm mißt. Während des dritten Schwangerschaftsmonates nimmt die Absonderung des Fruchtwassers überaus rasch zu, der Fötus entwickelt sich während dieses Monats zu einer Länge von 9 cm; zwei Momente, welche es uns verständlich machen, daß die schwangere Frau nunmehr auch schon selbst diesen aus der Tiefe wachsenden, immer größer werdenden Körper in ihrem Unterleib – die schwangere Gebärmutter – fühlt und bemerkt. Im vierten Monat wölbt diese nun tatsächlich auch schon den Unterbauch der Frau ganz

beträchtlich vor, so zwar, daß sich diese Zunahme des Umfanges mit Mühe eben noch vor der Mitwelt „verbergen lassen" kann. So komisch es klingt, fast alle Frauen sind ja bestrebt, so lange als möglich den Zustand der Schwangerschaft vor ihren Mitmenschen zu verbergen, gleich als ob es eine Schande wäre, in anderen Umständen zu sein!

Wir wollen die genaue Beschreibung der Größenzunahme des Leibes ein wenig unterbrechen, um auf ein anderes Symptom rein körperlicher Natur hinzuweisen, welches sich gerade in den ersten Monaten der Schwangerschaft für diese charakteristisch entwickelt. Die äußeren Geschlechtsteile der Frau, also kleine Schamlippen und Scheide werden ebenso wie die Gebärmutter überaus reichlich mit Blut versorgt, schwellen in ihrer Gänze an und nehmen durch diese Überfüllung mit Blut, dessen Abfluß durch die minder stark erweiterten Venen etwas erschwert erscheint, Charakter und Farbe eines gestauten Körperteiles an; das heißt, sie erscheinen geschwellt, prall gefüllt und bläulich-rot bis rein blau verfärbt. Dieses Symptom, welches ebenso wie das Weicherwerden der Gebärmutter nur auf die geänderte Blutzirkulation zurückgeführt werden muß, ist ein ebenso verläßliches wie untrügliches Erkennungszeichen einer bestehenden Schwangerschaft.

Dazu gesellen sich noch gerade während der ersten drei Monate mannigfaltigste Störungen im Gesamtorganismus der Frau, beginnend von dem geringen Abscheu gegen einige und von den Gelüsten nach anderen Speisen, endigend aber bei jenen schwersten Formen des unstillbaren Erbrechens, welches sogar oft eine Unterbrechung der Schwangerschaft erheischen kann.

Liegt diesen Erscheinungen gewiß in allererster Linie eine rein nervöse Basis zugrunde, die wir späterhin mit all den vielen kleinen und größeren Seelenvorgängen der schwangeren Frau noch eingehender besprechen wollen, so gelang es der Wissenschaft, auch hierfür eine greifbare Ursache rein körperlicher Natur zu finden. Das mütterliche Blut wird in der Schwangerschaft zum Fötus geleitet, vermengt sich mit dem kindlichen Blute und wird dann durch die im Nabelstrange verlaufenden Venen vom Fötus wieder zurückgeleitet. Dies aber erst nach Verbrauch des Sauerstoffes und gewisser anderer Substanzen, die der Fötus zu seiner Entwicklung nötig hatte. Es wird also das zur Mutter zurückfließende Blut Elemente in sich beherbergen müssen, welche wir gewissermaßen als Ausscheidungsprodukte des Fötus hinstellen dürfen, welchen wir in gewissem Sinne giftige oder vergiftende Qualitäten zuschreiben können. Diese embryonalen „Gifte" sind es nun, welche in den ersten Wochen der Schwangerschaft die körperlichen Verhältnisse der Frau

in üblem Sinne beeinträchtigen und erst dann zu wirken aufhören, wenn gleichsam eine Gewöhnung des Blutes der Mutter, des mütterlichen Organismus an diese Gifte stattgefunden hat. Sie sollen es auch sein, welche in späteren Stadien der Schwangerschaft jene braungelben Schwangerschaftsflecken, jene Verfärbungen der Haut der Frau hervorrufen, welche namentlich im Gesicht und an der Bauchhaut aufzutreten pflegen.

War das Weib durch all diese quälenden Symptome während der ersten Wochen und Monate der Schwangerschaft unglücklich, mißmutig, leidend, betrachtete es voll Kummer den immer stärker wachsenden, an Umfang zunehmenden Unterleib, der ein deutliches Emporsteigen der Gebärmutter bis nahezu in die Höhe des Nabels erkennen ließ, so enden all diese Leiden körperlicher und seelischer Natur wie mit einem Schlage an jenem Tage, in jener Nacht, in der die Frau, die werdende Mutter, zum erstenmal die Bewegungen des sich entwickelnden Kindes spürt! Glückselig ist sie, denn sie weiß nun, daß sie wirkliches Leben in ihrem Innern birgt, glückselig lauscht und wartet sie, wann und ob sie wieder im Innern ihres Körpers dieses leise Klopfen wahrnehmen kann, welches sich nun zum ersten Male meldete — etwa viereinhalb Monate nach Beginn der Schwangerschaft!

Diese ersten Kindesbewegungen, der Ausdruck eines Sichdehnens oder Sichstreckens des Embryos, wobei er mit seinen Beinchen oder Ärmchen von innen her an die Wand der Gebärmutter anstößt, bilden für die Ärzte neben der Vergrößerung der Gebärmutter wissenschaftlich betrachtet das erste untrügliche, wirkliche Merkmal einer Schwangerschaft, ein Merkmal, welches alsbald durch ein zweites Symptom wirklichen Lebens bestärkt wird, durch die Möglichkeit, die feinen Herzschläge des sich entwickelnden Kindeskörpers von außen her hören und beobachten zu können. Man ist gern geneigt, anzunehmen, daß diese Symptome, namentlich aber die ersten Kindesbewegungen genau in die Mitte der Schwangerschaft fallen. In der Mehrzahl dürfte es ja der Zufall wollen, daß wir imstande sind, auf Grund dieser Erscheinung den Tag der Geburt zu erraten. Es kann sich ja doch aber immer nur wieder um ein Erraten handeln, denn nie und nimmer können wir – mit Ausnahme jener Fälle, wo etwa bloß ein einziges Mal ein Geschlechtsverkehr stattfand – den Tag der Empfängnis genau feststellen.

Aber auch aus einem anderen Grunde erscheint uns die Berechnung des Schwangerschaftsendes, also des Tages der zu erwartenden Niederkunft mit voller Präzision völlig unmöglich. Man rechnet in der Regel immer von der letzten, schon stattgehabten Menstruation an. Und doch ist dieser

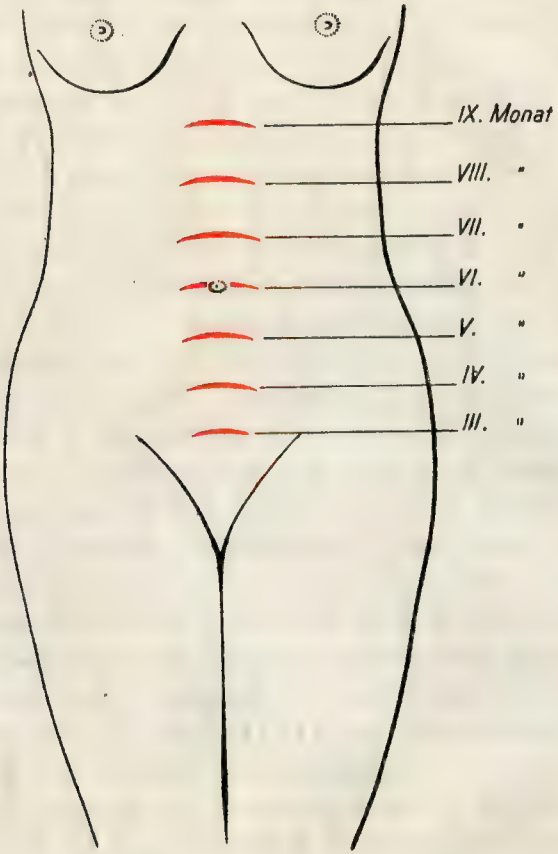
Zeitpunkt ja insofern absolut nicht stichhältig, da wir doch gesehen haben, daß mit dem Menstrualblut das nicht befruchtete Ei abgeht; es kann also demgemäß doch nur das Ei der nächsten Ovulation befruchtet werden. Wann dies erfolgt, wissen wir ebensowenig, wie wir wissen können, wann und wo das unter günstigen Verhältnissen mehrere Tage lang lebensfähige Samentierchen das reife Ei begegnete. Man ist gern geneigt – und heute noch halten alte Frauenärzte an einer Rechnungsmöglichkeit fest – das Ende der Schwangerschaft nach einem gewissen Schema vorauszusagen. Dieses von Naegele angegebene Rechnungsschema besteht darin, daß es, die Dauer der Schwangerschaft durchschnittlich mit 280 Tagen berechnet, vom ersten Tage der letzten Menstruation drei Monate zurückzählt und dann sieben Tage hinzugibt. Der so berechnete Termin soll das früheste Datum des Schwangerschaftsendes darstellen; ob diese Rechnung wirklich stimmt, bleibt aber doch immer nur ein Zufall.

Mit Beginn des sechsten Monates sind die Veränderungen, die sich in bezug auf Form und Größe des Unterleibes bemerkbar machen, bereits so weit gediehen, daß es wohl keine künstlichen Mittel mehr gibt – ich denke da an die verschiedensten Arten der Mieder und Leibbinden – um selbst dem unbefangenen Auge den Zustand der Frau verheimlichen zu können. Die wachsende, sich immer rascher vergrößernde Gebärmutter ragt nunmehr bis in Nabelhöhe der Frau und schreitet unaufhaltsam immer weiter und höher, bis ihre Kuppe am Ende des achten Schwangerschaftsmonates ungefähr die Mitte zwischen Nabel und unterer Grenze des Brustbeines eingenommen und am Ende des neunten Monates vorübergehend das Brustbein selbst erreicht hat. Ist dies geschehen, so tritt eine auch von der schwangeren Frau in allen Fällen selbst beobachtete eigentümliche Erscheinung auf, deren Wesen darin besteht, daß sich die Gebärmutter wieder zu senken beginnt; eine Erscheinung, die wohl auf das große Gewicht des sich im Mutterleib befindlichen Kindes zurückgeführt werden muß.

Das immer höher aufstrebende Wachstum der schwangeren Gebärmutter, das wir bisher bloß seiner Längsrichtung nach betrachtet und beschrieben haben, geht natürlich Hand in Hand mit einer Größenzunahme auch im queren Durchmesser vor sich, das heißt mit einer Größenzunahme, die sich durch ein konstantes Stärkerwerden des Leibes selbst kennzeichnet. Die überaus starke Dehnung der Bauchdecke bringt es mit sich, daß die unter normalen Verhältnissen beim nicht schwangeren Weibe vorhandene Nabelgrube nach und nach vollständig verstreicht, daß jenes Gebilde, welches man im

landläufigen Sprachgebrauch als Nabel bezeichnet, während der Schwangerschaft, und zwar vornehmlich während der letzten Schwangerschaftsmonate, vollständig zu verschwinden scheint.

Sind auch die eben beschriebenen Veränderungen des Unterleibes wohl



Wachstum der Gebärmutter während der Schwangerschaft;
obere Begrenzung am Ende der einzelnen Schwangerschaftsmonate.
(schematisch)

die in der Regel am meisten beobachteten und äußerlich kennbaren Veränderungen des Körpers, so kennen wir noch eine Anzahl anderer Erscheinungen, die alle letzten Endes dahin gehen, den Körper der Frau nach und nach für seine künftigen Pflichten der Geburt und der Mutterschaft vorzubereiten.

Eine stets fortschreitende Entwicklung der Brustdrüse wandelt diese in der zweiten Hälfte der Schwangerschaft zu wohlgefüllten, fett- und drüsenreichen Organen um, in deren Zentrum die Brustwarze mit ihrem Hof sich immer mehr und mehr abhebend, sich dunkelbraun bis schwarz verfärbt. Diese Verfärbung erklärt sich durch eine Anhäufung des in jeder normalen Haut vorhandenen Pigmentes, jenes Farbstoffes, wenn ich so sagen darf, welcher der Haut den Teint, die spezifische Farbe verleiht. Wie wir wissen, bringt die Schwangerschaft eine enorme Vermehrung dieses Pigmentes mit sich, so zwar, daß verschiedene Hauptpartien der Frau überaus pigmentreich werden. So finden wir neben den schon geschilderten bräunlich-schwarzen Brustwarzen auch anderwärts dunkel und heller, gelb bis braun verfärbte Stellen der Haut, namentlich aber im Gesicht.

Eine andere Veränderung oder richtiger gesagt, eine große Anzahl anderer Veränderungen spielen sich in den Geschlechtsteilen selbst ab. Als nicht sichtbare, aber absolut sicher nachgewiesene Tatsache will ich an erster Stelle erwähnen, daß die Muskulatur der Gebärmutterwandung als solche sich namentlich in der zweiten Hälfte der Schwangerschaft reichlichst vermehrt; eine von der Natur scheinbar gewollte Überentwicklung des Muskelapparates, wohl dazu gedacht, um während des Aktes der Geburt durch seine Tätigkeit möglichst begünstigend wirken zu können. Es ist so, als würde im Körper der schwangeren Frau eine unsichtbare Macht unaufhaltsam daran arbeiten, diesen für die Geburt als solche möglichst gut vorzubereiten. Dies sehen wir auch an einem anderen, allerdings nur uns Ärzten bekannten Symptom, das darin besteht, daß die Geburtswege, also die Scheide mit ihren Anteilen der Schamlippen, schon während der Schwangerschaft überaus reichlich mit Blut versorgt und in ihrer Konsistenz allenthalben weicher und geschmeidiger werden, eine größere Dehnbarkeit erhalten und zu all dem noch gleichsam die Fähigkeit erlangen, ein reichliches flüssiges Sekret zu erzeugen. Dieses nimmt, namentlich in den letzten Wochen, den Charakter eines Ausflusses aus der Scheide an und wird von Laien oft als Krankheit gedeutet. Dieser Vorgang ist aber nichts anderes als eine von der Natur gewollte, also absolut natürliche Erscheinung; gewollt zu dem einzigen Zwecke, während des Aktes der Geburt die enge Scheide gleichsam wie eine Maschine oder einen Maschinenteil zu schmieren!

Wir nannten zu Beginn unserer Betrachtungen über die Schwangerschaft diesen natürlichsten aller Naturvorgänge eine Revolution im weiblichen Körper. Wir wählten diesen Ausdruck nicht willkürlich, sondern mit einer

gewissen Absicht, da ja all die bisher erwähnten Veränderungen nicht die einzigen bleiben können, da vielmehr der ganze Körper des Weibes und mit ihm auch die ganze Seele durch das im Mutterschoße keimende Leben so sehr beeinträchtigt wird, daß der Ausdruck „Revolution" vielleicht sogar noch zu milde gewählt erscheint. In körperlicher Beziehung gibt es fast kein einziges Organ, keine einzige Funktion, welche nicht in Mitleidenschaft gezogen würde! Blutdruck, Beschaffenheit des Blutes selbst, Pulsfrequenz und Pulshöhe werden ebenso geändert, unterliegen also als von den Laien nicht kontrollierbare Vorgänge ebensosehr den Wirkungen dieser Revolution, wie etwa all die übrigen vielen Vorgänge und Erscheinungen, die ich nunmehr besprechen will.

Es ist nicht schwer einzusehen, daß durch die so rasch und mächtig in der zweiten Hälfte der Schwangerschaft wachsende Gebärmutter allmählich eine Verdrängung jener Organe nach aufwärts und nach den Seiten hin erfolgen muß, welche unter normalen Umständen die Bauchhöhle der Frau ausfüllen. Die Därme werden aneinander gedrängt, gepreßt, verschoben und in ihrer Eigenbewegung, welche unter normalen Verhältnissen die regelmäßige Verdauung und Verwertung der Speisen bewirkt, arg beeinträchtigt. Als Folgeerscheinung dieses Umstandes ergibt sich nicht bloß eine fast zur Regel der Schwangerschaft gehörende Stuhlverstopfung, sondern auch eine mehr oder minder stark sich bemerkbar machende Veränderung des Magens und seiner, für das Leben so wichtigen Funktionen. Nimmt dieser beim Normalmenschen eine zur Längsachse des Körpers schräg verlaufende Richtung ein, so wird er im Laufe der Schwangerschaft aus dieser Richtung immer mehr und mehr in die Horizontale verdrängt, zusammengepreßt und zeitigt so jene, namentlich im achten und neunten Monat der Schwangerschaft fast immer auftretenden Beschwerden, welche sich in Sodbrennen, mangelndem Appetit usw. zu äußern pflegen. Der Druck nach aufwärts setzt sich jedoch durch die, die Bauchhöhle gegen den Brustkorb begrenzende Decke des Zwerchfelles fort, drängt dieses selbst nach aufwärts und bewirkt so ein Zusammendrücken, ein Höherrücken der unteren Lungengrenzen, die Ursache einer unaufhaltsam zunehmenden Atemnot der Frau. Daß ein solcher Druck auch durch die Verringerung des Volumens im Brustkorbe die Tätigkeit des Herzens zu beeinträchtigen vermag, erscheint leicht verständlich. Das Herz als unermüdliche Blutpumpe des menschlichen Körpers, welche jetzt ja auch für ein zweites Leben, für den Blutkreislauf des Kindes im mütterlichen Körper zu sorgen hat, zeigt das Bild einer Ermüdung, einer Erlahmung. Störungen in der Blut-

Schwangerschaftstabelle

(Schwarz = Tag des Eintrittes der letzten Periode; rot = Tag der Geburt)

Letzte Menstr.	Tag der Geburt	Letzte Menstr.	Tag der Geburt	Letzte Menstr.	Tag der Geburt	Letzte Menstr.	Tag der Geburt	Letzte Menstr.	Tag der Geburt	Letzte Menstr.	Tag der Geburt	Letzte Menstr.	Tag der Geburt	Letzte Menstr.	Tag der Geburt	Letzte Menstr.	Tag der Geburt	Letzte Menstr.	Tag der Geburt	Letzte Menstr.	Tag der Geburt	Letzte Menstr.	Tag der Geburt
Jan. 1	Okt. 8	Febr. 1	Nov. 8	März 1	Dez. 6	April 1	Jan. 6	Mai 1	Febr. 5	Juni 1	März 8	Juli 1	April 7	Aug. 1	Mai 8	Sept. 1	Juni 8	Okt. 1	Juli 8	Nov. 1	Aug. 8	Dez. 1	Sept. 7
„ 2	„ 9	„ 2	„ 9	„ 2	„ 7	„ 2	„ 7	„ 2	„ 6	„ 2	„ 9	„ 2	„ 8	„ 2	„ 9	„ 2	„ 9	„ 2	„ 9	„ 2	„ 9	„ 2	„ 8
„ 3	„ 10	„ 3	„ 10	„ 3	„ 8	„ 3	„ 8	„ 3	„ 7	„ 3	„ 10	„ 3	„ 9	„ 3	„ 10	„ 3	„ 10	„ 3	„ 10	„ 3	„ 10	„ 3	„ 9
„ 4	„ 11	„ 4	„ 11	„ 4	„ 9	„ 4	„ 9	„ 4	„ 8	„ 4	„ 11	„ 4	„ 10	„ 4	„ 11	„ 4	„ 11	„ 4	„ 11	„ 4	„ 11	„ 4	„ 10
„ 5	„ 12	„ 5	„ 12	„ 5	„ 10	„ 5	„ 10	„ 5	„ 9	„ 5	„ 12	„ 5	„ 11	„ 5	„ 12	„ 5	„ 12	„ 5	„ 12	„ 5	„ 12	„ 5	„ 11
„ 6	„ 13	„ 6	„ 13	„ 6	„ 11	„ 6	„ 11	„ 6	„ 10	„ 6	„ 13	„ 6	„ 12	„ 6	„ 13	„ 6	„ 13	„ 6	„ 13	„ 6	„ 13	„ 6	„ 12
„ 7	„ 14	„ 7	„ 14	„ 7	„ 12	„ 7	„ 12	„ 7	„ 11	„ 7	„ 14	„ 7	„ 13	„ 7	„ 14	„ 7	„ 14	„ 7	„ 14	„ 7	„ 14	„ 7	„ 13
„ 8	„ 15	„ 8	„ 15	„ 8	„ 13	„ 8	„ 13	„ 8	„ 12	„ 8	„ 15	„ 8	„ 14	„ 8	„ 15	„ 8	„ 15	„ 8	„ 15	„ 8	„ 15	„ 8	„ 14
„ 9	„ 16	„ 9	„ 16	„ 9	„ 14	„ 9	„ 14	„ 9	„ 13	„ 9	„ 16	„ 9	„ 15	„ 9	„ 16	„ 9	„ 16	„ 9	„ 16	„ 9	„ 16	„ 9	„ 15
„ 10	„ 17	„ 10	„ 17	„ 10	„ 15	„ 10	„ 15	„ 10	„ 14	„ 10	„ 17	„ 10	„ 16	„ 10	„ 17	„ 10	„ 17	„ 10	„ 17	„ 10	„ 17	„ 10	„ 16
„ 11	„ 18	„ 11	„ 18	„ 11	„ 16	„ 11	„ 16	„ 11	„ 15	„ 11	„ 18	„ 11	„ 17	„ 11	„ 18	„ 11	„ 18	„ 11	„ 18	„ 11	„ 18	„ 11	„ 17
„ 12	„ 19	„ 12	„ 19	„ 12	„ 17	„ 12	„ 17	„ 12	„ 16	„ 12	„ 19	„ 12	„ 18	„ 12	„ 19	„ 12	„ 19	„ 12	„ 19	„ 12	„ 19	„ 12	„ 18
„ 13	„ 20	„ 13	„ 20	„ 13	„ 18	„ 13	„ 18	„ 13	„ 17	„ 13	„ 20	„ 13	„ 19	„ 13	„ 20	„ 13	„ 20	„ 13	„ 20	„ 13	„ 20	„ 13	„ 19
„ 14	„ 21	„ 14	„ 21	„ 14	„ 19	„ 14	„ 19	„ 14	„ 18	„ 14	„ 21	„ 14	„ 20	„ 14	„ 21	„ 14	„ 21	„ 14	„ 21	„ 14	„ 21	„ 14	„ 20
„ 15	„ 22	„ 15	„ 22	„ 15	„ 20	„ 15	„ 20	„ 15	„ 19	„ 15	„ 22	„ 15	„ 21	„ 15	„ 22	„ 15	„ 22	„ 15	„ 22	„ 15	„ 22	„ 15	„ 21
„ 16	„ 23	„ 16	„ 23	„ 16	„ 21	„ 16	„ 21	„ 16	„ 20	„ 16	„ 23	„ 16	„ 22	„ 16	„ 23	„ 16	„ 23	„ 16	„ 23	„ 16	„ 23	„ 16	„ 22
„ 17	„ 24	„ 17	„ 24	„ 17	„ 22	„ 17	„ 22	„ 17	„ 21	„ 17	„ 24	„ 17	„ 23	„ 17	„ 24	„ 17	„ 24	„ 17	„ 24	„ 17	„ 24	„ 17	„ 23
„ 18	„ 25	„ 18	„ 25	„ 18	„ 23	„ 18	„ 23	„ 18	„ 22	„ 18	„ 25	„ 18	„ 24	„ 18	„ 25	„ 18	„ 25	„ 18	„ 25	„ 18	„ 25	„ 18	„ 24
„ 19	„ 26	„ 19	„ 26	„ 19	„ 24	„ 19	„ 24	„ 19	„ 23	„ 19	„ 26	„ 19	„ 25	„ 19	„ 26	„ 19	„ 26	„ 19	„ 26	„ 19	„ 26	„ 19	„ 25
„ 20	„ 27	„ 20	„ 27	„ 20	„ 25	„ 20	„ 25	„ 20	„ 24	„ 20	„ 27	„ 20	„ 26	„ 20	„ 27	„ 20	„ 27	„ 20	„ 27	„ 20	„ 27	„ 20	„ 26
„ 21	„ 28	„ 21	„ 28	„ 21	„ 26	„ 21	„ 26	„ 21	„ 25	„ 21	„ 28	„ 21	„ 27	„ 21	„ 28	„ 21	„ 28	„ 21	„ 28	„ 21	„ 28	„ 21	„ 27
„ 22	„ 29	„ 22	„ 29	„ 22	„ 27	„ 22	„ 27	„ 22	„ 26	„ 22	„ 29	„ 22	„ 28	„ 22	„ 29	„ 22	„ 29	„ 22	„ 29	„ 22	„ 29	„ 22	„ 28
„ 23	„ 30	„ 23	„ 30	„ 23	„ 28	„ 23	„ 28	„ 23	„ 27	„ 23	„ 30	„ 23	„ 29	„ 23	„ 30	„ 23	„ 30	„ 23	„ 30	„ 23	„ 30	„ 23	„ 29
„ 24	„ 31	„ 24	Dez. 1	„ 24	„ 29	„ 24	„ 29	„ 24	„ 28	„ 24	„ 31	„ 24	„ 30	„ 24	„ 31	„ 24	Juli 1	„ 24	„ 31	„ 24	„ 31	„ 24	„ 30
„ 25	Nov. 1	„ 25	„ 2	„ 25	„ 30	„ 25	„ 30	„ 25	März 1	„ 25	April 1	„ 25	Mai 1	„ 25	Juni 1	„ 25	„ 2	„ 25	Aug. 1	„ 25	Sept. 1	„ 25	Okt. 1
„ 26	„ 2	„ 26	„ 3	„ 26	„ 31	„ 26	„ 31	„ 26	„ 2	„ 26	„ 2	„ 26	„ 2	„ 26	„ 2	„ 26	„ 3	„ 26	„ 2	„ 26	„ 2	„ 26	„ 2
„ 27	„ 3	„ 27	„ 4	„ 27	Jan. 1	„ 27	Febr. 1	„ 27	„ 3	„ 27	„ 3	„ 27	„ 3	„ 27	„ 3	„ 27	„ 4	„ 27	„ 3	„ 27	„ 3	„ 27	„ 3
„ 28	„ 4	„ 28	„ 5	„ 28	„ 2	„ 28	„ 2	„ 28	„ 4	„ 28	„ 4	„ 28	„ 4	„ 28	„ 4	„ 28	„ 5	„ 28	„ 4	„ 28	„ 4	„ 28	„ 4
„ 29	„ 5	„ (29)	„ (6)	„ 29	„ 3	„ 29	„ 3	„ 29	„ 5	„ 29	„ 5	„ 29	„ 5	„ 29	„ 5	„ 29	„ 6	„ 29	„ 5	„ 29	„ 5	„ 29	„ 5
„ 30	„ 6			„ 30	„ 4	„ 30	„ 4	„ 30	„ 6	„ 30	„ 6	„ 30	„ 6	„ 30	„ 6	„ 30	„ 7	„ 30	„ 6	„ 30	„ 6	„ 30	„ 6
„ 31	„ 7			„ 31	„ 5			„ 31	„ 7			„ 31	„ 7	„ 31	„ 7			„ 31	„ 7			„ 31	„ 7

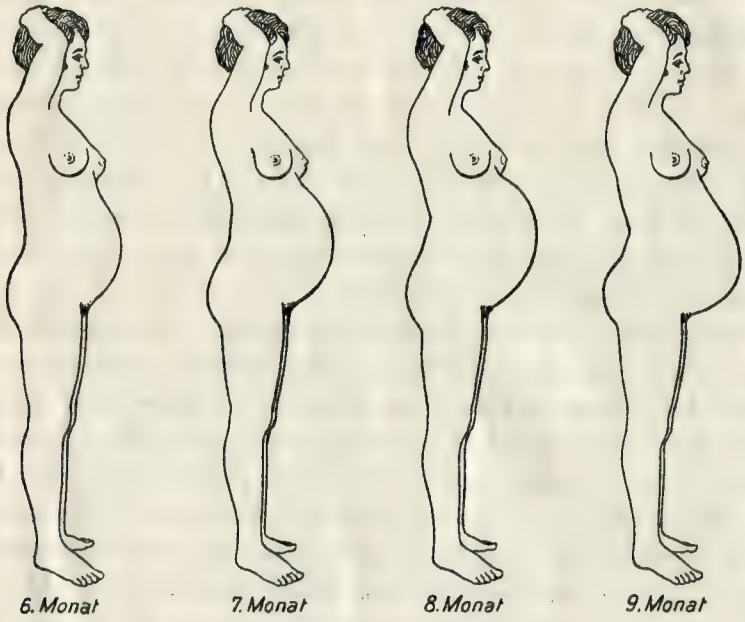
zirkulation gehören zu den normalen Begleiterscheinungen der Schwangerschaft, seien sie nun bloß von der Frau gefühlt oder mögen sie auch durch äußere Kennzeichen sichtbar werden. Und sie werden in neunzig von hundert Fällen sichtbar! Bei einigen Frauen bloß durch das bläuliche Durchschimmern einiger erweiterter Venen an Bauch und Beinen, bei anderen wieder durch das Auftreten von mehr oder minder stark über das Niveau der Haut sich erhebenden Venen an Füßen, Ober- und Unterschenkeln. Dieses Symptom ist ein so charakteristisches, daß man nicht allzu selten von sogenannten „Kinderfüßen" sprechen hört. Es handelt sich hier um erweiterte Blutgefäße an den Ober- und Unterschenkeln, die sich aber unter Umständen auch ohne Schwangerschaft zu entwickeln vermögen, also um jenes Krankheitsbild, das als Krampfadern bezeichnet wird. Daß durch diese erweiterten Blutgefäße das Blut selbst langsamer zirkulieren muß, daß sich die Blutpumpe des Körpers, also das Herz, mit erhöhter Anstrengung bemüht, seinen Forderungen nachzukommen und unter diesen Bemühungen nach und nach erlahmt, wird leider nur öfter als uns lieb ist beobachtet.

Schwellungen der Beine als Zeichen dieser gestörten Blutzirkulation, die aber sicherlich auch auf den Druck der schwangeren Gebärmutter gegen die Venen des Beckens und des Unterleibes, die sich ja in die Beine zu fortsetzen, zurückgeführt werden müssen, gehören zur Regel. Ob die Veränderungen der Nieren, die zu leichteren oder schwereren Entzündungen der Organe führen können und vom medizinischen Standpunkt aus so charakteristisch sind, daß geradezu von einer Schwangerschaftsniere gesprochen wird, auch bloß auf Zirkulationsstörungen zurückzuführen sind, oder nicht doch auch durch verschiedene, giftig wirkende Substanzen erzeugt werden, die sich automatisch während der Schwangerschaft bilden, ist noch nicht einwandfrei entschieden worden. Tatsache ist bloß der immer vorhandene Nachweis einer Abscheidung von Eiweißsubstanzen im Harn der schwangeren Frau.

Und nun zum Schluß noch einige den äußeren Habitus und die Gestalt der Frau verändernde Erscheinungen!

Ist die Mehrzahl der Frauen über die Entstellung ihres Körpers namentlich zu Ende der Schwangerschaft tief unglücklich und sehnt sie das Ende derselben schon deshalb ungeduldig herbei, „um endlich wieder normal zu werden", so trägt sie in ihrem innersten Fühlen einen noch weit größeren, geheimen Kummer, der hervorgerufen wird durch die sogenannten Schwangerschaftsstreifen, jene rosarot bis blauviolett erscheinenden streifenartigen Gebilde, die sich während der Schwangerschaft namentlich an der Außen-

decke des Unterleibes bilden und zeigen. Von da aus setzen sie sich gewöhnlich auch auf die Leistenbeuge und die Vorderfläche der Oberschenkel fort. Sie sind das Ergebnis der überaus raschen mechanischen Dehnung des Unterhautzellgewebes, sind vergleichbar etwa ganz kleinen oder größeren Rissen unterhalb der intakt gebliebenen äußeren Hautdecke. Wenn auch die rote bis bläuliche Verfärbung dieser meist erst in der zweiten Hälfte der Schwangerschaft auftretenden Streifen bald nach der Geburt einer schmutzig weißen



Veränderungen des Leibes innerhalb der letzten 4 Schwangerschaftsmonate

bis bleichen Färbung weicht, so bleiben Reste dieser Zerreißungen des Unterhautzellgewebes dennoch durch das ganze Leben der Frau bestehen. Selbstverständlich ist es, daß sowohl die Frauen als auch mit ihnen die Ärzte aller Zeiten versucht haben ein Verschwinden dieses angeblichen Schönheitsfehlers zu bewirken; leider bisher völlig ergebnislos.

Die Gewichtszunahme, die sich auf ungefähr 5 kg beläuft, wovon etwa zwei Drittel auf den kindlichen Körper selbst, ein Drittel auf die Masse des Mutterkuchens, Fruchtwassers und auf die Gewichtszunahme der Frau zu

setzen wären, macht es natürlich, daß die Beweglichkeit der Frau gegen Ende der Schwangerschaft eine ganz bedeutende Einschränkung erfahren muß. Dazu kommt noch, daß die Frau auch in ihrem ganzen Gleichgewichtsverhältnis des Körpers bei aufrechter Stellung, also auch beim Gehen, beeinträchtigt und gezwungen wird, allmählich eine unwillkürliche Änderung in der Körperhaltung eintreten zu lassen. Dadurch, daß die Gebärmutter nicht nur nach oben wächst, sondern auch den Leib der Frau immer mehr nach vorn drängt, wird auch der Schwerpunkt des ganzen Körpers nach vorn verlegt, so daß die Frau veranlaßt wird, sich mit ihrem Oberkörper nach hinten zu neigen, um eine Korrektur des veränderten Schwerpunktes vorzunehmen. Daraus ergibt sich die extreme Kreuzhohlstellung einerseits, die breite Basis, die beim Gehen und Stehen durch ein Spreizen der Beine gesucht und gefunden wird, anderseits.

Weit umfangreicher, im Vergleich zu allen bisher geschilderten körperlichen Veränderungen geradezu überdimensional zu nennen sind die Veränderungen, welche das Nervensystem der schwangeren Frau betreffen. Sie alle gehen – mögen sie welchen Sinn immer betreffen – nicht ohne Beeinträchtigung des gesamten Seelenlebens der Frau vor sich und sollen daher bei der Besprechung dieses selbst eingehender behandelt werden.

Schwangerschaft und Aberglaube.

Schwangerschaftsdiagnose – Die Stellung der schwangeren Frau in der Völkerkunde.

Es ist mehr als klar, daß ein Vorgang der Natur, welcher mit solch elementaren Veränderungen des Körpers und der Seele einhergeht, bei den verschiedenen Völkern eine ganze Unzahl von Gebräuchen und dem Aberglauben angehörigen Deutungen wachgerufen hat, welche die schwangere Frau auf der einen Seite als ein hehres, gottähnliches Wesen, auf der anderen Seite als ein unreines, den übrigen Menschen nicht gleichzustellendes Geschöpf, als ein nur minderwertiges Mitglied der menschlichen Gesellschaft hinstellten. Zunächst finden wir, wenn wir in den Werken, welche sich mit diesen ethnologischen Fragen befassen, blättern, eine ganze Menge von Angaben darüber, daß schon die bloße Erkenntnis der Schwangerschaft der Phantasie und dem Ideenleben der einzelnen Volkstypen den weitesten Spielraum bot. Nicht das Ausbleiben der Menstruation und das allmähliche Anschwellen des Leibes, also zwei gewiß sichere Zeichen, genügten zur Erkenntnis der Schwangerschaft; nein, man

wollte auch aus dem Blut, aus dem Puls, aus dem Blick, aus der Stimmung, ja selbst aus dem Verhalten einzelner, der Umgebung der Frau angehöriger Elemente die Möglichkeit der Schwangerschaftsdiagnose finden.

Im königlichen Museum zu Berlin befindet sich ein Papyrus, der wahrscheinlich aus der Zeit der neunzehnten oder zwanzigsten Dynastie stammt, also in seiner Entstehung auf etwa fünftausend Jahre zurückdatiert werden muß. Neben vielen medizinischen Betrachtungen beeinhaltet er unter anderem auch die verschiedensten Ansichten, die verschiedensten Aufzeichnungen darüber, mit welchen Mitteln die altägyptische Auffassung eine Schwangerschaft konstatieren zu können glaubte. Es wäre zu weitläufig, wollte ich auch nur einige davon anführen und hervorheben, daß sie sich fast ausnahmslos mit dem Verhalten des Verdauungstraktes beschäftigten. Eines dieser sonderbaren Beweismittel, vielleicht das sonderbarste, sei jedoch hier so wiedergegeben, wie wir es in der Übersetzung von Brugsch finden: „In den Urin der Frau werden täglich zwei Säcke eingeweicht, deren einer mit Weizen, der andere mit Gerste gefüllt ist. Das Keimen dieser Fruchtkörner ist beweisend für eine Schwangerschaft, das Nichtkeimen für das Gegenteil. Ja noch mehr. Keimt nur der Weizen, so wird das Kind ein Knabe, keimt nur die Gerste, so kommt unfehlbar ein Mädchen."

Weit genauer schon, ich möchte sagen der wirklich hohen medizinischen Bildung entsprechend, sind jene Angaben, die wir im Talmud vorfinden. Sie bringen ausnahmslos Beweismittel, welche sich nur auf die körperlichen Veränderungen, wie etwa auf das Wachsen der Brüste, auf das Zunehmen des Unterleibes beziehen. Und wenn sie sogar auch aus den Fußspuren, welche eine schwangere Frau im Sande zurückläßt, Zeichen für die Schwangerschaft zu finden glauben, so ist die Richtigkeit dieser Ansicht – wenn auch im ersten Moment als naiv erscheinend – doch durch die von uns betonte Änderung der Gleichgewichtsverhältnisse einerseits und des Ganges andererseits erbracht.

Viel weiter in Kultur und in ihrem medizinischen Wissen vorgeschritten erscheinen die Chinesen und Japaner; demgemäß befassen sich alle in ihren Werken niedergelegten Symptome zur Erkenntnis der Schwangerschaft ausschließlich mit gut beobachteten und beschriebenen Veränderungen im Körper des Weibes; Betrachtungen, die fast so präzise sind, daß sie unseren heutigen Kenntnissen absolut nicht nachstehen. Allerdings finden wir hie und da die Deutung des einen oder des anderen Symptomes etwas naiv gehalten, ein Fehler, der jedoch im Vergleich zu der Größe und Richtigkeit des Beobachtungsvermögens absolut nicht zu tragisch aufzufassen ist. Aber-

glaube und Zufallsdeutung fernliegender Dinge fehlen gänzlich. Wie hoch dieser Umstand einzuschätzen ist, kann nicht besser bewiesen werden als dadurch, daß wir als dessen ausgesprochenes Gegenteil eine Sitte anführen, die bei den Serben heimisch sein soll und so recht den Tiefstand der Kultur kennzeichnet. Nach Petrowitsch ist ein entstehendes Gerstenkorn am Auge das sicherste Zeichen für eine Schwangerschaft! Aber nicht etwa nur ein Gerstenkorn am Auge der schwangeren Frau selbst. Nein! Wenn irgend jemand, ob Mann oder Weib, solch ein Gerstenkorn bekommt, so bedeutet das soviel, daß seine – Tante schwanger ist; ist das Gerstenkorn am unteren Augenlied, so wird das Kind ein Mädchen, sitzt es hingegen am oberen, so muß es ein Knabe sein! Ich glaube der Darlegung dieser Tatsache wohl kein einziges Wort beifügen zu müssen.

Hand in Hand mit der Kultur der verschiedenen Völker geht und ging naturgemäß die Stellung, welche die schwangere Frau einnimmt. Während wir namentlich bei unkultivierten Völkern die Beobachtung machen können, daß der Zustand einer Schwangeren gar nicht oder zumindest nur sehr wenig beachtet wird, finden wir, allerdings nur bei wenigen Völkerschaften, die Frau gleichsam in der Stellung und dem Ansehen eines gottbegnadeten Wesens. Nicht vom Menschen, sondern von Gott kommt der Segen der Kinder, und darauf mag wohl auch die Bezeichnung einer schwangeren Frau als „in gesegneten Umständen" zurückzuführen sein. Also die entschiedensten Gegensätze: auf der einen Seite Schonung, Liebe und Verehrung von seiten der Mitmenschen, auf der anderen Seite Verachtung, krasseste Rücksichtslosigkeit und Mangel jedweder Schonung!

Ob wir nun Indianerstämme, Eskimos oder aber Völker der schwarzen Rasse betrachten, immer und überall finden wir e i n e Übereinstimmung: nämlich die, daß die schwangere Frau durch die Gesetzgebung eine gewisse Ausnahmestellung, zumindest in strafrechtlicher Beziehung, genießt. Nur die grausamen Hexenprozesse des Mittelalters kannten auch da keine Schonung. Bei den Völkern mit minder entwickelter Kultur wurde diese Ausnahmestellung dahin gedeutet, daß die schwangere Frau von einem Dämon besessen sei und daß sie demgemäß auch selbst als unrein gelten müsse. Sie wird bei diesem oder jenem Volksstamme, so etwa bei den Kaffern und bei den Aschantinegern rücksichtslos, von ihrem Gatten und von ihren nächsten Verwandten gemieden, ja oft müssen nach der Geburt des Kindes noch sechs bis acht Monate verstreichen, ehe es der Mann wagt, sich der Mutter seines Kindes zu nähern.

Noch weit übertriebener ist diese Sitte bei den Indianern, bei denen wie beispielsweise in Florida die Männer sich bis zu dem Termin von zwei Jahren nach der Geburt des Kindes ängstlich von der Frau ferne halten. Und bei anderen Völkern gab und gibt es wieder Sitten, welche dahin gehen, durch gewisse Zeremonien dieses von einem Dämon besessene Weib, diese „unreine" Frau bildlich und körperlich zu reinigen. So wird uns berichtet, daß bei den Negern der Nordküste die zum erstenmal schwangere Negerin unter ärgsten Beschimpfungen in das Meer getrieben werde, wobei sie von den männlichen Mitgliedern der Sippen mit Kot und Unrat beworfen wird; erst wenn sie im Wasser mehrmals untergetaucht worden war, wird sie von Priestern durch ganz bestimmt vorgeschriebene Gebräuche „entzaubert" und gilt dann erst als rein. Wieder also der Zusammenhang rein körperlicher, absolut natürlicher Vorgänge mit der Religion. Ein gewollter, künstlich geschaffener Zusammenhang, der selbstverständlich nach und nach auch auf das Verhalten der Frauen während dieser Zeit im allgemeinen rückwirken mußte.

Die weit verbreitete Sitte des Tragens gewisser Amulette, des Vermeidens bestimmter, alltäglicher, ganz harmloser Zufälligkeiten zeugt für die Naivität des Denkens solcher Frauen. Und merkwürdigerweise findet sich tatsächlich kein einziges Volk, keine einzige Nation der Vergangenheit und der Gegenwart, deren Frauen nicht allzugern solchen abergläubischen Regeln und Vorschriften zugänglich wären; einerseits aus Furcht vor etwaigem Schaden, falls Gott und Dämonen beleidigt würden, andererseits in der Hoffnung, daß die Beachtung gewisser, ganz bestimmter Regeln eine günstige, leichte Geburt herbeiführen müsse.

Schon im alten Griechenland gab es einen genau vorgeschriebenen Ritus, den selbst bis in die heutige Zeit hinein jede schwangere Frau zu befolgen trachtet. In der Nähe Athens rutschen die Schwangeren über einen Felsen hinab, dessen Oberfläche durch den langjährigen Gebrauch schon ganz geglättet ist, in dem sicheren Glauben, dadurch eine leichte Geburt herbeizuführen. Ebenso gibt es aber heute noch am Falkenstein in Oberösterreich neben einer, dem heiligen Wolfgang geweihten Kapelle einen Stein, durch dessen Höhlung die schwangeren Frauen dieser Gegend durchkriechen, gleichfalls von dem Glauben beseelt, so die schweren Stunden ihrer Niederkunft erleichtern zu können.

Wir haben bereits an anderer Stelle unsere Ansicht über das „Versehen" einer schwangeren Frau geäußert. Interessant mag es erscheinen, daß sich jedes Volk ähnlich diesem Aberglauben eigene Sitten, eigene Regeln bildete,

welche der schwangeren Frau dies oder jenes untersagen, um das zu gebärende Kind vor Schaden und Mißbildungen zu bewahren. Wohl das höchste Ausmaß solcher Regeln leisten sich wieder die Serben. Nach Petrowitsch dürfen dort die Frauen während ihrer Schwangerschaft das Kreuz nicht küssen, weil sonst das Kind an Epilepsie leiden könnte; sie dürfen nicht über eine Heugabel gehen oder gar Schweinefleisch essen, weil sonst das Kind schielen würde; sie dürfen nicht in das Blut eines geschlachteten Schweines treten, da sonst das Kind ein Feuermal bekäme; Fische dürfen sie nicht essen, damit das Kind nicht lange stumm bleibt; sie sollen kein fremdes Kind küssen, da sonst das eigene Kind übertragen würde; sie mögen darauf achten, daß niemand einen Schnitt an die untere Schwelle des Hauses mache, sonst käme das Kind mit einer Hasenscharte auf die Welt; und wenn sie sich gar während der Schwangerschaft einen schlechten Zahn reißen ließen, dann müßte das Kind alsbald nach der Geburt sterben!

Wie steht es mit dem Aberglauben bei uns, Kulturmenschen? Sind unsere schwangeren Frauen nicht auch vielen unsinnigen Einflüsterungen leicht zugänglich? Glauben sie nicht heute auch noch daran, daß etwa das Sehen von Blut oder Feuer imstande sei, bei Kindern nachhaltige Wirkungen in bezug auf die Körperbeschaffenheit hervorzurufen?

Es wäre ein zweckloser, ergebnisloser Kampf, wollte man es unternehmen, gegen diese Exzesse des Aberglaubens vorzugehen, ein Kampf, dessen einziger Gewinn nur der wäre, daß noch mehr derlei unsinniger Auswüchse des Aberglaubens entstehen würden. Wir wollen ihn als solchen nicht bekämpfen, wohl aber wollen und müssen wir zugestehen, daß die Seele der schwangeren Frau jedweder Schädigung, wie etwa einem großen Schrecken überaus leicht zum Opfer fällt – Dinge, über die wir noch ausführlich sprechen werden –, und daß die Folge einer solchen seelischen Schädigung nicht allzu selten in einer Frühgeburt, also in einem rein körperlichen Ereignis zutage tritt.

Im übrigen aber möge man eine schwangere Frau zumindest dahin belehren, daß Schwangerschaft keine Krankheit sei, daß sie den natürlichsten aller Naturvorgänge darstelle. Kein Dämon, kein böser Geist, sondern der Mensch als das Ebenbild Gottes zeugt wieder den Menschen. Gott führt also zu diesem Umstand, zu diesem im wahrsten Sinne des Wortes „gesegneten Umstand"!

Ursachen der Geburt – Wehen und Wehentätigkeit – Dauer der Geburt – Die einzelnen Phasen des Geburtsaktes.

„Die schwere Stunde kommt!" So hört man immer und immer wieder den Termin der Geburt, den Vorgang der Geburt als solchen bezeichnet. Wie glücklich, wie überglücklich wären die Frauen zu nennen, würde es sich wirklich bloß um eine einzige schwere Stunde – und wäre sie noch so schwer, wäre sie selbst die schwerste Stunde – handeln.

Der Vorgang der Geburt als solcher ist als der komplizierteste, als der schmerzhafteste aller Naturvorgänge, vielleicht mit Recht von allen gefürchtet. Ich sage „vielleicht" und will dabei an jenen ganz geringen Grad all der vielen Gefahren denken, die glücklicherweise so selten zur Beobachtung kommen. Wissen wir doch, daß im allgemeinen von zirka hundert Geburten sicherlich fünfundneunzig absolut normal verlaufen, in dem Sinne, daß keine wie immer geartete schwere Gefahr für das Leben der Mutter und des Kindes besteht.

Und dennoch die große Angst der schwangeren Frau vor dieser schweren Stunde, eine Angst, die gewiß in keinem Verhältnis zu dem Wunsche steht, endlich von all den Unannehmlichkeiten der Schwangerschaft befreit zu werden, endlich jenes Lebewesen, das sich so stark im Innern rührte, das eigene Kind in die Arme schließen und küssen zu können. Also ein Widerstreit zwischen Wollen und Fürchten einerseits, zwischen Verlangen und Angst andererseits. Wollen wir auch anerkennen, daß diese Angst, soweit es sich um die erste Geburt handelt, berechtigt sei – der Mensch fürchtet sich ja vor all dem, was er nicht kennt – so können wir die Furcht mehrgebärender Frauen vor der Niederkunft absolut nicht begreifen und gutheißen.

Unsere Aufgabe ist es nun, den Vorgang der Geburt vom Urbeginn bis zu seinem Ende in rein körperlicher Beziehung zu betrachten und zu besprechen. Die Geburt stellt jenes Naturereignis dar, durch das sich – durch innere Kräfte bewirkt – das Kind vom mütterlichen Leibe, in welchem es sich bisher befand, gewaltsam lostrennt, um nunmehr sein eigenes Leben zu leben; eigen jedoch nur insoweit, als es sich um den Vorgang der Atmung und der Herzaktion handelt; denn in allen anderen Beziehungen, vornehmlich aber in der Ernährung, bleibt das neugeborene Kind auch weiterhin von dem Körper und von dem Befinden der Mutter unbedingt abhängig. Ich denke hier an nichts anderes, als an die normale Säuglingsernährung durch Muttermilch.

Diese Lostrennung des kindlichen Körpers vom Körper der Mutter während und durch die Geburt geschieht nicht plötzlich; sie kann nicht plötzlich geschehen! Langsam, Millimeter für Millimeter geht sie vor sich, eine schwere Arbeit für Mutter und Kind. Für die Mutter durch Aufbringung all jener Kräfte, die nötig sind, um das Kind der Außenwelt zu geben, für das Kind durch Überwindung all der vielen Widerstände, die es auf diesem Wege zu überstehen hat.

Von alters her trachtete man den Grund zu ermitteln, weshalb es gerade nach der bestimmten Zeit von neun Monaten, gerade nach etwa zweihundertundachtzig Tagen – vom Tage der Befruchtung an gerechnet – zur Auslösung des Geburtsaktes als solchen käme. Daß die Beantwortung dieser Frage der Theorien viele, auf alle möglichen und unmöglichen Gebiete übergehende zeitigte, erscheint ja mehr als selbstverständlich. Wohl eine der naivsten Erklärungen leistet sich Hippokrates, welcher der Meinung war, daß sich das Kind plötzlich strecke, seine Füße gegen die obere Wand der schwangeren Gebärmutter stemme und dadurch den Beginn der Geburt, den Beginn der Wehentätigkeit hervorrufe. Mag auch diese Theorie vielleicht für eine gewisse Vorstellungsgabe sprechen, so müßte denn doch einem so scharfen Denker und Beobachter, wie Hippokrates einer war, nicht entgangen sein, daß es ja auch Geburten gibt in denen nicht, wie es die Regel ist, zuerst der Kopf des Kindes geboren wird, sondern in denen das Beckenende des Kindes der zuerst geborene Teil ist; also jene Fälle, in denen das Kind schon in der Gebärmutter verkehrt gelegen war. Wo blieb da das Anstemmen der Beinchen an die Kuppe der Gebärmutter? Wie wurde da die Wehentätigkeit ausgelöst?

Wehentätigkeit!? Was verstehen wir darunter, und worin äußert sich dieser erste aller Impulse, diese erste aller Erscheinungen während des ganzen Geburtsaktes?

Wir sprachen des ausführlichen darüber, daß die Wandungen der Gebärmutter aus dichtem Muskelgewebe bestehen und besprachen auch, daß sich dieses Muskelgewebe während der Schwangerschaft ganz erheblich vermehrt hatte. Und so, wie sich etwa beim Stemmen einer schweren Last die Muskulatur unserer Arme krampfhaft anspannt und verhärtet, um diese Arbeit leisten zu können, wobei sich die einzelnen Muskelfasern verkürzen, auseinanderdrängen und verstärken – all dies allerdings von uns gewollt – so beobachten wir bei Beginn der Geburtstätigkeit auch ein Sichanspannen der ganzen Gebärmutter, des ganzen Muskelsystems dieses Organs, ein Kürzer-

und Härterwerden jeder einzelnen Muskelfaser. Es kommt dadurch jener Vorgang, jene Erscheinung zustande, die wir Wehe nennen.

Mag auch der Vergleich, den wir eben mit der Muskulatur der Arme anstellten, zur Illustration des ganzen Bildes genügen, nötig erscheinen, so besteht dennoch ein ganz gewaltiger Unterschied, der in erster Linie darin liegt, daß die Arbeit der Gebärmuttermuskulatur dem Willen des Menschen absolut nicht unterliegt, daß sie von diesem unabhängig, völlig ungewollt, durch innere Reize bewirkt eintritt, während die Muskulatur der Arme sich nur dann zusammenzieht, wenn wir es wollen. Zum Glück für die Menschheit ist diese Arbeit der Gebärmuttermuskulatur eine ungewollte, da ja jede Frau nach mehrstündiger Wehentätigkeit bestimmt ein Aufhören dieser mit Schmerzen verbundenen Muskelarbeit erzeugen würde, und die Folge davon wäre, daß die Geburt niemals glatt und richtig verlaufen könnte. Tun wir nicht alle Alles, um Schmerzen zu vermeiden? Warum also sollte gerade das gebärende Weib eine Ausnahme sein? Allmacht Natur scheint wie so oft auch hier voraussehend gewesen zu sein.

Doch kehren wir zur Wehentätigkeit als solcher zurück! Schon während der letzten sechs bis acht Wochen der Schwangerschaft fühlt die Frau ab und zu ein Härterwerden, ein Sichvorwölben ihres Leibes, einen Zustand, der nach wenigen Minuten wieder verschwunden ist und ohne jeden Schmerz verlief. Es sind dies kleinste Zusammenziehungen der Gebärmuttermuskulatur, Uranfänge der Wehentätigkeit, im Volksmunde als „Vorwehen" bezeichnet. Sie sollen sich beim tatsächlichen Beginn der Geburt vermehren, verstärken und immer häufiger auftreten. Denn nur durch sie allein, nur durch die Wehen, durch die „echten" Wehen wird die Gebärmutter befähigt, ihr eigenes Innenvolumen zu verkleinern und so das Austreten ihres Inhaltes in jener Richtung zu bewirken, in welcher der geringste Widerstand zu überwinden ist. Und diese Richtung geht durch den Gebärmuttermund zur Scheide und durch diese an die Außenwelt.

Wie kommen nun die Wehen, dieses Zusammenziehen der Muskulatur plötzlich zustande und warum kommen sie erst am Ende der Schwangerschaft? Es kann doch nicht bloß ein Zufall sein? Sicher ist es, daß dieser Beginn der Wehentätigkeit unbedingt zu gleichen Teilen und gleichzeitig von Mutter und Kind, wenn ich so sagen darf, gegeben werden muß.

Einige Forscher glauben die Lösung darin gefunden zu haben, daß in dem Kinde plötzlich, entsprechend seiner vollen Entwicklung, das Verlangen eintrete, zu atmen, also mit seiner Lungentätigkeit, die bisher noch nicht in

Aktion getreten war, zu beginnen; denn innerhalb der Gebärmutter atmet ja das Kind nicht, die Pulstätigkeit seines Herzens wird durch das mütterliche Blut bedingt. Sei nun das Kind, dem bisher der nötige Sauerstoff mit dem mütterlichen Blute zugeführt wurde, an einer gewissen Stufe seiner Entwicklung angelangt, habe es die volle Reife erlangt, so trete in ihm oder besser gesagt in seinem Blute eine Verarmung an Sauerstoff ein, und dieses sauerstoffarme But sei es, welches die Zusammenziehung der Gebärmuttermuskulatur hervorrufe.

Eine andere Lösung geht dahin, daß in der Gegend des äußeren Muttermundes sich auch normalerweise eine Anhäufung von Nervenzellen finde und daß durch deren Reizung bei dem allmählichen Tiefertreten der Frucht ein Nervenreiz entweder direkt oder auf dem Umweg über Rückenmark und Gehirn der Frau zur Auslösung der ersten Wehe führe, die dann automatisch alle anderen Wehen im Gefolge hätte.

Neben vielen anderen Erklärungen sei bloß noch eine erwähnt, die von vielen Forschern vertreten, heute nahezu als Allgemeingut der medizinischen Wissenschaft gilt. Sie geht dahin, daß die von uns schon an anderer Stelle erwähnten, durch das Kind erzeugten giftigen Stoffe, soweit natürlich hier von Gift die Rede sein kann, gegen Ende der Schwangerschaft sich bedeutend vermehren und daß durch deren Reiz auf die „glatte" Muskulatur der Gebärmutter – als solche werden jene Muskelfasern des Körpers bezeichnet, welche unbeeinflußbar von unserem Willen arbeiten können – die Wehentätigkeit ausgelöst werde. Nachgewiesen erscheint es, daß, wenn einmal die Anfangswehen ordentlich eingesetzt haben, diese selbst für die künftigen Wehen als auslösendes Moment zu betrachten sind, daß also eine Wehe die nächstfolgende hervorzurufen imstande sei.

Die früher erwähnten, sogenannten Vorwehen werden der Frau nur in Form einer Verhärtung, eines Sichaufbäumens des Leibes gewahr; sie sind jedoch noch lange nicht das, was wir als echte Wehe bezeichnen dürfen, denn es fehlt ihnen das Hauptsymptom, der Schmerz. Oft ganz ungeahnt – die Frau hatte sich ja in den letzten Wochen an die Erscheinung der Vorwehen gleichsam gewöhnt – treten plötzlich leicht ziehende Schmerzen auf, welche sich von der Kreuzbeingegend zu nach abwärts erstrecken und nicht gar selten als leichte Leibschmerzen, wie sie etwa bei Verdauungsstörungen aufzutreten pflegen, gedeutet werden. Doch bald, nur allzubald wird die Frau eines Besseren belehrt! Sie ahnt und weiß nun, daß bald jene Stunde naht, die sie so sehr herbeigesehnt, der sie aber auch mit Bangen entgegensah. Bei

der allgemein verständlichen, leicht erklärlichen Nervosität, welche besonders in der letzten Zeit der Schwangerschaft fast jede Frau befällt, ließ das Eintreten der richtigen Wehen in der Regel ja allzulange auf sich warten! Die leicht ziehenden Schmerzen in der Lendengegend, die jetzt noch deutlicher mit einem Härterwerden des Leibes verbunden sind, werden intensiver und nehmen rasch das wichtigste Hauptkennzeichen der echten, richtigen Wehen an. Ich meine damit das charakteristische Symptom, welches den Wehenschmerz als solchen von einer anfangs geringen Intensität immer stärker werden, dann aber wieder abflauen läßt, worauf ein Stadium der Schmerzlosigkeit, der absoluten Ruhe – die Wehenpause – eintritt. Der Wehenschmerz unterscheidet sich also von allen anderen Schmerzen dadurch, daß er kein unaufhörlicher ist, sondern immer und immer wieder durch Wehenpausen abgelöst und unterbrochen erscheint.

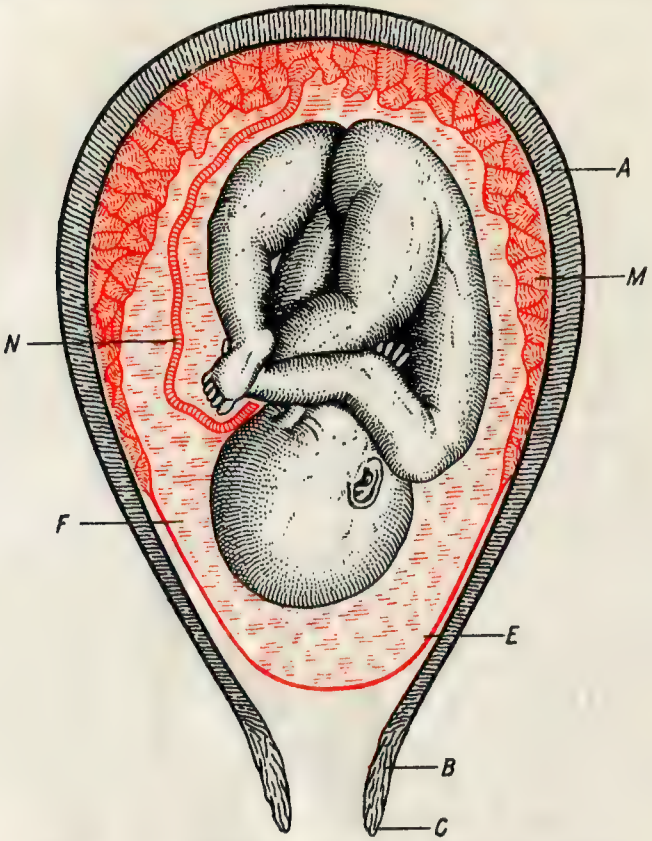
Welch große Rolle diese Wehenpausen im weiteren Verlauf der Geburt bilden, wird uns des späteren erst deutlich klar werden. Wir werden nämlich sehen, daß sowohl die Stärke der Wehe als auch die Raschheit ihrer Aufeinanderfolge für den normalen Fortgang der Geburt von unschätzbarer Wichtigkeit sei. Und diese beiden Momente werden durch die Wehenpausen reguliert.

Dauerten die ersten Wehen, welche sich so nach und nach aus den Vorwehen langsam entwickelt hatten, nur etwa eine halbe bis eine Minute an, und wurden sie dann durch Wehenpausen in der Dauer von zehn bis fünfzehn Minuten abgelöst, so ändert sich dieses von der Frau in der Regel noch ganz anstandslos ertragene Bild nach Verlauf von wenigen Stunden ganz beträchtlich. Die Wehen nehmen den Charakter der schmerzhaftesten, krampfhaftesten Zusammenziehungen des Unterleibes an, rufen bereits die ersten Schmerzäußerungen der Frau hervor und werden deshalb so ungemein schwer ertragen, weil die Wehenpausen als solche immer kürzer werden. Die Gebärmutter hat eben bereits mit ihrer Muskulatur zu arbeiten begonnen, sie trachtet sich möglichst rasch und möglichst bald ihres Inhaltes zu entleeren, eine Aufgabe, eine Arbeit, die jedoch zu schwer ist, als daß sie rasch, oder zumindest so rasch als es der Frau lieb wäre, erledigt werden könnte.

Die Erfahrung lehrt uns, daß wir für eine Erstgebärende, also für eine Frau welche mit ihrem ersten Kinde niederkommen soll, in der Regel einen Zeitraum annehmen müssen, der als unterste Grenze achtzehn bis vierundzwanzig Stunden zu beanspruchen pflegt; bei Mehrgebärenden wird diese Grenze auf nur wenige Stunden herabgedrückt. Eine lange, qualvolle Zeit, eine Zeit

schwerster Schmerzen für die Frau! Und dennoch verschwindend kurz, wenn wir bedenken, welche Widerstände zu überwinden sind!

Bei der Beschreibung der Geschlechtsorgane sprachen wir von einem zapfenartigen Gebilde, welches als Verjüngung und Fortsetzung des in der



Schematische Darstellung einer schwangeren Gebärmutter am Ende des 8ten Monates.

A = Gebärmutterwand (Quergestreifte Muskulatur) B = Muttermundslippe, E = Eiblase, C = Äußerer Muttermund, M = Mutterkuchen, F = Fruchtwasser, N = Nabelschnur.

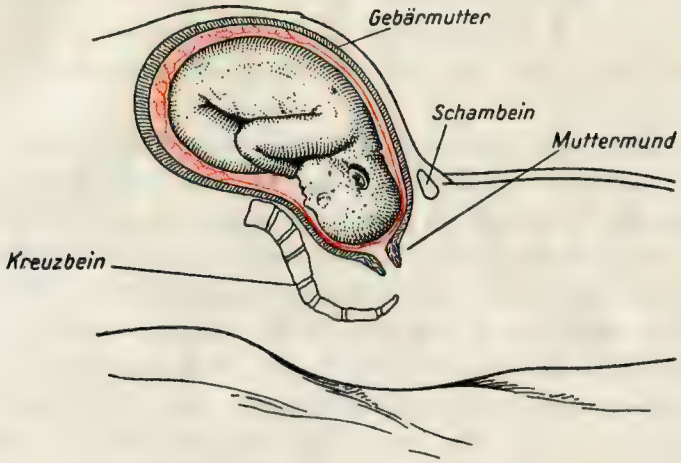
Bauchhöhle liegenden Körpers der Gebärmutter in die Scheide ragt und in seinem Zentrum die als Muttermund bezeichnete Öffnung trägt. Dieses Gebilde, dieser zapfenförmige Fortsatz bleibt während der ersten Schwangerschaft in seiner Länge von 3—4 cm vollständig erhalten; die Lichtung des

Gebärmutterkanales, der innerhalb dieses zapfenartigen Gebildes verläuft, hat sich jedoch in der letzten Zeit der Schwangerschaft auf etwa Bleistiftdicke erweitert. Was bedeutet diese geringe Erweiterung aber dagegen, wenn wir bedenken, daß der größte Durchmesser des kindlichen Schädels – und dieser tritt ja in der Regel als erster Kindesteil durch die Geschlechtsorgane und durch diesen Kanal nach außen – ungefähr 13 cm beträgt, daß der Schädelumfang eines normal entwickelten neugeborenen Kindes 32—36 cm mißt! Muß es da nicht Stunden und Stunden dauern, bis dieses Riesengebilde den dünnen Kanal nach und nach erweitert hat, bis die Öffnung des Gebärmuttermundes sich so weit dehnte, daß sie den Durchtritt dieses großen, kindlichen Schädels gestattet? Und all dies muß die Mutter mit ihrer Wehentätigkeit leisten! Da geht es mit jeder Wehe um einen halben bis einen Millimeter vorwärts; und solcher Millimeter sind unzählige zu überwinden.

Der kindliche Schädel als solcher, als hartes Gebilde, wäre wohl auch allein imstande, durch sein Tiefertreten und durch den von der Gebärmutter mit ihren Wehen geleisteten Druck dieses schwere Passagehindernis zu dehnen und zu überwinden; allein die allsichtige, allwissende Natur hat auch hier wieder ein Mittel ersonnen, um diese Arbeit nach Möglichkeit zu erleichtern und zu beschleunigen.

Wir sprachen schon davon, daß die hochschwangere Gebärmutter von einer mit Flüssigkeit erfüllten Blase eingenommen sei, in deren Innerem der Embryo – durch die Nabelschnur mit dem Mutterkuchen innig verbunden – schwimme. Treten nun die ersten Wehen ein, so wird der untere Pol dieser Fruchtblase, der untere Eipol, langsam gegen den Kanal des Gebärmuttermundes vorgeschoben, das Fruchtwasser dringt infolge des von oben wirkenden Druckes nach, und erst dann folgt der Schädel; zwischen diesem und den vielen Widerständen liegt also eine Flüssigkeitssäule. Es wird daher gleichsam ein mit Flüssigkeit gefüllter elastischer Teil der Fruchtblase als Vorkämpfer vorgeschickt, der durch den Druck des dahinter liegenden Schädels immer drängender und gründlicher an seine Aufgabe gemahnt wird; und diese seine Aufgabe besteht in der Dehnung und Verkürzung des Gebärmuttermundes und des Gebärmutterkanales zu solcher Größe und Weite, daß der Schädel des Kindes schließlich und endlich den Engpaß passieren kann. Während der Wehenpausen tritt naturgemäß eine Erschlaffung in dieser Fruchtblase ein, und der hierbei etwas zurücktretende Schädel gestattet einstweilen das Nachströmen der für die nächstfolgende Wehe nötigen neuen Fruchtwassermenge.

Bei dieser Arbeit erfolgt ein ähnlicher Vorgang, als hätten wir etwa eine ziemlich dicke Gummiplatte, die in ihrem Zentrum eine kleine Öffnung trägt, nach und nach über einen verhältnismäßig großen, kugeligen Körper derart hinwegzuziehen, daß dieser nach geraumer Zeit die Öffnung anstandslos passieren kann. Es ist klar, daß sich die Gummiplatte nach allen nur möglichen Richtungen hin dehnen muß, daß sich durch diese Dehnung gleichzeitig aber der Durchmesser der bereits vorhanden gewesenen Öffnung erweitert. Diese selbst wird unter der Druckwirkung nicht nur bis zur gewünschten Größe erweitert, sondern die ganze Gummiplatte als solche wird



Normale Lage des Kindes im Beginne der Geburt.

auch bedeutend dünner werden so daß schließlich sie Ränder rings um die durchtretende Kugel selbst haarscharf erscheinen müssen.

Derselbe Vorgang wie der hier geschilderte vollzieht sich nun in der ersten Periode der Geburt, die wir deshalb auch als Eröffnungsperiode bezeichnen. Ihre Aufgabe besteht darin, den unteren Abschnitt der Gebärmutter, den Gebärmutterkanal und den Gebärmuttermund so weit zu eröffnen, zu dehnen und zu verkürzen, daß der mit jeder Wehe tiefertretende Schädel aus der Gebärmutter austreten und seine Wanderung durch die Scheide antreten kann.

Ist diese schwere Arbeit nach unzähligen, immer schmerzhafteren und länger andauernden Wehen endlich überstanden, so tritt die Frau in das

zweite Stadium der Geburt, in die sogenannte Austreibungsperiode. Deren Aufgabe besteht darin, den kindlichen Schädel als den größten, härtesten Kindesteil, und nach ihm natürlich auch den übrigen kindlichen Körper durch die früher als „äußere Geschlechtsteile" des Weibes beschriebenen Organe, also in erster Linie durch die Scheide auszutreiben. Dieses im normalen Zustande so enge, allerdings durch die Weichheit seiner Wände leicht dehnbare Organ wurde in den letzten Monaten der Schwangerschaft in seinen Wandungen noch weicher und nachgiebiger gemacht, wurde – wie oben erwähnt – durch die Absonderung einer schleimähnlichen Flüssigkeit in der Art und Weise für die Geburt vorbereitet, daß es geschmiert und leicht gleitbar gemacht wurde. Immerhin ist jedoch die Dehnung dieses engen Organs zu solch enormen Dimensionen, wie sie der kindliche Schädel erfordert, eine ganz erhebliche.

War die Arbeit der Frau während der Eröffnungsperiode, in der auch die Widerstände des knöchernen Beckens in dem Sinne zu überstehen waren, daß sich der kindliche Schädel durch dasselbe durchdrängen und durchzwängen mußte, von den heftigsten Kreuzschmerzen begleitet, waren die Wehen bisher nur auf die stärksten Zusammenziehungen der Gebärmuttermuskulatur als solcher beschränkt, so ändert sich während der zweiten Periode der Geburt, der Austreibungsperiode, das Bild vollständig. Die Dehnung der Scheide ist von ganz andersartigen Schmerzen begleitet; sie rufen in der Frau das ungewollte Verlangen hervor, den nunmehr schon nahe der Ausgangsöffnung befindlichen Körper des Kindes gewaltsam auszustoßen, herauszudrücken. Ein Druckschmerz, der das Gefühl wohl mehr auf das allen Menschen wohlbekannte Druckgefühl des Stuhlabsetzens abstimmt und naturgemäß die Mitwirkung der sogenannten Bauchpresse auslöst. Das heißt, die Muskulatur der Bauchdecken, bestehend aus durch unseren Willen willkürlich beeinflußbaren Muskeln, wird kräftigst zusammengezogen, die Frau beginnt unter Anhaltung der Atemluft ganz gewaltsam mitzudrücken. Die Wehentätigkeit wird also durch eine zweite Arbeit verstärkt; die unwillkürlich arbeitenden Muskelfasern der Gebärmutter erhalten eine kräftige Unterstützung durch die von der Frau willkürlich ausgelöste Bauchpresse. Die Scheide und mit ihr gleichzeitig der sogenannte Damm, jene verbindende Brücke zwischen Scheide und Mastdarm, werden bei jeder neu einsetzenden Wehe immer kräftiger und nachhaltiger gedehnt, und endlich erscheint allerdings nur in kleinster Umgrenzung sichtbar, eine Vorwölbung in der Scheide, welche der Figur des kindlichen Schädels genau zu entsprechen scheint.

Die früher erwähnte Eiblase ist unterdessen durch den immer intensiver werdenden Druck vonseiten des Schädels geplatzt; sie hat ihre Aufgabe der Dehnung aller weichen Widerstände erfüllt, und bei ihrem Platzen war ein Teil des Fruchtwassers, das sogenannte Vorwasser, ruckartig abgegangen. Dieser Vorgang wird als Blasensprung bezeichnet. Immer stärker, immer tiefer tritt der kindliche Schädel durch die äußeren Schamlippen hervor, und schließlich hat sein größter Durchmesser, sein größter Umfang die Scheide soweit gedehnt, daß nur mehr ein kleiner Druck der Frau mittels der Bauchpresse genügt, um ihn vollends bis zum Halse gebären zu können. Ein kleiner Stillstand in dem Akte der Geburt, dem jedoch schon die nächste, nunmehr rasch folgende Wehe abhilft; sie ist es, welche die kindlichen Schultern, und zwar nicht gleichzeitig, sondern eine nach der anderen, durch die Scheide durchtreten läßt, worauf rasch Rumpf, Becken und Beine des Kindchens folgen.

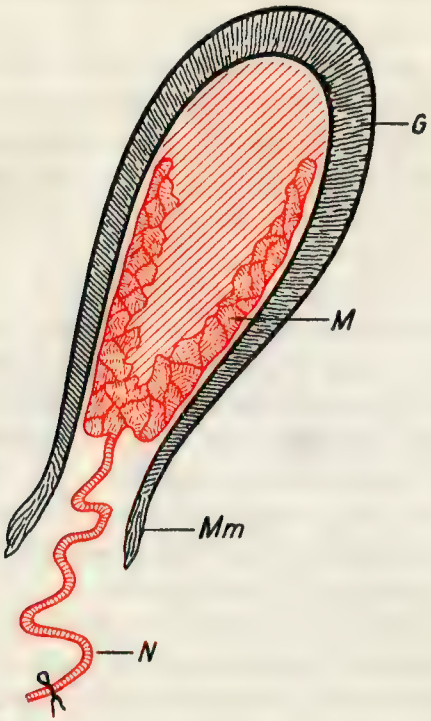
Während dieses schmerzhaftesten Teiles der Geburt hat sich das anfängliche Wimmern und Stöhnen der Frau in schwerste Angstschreie umgewandelt. Ein erlösendes Aufatmen gibt uns kund, daß auch sie fühlt, daß nunmehr alles geleistet sei, ein dankbarer Seufzer, der, wenn auch noch mit leichtestem Schmerz gemengt, durch den ersten Schrei des neugeborenen Kindes in seligstes Lächeln umgewandelt wird. Aller Schmerz, alle Wehen, alle Arbeit sind mit einem Schlage vergessen! Die Frau wurde zur Mutter und ertrug alles gern um des kleinen Wesens willen, das jetzt nur noch durch den Nabelstrang mit ihr in Verbindung steht.

Doch auch diese letzte Verbindung wird, allerdings nicht mehr durch die Natur, sondern durch die helfende Hand des Arztes oder der Hebamme gelöst; das Kind atmet bereits, es benötigt zu seiner Erhaltung, zu seinem Fortbestehen nicht mehr jene Pulswellen, welche ihm bisher das Blut der Mutter zugeführt hatten; die Pulsation in der Nabelschnur, also der auch äußerlich sichtbare Übergang des mütterlichen Blutes zum Kinde hat aufgehört, und nunmehr kann diese selbst unterbunden und durchschnitten werden. Schon in den ersten Lebenstagen des neugeborenen Kindes verkümmert und vertrocknet der noch an der Eingangspforte des Kindes, an dem Nabel haften gebliebene Rest der Nabelschnur; er ist für das Leben nicht mehr nötig und fällt als nutzloses, vertrocknetes Organ von selbst ab.

Die Nachgeburtsperiode.

Die Nachgeburt – Zwillingsgeburten.

Doch auch die Frau birgt nach der Geburt dss Kindes in ihrem Innern, in ihrer Gebärmutter noch einige Anteile, noch Organe, die bisher zwar absolut nötig waren, nunmehr aber ihren Zweck erfüllt haben und ausgestoßen werden müssen.



Lösung des Mutterkuchens (Nachgeburt)
etwa 20-30 Minuten nach Geburt d. Kindes.
G = Gebärmutter, M = Mutterkuchen, Mm = Muttermund, N = Nabelschnur.

Die Frau tritt in die dritte Periode der Geburt, in die sogenannte Nachgeburtsperiode. Nach Ausstoßung des Kindes selbst folgte eine sehr kräftige, rasche Zusammenziehung der Gebärmutter, die sich entsprechend dem Inhaltsverluste nunmehr dauernd im Zustande einer Wehe zu erhalten scheint. Doch es gilt nun, die als Mutterkuchen, als Nachgeburt bezeichneten Anteile auszustoßen, gilt, sich jener organischen Bildungen zu entle-

digen, die nutzlos sind und daher nicht im Innern der Frau verbleiben dürfen. Ungefähr zwanzig bis dreißig Minuten nach der Geburt des Kindes tritt noch eine einzige, die letzte schmerzhafte Zusammenziehung der Gebärmutter, die wirklich allerletzte Wehe ein; sie ist es, welche den Mutterkuchen und die Eihäute, sowie den längeren Anteil der Nabelschnur – wieder unter einer gewissen Dehnung der Scheidenanteile – nach außen befördert; ein Vorgang, der in der Regel mit einem kleineren oder größeren Blutabgang verbunden zu sein pflegt.

Und jetzt erst, da die Gebärmutter in ihrem Innern nichts mehr enthält, was als Fremdkörper, als dem Körper der Mutter artfremd bezeichnet werden könnte, zieht sich die gesamte Muskulatur der Gebärmutter so stark als überhaupt nur möglich zusammen; ein steinharter, kugeliger Körper, dessen obere Kuppe ungefähr in Nabelhöhe steht, bleibt da übrig, wo noch vor wenigen Stunden der bis zum Brustbein reichende, das Kind beherbergende Fruchtsack zu finden war. Die bisher gedehnt gewesenen Bauchdecken sinken rasch ein, jede Vorwölbung scheint zu fehlen, die Frau tritt wieder in ein Stadium, das sie dem äußeren Anscheine nach fast als körperlich normal erscheinen lassen könnte. Die Geburt, die schönste, aber auch die schwerste Aufgabe des Weibes, ist vollendet; die Frau hat ihren Daseinszweck nunmehr erst voll und ganz erfüllt!

Wir würden eine Unterlassungssünde begehen, wenn wir bei der Besprechung des Geburtsvorganges nicht erwähnen würden, daß das hier entrollte Bild absolut nur den Vorgang einer ganz und gar normalen Entbindung zu zeichnen gewollt hatte. In jedem der aufgezählten Stadien, also in jeder der drei Geburtsperioden, gibt es naturgemäß Ereignisse, die – sei es von seiten der Mutter, sei es von seiten des Kindes – irgendwelche Komplikationen herbeizuführen imstande sind.

Nicht ohne Absicht besprachen wir bei der Entwicklung des weiblichen Körpers von den frühesten Kindesjahren ab die im Skelett bestehende Verschiedenheit des Beckens; wir taten es, weil dieses mit seiner knöchernen Begrenzung dem, bei der Geburt durchtretenden, seine Lichtung passierenden Kind selbstverständlich das größte aller Hindernisse entgegenzusetzen vermag, soferne es nicht geräumig genug gestaltet wäre. Die Beckenschaufeln des weiblichen Beckens stehen breit ausladend nach beiden Seiten zu in einem zu der vertikalen Körperachse absolut schräg verlaufenden Verhältnis und machen so das ganze Becken für das Kind weit mehr geräumiger, als wenn sie, gleich denen des männlichen Beckens, fast senkrecht und steil ab-

fallen würden. Der Beckenausgang selbst wieder ist beim Weibe durch seinen stumpfen Schambeinwinkel in die Weite und Quere getrieben, so daß bei der normal gebauten Frau die verschiedensten Durchmesser dieses Beckenausganges nahezu mit den früher erwähnten Ausmaßen des kindlichen Schädels in Übereinstimmung treten. Hat nun die Frau während ihrer Entwicklungsjahre irgendeine Schädigung im Knochenwachstum erlitten, war beispielsweise während ihrer ersten Kinderjahre jene leider nur allzuwenig gewürdigte, als Rachitis, „englische Krankheit" bezeichnete Abnormität im Phosphor- und Kalkgehalt der Knochen aufgetreten, so litt gleich allen übrigen Knochen natürlich auch das knöcherne Becken unter der Armut dieser für die Festigkeit der Knochensubstanz überaus nötigen Bestandteile. Diese Krankheitserscheinung der ersten Kinderjahre mag wohl bei einem Knaben, abgesehen von den vielleicht ein wenig entstellenden O-Beinen, für sein ferneres Leben ganz harmlos sein; das weibliche Kind hingegen hat an den Folgen dieser so harmlos erscheinenden Kinderkrankheit weit mehr und weit länger zu leiden, als jemals gedacht wird. Es sei nochmals gesagt: so wie die übrigen Röhrenknochen, leiden naturgemäß auch die knöchernen Anteile des Beckens gerade in ihrer Entwicklungszeit an einem Defizit an knochenbildender, knochenbefestigender Substanz; durch die, infolge dieses Defizits bedingte Weichheit treten nach allen Richtungen hin Verbiegungen und Verkrümmungen des Beckens auf, welche bei der kinderlosen Frau wohl belanglos bleiben können, die aber zu einem Schreckgespenst der Geburtshelfer werden, wenn die Stunde der Entbindung naht. Der Beckeneingang sowie auch der Beckenausgang einer solchen rachitischen Frau sind mehr oder minder verengt und setzen dem Durchtreten des kindlichen Schädels die allergrößten Schwierigkeiten entgegen. Erst wenn es den Wehen durch übermäßigste Anstrengung gelingen sollte, die weichen und elastischen Schädelknochen des zu gebärenden Kindes übereinanderzuschieben, zusammenzudrücken, ist die Möglichkeit einer normalen Geburt gegeben. Die Natur hilft sich ja in solchen Fällen meistens selbst; allerdings unter der größten Arbeit, unter der größten Mithilfe von seiten der Frau, welche das doppelte und dreifache Maß an Wehenkraft und Wehenstärke aufbringen muß, um die in ihr selbst gelegenen Widerstände zu überwinden. Nicht selten jedoch führt diese übergroße Wehenarbeit zu einem Ereignis, welches sich am allerleichtesten mit einer dem Alltagsleben leicht abzuschauenden Erscheinung vergleichen läßt. So wie jeder andere Muskel nach übermäßiger Anstrengung erschlafft, erlahmt und schließlich trotz unseres größten Willens doch nicht

mehr gehorchen will, so erlahmt schließlich und endlich auch die große Muskelpartie der Gebärmutter, also die ganze Gebärmutter; es tritt ein absolutes Aufhören jedweder Wehentätigkeit ein, die Geburt steht stille.

Doch auch in solchen Fällen pflegt sich die Natur wieder selbst zu helfen; das Kind will geboren sein, und nach längerer oder kürzerer Wehenpause beginnt die Wehentätigkeit von neuem, um doch zu einem Erfolge zu führen oder auch nicht! Das heißt: das Kind wird endlich doch geboren – allein es ist tot! Abgestorben im Mutterleibe unter der Größe des auf ihn einwirkenden Druckes!

Ich bin so ganz unvermutet auf ein Gebiet geraten, das ich absolut vermeiden wollte; jedwede rein medizinische, rein krankhafte Erscheinung im Leben des Weibes muß und soll ja in diesen Zeilen vermieden werden! Zweck dieses Buches ist es nicht, populäre Medizin zu betreiben; und so gehören auch Krankheitsbilder und Krankheitserscheinungen nicht hierher! Ich erwähnte nur einen ganz geringen Bruchteil all der vielen Komplikationen während des Geburtsaktes, um so einen Anhaltspunkt für meine im zweiten Hauptabschnitte des näheren zu besprechenden Ausführungen über das Seelenleben der gebärenden Frau zu haben; ohne diesen Anhaltspunkt würde uns sonst so manches unverständlich bleiben müssen. So insbesondere die große Angst der Frauen vor der Geburt, vor diesen eigentlich als absolut normal aufzufassenden Vorgängen, die immerhin jedoch jeden Moment abnormal werden können. Anderseits aber wieder die Furcht vor unbekannten Dingen; und diese schlummert ja in jedem Menschen!

Ganz ähnlich und doch grundverschieden verläuft der Akt der Geburt bei einer Frau, welche mit ihrem zweiten oder dritten Kinde niederkommen soll. Es ist so, als wären ihre inneren Organe, also die Gebärmutter mit ihrer Muskulatur, der Gebärmuttermund, die Scheide und selbst die knöchernen Bekkenanteile durch die Geburt des ersten Kindes gleichsam für alle weiteren Geburten vorgebildet worden. Und Tatsache ist es, daß beispielsweise schon die zweite Geburt in der Regel nicht länger als drei bis neun Stunden in Anspruch zu nehmen pflegt. Die Wehen treten hier regelmäßig in guter Dauer und Stärke, rasch hintereinander folgend auf, und ehe sich's die Frau so recht gedacht hat, fühlt sie bereits das Drängen des kindlichen Schädels nach außen. Die Eröffnungsperiode ist also ganz bedeutend kürzer geworden. Auch die bei der ersten Geburt nur allzu natürlich obwaltenden Hindernisse von seiten der sogenannten weichen Geburtswege sind diesmal nicht so groß, die Dehnung der Scheide, die Vorwölbung des Dammes gehen leichter vonstatten, der

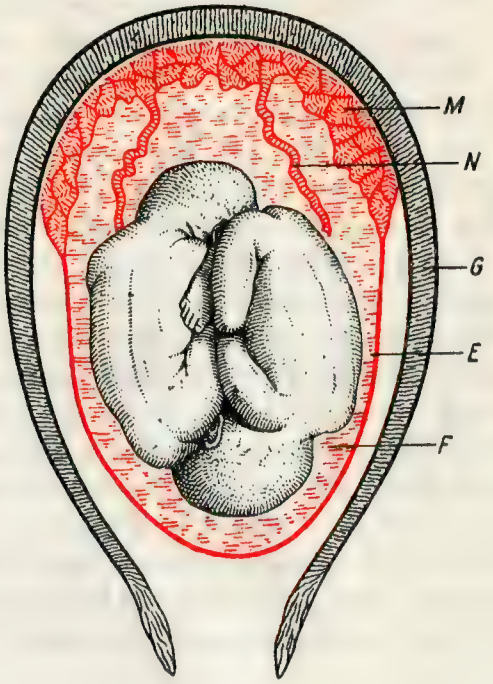
ganze Akt vollzieht sich leichter, schneller, weniger schmerzvoll und ist auch weniger eingreifend in das Seelenleben der Frau. Weiß sie doch jetzt schon, wie alles kommt, weiß sie doch, daß ohne Schmerzen, daß ohne Wehen eine Verzögerung oder gar ein Stillstand der Geburt eintreten könnte; und sie selbst ist es jetzt, die sich nichts sehnlicher wünscht, als starke Wehen, stärksten Schmerz, um möglichst bald erlöst zu sein.

Und dennoch gibt es bei wiederholten Geburten oft Schwierigkeiten, wiewohl es „das erstemal so glatt ging!" Die Erklärung liegt keineswegs in etwa erst jetzt auftretenden Komplikationen, sondern in einer einwandfrei nachgewiesenen Tatsache, deren Wesen darin liegt, daß die zweiten, dritten und Mehrlingskinder sich von Natur aus innerhalb der Gebärmutter bedeutend kräftiger zu entwickeln pflegen als das erste Kind. Größeres Kind, größerer Schädel des Kindes, größere Widerstände von seiten des knöchernen Beckens bei der Geburt und als notwendige Folge – Erschwerung des Geburtsvorganges selbst!

Noch eines einzigen Naturereignisses sei hier Erwähnung getan, das – wiewohl zu den Seltenheiten gehörend – immerhin doch so innig mit dem Akte der Geburt selbst in Verbindung steht, daß wir nicht leicht darüber hinweggehen können. Ich meine die so gefürchtete, in jeder schwangeren Frau als dunkelstes Ahnen schlummernde Befürchtung, ob sie nicht etwa gar Zwillinge bekäme. Wir müssen auch deshalb über diese Möglichkeit sprechen, weil der Geburtsvorgang als solcher eine ganz bedeutende Änderung dadurch erfährt, daß ja nunmehr zwei Lebewesen geboren werden sollen. Daß eine Geburt zweier Kinder nicht gleichzeitig erfolgen kann, daß also ein Kind nach dem andern die Geburtswege passieren muß, um schließlich geboren zu werden, ist mehr als klar.

Solche Zwillingsfrüchte sind in der Regel bedeutend kleiner entwickelt, konnten sich ja auch nicht so kräftig entwickeln wie nur ein Kind, dem die ganze Gebärmutter zur Verfügung stand. Soweit es sich um den Geburtsvorgang als solchen handelt, wird nun die Frage von Wichtigkeit werden, ob sich die Zwillinge aus zwei, gleichzeitig an zwei verschiedenen Stellen der Gebärmutter eingebetteten Eiern entwickelten oder ob sie aus einem einzigen Ei hervorgingen, welches in seiner Anlage verdoppelt war. Diese Frage ist deshalb von größter Wichtigkeit, weil sich in dem ersteren Falle zwei näher oder weiter von einander entfernte Mutterkuchen, zwei sich früher oder später an ihren Flächen berührende Eiblasen, also für jedes Kind die eigenen Ernährungsorgane seines Entwicklungslebens in der Gebärmutter

bilden, während im letzteren Falle, wenn also die Entwicklung der Zwillinge aus nur einem Ei hervorging, sich auch nur ein gemeinsamer Mutterkuchen nachweisen läßt, eine Enährungsstelle also, von der aus sich aber wieder zwei, räumlich durch eine dünne Scheidewand getrennte, separierte Fruchtblasen entwickeln. Es erfolgt bei einer Zwillingsgeburt immer das sich unbedingt wiederholende Ereignis des Blasensprunges, und – je nach der Uranlage



Eineiige Zwillingsschwangerschaft
M = Mutterkuchen, G = Gebärmutter, N = Nabelschnur, E = Eiblase, F = Fruchtwasser.

aus einem oder aus zwei Eiern – der Abgang einer doppelt angelegten oder zweier, von einander getrennter Nachgeburten. Ebenso wie dieser Vorgang bei einiger Aufmerksamkeit leicht verständlich sein dürfte, ist auch die Tatsache leicht einzusehen, daß bei aus einem Ei hervorgegangenen Zwillingen das Geschlecht derselben immer dasselbe ist, während bei zweieiigen Zwillingen das Geschlecht der geborenen Kinder fast immer ein verschiedenes ist oder zumindest sein kann!

Die so ausführlich beschriebenen Vorgänge während der Geburt blieben nicht ohne Einfluß auf den ganzen übrigen Körper der Frau. Die im wahrsten Sinne des Wortes übermenschlich große Arbeit, welche die Frau während dieses Aktes leistet, bleibt nicht ohne Einfluß auf die Herz- und Lungentätigkeit. Die Pulsfrequenz ist eine bedeutend höhere, das Herz schlägt also, so wie bei jeder anderen größeren körperlichen Arbeit, bedeutend rascher und hat eine schnellere Atemtätigkeit in unmittelbarem Gefolge.

Durch das Drängen und Drücken der sich aufbäumenden Gebärmutter, durch die große Arbeit der Bauchpresse wird auch ein Druck auf die Därme selbst und auf den Magen ausgeübt, der sich einerseits in unwillkürlichem Stuhlabgang, anderseits in ein- oder mehrmaligem Erbrechen äußert. In Schweiß gebadet arbeitet die Frau besonders während der Austreibungsperiode mit allen, ihr zu Gebote stehenden Kräften mit, drückt und preßt, so stark sie nur vermag; und dieses Übermaß an willkürlich geleisteter Arbeit äußert sich denn auch unmittelbar nach erfolgter Geburt in einer großen Ermattung, als dem Zeichen des erlittenen Kräfteverlustes. Der Schmerz, das Wimmern einerseits, die Arbeit und der Schweißausbruch anderseits rufen ein überaus großes Durstgefühl hervor, das so quälend sein kann, daß die ausgetrockneten Schleimhäute wie Feuer brennen. Ist mit der Nachgeburt die unvermeidliche Menge warmen Blutes abgegangen, so tritt als natürliches Ereignis, als ein natürliches Ergebnis des plötzlichen Wärmeverlustes unmittelbar nach der Geburt ein Schüttelfrost ein, der die Frau mit den Zähnen klappern, am ganzen Körper zittern läßt und erst durch das entsprechende Bedecken mit warmen Tüchern in kürzerer oder längerer Zeit behoben werden kann.

Das Wochenbett.

Rückbildung der Gebärmutter – Wochenfluß – Dauer des Wochenbettes.

So viel über die Geburt selbst! Sie ist vorbei und unmittelbar, nachdem das Kind geboren, die Nachgeburt abgegangen ist, tritt die Frau in eine neue Epoche ihres Lebens, welche für sie, für ihren Körper von der größten, allergrößten Wichtigkeit ist; sie tritt in die Zeit des sogenannten Wochenbettes. Wochenbett deshalb, weil dieser Zustand, der ja eigentlich die Rückbildung der Fortpflanzungsorgane des Weibes zu ihrem normalen Stadium beinhaltet, vier bis sechs Wochen beansprucht. Solange dauert es zumindest, bis ärztlicherseits die Organe des Weibes, also die Gebärmutter, Gebärmutterkanal,

Gebärmuttermund, Scheide und Scheidenausgang jenen Zustand erreicht haben, der nahezu dem Normalzustand entspricht. Daß nun aber die Frau nicht die ganze Zeit über bettlägerig sein kann und darf, ist ja klar; nicht so klar ist es leider, daß sich die Dauer des Wochenbettes nicht schematisieren läßt, daß wir also nicht imstande sind, diese Dauer für alle Fälle mit acht, zehn oder vierzehn Tagen gleichmäßig zu bemessen. Hier muß individualisiert werden, denn jeder Organismus ist anders gebaut, jeder Organismus reagiert anders; jede Frau benötigt also die ihrer Rückbildungsfähigkeit entsprechende Zeit.

Was soll eigentlich in dieser Zeit geschehen? In erster Linie muß die so übermäßig gedehnt gewesene Gebärmutter sich so kräftig zusammenziehen, die in ihrer Wandung während der Schwangerschaft stattgehabte Vermehrung und Wucherung der einzelnen Muskelfasern sich derartig zurückbilden, daß die Gebärmutter selbst nach und nach wieder die Form und Größe jenes birnförmigen Körpers erhält, die der Norm entspricht. Am zehnten Tage nach der Geburt etwa ist die Gebärmutter so weit rückgebildet, daß sie durch die äußere Bauchdecke nicht mehr tastbar ist, daß sie wieder ihren Platz im kleinen Becken gefunden hat, und mit ihr natürlich auch die, während der Schwangerschaft mit der Gebärmutter hoch hinauf gezogenen Anhänge der Eileiter und Eierstöcke. Auch sie harren, wieder an ihrem früheren Orte angelangt, ihrer normalen Tätigkeit und Funktion, die letzten Endes ja wieder nichts anderes beinhaltet, als ein neuerliches Erzeugen von Eiern, eine neue Befruchtung, eine neue Schwangerschaft!

Zum Glücke kommt es unmittelbar nach Geburten, ich meine wenigstens in den ersten Monaten nach den Geburten, selten zu einer neuen Schwängerung. Die Rückbildung der Gebärmutter während des Wochenbettes beinhaltet gleichzeitig auch eine komplette Erneuerung ihrer Innenauskleidung, also eine absoluteste Neubildung der ihre Höhlung bekleidenden Schleimhäute. Jene schon während der ersten Zeit der Schwangerschaft in die Wandung der Gebärmutter eingewachsenen Zotten, welche sich nach und nach als verbindende Glieder in die mütterlichen Blutgefäße immer tiefer und tiefer eingruben, eine innige Verbindungsstelle mit dem Mutterkuchen bildeten, sind nunmehr nutzlos und fallen der automatischen Zerstörung, dem automatischen Zerfall anheim. Sie selbst, und mit ihnen gleichzeitig stoßen sich all die umgebenden Anteile der Gebärmutterschleimhaut ab, und so kommt es zu der Erscheinung des sogenannten Wochenflusses, eines Abganges von Flüssigkeiten aus der Gebärmutter durch die Scheide nach außen;

vergleichbar etwa dem Abgang des Blutes während der allmonatlichen Menstruation, nur in verstärktem Maße, sowie völlig verändertem Aussehen und Charakter.

In den ersten drei bis vier Tagen reichlichst mit Blutgerinnseln, welche aus den zahlreichen eröffneten Blutgefäßen der Gebärmutterwand stammen, vermengt, wird dieser Ausfluß ungefähr vom vierten bis zum neunten Tage geblich, mit Serum und Schleim untermischt, hie und da von einigen blutigen Fäserchen durchzogen. Die große Wunde, welche anfangs das ganze Innere der Gebärmutterhöhlung umfaßte, beginnt sich mit neuen Schleimhäuten zu decken und scheidet hiebei diese gelblich schleimige Flüssigkeit ab. Die letzten Tage über, also vom neunten bis zum vierzehnten Tage und von da noch durch mehrere Wochen andauernd, geht ein milchig-weißer Ausfluß aus der Scheide ab, eine normale Schleimabsonderung, die mit zahlreichen zerfallenen Drüsen- und Schleimhautteilchen vermengt ist. Doch allmählich wird auch dieser Ausfluß geringer, und nach etwa sechs Wochen hört dieser für die Frau so unangenehme Naturvorgang von selbst vollständig auf. Er ist – und das sei ausdrücklich erwähnt – absolut nichts Krankhaftes, sondern ein natürlicher Zustand, ebenso natürlich wie etwa die Krustenbildung an einer Wunde der äußeren Haut. Die Menge der in den ersten drei Tagen abgehenden Flüssigkeitsmenge beträgt nach vorgenommenen Wägungen ungefähr ein Kilogramm.

Jede Änderung aber in Aussehen, Farbe, Dauer oder Menge dieses Ausflusses läßt auf irgendeine krankhafte, abnormale Erscheinung schließen: sei es, daß die Nachgeburt nicht ganz abgegangen ist und dadurch die Blutbeimengungen stärker und länger andauern, sei es, daß die Rückbildungsvorgänge durch irgend eine Infektion gestört, unter Eiterabsonderung vor sich gehen. Doch all diese Erscheinungen gehören in das Kapitel der Medizin und seien daher hier bloß erwähnt, nicht aber genau beschrieben.

Gleichzeitig mit der Rückbildung der Gebärmutter setzt jedoch — fast könnte man sagen in den allerersten Stunden nach der Geburt ein zweites, überaus wichtiges Ereignis ein, nämlich die nunmehr rasch vor sich gehende Entwicklung der Brustdrüsen als milchspendende Organe. Also auf der einen Seite ein Rückbildungsvorgang, auf der anderen Seite der Vorgang einer überaus raschen, tatkräftigsten Fortbildung!

Wie wunderbar bleibt doch die Natur! Welch großer Gegensatz auch in dieser Beziehung zwischen dem Menschen und allen Säugetieren, bei denen sich die milchspendenden Organe ja schon während der Schwangerschaft,

also vor dem Geburtsakte entwickeln! Das junge Säugetier ist kaum geboren und schon langt es instinktiv nach den Zitzen des Muttertieres; es findet daselbst auch tatsächlich schon Milch vor. Beim Menschen muß erst das Kind geboren sein, und erst am dritten Tage setzt, dann aber rapid, die Entwicklung der Brustdrüse, die Erzeugung der Milch, ein. Sind die Brustdrüsen schon am zweiten Tage angeschwollen gewesen, so findet das angelegte Kind vorerst nur ganz wenig einer gelblichen, milchähnlichen Flüssigkeit vor. Das Saugen des Kindes aber, sein Ziehen an der Brustwarze wirkt als Anreiz zu rascherer Entwicklung der Drüse, als Antrieb zur Milcherzeugung; der dritte oder vierte Tag erst ist es, an welchem in das nunmehr mächtig geschwollene, mächtig vergrößerte Organ der Brustdrüsen „die Milch einschießt". Ein Spannen, ein Ziehen, ein Druckgefühl in den hart gewordenen Brüsten, fast immer mit einer ganz geringen Temperatursteigerung verbunden, findet durch das Absaugen von seiten des Kindes rasch seinen Abschluß, rasch seinen Übergang in die Normalfunktion der Milchabgabe und Milchentnahme. Die Mutter wurde innerhalb weniger Tage zur Amme.

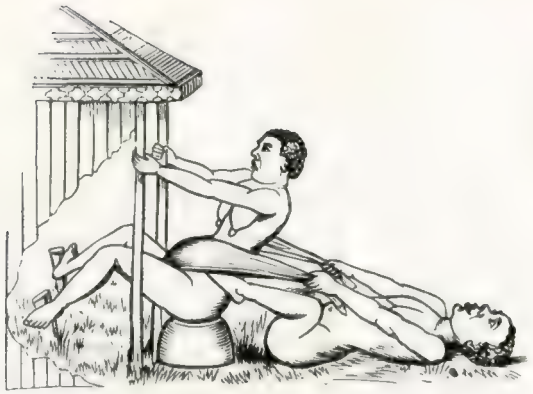
Daß die Frau während dieser beiden hochwichtigen Veränderungen ihres Körpers, während der Rückbildung ihrer Geschlechtsorgane und der Entwicklung der Brüste der größten Ruhe bedürftig erscheint, ist allbekannt; es sollen sich ja auch alle übrigen, während der Schwangerschaft und Geburt vor sich gegangenen Veränderungen des Körpers, ob sie nun die Atmungs-, Kreislauf- oder Verdauungsorgane betroffen haben mögen, jetzt wieder zur Normalität rückbilden. In erster Linie wohl die bisher übermäßig gedehnt gewesenen Muskeln der Bauchdecken. Erst wenn alle diese Rückbildungsvorgänge in entsprechendem Maße vor sich gegangen sind, erst dann ist die Frau befähigt, das Wochenbett zu verlassen, ist sie wieder allen Anforderungen des Alltagslebens gewachsen, kann sie wieder das sein, was sie sein soll: ein gesundes Weib, eine gesunde Mutter!

Diesen Zeitpunkt richtig zu entscheiden, vermag jedoch nur der Arzt; er kennt den Normalzustand des gesunden Weibes, er kennt aber auch alle bösen Folgen, welche eine zu kurze Dauer, eine zu mangelhafte Pflege während der Tage des Wochenbettes mit sich bringen. Ich persönlich will diese Tage des Wochenbettes auf wirkliche Wochen ausgedehnt wissen, auf Wochen, deren Anzahl in ihrem Mindestmaß acht betragen soll; wenn schon nicht in jeder anderen Beziehung, so vornehmlich doch in einer einzigen Ruhe, in der absolutesten Schonung in geschlechtlicher Beziehung. Nichts schadet einer jungen Frau, einer jungen Mutter mehr, als wenn die während der

Schwangerschaft, während der Geburt und während der ersten Tage nach derselben so hart mitgenommenen Geschlechtsteile nicht jetzt eine lange Zeit hindurch eine komplette Stilllegung in jeder Beziehung finden können. Jedes sexuelle Verlangen von seiten des Mannes und der Frau soll verstummen gegenüber der Sprache der Vernunft, welche als das wichtigste Gebot die vollste Gesundheit der jungen Frau fordert. – – –

Der ganze Vorgang der Geburt und des Wochenbettes ist ein viel zu komplizierter und wunderbarer, als daß sich seiner nicht auch der Volksaberglaube bemächtigt hätte. So wie bei allen nicht ganz geklärten Erscheinungen, welche sich im Leben der Menschheit, vornehmlich aber in dem des Weibes abspielen, immer wieder Götter, böse und gute Geister herhalten mußten, so schuf sich natürlich schon von altersher fast jedes Volk seine eigene „Mythologie der Geburt". Bei den alten Griechen wie bei den alten Römern waren es Göttinnen, unter deren Schutz die Frau vom Beginne der Schwangerschaft an stand; dieselben Göttinnen, die – wie wir in einem späteren Abschnitt sehen werden – einen eigenen Kultus und Gottesdienst ihr eigen nennen konnten, denen zu Ehren Tempel erbaut und Feste gefeiert wurden. Ich vermeide es absichtlich, hier in nähere Beschreibungen all dieser geschichtlich überlieferten Tatsachen einzugehen und will nur die Namen einer Astarte, einer Astarot, einer Ceres und Hekate nennen; sie alle waren Göttinnen der Fruchtbarkeit, ursprünglich der Fruchtbarkeit des Menschen, späterhin auch der des Erdbodens.

Im Gegensatz zu der Ansicht und Auffassung der Geburt als eines, unter göttlichem Schutze stehenden Ereignisses finden wir bei fast allen rohen, unkultivierten Völkerschaften eine herzlose Verachtung, die grausamste, geradezu unmenschlich zu nennende Behandlung der Frau während der Geburt und während des Wochenbettes. Dort gilt die Frau ebenso wie während ihrer Menstruation auch während dieses erhabensten Aktes der Natur als „unrein". Fernab von allen menschlichen Ansiedlungen, bestenfalls durch eine armselige Bretterhütte gegen Kälte, Regen und Sturm geschützt, sich selbst ganz allein überlassen, gebären die Frauen fast aller schwarzen Völker, mögen sie nun den Indianern, Negern oder sonst irgendeiner anderen Rasse angehören; von Geburtshilfe im Sinne unserer Auffassung, von einer Pflege oder Wartung und selbstverständlich auch von den einfachsten Anforderungen der Reinlichkeit und Hygiene ist keine Rede. Die Frau muß mit sich, mit ihren Wehen, mit dem Abnabeln des Kindes, mit dem Wochenbette allein fertig werden; und geht sie oder das Kind dabei zugrunde, so spielt das



Schwere Niederkunft einer Frau in Kerrie am Weißen Nil

Niederkunft der Penimonee-Indianerinnen

Creek-Indianerin, niederkommend

Nach Fr. v. Reitzenstein: „Das Weib bei den Naturvölkern"

gar keine Rolle, da ja das Weib selbst eine untergeordnete Rolle spielt und kaum einer guten Magd gleich bewertet wird.

So können wir in den Berichten einiger Afrikaforscher lesen, daß die Frauen bis zur letzten Stunde die allerschwersten Arbeiten leisten, daß sie, wenn einem Nomadenstamm angehörig, ganz einfach bei Beginn ihrer Wehen mitten am Wege, wo immer und wann immer es sei, zurückgelassen werden, während der ganze Stamm ruhig seines Weges weiterzieht. Erst bis die Geburt, bis das ganze Wochenbett vorbei ist, mag die junge Mutter sehen, ob und wo sie ihren Stamm wiederfindet!

Andere Berichte gehen dahin, daß wohl die unglaublichsten und rohesten Versuche einer geburtshilflichen Leistung hie und da gemacht werden; mögen sie bloß darin bestehen, daß irgendeine starke Mannesperson, daß mehrere Weiber desselben Stammes der Gebärenden mit den Füßen auf dem Bauche herumtreten, daß man der armen Frau ein starkes Brett quer über den Bauch legt und dieses durch mehrere Personen gewaltsam niederdrücken läßt, oder aber in der noch viel roheren Art und Weise, durch die Scheide irgendeinen Kindesteil erlangen zu wollen und ihn dann gewaltsam herauszureißen! Maßregeln, die weit eher und weit mehr Todesfälle als neues Leben im Gefolge zu haben pflegen.

Wie anders denkt doch die heutige Kulturwelt über Geburt und über deren Leitung und Pflege!

Ist das Wochenbett vorüber, hat die Frau wieder ihre normale Lebensweise aufgenommen, so beginnt für sie eine neue Lebensepoche, die ich als die „Zeit der Mutterschaft" bezeichnet wissen will. Eine Zeit, die, rund genommen, wohl ein- bis einundeinhalb Jahre in Anspruch zu nehmen pflegt. So lange dauert es ja, bis das neugeborene Kind aus den größten Fährlichkeiten, aus den gröbsten Unannehmlichkeiten heraus ist.

Die Zeit der Mutterschaft.

Veränderung der Brüste – Rückbildungsvorgänge des Körpers – Das „Absetzen" des Kindes – Blütejahre des Weibes.

Die Frau als Mutter, die Frau als Amme! Die ganze Ernährung, die ganze Körperpflege, das ganze Leben der Frau – möchte ich sagen – sind zumindest während der ersten Hälfte dieser Zeit nur auf das Kind, auf den Beruf als Amme eingestellt! Ich spreche hier natürlich nur von der echten Mutter; nicht von jenen modernen Damen, die es als ein übergroßes Verdienst an-

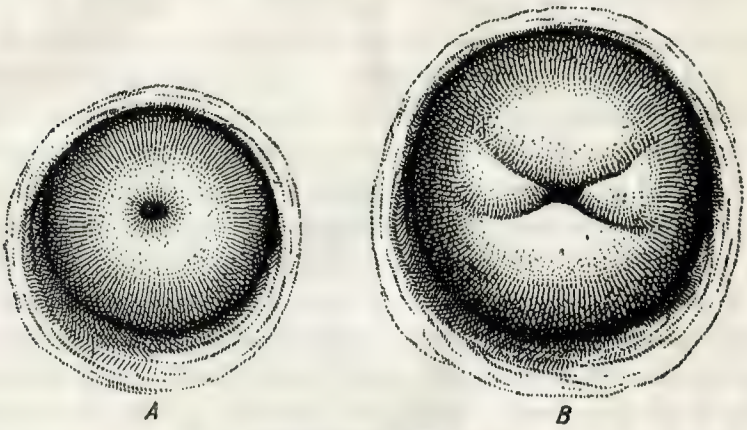
sehen, als eine Tat, deren sie sich voll Stolzes brüsten, wenn sie einen solch hohen Grad von Selbstverleugnung aufgebracht haben, daß sie ihr Kind sechs bis zehn Wochen säugen! Die wirkliche Mutter vergißt sich selbst; ihr ist es einerlei, daß durch das Übermaß von Flüssigkeiten, welche sie während der Zeit des Stillens zu sich nehmen muß, der ganze Körper plötzlich zu Fettansatz neigt!

Die Brüste werden üppiger, immer schwerer und gleichzeitig treten alle Rundungen, alle Körperformen deutlicher hervor? Der Akt der Geburt selbst führt in dem ganzen Haushalte des weiblichen Körpers eine derartige Umwandlung herbei, daß eigentlich er allein es ist, der das Weib erst so recht zum Weibe macht. All die während der Schwangerschaft aufgetretenen, äußerlich sichtbaren Veränderungen des Körpers treten nach und nach zurück; ein völliges Verschwinden aber ist fast nie zu konstatieren. Die namentlich an der Bauchhaut vorhanden gewesenen Schwangerschaftsstreifen verblassen allmählich, und nur eine geringe Differenz des Kolorits verrät dem Kennerauge, was vor sich gegangen. Die großen Erweiterungen der Venen an den unteren Extremitäten gehen fast vollständig zurück; dennoch muß aber zugestanden werden, daß namentlich bei schlechter Pflege die Neigung zu Krampfaderbildung auch weiter bestehen bleibt. Die gelben Flecken im Gesicht, die oftmals entstellende Schwellung der Lippengegend haben schon im Wochenbette zu bestehen aufgehört, ein verklärtes, glücksprechendes und -spendendes Auge tritt an die Stelle dieser Verunstaltung und macht die junge Mutter zu dem, was wir gewöhnlich als „madonnenhaft" bezeichnen. Ich habe wohl in meiner Praxis viele Tausende von Geburten geleitet, viele Tausende von jungen Müttern gesehen; und, abgerechnet von jenen Weibern der niedersten Klassen, die zum größten Teile das Material der öffentlichen Gebärhäuser bilden, denen vom ersten Tage der Schwangerschaft an das werdende Kind eine Sache des Greuels und des Ekels war, habe ich diesen Madonnenblick immer und immer wieder gefunden. Wer ihn noch nicht kennt – der betrachte nur eine Mutter, wenn sie ihr Kind voll Liebe und Glück an die Brust nimmt!

Neun Monate nach der Geburt pflegt in der Regel der gefürchtete Moment – im Leben einer jungen Mutter gibt es so viele gefürchtete Momente – des Absetzens des Kindes zu kommen. Wir sahen an früherer Stelle, gelegentlich unserer Besprechungen über die weibliche Brust, daß diese Zeit des Absetzens bei manchen Völkerschaften überhaupt nie komme, und führten auf die Tatsache der fortwährenden Inanspruchnahme, des jahrelangen Funktionierens

der Brüste, die Erklärung der stetigen Milchabsonderung zurück. Diese Erscheinung sei deshalb hier nochmals erwähnt, weil sie uns zur Unterstützung der gleich zu besprechenden Tatsachen behilflich sein kann.

Das Absetzen des Kindes geht anstandslos vor sich, weil die Brustdrüse erst dann aufhört Milch zu geben, sich also in ihrer Milch erzeugenden Fähigkeit erst dann von selbst zurückbildet, wenn der Reiz der Milchentnahme aufhört. Mit anderen Worten also: in demselben Maße, als das Kind weniger lang und weniger oft angelegt wird, hört die Brustdrüse auf, Milch zu erzeugen und Milch zu geben. Der „gefürchtete" Moment des Absetzens ist also durch-



Muttermund

A einer jungfräulichen (noch nicht geboren habenden) Gebärmutter; Öffnung grübchenförmig

B einer schon geboren habenden Gebärmutter; Öffnung durch seitliche Einrisse quergestellt.

aus nicht zu fürchten; die Pausen während der einzelnen Mahlzeiten des Kindes werden vergrößert, eine oder die andere derselben wird durch die künstliche Ernährung, durch ein Fläschchen ersetzt. Mag auch in den ersten Tagen, als Folge der durch viele Monate gewohnten Tätigkeit, die Brust noch stellenweise hart, mit Milch prall gefüllt erscheinen, sie hört im Verlaufe längstens einer Woche doch auf zu arbeiten. Daß eine solche vorübergehende übermäßige Füllung der Brustdrüsen mit einigen Schmerzen verbunden ist, erscheint ja klar; aber dies ist und bleibt auch alles! Bald nach dem Absetzen des Kindes verkleinern sich die Brüste von selbst, das Drüsengewebe im Innern derselben schrumpft immer mehr und mehr und harrt geduldig jener Zeit, wo es durch eine etwaige neue Schwangerschaft neuerlich in Kraft treten könnte.

Was die äußerlich nicht sichtbaren körperlichen Veränderungen des Weibes in und nach seiner Mutterschaft betrifft, so ist es leicht erklärlich, daß das Durchtreten des Kindes durch die weichen Geburtswege, also durch Gebärmutterkanal, Gebärmuttermund und Scheide, nicht ohne größere oder kleinere Schleinmhautverletzugen, Schleimhautrisse vor sich gehen konnte. Die sich namentlich im Gebiete des Gebärmuttermundes bildenden Narben geben diesem eine andere Form, ein anderes Gepräge; während er im jungfräulichen Zustande konzentrisch rund war, während der äußere Muttermund als ein kleines, rundes Grübchen erschien, wandelt die erste Geburt ihn in ein dickwulstiges Gebilde mit einer ungefähr einen Zentimeter langen, quer gestellten Furche im Zentrum um. Der Scheideneingang als solcher wurde allzusehr gedehnt, als daß er wieder jungfräulich oder richtiger gesagt im Zustande einer noch nicht geboren habenden Frau erscheinen könnte. Er bleibt etwas weiter, bei schlecht geleiteter oder allzu stürmisch erfolgter Geburt sogar klaffend. Doch all dies sind und bleiben Details, die nur den Arzt interessieren können.

Wie verhält sich nun der weibliche Körper in den weiteren Jahren, in den Blütejahren der Frau? Die Beantwortung dieser Frage ist deshalb so schwierig, weil es für diese Jahre keine Norm, keine Grenze gibt. Daß rasch aufeinanderfolgende Geburten mit dem ihnen folgenden Säugungsgeschäft all die eben erwähnten Überbleibsel der ersten Geburt vergrößern und vermehren, insbesondere bei mangelhafter Pflege ganz ungeahnt zu steigern vermögen, ist klar. Ansonsten bleibt die Frau solange blühend, als sie sich selbst blühend zu erhalten vermag. Denn alle Erscheinungen des fortschreitenden Alters sind für Mann und Weib gleich, gehen für Mann und Weib in gleichem Schritt und Tritt vorwärts, mag es sich nun um die erste Runzel, oder aber um das erste graue Haar handeln. Daß der Mann aber, er, der im Kampfe um das tägliche Brot draußen im Leben steht, all diesen ersten Erscheinungen des Alters weit weniger Gewicht beizulegen pflegt, als das Weib, hängt nur mit dem Seelenleben zusammen.

Das verblühende Weib.

Die Wechseljahre – Aufhören der Menstruation – Rückbildung der inneren Geschlechtsorgane – Ausfallserscheinungen – Übergang in das Greisenalter – Das Weib als Greisin.

Der erste Ruck, wenn ich so sagen darf, jene erste schwere seelische Verstimmung, welche auf eine Veränderung des weiblichen Körpers zurückzu-

Gewichtszunahme und Längenwachstum des gesunden Kindes

Alter in Monaten	Durchschnittliches Gewicht in Grammen		Durchschnittliche Größe in Zentimetern	
	Knaben	Mädchen	Knaben	Mädchen
1	3451	3219	50,6	50,1
2	4108	4002	54,1	53,8
3	4840	4792	55,6	57,5
4	5670	5409	59,9	59,3
5	5868	5866	60,5	61,0
6	6852	6426	63,0	62,2
7	7017	6855	64,4	64,0
8	7152	6936	66,1	66,9
9	7579	7396	67,4	67,0
10	8312	7527	65,9	67,0
11	8412	7588	69,6	67,0
12	8588	7756	70,7	68,1
13	8691	8277	72,0	71,8
14	8897	8350	72,2	70,9
15	8991	8400	73,0	71,5
16	9414	8807	74,1	72,5
17	9810	9164	74,6	73,8
18	9850	9219	76,0	73,8
19	9881	9247	76,1	74,6
20	9973	9250	75,7	75,2
21	9991	9261	77,5	77,0
22	10344	9700	78,2	77,7
23	10399	9887	78,3	79,2
24	10547	10058	78,8	79,5
25	10574	10106	80,0	80,3
26	11133	10336	80,5	80,4
27	11200	10508	81,6	83,4
28	11200	10750	82,0	83,5
29	11250	11100	82,5	83,9
30	11407	11829	83,7	84,1

Die durchschnittliche Körperlänge des neugeborenen Knaben beträgt 50 cm
" " " " " Mädchens " 49 "

Das durchschnittliche Körpergewicht des Neugeborenen ist 3200—3500 g

In den ersten vier Tagen Gewichtsabnahme um $^1/_{15}$ des ursprünglichen Gewichtes, im Durchschnitt ca. 222 g (Nabel!). Dann bei normaler Ernährung Ausgleich, so daß das Körpergewicht am achten Tage so groß ist wie am ersten. Vom neunten Lebenstage an unter normalen Verhältnissen tägliche Gewichtszunahme ca. 25—35 g.

führen ist, tritt erst dann zutage, wenn das natürliche Ereignis des sogenannten „Wechsels" vor sich geht. –

Allgemein spricht man von Wechseljahren. Warum Jahre, ist mir eigentlich unverständlich. Mag sich dieses Ereignis, das letzten Endes in nichts anderem besteht als darin, daß die Tätigkeit der Eierstöcke allmählich erlischt, auch sicherlich viele Monate vorher ankündigen, so ist und bleibt eine solche Ankündigung vorerst doch nur auf das Seelenleben beschränkt. Die Frau weiß, daß sie geschlechtlich zu funktionieren aufhören soll, und die Furcht vor diesem Ereignis, die Furcht vor diesem unverkennbaren und unableugbaren Zustand ist es, welche seelisch so tief auf das Weib wirkt. Doch davon später! Wir wollen uns hier ja bloß auf das rein Körperliche beschränken.

Hat sich ungefähr zwischen dem vierzigsten und fünfzigsten Jahre – eine genaue Zeit, ein genaues Lebensjahr läßt sich unmöglich fixieren – einmal die Periode dahin geändert, daß sie beispielsweise statt, wie normal, nach achtundzwanzig Tagen, etwa nach vierzig Tagen eintritt, daß sie statt, wie normal, fünf Tage, etwa nur zwei bis drei Tage dauert, so mag dies als erstes Zeichen aufgefaßt werden, daß nunmehr in der, an anderer Stelle so ausführlich beschriebenen und erklärten Ovulation, – also in der Fähigkeit der Eierstöcke Eier zu liefern, und als Folgeerscheinung dieses Vorganges die Menstruation zu zeitigen – die erste Einschränkung stattgefunden habe. Die Eierstöcke beginnen eben nach und nach zu verkümmern, beginnen sich als nicht mehr nötige Organe zurückzubilden. Und in dem Maße, als diese Rückbildung vor sich geht, in demselben Maße werden weniger Eichen erzeugt, entstehen weniger gelbe Körperchen, tritt weniger häufig und weniger stark sowohl in Dauer als in Intensität die monatliche Menstruation ein. Ein ganz natürlicher Vorgang, der gewiß nicht Jahre dauern kann, schlimmsten Falles vielleicht acht bis zehn Monate; länger braucht wohl kein gesundes Organ im menschlichen Körper, um sich rückzubilden. Es sei hier ausdrücklich betont, daß die normalen Erscheinungen des Wechsels in einem Aufhören der Blutungen, in einer Vergrößerung der Intervalle zwischen diesen Blutungen bestehen, nicht aber in gegenteiligen Beobachtungen.

Wie jeder andere Naturvorgang im Leben des Weibes entweder als etwas ganz Selbstverständliches hingenommen wird, oder aber, ganz und gar falschen Deutungen unterliegt, so natürlich auch der Wechsel. Sind alle falschen Auffassungen über die körperlichen Funktionen im gewissen Sinne vielleicht als harmlos hinzustellen, so müssen wir doch gerade diesen Vorgang

einer größeren, gründlicheren Würdigung von seiten der Frauen empfehlen. Dies umsomehr, als es ja allgemein bekannt sein dürfte, daß sich gerade zur Zeit des Wechsels Krankheiten anderer Organe rapid schnell zu entwickeln pflegen, daß anderseits aber auch die Geschlechtsorgane selbst gerne leichtere oder schwerere Komplikationen, in anderen Lebensjahren vielleicht harmlose Irritationen aufweisen können. Es ist daher von so überaus großer Wichtigkeit, zu wissen, daß durch den Wechsel die Blutungen aufhören und geringer werden. Jedes häufige und zu starke Bluten während dieser Zeit ist nicht mehr normaler Wechsel, sondern ist als krankhaft zu bezeichnen und gehört in Beobachtung und Beurteilung des Arztes!

Anders steht es allerdings mit all den Folgeerscheinungen, welche durch die Rückbildung der Eierstöcke als Drüsen mit innerer Sekretion, gewöhnlich als sogenannte „Ausfallserscheinungen" bezeichnet werden. Ausfallserscheinungen deshalb, weil die Eierstockdrüsen und ihre Funktionen ja allein das ausschlaggebende Moment für alle Merkmale und körperlichen Erscheinungen der Weiblichkeit im Weibe waren, ebenso wie etwa der Hoden und seine Tätigkeit erst den Mann zum Manne machen. Fallen nun durch Rückbildung der Eierstockdrüsen all diese Momente der Weiblichkeit nach und nach weg, so ist es natürlich, daß dies nicht ohne Einfluß auf den Gesamtorganismus des Weibes bleiben kann. Im ganzen und großen Erscheinungen, welche identisch mit denjenigen sind, die wir beobachten können, wenn man einer Frau aus irgendeinem Grunde in jungen Jahren die Eierstöcke operativ entfernen mußte.

Neben ganz eingreifenden Änderungen der Herzaktion sowie der Blutdruckverhältnisse tritt namentlich eine Erscheinung besonders in den Vordergrund; die Neigung zum übermäßigen Fettansatz, zum Dickerwerden. Und so sehen wir denn auch, daß im oder unmittelbar nach dem Wechsel die Frauen ganz bedeutend stärker werden. Die im Volksmunde als „Wallungen" bezeichneten Erscheinungen sind nichts anderes als eine Unausgeglichenheit des Blutdruckes, der Blutzirkulation, die plötzlich eine Überfüllung des Gehirnes und des Kopfes mit Blut herbeiführt und so das Gefühl übermäßiger Wärme, unbegründeten Errötens und stärkster Kopfschmerzen hervorzurufen vermag.

Gleichzeitig mit dem Aufhören der Funktionen des Eierstockes tritt jedoch auch eine Rückbildung aller übrigen körperlichen rein weiblichen Geschlechtsmerkmale ein. Die Gebärmutter selbst schrumpft, desgleichen die Scheide und die äußeren Schamlippen; das Drüsengewebe der Brust läßt sich bereits

ein Jahr nach dem Wechsel überhaupt nicht mehr nachweisen, die Brüste sind welk geworden. Und dennoch gibt es wieder Fälle genug, in denen wir gerade in und nach dem Wechsel eine Größenzunahme des Busens wahrnehmen können. Dieser scheinbare Widerspruch ist dadurch erklärt, daß der übermäßige Fettansatz, von dem wir eben sprachen, auch die Brüste ergreift und nunmehr nicht nur die Größe und das Volumen der früher vorhanden gewesenen Drüsengewebe ersetzt, sondern sie vielmehr noch weitaus übertrifft.

Das Weib hat also mit vollzogenem Wechsel eigentlich aufgehört, Weib zu sein. War bisher das ganze Leben eine stets aufsteigende Kurve der Weiblichkeit im Weibe, ein sich immer mehr und mehr in seiner Entwicklung steigerndes Wachsen und Hervortreten all jener Eigenschaften, die dem Beruf des Weibes, dem Beruf der Fortpflanzung galten, und konnten wir den Höhepunkt dieser Kurve zwischen zwanzig und fünfunddreißig Jahren beobachten – damals, als das Weib in seinen Blütejahren stand –, so kehrt es nunmehr zu einem, ich möchte sagen körperlich wenigstens geschlechtsindifferenten Individuum zurück. So etwa, als würde es wieder ein Kind vor der ersten Periode. Doch auch hier gibt es Ausnahmen! Wir kennen Fälle, in denen auch nach dem Wechsel hie und da ein Eierstock noch ein Eichen produziert, welches ohne das Merkmal einer Periode bei stattgehabtem Geschlechtsverkehr zu einer sogenannten Spätschwängerung führen mag. Ist dieser Fall gewiß ein Ausnahmefall, so steht er doch nicht im krassesten Gegensatz zu der als Regel zu bezeichnenden Tatsache, daß das Erlöschen aller körperlichen weiblichen Funktionen durchaus nicht auch ein Erlöschen des typisch weiblichen Seelenlebens bedeutet, beziehungsweise beinhaltet; mag auch das Weib körperlich aufgehört haben, ein Weib zu sein, in Seele, Seelenleben und in sexueller Beziehung bleibt es doch Weib.

Für uns vollzog diese körperliche Erscheinung des Wechsels auch den strengen Wechsel vom vollwertigen Weib zur Greisin. Schneller als man zu denken vermag, geht es in körperlicher Beziehung abwärts. Alle Modekünste, alle Versuche der Haut- und Körperpflege können wohl den wahren Sachverhalt etwas verschleiern, aber es hilft ja doch nichts. Der Fettansatz wird immer stärker, die Runzeln immer tiefer, das Haar immer grauer, die Elastizität des Körpers nimmt immer mehr ab. Bald versagt dieses oder jenes Organ des übrigen Körpers seinen Dienst – das Greisenalter ist da!!

Diese Periode im Leben des Weibes vom Standpunkte einer Analyse des Weibes aus zu beschreiben, ist nicht unsere Aufgabe und kann nicht unsere

Aufgabe sein. Sie fällt zusammen mit der Beschreibung des allgemeinen Menschenlebens, etwa mit der Beschreibung des Greisenalters als solchen. Unterschiede zwischen Weib und Mann gibt es da nicht; körperlich zumindest nicht! Das Seelenleben, über das zu sprechen wir ja noch Gelegenheit haben werden, geht hierin andere Wege! Ist es bei dem Manne erfüllt von dem Bewußtsein, Arbeit geleistet zu haben und voll Ruhe und Stolz auf all das, was er geleistet, zurückzublicken, so ist es beim Weibe, bei der Greisin, mag sie nun eine junge oder alte Greisin sein, einzig und allein von einem Wunsche beseelt: „Jung, jünger, am jüngsten zu werden, oder da dies nicht geht, wenigstens zu erscheinen!"

So hätten wir denn den ersten Hauptabschnitt unserer Besprechungen beendet. Wir haben das Weib ab ovo, das heißt vom Ei bis fast zum Tode in seinen körperlichen Erscheinungen genau zergliedert und besprochen. Wir verfolgten die ganze Entwicklung des Körpers und können zusammenfassend mit Recht sagen, daß das Weib wohl das größte Wunder aller Welt ist! Jede einzelne Funktion seines Körpers, jede einzelne Entwicklung seiner Organe ist systematisch aufgebaut, erscheint wohlgeordnet, wohlbegründet! Ein Leben und Streben Tausender von Mächten, die alle aber von einer einzigen, großen Übermacht gelenkt und geleitet erscheinen, die alle dahin gehen, das Weib dazu zu befähigen, daß es seine Mission als Erhalterin der Rasse und des Menschengeschlechtes zu erfüllen vermag. –

Die Seele des Weibes und ihre Funktionen

Allgemeine Betrachtungen über Psychologie.

Die Seele des Menschen – Die Seele des Weibes – Schopenhauer, Moebius und Weininger – Gehirnmasse und Seelenleben – Zusammenhang zwischen Körperfunktion und Seelenleben – Das Weib im Weibe.

Es gibt wohl kein schwierigeres Kapitel als das der Ergründung und richtigen Bewertung psychologischer Zustände im Menschenleben. Mögen dieselben auch, wie dies von den Philosophen der verschiedenen Zeiten leider nur allzuoft versucht wurde, in ein starres Schema gebracht werden können, möge man auch bemüht sein, sie durch gegenseitige Gegenüberstellung entsprechend zu bewerten, zu vergleichen, einzuschätzen, es bleibt doch immer und immer wieder bei wirklich kritischer Betrachtung all dieser Erklärungsversuche in dem objektiven Denker ein gewisser Grad des Zweifelns, ein gewisses Gefühl der absoluten Unbefriedigung zurück, ein Gefühl der Beschämung darüber, daß wir arme Menschenkinder über die Seele in uns denn doch noch sehr wenig, allzu wenig wissen.

Die Psychologie des Menschen ist und bleibt eben für jedes einzelne Individuum eine ganz spezielle Psychologie. Damit sei gesagt, daß jeder Mensch ob hoch, ob nieder, ob alt, ob jung, ob Mann, Kind oder Weib, sein ganz spezielles Seelenleben lebt. Strenge, bis in das kleinste Detail zergliedernde Beobachtungen mögen ja immerhin imstande sein, eine gewisse Ähnlichkeit der Seelenvorgänge gewisser Altersstufen, gewisser Menschenklassen festzustellen; immer aber wird und muß es nur bei Ähnlichkeiten bleiben, bei nichts anderem als Ähnlichkeiten! Und wenn dann der eine oder der andere Forscher und Philosoph auf Grundlage seiner Ergebnisse es wagt, eine Psychologie, das heißt eine Seelenbeschreibung, eine Beschreibung des Seelenlebens einer ganzen Klasse von Menschen, etwa einer Gruppe gleichgeschlechtlicher Individuen zu geben, so ist diese eben nur eine Zusammenstellung vielfach gesammelter Eindrücke. Eine solche Psychologie kann unter keinerlei Umständen bindenden Wert besitzen, denn das Seelenleben des Einzelnen richtet sich nicht nach Regeln! Eine solche psychologische Betrachtung kann

nur das niederschreiben, kann nur die Ergebnisse kundtun, welche sich im Laufe der angestellten Beobachtungen gleichsam von selbst aufdrängten. Eine Psychologie des Mannes beispielsweise kann niemals etwas anderes sein als eine Beschreibung, eine zusammenfassende Darstellung all jener Seelen- und Charaktereigenschaften, welche bei dreiviertel oder neunzehntel der genauer beobachteten Männer sich immer wiederholen; eine Psychologie des Kindes wird uns Aufschluß geben über sein naives Denken, über sein unbegründetes Wollen, sein hemmungsloses Verlangen nach allem Schönen und Guten. Und doch können wir auch hier Ausnahmen der genau beschriebenen, als Regeln hingestellten Typen finden; mögen sie nun in die Klasse der „Wunderkinder" oder aber in deren Gegenteil, in die der sogenannt mißratenen Kinder gehören. So, wie wir diese Unterschiede, diese Ausnahmen auf seiten der beobachteten Geschöpfe finden, ebenso wechselt auch die Zahl und Größe dieser beschriebenen Unterschiede selbstverständlich noch weit mehr durch das Auge des Beobachters, durch den Zeitgeist, durch die Zeit, in der sie angestellt wurden.

Es gibt eben in Wirklichkeit keine Psychologie der Menschen, es gibt nur eine Seelenlehre des Einzelindividuums!

Und doch war und ist man immer wieder bestrebt, die Seelenvorgänge der Menschheit zu zergliedern; fast jeder Philosoph fühlte sich weise genug, um eine solche Psychologie der Menschheit zu schreiben, die aber eigentlich niemals etwas anderes war, als die Beschreibung, die Darlegung der Seelenvorgänge, wie sie sich in einigen wenigen Menschen abspielen. Gleichzeitig aber eine Sammlung von Eindrücken und eine Darstellung derselben in jener Art und Weise, wie sie von dem Betrachter gesehen wurden. Also absolut nicht einwandfrei; im Gegenteil vielmehr beeinflußt durch das Empfinden, durch die Kritik des Beobachters, also durch sein eigenes Seelenleben, durch sein eigenes Seelenempfinden.

Am deutlichsten erkennbar wird dieser nicht zu leugnende Mangel an Objektivität, wenn wir jene psychologisch beschreibenden Werke lesen, welche sich mit dem Seelenleben des Weibes befassen.

Es ist ganz eigenartig, welch verschiedenen Ansichten man beim Studium dieses Kapitels weiblicher Erforschung begegnet. Waren die Philosophen des Altertums, welche sich mit Vorliebe auf dieses Thema stürzten, fast ausnahmslos gerne bereit, die Seele des Weibes zu verherrlichen, und zwar nur zu verherrlichen – ich erinnere an all die vielen Idealgestalten, die uns in der griechischen und römischen Literatur überliefert werden –, so begann bereits zu Be-

ginn des Mittelalters eine Ära, in der es dieser oder jener Beobachter wagte, eine oder die andere schlechte Eigenschaft des Weibes als böses Zeichen seiner schlechten Seele zu brandmarken. War das Seelenstudium, die Seelenbeschreibung des Altertums nichts anderes als eine Verherrlichung des Gesamtbegriffes Weib, so können wir in der Gegenwart von dem ausgesprochenen Gegenteil sprechen: von einer Herabsetzung des Weibes, von einem Suchen nach schlechten, ja den schlechtesten Eigenschaften, von einer gleichsam gewollten Verunglimpfung des Weibes.

Das eine wie das andere ist absolut falsch. So wie es im Altertum gewiß nicht nur Idealgestalten gab, ebenso gibt es heute nicht bloß schlechte Frauen; schlecht in dem Sinne, als sei ihr Seelenleben, und mit ihm der Charakter auf einen nie geahnten Tiefstand gelangt. Der Geist der Zeit, die Art des Beobachtens und des Beobachters bilden das Urteil.

Ich will hier bloß an Schopenhauer erinnern, der in seinem berühmten Werke „Parerga und Paralypomena" eine ausführliche Schilderung des Weibes gab, die allerdings – vielleicht eben, weil sie so sehr zu ungunsten der Frau ausfällt – den Eindruck absoluter Objektivität völlig vermissen läßt. Schopenhauer als Weiberhasser, als Hasser des Weibes, das ihn betrog und seine Liebeswerbungen unbeantwortet ließ, machte eben seinen Groll über einige Frauen zum Groll über das ganze weibliche Geschlecht. Einige Beispiele aus diesem seinem Werke mögen den Leser selbst urteilen lassen:

„Schon der Anblick der weiblichen Gestalt lehrt, daß das Weib weder zu großen geistigen, noch körperlichen Arbeiten bestimmt ist. Es trägt die Schuld des Lebens nicht durch Tun, sondern durch Leiden ab, durch Wehen der Geburt, die Sorgfalt für das Kind, die Unterwürfigkeit unter den Mann, dem es eine geduldige und aufopfernde Gefährtin sein soll. Die heftigsten Leiden, Freuden und Kraftäußerungen sind ihm nicht beschieden; sondern sein Leben soll stiller, unbedeutsamer und gelinder dahinfließen als das des Mannes, ohne jedoch wesentlich glücklicher oder unglücklicher zu sein."

„Je edler und vollkommener eine Sache ist, desto später und langsamer gelangt sie zur Reife. Der Mann erlangt die Reife seiner Vernunft und Geisteskräfte kaum vor dem achtundzwanzigsten Jahre, das Weib mit dem achtzehnten. Aber es ist auch seine Vernunft danach eine gar knapp bemessene. Daher bleiben die Weiber ihr Leben lang Kinder, sehen immer nur das nächste, kleben an der Gegenwart, nehmen den Schein der Dinge für die Sache und ziehen Kleinigkeiten den wichtigsten Angelegenheiten vor."

„Zu Pflegerinnen und Erzieherinnen unserer ersten Kindheit eignen die

Weiber sich gerade dadurch, daß sie selbst kindisch, läppisch und kurzsichtig, mit einem Wort, zeitlebens große Kinder sind: eine Art Mittelstufe zwischen dem Kind und dem Manne, als welcher der eigentliche Mensch ist. Man betrachte nur ein Mädchen, wie es tagelang mit einem Kinde tändelt, herumtanzt und singt, und denke sich, was ein Mann beim besten Willen an seiner Stelle leisten könnte."

„Als die Natur das Menschengeschlecht in zwei Hälften spaltete, hat sie den Schnitt nicht gerade durch die Mitte geführt. Bei aller Polarität ist der Unterschied des positiven vom negativen Pol kein bloß qualitativer, sondern zugleich ein quantitativer. So haben eben auch die alten und namentlich die orientalischen Völker die Weiber angesehen und danach die ihnen angemessene Stellung viel richtiger erkannt, als wir mit unserer altfranzösischen Galanterie und abgeschmackten Weiberveneration, dieser höchsten Blüte christlich germanischer Dummheit, welche nur gedient hat, sie so arrogant und rücksichtslos zu machen, daß man bisweilen an die heiligen Affen in Benaros erinnert wird, welche im Bewußtsein ihrer Heiligkeit und Unverletzlichkeit sich alles und jedes erlaubt haben."

„Das niedrig gewachsene, schmalschultrige, breithüftige und kurzbeinige Geschlecht das schöne nennen, konnte nur der vom Geschlechtstrieb umnebelte männliche Intellekt; in diesem Triebe nämlich steckt seine ganze Schönheit. Mit mehr Fug als das schöne könnte man das weibliche Geschlecht das unästhetische nennen. Weder für Musik noch Poesie noch bildende Künste haben sie wirklich und wahrhaftig Sinn und Empfänglichkeit, sondern bloß Äfferei zum Berufe ihrer Gefallsucht ist es, wenn sie solche affektieren und vorgeben. Das macht, sie sind keines rein objektiven Anteiles an irgend etwas fähig, und der Grund hiervon ist, denke ich, folgender: Der Mann strebt in allem eine direkte Herrschaft über die Dinge an, entweder durch Verstehen oder durch Bezwingen derselben. Aber das Weib ist immer und überall auf eine bloß indirekte Herrschaft verwiesen, mittels des Mannes, als welchen allein es zu beherrschen hat. Darum liegt es in der Weibernatur, alles nur als Mittel, den Mann zu gewinnen, anzusehen, und ihr Anteil an irgend etwas anderem ist immer nur ein simulierter, ein bloßer Umweg, das heißt, läuft auf Koketterie und Äfferei hinaus. Man darf nur die Richtung und Art ihrer Aufmerksamkeit in Konzert, Oper oder Schauspiel beobachten, zum Beispiel die kindliche Unbefangenheit sehen, mit der sie, unter den schönsten Stellen der größten Meisterwerke, ihr Geplapper fortsetzen. Wenn wirklich die Griechen die Weiber nicht ins Schauspiel gelassen haben, so taten sie demnach recht

daran; wenigstens wird man in ihren Theatern doch etwas haben hören können."

„Mit den Mädchen hat es die Natur auf das, was man im dramaturgischen Sinn einen Knalleffekt nennt, abgesehen, indem sie dieselben auf wenige Jahre mit überreichlicher Schönheit, Reiz und Fülle ausstattete, auf Kosten ihrer ganzen übrigen Lebenszeit, damit sie nämlich während jener Jahre der Phantasie eines Mannes sich in dem Maße bemächtigen können, daß er hingerissen wird, die Sorge für sie auf Zeitlebens in irgendeiner Form ehrlich zu übernehmen."

„Mir scheint, die beste Einrichtung wäre, daß Weiber, sei es als Witwen oder als Töchter, stets nur eine ihnen auf Lebenszeit hypothekarisch gesicherte Rente erbten, nicht aber den Grundbesitz oder das Kapital. Die Erwerber des Vermögens sind die Männer, nicht die Weiber; diese sind daher auch nicht zum unbedingten Besitze desselben berechtigt, wie auch zur Verwaltung desselben nicht befähigt. Weiber sollten niemals über ererbtes, eigentliches Vermögen, also Kapitalien, Häuser und Landgüter, freie Disposition haben. Sie bedürfen stets eines Vormundes, daher sie in keinem möglichen Fall die Vormundschaft ihrer Kinder erhalten sollen. Die Eitelkeit der Weiber, selbst wenn sie nicht größer als die der Männer sein sollte, hat das Schlimme, daß sie sich ganz auf materielle Dinge wirft, nämlich auf ihre persönliche Schönheit und nächstdem auf Flitter, Staat, Pracht. Die Eitelkeit der Männer hingegen wirft sich auf nichtmaterielle Vorzüge wie Verstand, Gelehrsamkeit, Mut und dergleichen."

Diese wenigen Proben mögen genügt haben, um uns die Ansichten Schopenhauers als in jeder Beziehung unter einem bösen Einfluß stehend erkennen zu lassen; Schopenhauers – des Weiberhassers! Könnte ein Weiberhasser wohl anders geschrieben haben? Und solcher „Schopenhauer" gibt es noch eine große erkleckliche Anzahl; sonst wirklich hoch einzuschätzende Männer, welche es sich aber gleichsam zum Stolze angerechnet zu haben scheinen, eine von ihnen gewollte Verunglimpfung des Weibes mit aller Macht zu vollbringen. Ich erinnere hier an Moebius, der in seinem Werke „Der physiologische Schwachsinn des Weibes" ebenso die Geisteskraft und Geistesschärfe des Weibes abzuleugnen versucht, wie er in einem andern Werke, „Die Nervosität", dem Weibe infolge seiner Minderwertigkeit ein Minus an Vernunft und mit diesem eine Disposition zu Nervenleiden anzudichten bestrebt ist.

Ganz im Sinne Schopenhauers, nur wenn möglich noch strenger und in schwärzeren Farben, urteilt der bekannte Philosoph E. v. Hartmann

über das Weib und dessen Seele. Er spricht dem Weibe fast alles ab! Hat er nicht vielleicht auch arge Enttäuschungen von seiten des Weibes erlitten?? Und wenn wir zum Schlusse noch eines der modernsten Werke gedenken, Weiningers „Geschlecht und Charakter", so ist auch dessen Tendenz sicherlich nicht von dem Standpunkte eines vorurteilsfreien Kritikers gegeben, ist das ganze Werk, trotz der vielen gewiß hoch interessanten und hoch zu bewertenden philosophischen Betrachtungen dennoch im großen und ganzen auf nichts anderes gerichtet als darauf, das Weib selbst möglichst schlecht, die Seele des Weibes aber noch schlechter hinzustellen als sie hie und da, in Ausnahmefällen vielleicht, sein kann. Denn die Seele des Weibes ist groß; sie ist groß, aber ein nur schwer zu lösendes Rätsel. Wie sagt doch Hippel: „Das Weib ist ein Komma, der Mann ein Punkt; hier weißt du, woran du bist, dort lies weiter!"

Klingt es nach all dem bisher Gesagten nicht wie ein Widerspruch, wenn wir dennoch daran gehen wollen, eine Analyse der weiblichen Seele zu liefern? Wir sind uns dessen vollkommen bewußt, in diesem Kapitel unserer Betrachtungen über das Seelenleben des Weibes keine neuen, grundlegenden Theorien bringen zu können; aber die Lösung dieses großen Rätsels der Natur, der Seele des Weibes, lockt den Forscher allzusehr, als daß sie in einem Werke, wie es das unsrige sein soll, nicht nach bestem Wissen und Gewissen behandelt werden müßte.

Ich sage bloß behandelt; denn gefunden kann diese Lösung ja doch nicht werden! Seele des Weibes! Ist sie nicht gleichbedeutend mit einem immerwährend bestehen bleibenden großen Fragezeichen? Denken wir doch daran, welcher Mythus sich an die Sphinx knüpft! Ist es nicht Absicht, daß sie mit weiblichem Oberkörper dargestellt wird, daß ihr Antlitz so überaus schöne Züge aufweist? Liegt in dieser Darstellung nicht allein schon der Inbegriff alles Rätselhaften?

Es gab eine Zeit, in der es manche Forscher unternahmen, auf Grundlage vergleichender Betrachtungen zwischen dem Gehirn des Mannes und dem des Weibes, ebenso wie durch die Verschiedenheit der Schädelformation des männlichen und des weiblichen Geschlechtes feststellen zu wollen, daß ein von Natur aus vorhandenes Defizit an Gehirnmasse, ein Größendefizit des weiblichen Schädels auch eine verminderte Intelligenz des Weibes beinhalten. Selbstverständlich gab und gibt es eine große Anzahl begeisterter Anhänger dieser Theorie, wieder aber fast ausnahmslos nur jene Männer, welche sich in ihrer ganzen Denkungsart dem weiblichen Geschlecht gegenüber ableh-

nend verhalten. Besonders zu jener Zeit, da die weltbewegende Emanzipationsfrage so sehr im Mittelpunkte allgemeinen Interesses stand, wurden all diese, das weibliche Geschlecht verunglimpfenden Momente von dessen Gegnern standhaft ins Treffen geführt. Ob nun die Wägungen und Messungen des Gehirnes als solche und deren Resultate zu recht bestehen, ob es praktisch nachweisbare Unterschiede in dieser Beziehung zwischen dem männlichen und weiblichen Geschlecht gibt oder nicht, – – Größe und Gewicht des Gehirnes, Größe und Gewicht des Schädelraumes haben mit der Intelligenz und mit dem Seelenleben als solchem gar nichts zu tun! Es gibt Frauen mit ganz kleiner Schädelbildung, die ihrer Intelligenz nach gewiß so manchen Mann mit normalem Gehirn weit übertreffen. All diese vielleicht für den Naturforscher interessanten Dinge gar zur Lösung einer Kulturfrage, wie sie die Frage der Emanzipation ist, heranzuziehen, ist mehr als unlogisch, ist absolut falsch.

Mag man über die Emanzipationsfrage denken wie man will, sie steht und fällt nicht mit den seelischen und geistigen Fähigkeiten der Frau, sondern einzig und allein mit ihren körperlichen Eigenschaften! Der Körper, das physische Vermögen ist es, welches die Frau ihren allfälligen Beruf erfüllen läßt oder nicht! Und, daß das Weib gerade in körperlicher Beziehung dem Manne nachsteht, ist nicht zu leugnen und liegt in seiner Natur, in seiner Naturbestimmung. Macht schon die Menstruation das Weib allmonatlich für einige Tage minder leistungsfähig, so ist es noch mehr als selbstverständlich, daß eine Schwangerschaft, eine Entbindung, ein Wochenbett nicht ohne Folgen für Körperbau und Körperbeschaffenheit, für körperliche Kraft und körperliche Widerstandsfähigkeit bleiben können. –

Ja, noch mehr! Ich stehe auf dem Standpunkt, daß das Weib trotz all der so gerne ins Treffen geführten körperlichen Minderwertigkeit weitaus widerstandsfähiger gegen Schmerzen, weitaus geduldiger und standhafter gegen rein physische Alterationen sei als der Mann. Denken wir doch daran, daß neunzehntel der im Berufe stehenden Frauen, oder besser gesagt alle Frauen – denn auch Mutter und Gattin sein bedeutet einen Beruf – trotz ihrer Menstruation, trotz einer allfälligen Schwangerschaft bis zum letzten Moment ihre Pflichten erfüllen oder zumindest zu erfüllen trachten. Und stellen wir dieser Tatsache als durchaus unbefangene Beobachter die vergleichende Frage gegenüber, wie sich wohl die „tapferen" und „starken" Männer in einem solchen Falle benehmen würden!

Mit Gehirngewicht hat die Seele des Weibes absolut nichts zu tun! Wohl

aber mit einer eben nicht klein zu nennenden Anzahl verschiedener, scheinbar undefinierbarer Merkmale und Gewohnheiten, die wir als typisch weiblich bezeichnen müssen.

Ich sagte scheinbar undefinierbar; sie lassen sich dennoch alle auf das Weib im Weibe zurückführen. Das heißt: mögen sie auch in ihrer Uranlage von Mutter auf Tochter unbewußt vererbt, übertragen werden, so bilden sie sich dennoch erst unter dem Einflusse der verschiedensten Naturvorgänge im Weibe so richtig aus. Menstruation, Geschlechtsverkehr, Liebe, Ehe, Mutterschaft, all diese Momente vereinigt, zeitigen erst das Seelenleben im Weibe. Und so kommt es denn auch, daß wir beispielsweise in dem weiblichen Kind wohl die Anlage zu diesem weiblichen Seelenleben finden, daß die Entwicklung desselben aber erst nach und nach vor sich geht.

Wir wollen nun dem Aufbau unseres Werkes getreu diese Entwicklung der weiblichen Seele mit all ihren Fehlern und Vorzügen von frühester Kindheit an betrachten und beschreiben.

Seelenleben des weiblichen Kindes.

Die primäre Eitelkeit – Spiele des Mädchens – Die Puppe – Die ersten Schuljahre – Die „schlimmen Buben" – Die „beste" Freundin – Nachahmungstrieb – Klatschsucht.

Wäre man auch geneigt zu glauben, daß die frühesten Kinderjahre, etwa bis zum siebenten Lebensjahr, in der Beurteilung und Beschreibung des weiblichen Seelenlebens absolut belanglos seien, so läßt sich doch schon von dem dritten Lebensjahre ab der Nachweis typisch weiblicher Züge erbringen. Wir stehen hier vor dem Anfang jener Tatsachen, die ich früher als unbewußt von Mutter auf Tochter übertragen zu bezeichnen wagte.

Welch ein Unterschied zwischen einem dreijährigen Mädchen und einem gleichaltrigen Knaben! Hier ein mit möglichst vielen Maschen und Spitzen herausgeputztes Kindchen, dort das freche Bubengesicht mit dem kurzen Höschen! Hier die Vorliebe, Puppen zu hegen, zu pflegen, Mutter zu spielen, dort die Lust zu siegen, zu erobern, die Vorliebe für Soldatenspiele, und schon in diesem Alter eine unverkennbare, unbezähmbare Ungebärdigkeit! Man wird mir erwidern, daß ein kleines Mädchen in diesem Alter nur darum mit Puppen spiele, weil es solches Spielzeug von den Eltern bekomme; dem ist aber nicht so! Wie oft sehen wir kleine, ärmste Proletarierkinder weiblichen Geschlechtes, die sich aus irgendwelchen Lumpen und Stofflappen ein pup-

penähnliches Gebilde machen, es voll Liebe hegen und pflegen, Proletarierjungen hingegen, die sich aus einem Zeitungspapier den stolzen Helm des Soldaten und aus einem einfachen Stock das Schwert als die Attribute eines Generals beigelegt zu haben glauben. Nicht die Eltern sind es, die das Kind solches lehren; nein, die in dem Kinde selbst schlummernde, von dem Kinde mit zur Welt gebrachte Veranlagung seines Geschlechtes bestimmt das Spiel! Doch wir wollen einen Schritt weiter gehen!

In der zweiten nennenswerten Epoche der Kindheit, also zwischen dem vierten und siebenten Lebensjahre treten die Unterschiede zwischen Knaben und Mädchen noch weitaus deutlicher zutage, tritt bei dem Mädchen die absolut weibliche Veranlagung bereits ganz unzweideutig hervor. Die Eitelkeit, jene dem Weibe bis zum Grabe anhaftende Eitelkeit läßt sich nunmehr schon in ihren Uranfängen nachweisen. Eitelkeit in dem Sinne, daß wir beispielsweise die Beobachtung machen können, wie ein kleines Mädchen, das den Zweck und das Wesen seines eigenen Spiegelbildes überhaupt noch nicht recht zu begreifen vermag, vor dem Spiegel steht und sein Haar, seine Kleidung, die vielen Maschen, die es trägt, immer wieder befriedigt betrachtet und richtet. Und so wie es gerne bereit ist, sich selbst zu schmücken, so schmückt es auch immer und immer wieder seine Puppen.

Eitelkeit, Grundprinzip der Weiblichkeit! Sie ist und bleibt die erste und letzte jener vielen Eigenschaften, welche das ganze Leben hindurch das Handeln und Tun eines Weibes zu lenken und zu diktieren vermögen; sie ist es, auf deren Basis sich nach und nach späterhin eine ganze Unzahl anderer Charaktereigenschaften entwickelt, die, wie wir zu beweisen haben werden, letzten Endes mit dem Sexualleben des Weibes in innigem Zusammenhang stehen. Damit soll jedoch nicht gesagt sein, daß ich etwa, der Freud'schen Theorie Folge leistend, die dem weiblichen Kinde angeborene oder zumindest in ihm am frühesten entwickelte Charaktereigenschaft der Eitelkeit als rein sexuelles, schon im Keime schlummerndes Phänomen bezeichnen will. Gewiß trägt der Umstand, daß kleinste Mädchen von ihren Müttern gerne reich geschmückt werden, daß die Mütter ihre Töchterchen mit tausend Maschen und Bändchen behängen, in die grellsten Farben zu kleiden pflegen, mit die Ursache zur Entwicklung dieser von mir als primäre Eitelkeit bezeichneten Charaktereigentümlichkeit. Sie ist also sicherlich in gewissem Sinne dem Kinde von der Mutter übertragen worden.

Und dennoch finden wir bei einem Vergleiche mit einem gleichaltrigen Knaben unverkennbar immer wieder die direkt gegenteilige Tatsache; das heißt,

der Knabe bleibt ein Schmierpeter; mag er auch den schönsten Anzug, die reinste Wäsche tragen, er hält auf sein Äußeres fast nichts; nie fällt es ihm ein, vor den Spiegel zu treten, um sich selbst mit wohlgefälligen Blicken zu mustern. Ebenso wird es ihm nie einfallen, im Vergleiche mit seinen Spielkameraden etwa durch seine Kleidung, durch sein Äußeres hervorstechen zu wollen. Nein; seine Wildheit, sein Draufgängertum sind es, worauf er ebenso stolz ist, wie das sieben- bis achtjährige Mädchen auf ein neues Haarband, auf eine neue Schürze, auf ein neues Puppenkleid!

Diese Eitelkeit ist gewiß nicht etwa ein Privileg der wohlhabenden Klasse; wir finden sie bei den kleinen Mädchen des Mittelstandes und des Proletariats in gleicher Weise ausgeprägt; und wenn auch die Möglichkeit, all das, was das kleine Herz in seinen kühnen Träumen wünschen mag, zu beschaffen, oft und oft fehlt, so genügt das einfachste Band, um auch das kleine Proletariermädchen mit magischer Kraft vor den Spiegel zu ziehen.

Wir werden des späteren bei der Besprechung des Sexuallebens des Weibes reichlich Gelegenheit finden, darzulegen, daß die Eitelkeit, sowie viele andere der nunmehr zu besprechenden Charaktereigentümlichkeiten des Mädchens bereits in diesem frühen Alter – wenn auch vorläufig ganz unbewußt – mit sexuellen Grundmotiven in Zusammenhang gebracht werden müssen. Es ist gewiß nicht wörtlich zu nehmen, wenn ich auch in diesem Lebensalter bereits von einem gewissen Grad der Koketterie zu sprechen wage. Und dennoch, sie besteht auch in diesem Alter, entwickelt sich ganz von selbst, und zwar nur in einer Richtung, in der Richtung dem männlichen Geschlechte, also den Knaben gegenüber. Wie weit überlegen fühlt sich doch ein etwa achtjähriges Mädchen gegenüber einem gleichaltrigen Knaben! Wie hält es dieses Kind so ganz unter seiner Würde, an einem Knabenspiel teilzunehmen! Wie verwundert steht das kleine Mädchen mit seinen Gespielinnen abseits von all den kampfeslustigen, fast durchwegs auf Krieg, Raub und ähnliche Heldentaten ausgehenden Spielen der Knaben! Und läßt sich das Mädchen dennoch einmal herbei, die Rolle der Zuseherin mit der einer aktiven Beteiligung zu vertauschen, dann will und muß es sicher zumindest die „geraubte Prinzessin" sein, verlangt es als der Kampfpreis und der Lohn des tapfersten aller Knaben zu gelten!

Woher stammt diese Sinnesrichtung? Ist sie etwa auch nur durch die Eltern großgezogen? Ist sie nicht eher ein schon im Unterbewußtsein des kleinen Mädchens schlummerndes Gefühl der Erhabenheit, der Überlegenheit, des Stolzes? – – – Ein anderes Beispiel! Betrachten wir einmal, wie typisch

es immer verläuft, wenn kleine Kinder „Eltern" spielen. Ein altes weißes Tuch wird zum Brautschleier! – Eitelkeit! – Und der arme Knabe, er muß schon jetzt parieren! Wehe, wenn er es nicht tut; gleich ist das Spiel zu Ende, das Mädchen wendet sich wieder seinen Gespielinnen zu. – – –

Nach und nach entwickelt sich im Werdegang des weiblichen Kindes langsam jenes Geschöpf, jenes Verhältnis, das man „beste Freundin" nennt: das heißt, das Mädchen sucht eine gleichalterige Spielgenossin zu finden, die zwar ebenso eitel, ebenso kokett, – bestimmt aber etwas minder herrschsüchtig, also nachgiebiger als sie sein muß. Und damit ist Alles gesagt! Die „beste Freundin" ist nur möglich, wenn eines der beiden Wesen seinen Willen dem des anderen unterzuordnen vermag. Dann, nur dann ist diese „beste Freundin" es wert, all die tausend kleinen und kleinsten Geheimnisse, die schon jetzt das jugendliche Herz erfüllen, zu wissen und ihrer teilhaftig zu werden. Und daß in diesen Geheimnissen schon jetzt – bei einem Alter der Beteiligten von neun bis elf Jahren etwa – hie und da irgendein schmucker Schuljunge, dem man auf dem täglichen Schulgange begegnet, eine gewisse Rolle spielt, ist weit häufiger der Fall, als Eltern oder oberflächliche Beobachter glauben würden. All das Tuscheln, das Anvertrauen „hochwichtiger Geheimnisse" ist weitaus ernster zu beurteilen, als es geschieht. Es ist der Uranfang, der Urbeginn einer weiteren Charaktereigentümlichkeit des weiblichen Geschlechtes, die sich – wieder ganz unbewußt – schon in frühestem Alter zu entwickeln beginnt: Die Sucht, über andere Menschen zu sprechen – ich vermeide absichtlich das übelklingende Wort Klatschsucht – die Sucht, die einfachsten Dinge aufzubauschen und mit reger Phantasie zu vergrößern, mit Attributen zu versehen, die, wenn es sich um andere Leute handelt, immer ein Minus, wenn es sich um die eigene Person handelt, jedoch immer ein Plus aufweisen. Eine Eigenschaft, die wir bei Knaben niemals finden! Der acht- bis zehnjährige Knabe geht auf seinen „Feind", auf seinen Nebenbuhler, auf den ihm mißliebigen Mitschüler mit der geballten Faust los; ein Stoß schafft ihm die gewollte Genugtuung. Dieselbe Genugtuung, die dem gleichaltrigen Mädchen nur viele Tausende von bösen Worten, von angedichteten und frei erfundenen, natürlich schlechten Dingen über die mißliebige Altersgenossin zu schaffen vermögen. Woher diese Eigenschaft? Schlummert sie etwa auch ganz unbewußt im weiblichen Kinde? Oder lernt gar ein Mädchen von dem anderen diese Art der Rache an der Nebenbuhlerin, die sich meist nur dadurch mißliebig macht, daß sie schöner gekleidet ist, einen dichteren, längeren Zopf trägt oder den Schuljungen besser gefällt?!

In der letztgenannten Tatsache liegt wohl vorwiegend die Ursache jugendlichen Mädchengrolles. Entwickelt sich doch bald, nur allzubald eine gewisse Gefallsucht im weiblichen Kind, die ganz anders aufgefaßt werden will und muß als die früher besprochene primäre Eitelkeit.

Eitel ist das Weib, schon das weibliche Kind für sich selbst; gefallsüchtig nur für die Umgebung! Aus dieser Gefallsucht entwickelt sich automatisch eine sich schon jetzt bis ins Unendliche steigernde Rivalität, die sich ebenso dem Schuljungen, wie etwa auch der Lehrerin und selbst der „besten Freundin" gegenüber bemerkbar macht. Die „beste Freundin" und mit ihr die intimste Freundschaft dieser Lebensperiode fällt erbarmungslos diesem großen Impuls der Rivalität zum Opfer. Alle Bemühungen, durch Erziehung und Bestrafung in diesem Punkte wirken zu können, sind und bleiben ergebnislos. Spielt die Größe, der Grad der Rivalität, jener Sucht, immer und überall die Schönste, die Beste, die Erste sein zu wollen im Alltagsleben bisweilen eine böse Rolle, so zeitigt sie anderseits einen großen Vorteil; ich meine die Übertragung dieser Rivalität in das Schulleben, deren Folge es ist, daß die Mädchen dieser Jugendjahre im allgemeinen weitaus fleißiger lernen als Knaben des gleichen Alters: auch in der Schule will ja jede die Erste sein; zumindest in den ersten Schuljahren! Später ändert sich diese Sache automatisch ganz gewaltig; denn dann vermag nur diejenige die Erste zu sein, welche es am besten versteht, aus sich selbst etwas zu machen, welche es versteht, sich immer schön zu präsentieren. Sie ist und bleibt die Erste, mag sie auch ihrem Geiste nach vielleicht eben befähigt sein, die Letzte zu sein, wenn sie bloß nur – – dem Lehrer gefällt!

Die bisher aufgezählten Charaktereigentümlichkeiten beeinflussen naturgemäß vollständig das Seelenleben des weiblichen Kindes dieser Jahre, also die Zeit vom siebenten bis zum zwölften Lebensjahre. Gegen Ende dieser Epoche finden wir plötzlich eine ganz unheimliche Steigerung all dieser Fehler und Vorzüge; und gleichzeitig damit eine Entwicklung des Seelenlebens nach einer einzigen Richtung hin, die erfüllt ist von dem Wunsche nach körperlicher, geistiger und seelischer Schönheit. – – Die Schönheit, relativ betrachtet und stets auf das eigene Ich bezogen! – Alles, was bei anderen, gleichaltrigen Geschlechtsgenossinnen schön und gut erscheint, will das Mädchen dieses Alters auch für sich in Anspruch nehmen, ob es nun im Rahmen der Möglichkeiten liegt oder nicht.

Wenn etwa Nachbars Julchen oder Ännchen zu jeder Saison neue Schuhe oder ein neues Kleid bekommt, das Mädchen ruht nicht eher, als bis die nach-

Photo: Manassé, Wien

Einst und jetzt!

giebige Mutter auch ihm ein neues Kleid macht. Hier setzt nun einer der größten Erziehungsfehler ein! Die Nachgiebigkeit der Mütter züchtet die unbewußt in der Seele des Mädchens schlummernde Gefallsucht ins Maßlose, legt den Grundstein zu einer sich in späteren Jahren von selbst entwickelnden, jedem Weibe innewohnenden Verschwendungssucht. Über diese wird später noch gesprochen. Sie ist ein Attribut des voll entwickelten Weibes, ein Attribut, das immer künstlich großgezogen wurde!

Doch noch eine zweite Eigenschaft geht mit dieser Nachgiebigkeit der Eltern Hand in Hand auf das Gemüt und das Seelenleben des jungen Kindes über; ein Nachahmungstrieb, der, was das Äußere anbelangt, schlechte, fast nur schlechte Folgen nach sich zieht, in Beziehung auf die Entwicklung des Wissens und Könnens jedoch auch wieder Vorteile schaffen kann; seien diese Vorteile auch nur auf das Können der Schullektion oder auf die Entwicklung der übrigen seelischen und geistigen Eigenschaften beschränkt, insoweit sie sich auf das Erlernen der zahlreichen schönen Künste, etwa auf Musikalität beziehen mögen. Man könnte vermuten, daß gleichzeitig mit diesem Nachahmungstrieb, mit dieser Gefallsucht auch eine ganz nennenswerte Steigerung und Entwicklung des Schönheitssinnes selbst vor sich gehe; dies mag wohl richtig sein. Wir wissen, wie wir noch zu beweisen haben werden, daß die Sucht nach Schönheit als solcher einziges und letztes Streben des Weibes von seiner frühesten Jugend bis ins hohe Alter hinein bleibt. Wir wissen aber auch, daß es einen gewissen Zusammenhang zwischen der Schönheit des Weibes und zwischen seiner sozialen Stellung und Lage gebe. Das Verlangen nach Vervollkommnung der Schönheit, nach der Möglichkeit, all jene Behelfe zu besitzen, welche zur Erlangung dieser Schönheit unumgänglich notwendig sind, beinhaltet also das Verlangen nach einer möglichst guten Gestaltung der sozialen Lage; denn nur diese allein, bildet ja immer die Basis zu allem andern! Wenn wir in der Analyse dieser Frage noch einen Schritt weitergehen, so müssen wir zugestehen, daß der eben besprochene, schon in dem kleinen Mädchen schlummernde Nachahmungstrieb auf dieses große soziale Moment unbewußt und indirekt hinarbeitet.

Denn nur dem schöneren oder besser gekleideten und geschmückten gleichaltrigen Mädchen gilt der Nachahmungstrieb der Jugend, niemals aber der ärmeren Mitschülerin, mag sie vielleicht ihrer Intelligenzstufe, ihrem Lernvermögen und Wissen nach auch tausendfach höher stehen. Sie hat keine schönen Kleider, keine schönen Maschen und ist daher für ihre Altersgenossinnen minderwertig!

Es wäre ein sinnloses Beginnen, weiterhin Charaktereigentümlichkeiten der frühesten Kindheit des Mädchens suchen und anführen zu wollen, welche einen Schluß auf das Seelenleben des weiblichen Wesens in dieser Zeitepoche zulassen würden. War auch die Kindheit als indifferent zu bezeichnen, sie hatte dennoch die eben geschilderten Fehler und Vorzüge, hatte durch sie das ihr eigentümliche Gepräge erhalten. –

Psychologie der Entwicklungsjahre.

Koketterie und übertriebene Gefallsucht – Seelenleben zur Zeit der ersten Menstruation – Erziehungsfehler und Seelenleben – Die richtige und die falsche „Aufklärung" – Die erste Lüge – Die erste „Liebe" – Putzsucht.

Ein ganz gewaltiger Umschwung im Charakter des jungen Mädchens tritt in der nunmehr folgenden Periode seines Lebens ein, in jenen Jahren, die wir schon anläßlich der Schilderung des weiblichen Körpers als die Zeit der Entwicklungsjahre bezeichnet haben. Wir haben schon damals darauf hingewiesen, daß sich das Mädchen nach und nach, wenn auch anfänglich unbewußt, in jene Rolle zu spielen versteht, welche durch die Natur von ihm gefordert wird. Wir sprachen davon, daß das Mädchen voll Stolz die tägliche Größenzunahme des Busens kontrolliert und mit neidischen Blicken nach seinen Mitschülerinnen schielt, wenn diese etwa von der Natur aus reichlicher und üppiger bedacht worden waren.

Wollen wir diese immer und überall nachweisbare Tatsache vom Standpunkt der Seelenforschung zergliedern, so kommen wir wieder auf die schon im vorigen Absatz erwähnten hauptsächlichsten Grundmomente der Eitelkeit und Gefallsucht zurück; ein unbewußtes Verlangen, möglichst schön zu sein, ein bewußter Trieb durch rein äußere Vorzüge in den Augen der Mitwelt vollwertig erscheinen zu können! Je älter nun das Mädchen wird, je mehr es seiner körperlichen Entwicklung zuschreitet – worunter ich naturgemäß nichts anderes verstanden wissen will als das Ereignis des Eintretens der ersten Menstruation – um so mehr entwickeln sich die eben genannten Eigenschaften. Mögen sie vielleicht bisher nichts anderes gewesen sein als eine Art von Nachahmungstrieb, so nehmen sie nunmehr absolut realen Charakter an; real deshalb, weil es sich jetzt tatsächlich um nichts anderes handelt, als um einen einzigen Wunsch, um den Wunsch, der Mitwelt aufzufallen, von der Mitwelt beachtet zu werden.

Aus dem kleinen Mädchen, das bisher so nebstbei überall mitgenommen

wurde, aus dem Kinde, welches vielleicht auf einige wenige Menschen zu wirken vermochte, ohne jedoch volle und ganze Aufmerksamkeit beanspruchen zu können und auch tätsächlich zu finden, soll jetzt ein Wesen werden, welches allen Mitmenschen auffallen will! Nicht nur die Mitschülerin, nicht nur die beste Freundin und Altersgenossin sollen neidischen Blickes auf das sich entwickelnde Mädchen sehen. Nein! Jedem will es auffallen, von jedem will es bemerkt und ob seiner Vorzüge – natürlich nur der körperlichen – bewundert werden. War bisher nur in beschränktem Maße die Möglichkeit geboten, von einer Gefallsucht zu sprechen – sie war ja wirklich bisher ganz unbewußt, war sich ihres wirklichen Zweckes so gar nicht sicher – so tritt nunmehr an ihre Stelle eine ausgesprochene Koketterie. Es ist erwiesen – und jeder Mensch kann alltäglich die Beobachtung machen – daß kein Lebensalter des Weibes so sehr der Koketterie unterliegt, als das der Entwicklungsjahre. Damit soll jedoch nicht gesagt sein, daß wir etwa im höheren Alter diese dem Weibe eigene, mit seinem Charakter so innig verknüpfte Eigenschaft nicht vorfinden würden; sie fällt aber um so weniger auf, je reifer das Weib wird, je mehr Übung es in ihr erlangt und fällt also in jugendlichem Alter deshalb so sehr ins Auge, weil das junge Mädchen ungeschickt kokett ist.

War das Mädchen, physiologisch betrachtet, bisher noch immer als Kind zu bezeichnen, war bisher sein Seelenleben somit auch noch rein kindlich, so ändert das Eintreten der ersten Menstruation vollends Körper und Seele. Wie einschneidend kann doch diese Veränderung sein, wenn eine unvernünftige Erziehungsmethode es unterließ, ihrer Pflicht nachzukommen und dem Mädchen Zweck und Sinn dieses Naturereignisses rechtzeitig zu erklären, sich also scheute, „von solchen Dingen" mit dem jungen Mädchen zu sprechen! Die ernstesten und geistig vielleicht wirklich recht hoch stehenden Mütter glauben heute noch, daß der Zeitpunkt der Zerstörung des Märchens vom Storch um so besser gewählt sei, je später er gewählt werde.

Die in jedem Kinde als natürlich schlummernde Neugierde wird bei dem sich entwickelnden Mädchen durch die verschiedensten wahren und unwahren Erzählungen der Mitschülerinnen oder Freundinnen geradezu ins Maßlose gesteigert. Eine Neugierde, die schließlich und endlich ganz begreiflich erscheinen muß, wenn wir bedenken, daß das junge Mädchen ja doch schon von irgend einer Freundin erfuhr, daß eines schönen Tages eine ganz bedeutende Veränderung des Körpers, eine Blutung, Schmerzen, Krämpfe auftreten würden, Erscheinungen, die es nun stündlich und täglich erwartet!

Das Mädchen ahnt und fühlt, daß etwas Neues in ihm vorgehe. Und wenn

es dann eines Morgens erwacht, die ersten Blutspuren entdeckt, Schmerzen und Krämpfe stärkeren oder minderen Grades empfindet, dann wird es an sich selbst, an dem „Wissen" und der „Erfahrung" seiner Freundin irre, und eine geheime Furcht beschleicht das arme Wesen; eine Angst, ob denn die Sache wirklich so sein müsse, wie sie sei. Ein schwerer Insult in das Seelenleben des Mädchens, mag es aufgeklärt worden sein oder nicht. Im ersteren Falle deshalb, weil nunmehr ein Denken und Sinnen beginnt, weil nunmehr zu aller Neugierde auch der unbewußte Wunsch tritt, etwas mehr, etwas Genaueres über jene „schlimmen Dinge" zu erfahren, die ja doch nicht mit richtigem Namen genannt worden waren; im anderen Falle jedoch deshalb – und das ist der bösere Fall –, weil gewöhnlich ein dumpfes Brüten, eine Neugierde, ein Nachdenken einsetzt, ob nicht etwa ein Fehler, eine Krankheit, eine Verletzung vorliege; ein Sinnen und Brüten, welches das bisher lustige Mädchen tieftraurig machen kann. Es ist wissenschaftlich nachgewiesen, daß das Seelenleben des Mädchens zur Zeit der ersten Menstruation einen bisher noch nie beobachteten Tiefstand zu erlangen pflegt, in solcher Stärke, daß es fast an das Gebiet der Melancholie grenzen kann.

Ist einmal die erste Menstruation vorbei, ist das Mädchen auch seelisch wieder gesundet, dann kommen all die Lügen und Märchen, all die tatsächlich nie stattgefundenen Ereignisse und Erlebnisse – von Gouvernanten, Freundinnen und Stubenmädchen erzählt – zu deren Verarbeitung und Ausschmückung man Stunden emsigsten Tuschelns nötig hat. Und jetzt erst tritt so recht die „beste Freundin" in den Vordergrund! Sie, die ja alles wissen muß! Da bei all diesen Märchen jetzt gewöhnlich auch ein „Prinz" eine Rolle spielt, setzt gleichzeitig eine größere Steigerung der Koketterie und Gefallsucht ein. Jetzt weiß man endlich erst, warum man schön sein will!!

Es wäre ungerecht, wollte ich verschweigen, daß sich in diesem Alter auch die Entwicklung, oder besser gesagt, die erste Entwicklung eines wirklichen Ernstes im Leben des weiblichen Wesens bemerkbar macht. Das bisher doch noch hie und da zu Puppenspiel geneigt gewesene Mädchen fühlt in sich die ersten Regungen der ihm von Natur aus zugedachten Bestimmung der Mutterschaft. Die bisherige Liebe zu Puppen verwandelt sich in eine Liebe zu kleinen Kindern, und nichts kann dem Mädchen dieses Alters eine größere Freude bereiten, als wenn es kleine Kinder beaufsichtigen oder warten darf. Wenn wir ein Mädchen unversehens, unauffällig bei dieser Beschäftigung beobachten, so müssen wir immer wieder staunen, mit welchem Ernst, mit welcher Fürsorge, mit welcher Liebe es dieses seines Amtes waltet. Ernst durch

das Gefühl der einst kommenden Mutterschaft, und Hand in Hand damit auch der Ernst im Denken und Empfinden, ohne daß jedoch etwa die übrigen rein weiblichen Eigenschaften in Vergessenheit kämen. Vornehmlich nicht das innige Verlangen nach Schönheit, nach rein körperlicher Schönheit!

Ein Zeitabschnitt, in welchem Mädchen den gleichaltrigen Knaben meilenweit voraneilen, sowohl in Bezug auf Fleiß, Erfassungsmöglichkeit und Bildungsdrang als insbesondere in Bezug auf korrektes Benehmen in Gesellschaft. Das, was beim Jungen zum Wesen der Flegeljahre gehört, jenes ungestüme Drängen und Verlangen nach körperlicher Kraft und Stärke, nach dem Vermögen als Sieger, als Stärkerer unter den Altersgenossen zu gelten, fehlt dem Mädchen ganz: die Sturm- und Drangperiode tritt erst später, wenn auch in gänzlich veränderter Form und Art in den sogenannten Backfischjahren zutage. Was beim Jüngling Kraft und Stärke bedeutet, wird bei der Jungfrau durch Schönheit und Wissen ersetzt.

Noch eines, leider tadelnswerten Umstandes sei Erwähnung getan! Die Entwicklungsjahre des Mädchens mit all der Fülle geheimnisvoller oder zumindest geheim zu haltender Vorgänge, die sich in ihnen abspielen, zeitigen unabstreithar die Grundlage zur – Lüge! Das Mädchen dieses Alters lügt, wenn es weiß, um was es sich handelt, es lügt aber noch mehr, wenn es in Unkenntnis des wahren Sachverhaltes die Freundin oder Mitschülerin durch die Erzählung eigener Erfahrungen, eigener Erlebnisse übertrumpfen will.

Die erste Lüge gegen sich selbst, sie fällt zusammen mit der ersten Lüge gegen die Mitwelt!

Das Mädchen belügt sich selbst, weil es sich nicht zugestehen will, daß es schon jetzt ein wirkliches Interesse am anderen Geschlecht empfindet, ein Interesse, das mit den ersten sexuellen Regungen zu erklären ist. Noch mehr aber als sich selbst belügt es seine Mitwelt, weil es dieses Interesse am anderen Geschlecht als etwas Unrechtes, Ungehöriges erachtet und vor den Eltern sorgsam verbergen will. Diese und die auf sie folgende Epoche der ersten Backfischjahre, sie beide sind wohl im Leben keiner einzigen Frau ohne das so unschuldige „Liebesbriefchen", ohne das heimliche, harmlose Rendezvous am Schulwege, am Eislaufplatz oder sonst wo vor sich gegangen. Sie ist die Zeit der ersten Lügen, ohne die das Leben einer Frau fast undenkbar ist.

Hat das junge Mädchen auch körperlich seine Reife in dem Sinne erreicht, daß durch den Naturvorgang der ersten Menstruation die Möglichkeit vollster Fortpflanzungstätigkeit gegeben erscheint, so ist es doch noch weit davon entfernt, auch die Reife in seelischer Beziehung erlangt zu haben. Sind

es doch gerade die sogenannten Backfischjahre, in denen wir so gerne geneigt sind, dem jungen Mädchen allen Ernst, jedes tiefere Denken, jedes Bewußtsein seines eigenen Ichs abzusprechen! –

Diese Backfischjahre werden gerne den Flegeljahren des jungen Burschen gleichgesetzt, und dennoch besteht in dieser Epoche zwischen beiden Geschlechtern ein himmelweiter Unterschied. Jene Wildheit, jene Ungezogenheit und Zügellosigkeit, die bei dem jungen Knaben frei von jeder Fessel die tollkühnsten Streiche, die unüberlegtesten Taten zu zeitigen vermögen, sie charakterisieren sich im Leben des jungen Mädchens nur durch eine Eigenschaft, durch eine ins Namenlose gesteigerte Sucht nach einem einzigen Ziel: Immer und immer schöner, geistreicher, auffallender zu werden, immer mehr und mehr die Aufmerksamkeit der Mitwelt, der Lehrer und nicht zuletzt des anderen Geschlechtes als solchen zu erregen! Ein Streben und Weben im Sinnenleben des Weibes, das unleugbar mit der Sexualsphäre in innigstem Zusammenhang steht; jetzt mehr denn je zuvor.

Die körperliche Reife ließ nach und nach auch das sexuelle Leben in seinen Uranfängen aufflattern, ließ die ersten Regungen – und mögen sie noch so mühselig unterdrückt worden sein – wach werden. Die bisherigen, bloß auf kleinere Details des äußeren Menschen sich beschränkenden Eitelkeitsausbrüche gelangen langsam in das Fahrwasser jenes, das Weib durch sein ganzes Leben begleitenden Übels, der Modetorheit! Eine Masche mehr oder weniger genügt dem jungen Backfisch nicht mehr; er will mit der Mode gehen, weiß bereits, daß all seine Mitschwestern stumme und blinde Sklavinnen dieser unsichtbaren Macht seien und beugt sich gerne, ja mit einem gewissen Eifer unter dieses schwere Joch. Die Eitelkeit wandelt sich in eine Verschönerungssucht um, die sich nicht bloß auf Kleidung allein beschränkt, die auch daran zu arbeiten beginnt, den Körper in seiner Gänze zu verschönern.

Hier tritt die Pflege des Teints bei der Europäerin, also bei dem Backfisch des weißen Kulturmenschen ebenso in den Vordergrund, wie etwa die gewollte und absichtliche, gewaltsame Verkrümmung und Verbiegung des Fußskelettes bei der Chinesin. Würde doch in China ein normal geformter Fuß ebensoviel Schrecken und Trauer in der Seele des jungen Mädchens hervorrufen, wie bei uns etwa eine milde Aussaat entstellender Sommersprossen!

Und wenn wir noch weiter gehen wollten, müßten wir die schon im ersten Kapitel unseres Werkes erwähnten Beispiele künstlich hervorgerufener, übermäßigster Fettsucht erwähnen, wie sie bei den Volksstämmen am Westufer

des Viktoriasees in Deutschostafrika üblich ist; gewiß auch nichts anderes als eine Modetorheit!

Da jedwede Mode, auch die des männlichen Geschlechtes, letzten Endes auf rein sexueller Basis beruht, müssen wir die plötzlich im Backfischalter erwachte Sucht, modern zu gelten und zu sein, auch auf das Erwachen der Sexualität zurückführen. Ich sagte, modern zu gelten! Liegt darin nicht schon die Tatsache mit inbegriffen, daß auch das Leben und das ganze Auftreten des Backfisches, seine Gewohnheiten und Gepflogenheiten fortab der Mode unterliegen sollen? Man denke doch bloß daran, wie es die Mädchen besserer Stände heutzutage mit dem Sport halten! Man denke daran, daß manches junge Mädchen, selbst wenn es gar kein Vergnügen daran fände, dennoch dem Ski- und Bobsport ganz ergeben ist, nur weil er eben „modern" ist. Man denke ferner daran, daß manches bleiche und blutarme Mädchen stundenlang im Seebad schwimmt, in Sonnenglut und Hitze die schwierigsten Bergwanderungen unternimmt, nicht etwa, weil es daran wirklich ein Vergnügen findet, sondern nur weil es eben „modern" ist. Mag der Arzt auch tausendmal darauf hinweisen, wie schädlich eine solche Art des Sportbetriebes sei, er wird in dem Kampfe gegen die Mode trotz seines Wissens, trotz seines ärztlichen Einflusses erbarmungslos unterliegen und gilt zum Schlusse noch als völlig „unmoderner" Mensch!

Es wäre ein Fehler, zu glauben, daß die eben besprochenen Eigenschaften des jungen Mädchens etwa bloß ein Privilegium der sogenannt besseren Stände seien. Das Dienstmädchen, die Fabrikarbeiterin unterliegen der Allmacht „Mode" genau so, wie das Mädchen der besseren und besten Stände; ja selbst das Bauernmädchen draußen im Dorf, es kann den Lockungen, die es bei den Stadtleuten sah, nicht widerstehen; es verläßt das Elternhaus, verläßt das Dorf, um in der Stadt dienen zu können; doch nicht allein dienen in dem Sinne, als wollte es sich bloß sein Geld verdienen, sondern um auch der Mode dienen zu können!

Die Backfischjahre.

Der Backfisch und die Mode – Beziehungssucht zum männlichen Geschlecht – Die erste „Eroberung" – Der erste Kuß – Das erste Kränzchen – Erwachender Ernst.

Das Charakteristische dieses Lebensalters in Bezug auf Mode liegt darin, daß der Backfisch unaufhaltsam danach strebt, „übermodern" zu sein; er will mehr als Mode! Wenn etwa die Mode es vorschreibt, den Rock nur bis zum Knie zu tragen, so wird er beim Backfisch weit über dasselbe

reichen. Der Geist des Übertreibens, dieser Geist des Überschwänglichen geht aber auch auf alle übrigen Handlungen dieser Lebensepoche über. Es ist die Lebensepoche des größten je beobachteten, je aufzubringenden Enthusiasmus für alles Tun, für alle Menschen, die neu in den Gesichtskreis des Backfisches treten. Denken wir doch bloß daran, daß jeder Sänger, jede Sängerin, jeder Künstler, mit einem Worte jeder in der Öffentlichkeit stehende berühmte Mensch stets eine große Schar begeisterter Anhängerinnen besitzt, deren größter Teil aus Backfischen besteht. Nichts ist so „reizend", nichts ist so „gottvoll schön", nichts so „liebens- und bewunderungswert" als der verehrte Künstler; mag er auch vielleicht den Backfisch kaum eines Blickes würdigen! Die Liebe zur Kunst im allgemeinen, die Liebe zum Theater im besonderen, ist mit diesen Jahren beinahe unlösbar verknüpft. Gewiß mitbegründet – und – verursacht durch einen sich immer mehr entwickelnden Bildungstrieb, ebenso gewiß aber wieder ein Ausklang der im tiefsten Innern der Mädchenseele erwachten oder erwachenden, so behutsam verheimlichten Regungen der Sexualität! Sie mag es auch sein, welche den Enthusiasmus, diese Fülle überschwänglichster Gefühle, auf den Lehrer, auf den Prediger, auf den Künstler zu übertragen vermag.

Ich will nicht länger bei diesem Punkte verweilen, da gerade die erwachende Sexualität so viel des Interessanten bietet, daß wir späterhin noch viel und viel darüber zu sprechen haben werden. Hier gilt es bloß, Seele und Charakter zu beschreiben. Ich vermeide es deshalb auch, an dieser Stelle des Näheren von all den vielen Nuancen der Liebe, des Liebeslebens im Backfischalter zu sprechen – diese Betrachtung gehört ja auch nicht hierher – wohl aber von all jenen Dingen, die aus ihr und mit ihr entstehen, die für das Seelenleben des Backfisches bestimmend werden.

Wir sprachen schon früher davon, daß Eitelkeit, Gefallsucht und Koketterie ihre Beziehung im Gegenteiligen, also im männlichen Geschlechte finden. Nur für dieses schmückt sich das Mädchen, nur für dieses will es schön sein, nur diesem will es restlos gefallen! Doch mit dem Gefallen allein ist noch nicht genug getan! Das Mädchen, das Weib will dem Manne auch imponieren, will den Mann beherrschen; und zur Erlangung dieses Zweckes erscheint kein Mittel schlecht genug, oder sagen wir nachsichtig, gut genug!

Gleich als wäre es in der Keimanlage des Weibes bereits vorgesehen, entwickelt sich schon während der Backfischjahre nach und nach eine gewisse Technik im Weibe, die unverhohlen dahin ausläuft, dem Manne zum Bewußtsein zu bringen, daß das weibliche Wesen, trotzdem es stets von neuem er-

Otto Schoff: Mädchenkopf

F. Häubner: Stehender Akt

obert werden will, nach erfolgter Eroberung durchaus nicht etwa beherrscht sein, sondern im Gegenteil selbst – herrschen will. Die mit den Jahren, mit der zunehmenden Reife auf eine wohlüberlegte, sorgsam ausgebaute Basis gestellte Koketterie des Mädchens wandelt sich in eine feine Technik unaufhörlich wirkender Reize dem Manne gegenüber um, in ein System von Reizen, das stets in Art und Stärke, je nach der Empfänglichkeit des Opfers, des – Mannes wechselt. Je mehr das männliche Geschlecht diesem System des Reizes zum Opfer fällt, um so mehr steigert das Mädchen seine Technik. Es ist so, als würde das junge Mädchen bereits einen gewissen Grad von Seelenbefriedigung darin sehen, möglichst viele „Opfer" zu finden!

Auch hierin tritt wieder ein Wettstreit mit den Altersgenossinnen zutage, auch hier finden wir wieder die Sucht, durch eine möglichst große Zahl von Anbetern und Bewunderern zu imponieren, selbst dann, wenn vielleicht auch kein einziges dieser „Opfer" auf das Mädchen selbst auch nur den geringsten Eindruck gemacht haben möge! Hier entscheidet eben die Zahl und durchaus nicht das wirkliche Empfinden; dieses kommt erst später! Voll Übermut und Spitzbüberei, mit dem diesen Jahren eigenen Leichtsinn brüstet sich sogar der Backfisch anderen Mädchen gegenüber mit der Zahl und mit der Art seiner Eroberungen, seiner Opfer! Doch diese vom ethischen Standpunkt aus betrachtet gewiß nicht gutzuheißende Sucht nach „Eroberungen" wird von der Mitwelt, von der Umgebung des Mädchens bewundert und gerühmt! Ich glaube, daß selbst die abgeklärteste und vernünftigste Mutter durch kein Glück der Welt mehr beglückt werden könnte, als wenn ihr etwa sechzehnjähriges Töchterlein mehr Anbeter hat als die gleichaltrige Tochter einer anderen Mutter. Und wenn gar erst die Zeit gekommen ist, in der diese Mutter ihr Töchterchen auf das erste Kränzchen geführt hat, wie glücklich strahlt sie dann vor Wonne, wenn sie am nächsten Morgen die vielen verwelkten Blumenspenden zählt, wenn sie mit Freude konstatieren kann, um wieviel mehr Blumen die eigene Tochter bekam, als etwa ein anderes, wenn auch vielleicht hübscheres, gleichaltriges Mädchen! Die Mutter freut sich der Eroberungen ihrer Tochter, erlebt durch ihre Tochter neuerlich Triumphe, ist stolz auf ihr Kind!!

Nach und nach beruhigen sich die Wellen und Wogen in dem wildstürmenden Seelenleben des Backfisches. Eine gewisse Abgeklärtheit, ein gewisses Ausgleichen all dessen, was zuviel, ein gewisses Neuerwerben all dessen, was bisher zu wenig in der Seele des Backfisches gewesen war, tritt ein und führt uns alsbald das Bild des voll entwickelten Mädchens vor Augen. Jener Leicht-

sinn, der in der Koketterie, der Gefallsucht, in der Eroberungssucht, in dem unüberlegten Handeln dem männlichen Geschlechte gegenüber seinen Ausdruck fand, weicht nach und nach dem Ernste, dem Bewußtsein der wirklichen Bestimmung des Weibes. Mag das junge Mädchen die Tochter gut situierter Eltern oder mag es gezwungen sein, einen Beruf zu ergreifen, es wird sich plötzlich dessen bewußt, daß seine eigentlichste Bestimmung in der großen Bestimmung des Weibes als Gattin und Mutter gelegen sei und nur dort gesucht und gefunden werden kann!

Dieser Ernst teilt sich dem ganzen Charakter, dem ganzen Wesen des Mädchens mit und äußert sich in seinem ganzen Gehaben und Gebaren; der bisher größtenteils auf Neugierde, auf ein dunkles Ahnen basiert gewesene Drang nach richtiger Erkenntnis des Lebens weicht einem tiefernsten Verlangen, schon jetzt das Leben so zu erkennen, wie es tatsächlich sei, das Leben mit all seinen Leiden und Freuden! Schlummert doch in jedem weiblichen Wesen ganz unbewußt der tiefernste Glaube, daß es letzten Endes nur zur Freude geboren sei. Während der junge Mann sich vom Haus aus dessen bewußt ist oder zumindest dessen bewußt sein sollte, daß ihm sein ganzes Leben oder aber sicherlich die schönsten Jahre dieses Lebens Arbeit und Sorgen bringen müssen und werden, glaubt das weibliche Wesen an die graue Seite des Lebens nicht, oder will nicht gerne daran glauben. Bei uns Kulturvölkern zumindest!

Wie so ganz anders ist es bei den sogenannt rohen Völkerstämmen, bei denen es die Sitte mit sich bringt, daß das Weib allenthalben als nichts anderes gewertet wird, denn als jene treue Gefährtin, die Zeit ihres Lebens dem Manne zu dienen, nur zu dienen hat; wohl niemals mag in der Seele eines Negermädchens der Gedanke wach werden, daß ihm etwa ein anderes Los beschieden sein könnte als allen übrigen Frauen des Stammes, die gleich Lasttieren dienen, nichts als dienen! Doch wir wollen ja vornehmlich von dem Kulturweib sprechen! Und da liegt die Sache eben ganz anders!!

Das reife junge Mädchen.

Ahnen des künftigen Mutterberufes – Berufswahl – Die Emanzipationsfrage – Weib und Beruf – Erwachende Erotik – Lehr- und Lernbegierde – Schamhaftigkeit und Keuschheit.

Daß Mutterschaft und Ehe der eigentliche Beruf des Weibes, die von der Natur gewollte Bestimmung des Weibes seien, diese Erkenntnis wird nun-

mehr dem reifen Mädchen immer klarer und klarer! Während bisher sein Tun und Leben durch Sorglosigkeit, Übermut und tollste Streiche sonder Zahl erfüllt erschienen, beginnt es plötzlich darüber nachzudenken, wie und ob es diesen wirklichen Beruf ganz zu erfüllen vermag. Bleibt es auch nach wie vor eine blind ergebene Sklavin der ihm im Blute rollenden, typisch weibischen Eigenschaften, der Putzsucht, Koketterie und Mode, so lenkt es dennoch sein Denken auch in dieser Beziehung in ernstere Bahnen.

Während früher die Gefallsucht möglichst vielen Menschen, möglichst vielen Männern galt, wird sie jetzt in eine Bahn gelenkt, die dahin geht, möglichst nur einem Einzigen, dem Einzigen zu dienen. Ihm, der ja kommen soll und kommen muß, um aus dem Mädchen das Weib zu machen, um jenen Grundstein in das Leben des Mädchens zu legen, auf dem dereinst das breite Fundament der Familie, der Ehe erbaut werden soll. Und mag auch dieses Streben gewiß nicht frei sein von dem Streben, die Mitschwestern auch jetzt noch auf die eine oder die andere Art und Weise zu überragen, so macht sich dennoch in dem Charakter des voll entwickelten Mädchens die Grundtendenz eines gewissen Ernstes in Denken, Fühlen und Handeln deutlichst bemerkbar. Es ist die Zeit, in der das Mädchen ganz im Gegensatz zu den früheren Jahren bestrebt ist, durch wirklich tief begründetes Wissen und Können, durch eine Veredlung seines eigenen Charakters mehr zu wirken als etwa bloß durch sein Äußeres.

Es ist aber auch gleichzeitig jene Epoche im Leben eines jeden Weibes, in welcher es den Drang fühlt, sich die Möglichkeit zu erwerben, auch dann ein nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft zu sein, wenn etwa der Mann nicht käme; ich meine damit, daß erst in dem geistig voll entwickelten Mädchen das Bewußtsein wach wird, daß es seine „Erlösung" und sein Heil durchaus nicht immer und nur einzig und allein durch einen Mann, durch die Ehe, zu finden vermag. Gewiß liegt es im Geiste der heutigen Zeitströmung, daß selbst gutsituierte Eltern, die vorerst ihre Tochter nur für die Ehe zu erziehen schienen, vorsichtshalber das wirklich voll entwickelte Mädchen auf irgendeine Basis der Selbsterhaltung zu stellen pflegen. Sei es nun durch Ausbildung der Gaben und Fähigkeiten des Geistes, sei es durch die Erwerbung anderer Kenntnisse, welche als solche die Unabhängigkeit von dem männlichen Geschlechte gewährleisten. Und doch bleibt diese Unabhängigkeit stets eine relative!

Wir sind so ganz unvermutet auf ein Kapitel gekommen, welches etwas genauer besprochen sein will, auf das Kapitel der wohl die ganze Welt um-

fassenden Emanzipationsfrage. Diese hat in ihren Uranfängen, so wie jede neue Theorie, wie jede neue Bewegung, übers Ziel geschossen. Ihre Vorkämpferinnen kannten nur ein einziges Losungswort: „Los vom Manne!"

Wenn Weininger in seinem Werke „Geschlecht und Charakter" das Seelenleben und den Charakter des Weibes aus zwei Komponenten, aus M. und W., W., das heißt aus männlichen und weiblichen Komponenten, zusammensetzt, und das sich im Leben äußernde Ergebnis aus dem Vorherrschen von M. oder W. schließen will, so liegt in dieser Systemeinteilung gewiß viel Wahrheit. In jedem Weibe, und wäre es die Weiblichkeit selbst, lassen sich ja doch immer wieder einige Charakterzüge finden, die unbedingt als typisch männlich bezeichnet werden müssen. Diese männliche Charakterkomponente ist es, von deren größerer oder geringerer Ausbildung die Möglichkeit und Stärke der Entwicklung einer wirklich männlichen Selbstständigkeit im Leben abhängt. Nur von ihr allein! All die extremen Führerinnen der Emanzipationsfrage, all jene Weiber, die so laut das „Los vom Manne" in die Welt posaunt hatten, gefielen sich selbst am besten in kurzgeschorenem Haar und womöglich mit einer dicken Zigarre im Mund! Sie, die so viel Männlichkeit, so viel M. im Sinne Weiningers in sich vereint hatten, trotzdem aber ihrem Wesen nach Weib geblieben waren, bleiben mußten, sie waren es, die von dem Manne nichts wissen wollten. Sie konnten so empfinden, weil sie, was ihre eigene Person anbelangte, männlich, typisch männlich fühlten; sie durften aber nicht vergessen, daß Tausende und Abertausende Weiber in Weiningers Sinn mehr W., also mehr weibliche Elemente in sich tragen, also echtestes Weib, blieben! Was für die Mannweiber gut und schön war, was sie sich selbst zu leisten wohl zugetraut haben mögen, es schickte sich bei Gott nicht für alle Mitschwestern! Wenn wir diese Frage noch weiter betrachten wollen, so müssen wir uns ja doch ganz vorurteilsfrei zugestehen, daß alles Wissen, alle wirklich großen Leistungen immer und immer wieder nur von Männern geleistet oder zumindest durch Männer inspiriert wurden! Mit dieser Ansicht stehe ich durchaus nicht allein da; sie deckt sich vielmehr mit der Ansicht ernstester Forscher und Denker, von denen ich hier Professor C. Menge (Heidelberg) zu Worte kommen lassen will: „Mit bewunderungswürdiger Energie und Zähigkeit verfolgten die Trägerinnen der Bewegung ihr Ziel. Allen Frauen, welche dem natürlichen Berufe des Weibes, Gattin und Mutter zu sein, nicht leben können, und allen, die in der Ehe keine Zufriedenheit finden, besonders aber den ökonomisch Unversorgten, sollte geholfen werden. Alle Frauen sollten vom Manne unabhängig sich auf

eigene Füße stellen können. Es galt also, der Frau neue Gelegenheiten zu schaffen, sich der Mitmenschheit nützlich zu machen und sich wirtschaftlich zu sichern.

Nach langen, schweren Kämpfen hat sich ein großer Teil dieser Wünsche erfüllt. Neben den vorwiegend „niederen" Berufen, welche dem Weibe schon früher offen standen, wurden zahlreiche, bisher dem Manne reserviert gewesene „mittlere" und „höhere" Berufe für die Frau erschlossen. Und da das Weib auf dem neuen Arbeitsfeld nur dann erfolgreich konkurrieren konnte, wenn es dem Manne gleichwertig vorbereitet war, wurden auch die zur Vertiefung und Erweiterung ihrer Schul- und Fachausbildung nötigen Einrichtungen getroffen.

Natürlich fand die „Emanzipation" des Weibes bei vielen Männern und auch bei vielen Frauen heftigen Widerstand. Man fürchtete sich vor der Vernichtung alter bekannter Werte durch eine Bewegung, die etwas im Grunde Unnatürliches anstrebte, und deren Nützlichkeit sich erst erweisen mußte.

Zweifellos hat die Emanzipation der Frau zahlreiche bedenkliche Seiten. Den Männern bescherte sie in vielen Erwerbszweigen eine Verschärfung der an sich schon großen Konkurrenz. Mancher Familie entzog sie die sorgende Mutter und die Hüterin der Häuslichkeit. Den Frauen selbst brachte sie eine ungesunde Anspannung des Körpers und des Geistes in der Entwicklungszeit und später ein schweres Lebensringen, welchem das zart organisierte Weib nicht standhielt. Vor allem bedrohte und erschwerte sie die spezifische Höchstleistung des Weibes: die Mutterschaft.

Immerhin kämpften sich viele Mädchen und Frauen, allerdings unter völligem oder teilweisem Verzicht auf den natürlichen Beruf des Weibes, mit Kraft und Ausdauer durch alle Schwierigkeiten hindurch. Sie errangen Unabhängigkeit und innere Zufriedenheit und behaupteten siegreich den eroberten Platz im Wirtschaftsleben.

Sieht man sich aber die erfolgreichen Kämpferinnen näher an, so entdeckt man eine bedauerliche Konsequenz des über die natürlichen Kräfte des Weibes hinausgehenden Ringens. Die körperliche und seelische Eigenart ist verloren gegangen. Aus der Frau ist ein mehr neutraler, oder sogar ein mannähnlicher Mensch geworden. Diese Tatsache wird selbst von Vorkämpferinnen der Frauenbewegung, die als unbefangene Zeugen gelten dürfen, mit Bedauern konstatiert. Lily Braun z. B. äußert sich zu dieser Umwandlung des Weibes folgendermaßen: ‚Der Eintritt in die Berufskonkurrenz mit dem Manne hat dem Weib seine Zeichen aufgeprägt. Gleichgültig, ob man

einen Frauenkongreß oder einer Arbeiterinnenkonferenz beiwohnt, der Eindruck ist immer derselbe: Aus den Gesichtern ist der weiche Liebreiz, der sonst ihr größter Zauber war, verschwunden. Ein Ausdruck von Härte und Kühle ist an seine Stelle getreten. Ein neuer Frauentypus entsteht, einer, über den selbst eine Frau sich in diesem Stadium seiner Entwicklung nicht zu freuen vermag. Der aufgezwungene Kampf, der die Frau nötigt, ihre Leistungskraft mit der des Mannes zu messen, seine Schöpfungen als Maßstab der ihren anzusehen, hat ihre Wesensart gewaltig unterdrückt!"

Mag auch das „Los vom Manne" in mancher Beziehung vielleicht wenigen Auserwählten – soweit wir die Mannweiber als Auserwählte bezeichnen wollen – durchführbar erscheinen, Lehrer und Lehrmeister jedes ernsten Berufes bleibt doch der Mann, nur der Mann! Es wäre denn, wir denken etwa an jene Berufszweige, die sich ausschließlich auf weibliche Handfertigkeiten beschränken.

Es wäre mir sehr unangenehm, würde ich durch diese kurzen Ausführungen den Eindruck erweckt haben, als wäre ich ein Gegner der Emanzipation; gewiß nicht. Das Weib soll, das Weib muß auf eigene Beine gestellt werden; das Weib darf nicht abhängig bleiben von dem Manne, das Weib darf nicht versklaven! Wohl aber bin und bleibe ich ein Gegner der absolut unbegründeten Devise „Los vom Manne".

Mag das Weib seine Selbständigkeit erlangen, mag das Weib seine Selbständigkeit bewahren, mag das junge Mädchen keine einzige Gelegenheit verabsäumen, um sich die Basis zu solcher Selbständigkeit zu erwerben! Dies alles aber nur im Rahmen der Möglichkeiten, im Rahmen jener Berufszweige, welche dem Wesen des Weibes, seiner körperlichen Beschaffenheit und seiner Widerstandsfähigkeit entsprechen. Und mag etwa – um hiefür ein Beispiel anführen zu müssen – eine Ärztin durch ihre geistigen Fähigkeiten, durch ihren Fleiß, durch ihr Wissen auch Hunderte von Kollegen überragen, beim Operationstische bei einer starken lebensgefährlichen Blutung wird und muß sie versagen! Sie muß schon deshalb versagen, weil in dem Momente der großen Gefahr, in dem Momente, wo es gilt, rasch und tatkräftig zu handeln, das in ihr nach Weininger schlummernde M. plötzlich ganz verschwunden erscheint!

Wenn man mir vielleicht vorwerfen dürfte, daß ich gerade das extremste Beispiel wählte, um meine Ansicht unumstößlich zu begründen, bin ich gerne bereit, durch eine andere Tatsache diesen Vorwurf vorweg zu entkräften. Es gibt kein einziges Weib, es gibt keine Frauensperson, wo immer und in welchen Lebensbedingungen immer sie auch leben möge, die nicht zur Zeit ihrer

monatlichen Menstruation körperlich und seelisch minder leistungsfähig wäre. Wie soll man, um wieder auf das Beispiel der Ärztin zurückzukommen, von einer Frau, die durch den Eintritt ihrer Periode zufällig selbst unter den stärksten Krämpfen leidet, verlangen können, daß sie des Nachts aus ihrem Bett aufstehe, hinausgehe bei Wind und Wetter, um einer anderen Person, die vielleicht bloß an stärkeren Zahnschmerzen leidet, zu helfen? Sie wird nicht aufstehen, nicht aber etwa, weil sie nicht will, sondern weil sie nicht kann! W. siegt über M.! Das rein körperliche W. siegt über das seelische M.!

Die körperliche Beschaffenheit, die Naturvorgänge des Weibes sind es also in erster Linie, die den Berufsmöglichkeiten und Fähigkeiten des weiblichen Geschlechtes gewisse Grenzen setzen. Und diese Grenzen sind wahrlich gewiß nicht allzu eng gezogen! Es gibt der Möglichkeiten genug und genug! Das Weib bleibe aber trotz der gewiß berechtigten Emanzipationsfrage doch immer und immer Weib! Ich werde auf diese Frage im nächsten Abschnitte meines Buches nochmals zurückkommen müssen und werde dort zu beweisen haben, daß auch das sexuelle Leben des Weibes die wirklich volle und ganze Erfüllung mancher Berufe fast unmöglich macht.

Nach dieser kleinen Ablenkung wollen wir wieder zu unserem Thema zurückkehren.

Der Ernst des entwickelten Mädchens zeitigte also allmählich in ihm die Überzeugung, daß sein Dasein gewiß nicht bloß auf jenen imaginären Werten aufgebaut bleiben darf, in welchen es sich bisher bewegte, daß die Mitwelt von ihm weitaus mehr fordere und zu fordern berechtigt sei. Sie will ganze, vollwertige Menschen haben; die Mitwelt in gleicher Weise wie die Natur!

Nach und nach beginnt dieser Ernst der Lebensauffassung von der eigenen Person überzugehen auf all die Ereignisse rings umher, auf all die Gepflogenheiten der Mitmenschen selbst. Was früher im Leben des Backfisches, Neugierde, Sensationslust und -sucht gewesen, wird jetzt zu dem rast- und restlosen Verlangen, die Ereignisse des Alltags richtig bewerten zu können, aus ihnen Lehren für sich selbst zu schöpfen. Wenn früher der Backfisch von jeder Liebelei der Freundinnen wissen wollte, um immer wieder von neuem irgend etwas Sensationelles, Lächerliches, Spitzbübisches ausfindig machen zu können, so sitzt jetzt das voll entwickelte junge Mädchen gerne mit der etwa schon verlobten oder verheirateten Freundin beisammen, hört gerne ihre Erzählungen, will aus diesen Erzählungen für sich selbst Nutzen ziehen – – – und wäre es auch bloß nur in erotischer oder sexueller Beziehung!

Dieses Moment spielt ja doch immer und überall die Hauptrolle. Sehnsüchtig wird die von der Hochzeitsreise zurückkehrende Freundin erwartet, noch sehnsüchtiger aber die erste Gelegenheit, bei der sie alles erzählen soll und muß! Ist dies bloß Neugierde oder nicht auch ein gewisser Grad von Wissensdurst? Ist diese geradezu charakteristisch zu nennende Neugierde nicht leicht zu verstehen, wenn wir bedenken, daß doch jedes Mädchen schließlich ein und demselben Ziele zustrebt – dem Ziele der Ehe! Ich getraue mich diese Frage zu bejahen, ebenso wie ich der vollsten Überzeugung bin, daß in jedem jungen Mädchen ein undefinierbarer Trieb schlummert, eine gewisse Praxis und Technik den Männern oder dem Manne gegenüber zu erlangen; hört doch die Jungfrau jetzt fast täglich mindestens einmal von irgend einer ihrer Freundinnen, wie „wichtig" es für das weitere Leben sei, „die Männer richtig zu behandeln". Und da gilt es nun, sowohl das „Richtig" als auch das „Behandeln" als solches irgendwo und irgendwie zu erlernen. Trotz aller dahin gehender Versuche gibt es aber in dieser Beziehung kein Erlernen! Alle Vorsätze, alle Versuche, mögen sie nun gut oder schlecht gewesen sein, fallen früher oder später in sich selbst zusammen, wenn einmal „Er", der Richtige, kommt.

Zu dem Ernst, zu der typischen Neugierde, zu dem sich immer mehr und mehr abklärenden Wesen des jungen Mädchens gesellt sich alsbald eine gewisse Unruhe des ganzen Lebens, eine Unruhe des Seelenlebens als solchen. Ein Umstand, der gewiß nur auf sexueller Basis zu suchen und zu finden ist. Bedenken wir doch, daß das junge Mädchen, vom Standpunkte des Naturforschers aus betrachtet, seit der ersten Menstruation in geschlechtlicher Beziehung vollwertig entwickelt ist, daß jede Menstruation als solche, neben den vielen, besonders während der ersten Tage zu beobachtenden seelischen Depressionen, immer wieder von neuem gewissermaßen revolutionär auf das Sexualleben des Mädchens einwirkt. Und wehe, wenn diese Einwirkung allzu groß wird, wenn etwa die Erlösung aus diesem Kampfe im Innern des Mädchens nicht rechtzeitig kommt. Das schwerste seelische Ringen mit sich selbst, ein Gefühl der Unzufriedenheit, der Minderwertigkeit zermürben das bisher heitere Wesen, ja führen nicht allzu selten zu den Bildern schwerster Melancholie. Mag man über die Erziehungsmethoden und ihre Ansichten denken wie man will, mag man die freie Liebe und die Freiheit der jungen Mädchen von welchem Standpunkt auch immer einschätzen, unleugbar hat beim entwickelten Mädchen die Sexualität die allein herrschende Rolle im Leben übernommen. Jene Rolle, die mächtiger als alle Gebote, als alle Satzungen

der Religion und der Gesellschaft ist. Der Psychologe, der Erforscher des Seelenlebens des Weibes muß sich diese Tatsache stets vor Augen halten, darf nie an sie vergessen. Das wohlerzogene, keusche Mädchen wird immer trachten, jedwede Sexualität zu verbergen; wirklich bestehende oder bloß posierte Unerfahrenheit kann die unbefangene Mitwelt täuschen, darf aber niemals den Forscher daran vergessen lassen, wie mächtig die erwachende, um wieviel mächtiger die erwachte, aber gewaltsam unterdrückte Sexualität das Seelenleben eines Menschen zu beeinflussen vermag!

Deren Allmacht ist es auch, welche all die seelischen Veränderungen zeitigt, die wir während der Brautzeit allenthalben zu beobachten Gelegenheit haben. Alles, was bisher dem jungen Mädchen verboten, ja woran selbst in stillster Einsamkeit zu denken nicht gestattet war, alles das soll jetzt bald zur Wirklichkeit werden. Das große Geheimnis der Liebe, das große Geheimnis der Daseinsbestimmung des Weibes soll endlich gelöst werden, gelöst mit Wissen und Genehmigung der Mitwelt, durch ihn, den Auserkorenen! Hat man von dem jungen Mädchen bisher verlangt, daß es gleich einer Blinden, gleich einer Unwissenden durchs Leben wandle oder zumindest so tue, so gestattet ja jetzt bald die Mitwelt, die „liebe, gute Mitwelt", daß dieser große Betrug sein Ende finde. Er ist nichts anderes gewesen, als ein Betrug an sich selbst, ein Betrug, der von der Gesellschaft gewollt und gutgeheißen wurde!

Auf diesem Betrug basiert auch die Schamhaftigkeit der weiblichen Jugend. Sie ist etwas Gewolltes, etwas Anerzogenes! Denken wir doch daran, daß all das, was bei uns Kulturmenschen als schamhaft gilt, bei den meisten Naturvölkern als natürlich aufgefaßt wird. Es wäre ein grober Fehler, deshalb die Naturvölker als roh bezeichnen zu wollen, weil sie Schamhaftigkeit in unserem Sinne nicht kennen. Die Roheit liegt gewiß nicht darin, daß diese Völkerschaften nackt einherlaufen, daß sie die alltäglichsten Naturbedürfnisse, ja selbst den Akt der Zeugung als solchen frei und offen vor aller Mitwelt betätigen. Roh erscheint dies alles von unserem Standpunkt aus; deshalb roh, weil wir gewohnt sind, alles, was mit dem Sexualleben, mit den Geschlechtsteilen irgendwie in Zusammenhang steht, als „schlecht", „schamlos", „gemein" zu bezeichnen, weil wir gewohnt sind, uns selbst und unsere Umgebung in dieser Beziehung absichtlich und bewußt zu betrügen; zumindest solange, bis uns durch den Abschluß einer Ehe, durch den kirchlichen Segen plötzlich alles erlaubt ist. Das junge Mädchen muß schamhaft sein, aber nur deshalb, weil es die Mitwelt so will; es muß erröten, aber nur deshalb, weil ihm dieses Erröten, diese Schamhaftigkeit gewaltsam anerzogen wurden;

und je schamhafter es ist, um so höher steigt sein Wert gegenüber der Mitwelt, um so höher die eigene Einschätzung gegenüber demjenigen, der einstmals Gatte sein soll, vor dem einstmals gar nichts mehr verhüllt bleiben soll!

Ja die Sache geht sogar so weit, daß diese von der Mitwelt gewollte Schamhaftigkeit in dem jungen Geschöpf einen gewissen Grad von Heuchelei und Unaufrichtigkeit gegen sich selbst züchtet und zeitigt. Mag auch das Mädchen durch Lektüre, durch Erzählungen guter Freundinnen „Alles" wissen, ausnahmslos versteht es die große Kunst, sich so zu verstellen, sich so zu stellen, als wäre es trotz seiner neunzehn Jahre auf der Wissensstufe eines sechsjährigen Kindes stehen geblieben. Und mag es auch die Augen noch so verschämt zu Boden schlagen, nicht immer ist dieses äußere Kennzeichen übereinstimmend mit dem, was im Innern seiner Seele vor sich geht. Es wäre ja auch allzu furchtbar! Doch was soll das junge Mädchen tun? Gibt es doch in den Augen der Menschen nichts Ärgeres, nichts Herabsetzenderes, nichts Entwürdigenderes, als „schamlos" zu gelten! Die „gute" Mitwelt verlangt die Schamhaftigkeit; möge sie sie also in Gottesnamen haben!

Mit dieser Mitwelt verlangt aber auch „Er" nichts sehnlicher als ein ganz unerfahrenes, immer wieder von neuem errötendes, erwachsenes kleines Mädchen. Da heißt es eben Komödie spielen; und sie wird gespielt!

Es wäre falsch, zu glauben, daß diese gewollte, gleichsam künstlich erzeugte Schamhaftigkeit und die damit in so enger Verbindung stehende Verstellungskunst einzig und allein ein Privileg der sogenannt besseren Stände sei. Nein, wir finden sie auch in gleichem Maße bei der Jugend minderer Stände, in gleichem Maße bei der Landbevölkerung, wenn auch mit einem ganz gewaltigen Unterschied. – – Die Grenze der Lebensjahre nach abwärts zu, bis zu welcher hier Schamhaftigkeit und Verstellung gefordert wird, ist ebenso verringert wie die Dauer derselben. Wenn sich aber das Mädchen der feinen Gesellschaft stunden-, tage- und monatelang zu verstellen vermag, das Bauernmädchen hat mit einer Stunde vollständig genug; und wenn man dem Mädchen der besseren Stände erst nach Sanktionierung seiner wirklichen Gefühle durch Ehe und Kirche gestattet, diese so gut gespielte Rolle endgültig von sich zu schleudern, so ist bei dem Mädchen der niederen Stände, der niederen Kultur, die Sprache der Natur kräftiger als die Unmenge aller jener selbsterfundenen, von der Gesellschaft gewollten und geübten Regeln des Anstandes.

Immerhin jedoch zeitigt diese anerzogene Schamhaftigkeit gewiß auch einige gute Früchte. Ich denke hier durchaus nicht daran, gewollte Heuchelei

gutzuheißen; aber es wird in dem Mädchen das Gefühl klar, sich in gewissem ethischen Sinne wenigstens die körperliche Reinheit für jenen Mann zu bewahren, der einstmals seinen Kindern Vater sein soll. Die körperliche Reinheit. Denn seelisch ist kein einziges voll entwickeltes Mädchen rein, soweit die Kenntnis sexueller und erotischer Fragen und Dinge als unrein bezeichnet werden darf. Sie wird als unrein bezeichnet und dies mit einem geradezu verdammenswerten Unrecht. Möge doch endlich einmal in Eltern und Erziehern der Glaube und die Überzeugung eindringen, daß wahre Kenntnis primitivster Naturvorgänge weitaus höher einzuschätzen sei, als anerzogene und gewollte Lüge und Heuchelei!

Trotz all dieser eben von mir gemachten Einwände bleibt das weibliche Schamgefühl von ganz unermeßlicher Bedeutung für die Größe und Entwicklung der männlichen Leidenschaft; eine unleugbare Tatsache, über die wir unzählige, ganze Werke umfassende Abhandlungen besitzen. Stendhal äußert sich im 26. Kapitel seiner Studie „De l'Amour" folgendermaßen über dieses Thema: „Es liegt auf der Hand, daß das Schamgefühl zu drei Vierteln erworben ist; es ist dies vielleicht das einzige aus der Zivilisation geborene Gesetz, das nichts als Glück in die Welt gebracht hat. Man hat beobachtet, daß Raubvögel sich beim Trinken verstecken, weil sie dabei den Kopf ins Wasser stecken müssen und in dieser Stellung schutzlos sind. Wenn man in Betracht zieht, was in Tahiti geschieht, kann man keine andere Begründung für das Schamgefühl finden. Liebe ist das Wunderwerk der Zivilisation. Unter Wilden und barbarischen Rassen gibt es nichts als die physische Liebe in gröbster Form. Das Schamgefühl ist es, was der Phantasie Nahrung gibt und so der Liebe neues Leben einhaucht. Das Schamgefühl wird den kleinen Mädchen schon frühzeitig von ihren Müttern eingeimpft, und zwar mit besonderem Eifer, man möchte sagen aus esprit de corps. Sie wachen im voraus über das Glück des zukünftigen Liebhabers. Für ein zurückhaltendes, zart angelegtes Weib kann es keine größere Tortur geben, als wenn es in Gegenwart eines Mannes irgend etwas tun muß, worüber es erröten zu müssen glaubt. Ich bin überzeugt, daß ein stolzes Weib statt dessen lieber tausendmal sterben möchte. Eine kleine Freiheit, die sich der Mann, der es liebt, ihm gegenüber herausnimmt, bereitet ihm wohl einen Augenblick lang großes Vergnügen, aber wenn er es dafür nachher gering zu achten scheint, oder auch nur, wenn ihn diese Freiheit nicht mit höchstem Entzücken zu erfüllen schien, bleibt bittere Reue in seinem Herzen zurück. Bei einem über dem gewöhnlichen Durchschnitt stehenden Weibe kann man alles erlangen – durch sehr reser-

viertes Wesen. Das Spiel ist ungleich, denn das Weib setzt sich für ein Vergnügen, für den kleinen Vorteil, liebenswürdig zu erscheinen, der Möglichkeit nagender Qual, bitterer Reue und einem Gefühl intensiver Scham aus, was ihm selbst den Geliebten weniger lieb macht. Ein lustig und gedankenlos verbrachter Abend wird auf diese Weise oft bitter gebüßt. Der Anblick eines Liebhabers, mit dem man sich in dieser Beziehung vergangen zu haben scheint, bzw. fürchtet, dürfte einige Tage lang peinlich empfunden werden dürfen. Kann man sich da wundern, daß diese Gewohnheit bei den Frauen so außerordentlich mächtig ist, wenn man bedenkt, daß jede geringste Übertretung derselben solche große Leiden im Gefolge hat? Das Schamgefühl ist die Mutter der Liebe, darin liegt sein Wert. Was den Mechanismus dieses Gefühles betrifft, so kann nichts einfacher sein; das Gemüt ist ganz damit ausgefüllt, Scham zu empfinden, so daß kein Raum mehr für das Verlangen bleibt. Wünsche sind verboten, denn Wünsche führen zu Handlungen. Es ist klar, daß jedes stolze und zärtliche Weib – zwei Qualitäten, die als Ursache und Wirkung gewöhnlich zusammen auftreten – die Allüren der Kälte annehmen muß, die dann von den Leuten Prüderie genannt wird. Die Macht des Schamgefühls ist so stark, daß ein liebendes zärtliches Weib sich seinem Geliebten eher durch Handlungen als durch Worte verrät. Das Gefährliche, das im Schamgefühl liegt, besteht darin, daß es beständig zur Verstellung führt." – – –

Vorläufig nur so viel über die Frage des Schamgefühls und der Schamhaftigkeit. Haben wir uns doch mit diesem Thema in unserem nächsten Kapitel noch eingehend zu beschäftigen! – – –

Das heiratsfähige Mädchen.

Das Geheimnis der Liebe – Unterdrückte Sexualität – Liebe und Egoismus – Die Brautzeit – Angst und Neugierde – Die Entjungferung – Seelische und körperliche Jungfräulichkeit – Die Halbjungfrau.

Mit dem Erwachen der ersten wirklichen Zuneigung – ich spreche absichtlich das Wort Liebe und Liebelei nicht aus – mit der Erkenntnis, daß der oder jener Mann, der nunmehr in das Leben des jungen Mädchens getreten ist, fernerhin Lebensgenosse, Beschützer und Behüter, Gatte und Vater werden soll, tritt in dem Seelenleben eines jeden Weibes ein ganz gewaltiger Umschwung ein. All jene Fragen, die sich mit der Sexualität im weiteren Sinne befassen, mögen im Unterbewußtsein eine größere Rolle spielen; alle jene

anderen Fragen aber, die mit dem Bewußtsein der kommenden, der immer näher rückenden Möglichkeit einer Mutterschaft zusammenhängen, treten nunmehr in allererster Linie in den Vordergrund alles Denkens. Dies geht so weit, daß selbst ein junges Mädchen, welches etwa außerehelich, also ohne Sanktionierung von seiten der Gesellschaft und der Kirche, in geschlechtlichen Verkehr mit einem Manne tritt, selbst dann, wenn von einer Ehe, von einer Heirat aus irgendwelchen äußeren Gründen niemals die Rede gewesen ist, dennoch in eben diesem Mann gewissermaßen seinen Beschützer, seinen Führer und auch gleichzeitig den einzig Bevorzugten erblickt; nicht nur das Empfinden des Herzens allein ist es, welches all diese Gefühle in dem Mädchen wachruft; nein, es ist auch die Erkenntnis, daß nur dieser Mann derjenige sei, dem es gerne ein Kind schenken möchte! Es wird also plötzlich das Gefühl der Mutterschaft wach; gleichzeitig mit ihm jedoch auch das Verlangen, eine gute Lebensgefährtin, eine gute Gattin zu werden.

Dies die Gefühle, soweit sie auf altruistischer Basis beruhen. Doch auch der Egoismus spielt jetzt eine Rolle! Das Mädchen sehnt sich los, endlich los von all der vielen Bevormundung und Beaufsichtigung von seiten berufener und unberufener Personen. Es sehnt sich danach, endlich sein eigenes Leben leben zu dürfen und niemandem anderen mehr Rechenschaft leisten zu müssen als sich selbst und dem Manne. Diese Sehnsucht nach Selbständigkeit ist auch oftmals der Grund, welcher so manche Ehe selbst ohne jedes innere Zusammengehörigkeitsgefühl zustande bringt. Das Mädchen – namentlich wenn die Jahre etwas vorrücken – wird es satt, stets beobachtet, stets kritisiert zu werden, unfrei dahinzuleben und nur das tun zu dürfen, was anderen angenehm ist. Die immer konkreter werdende ernste Auffassung des Lebens und seiner Bedürfnisse zeitigt in dem Mädchen eine große Sehnsucht und läßt es ganz und gar vergessen, daß es als Gattin ja doch auch ein gewisses Verantwortungsgefühl, allerdings nur einem einzigen Menschen gegenüber, zu übernehmen hat. Dieses Verantwortungsgefühl jedoch schrumpft ebenso auf ein Mindestmaß zusammen wie die diesbezüglichen Forderungen und Wünsche des Mannes, wofern diese Lebensgemeinschaft durch ein Gefühl innerer Zusammengehörigkeit begründet erscheint.

Ich vermeide wieder absichtlich das Wort Liebe. Denn sie stellt im großen Ganzen nichts anderes dar als eine Umschreibung, als einen Sammelbegriff des gegenseitig gewollten sexuellen Empfindens! Das Gefühl der Zusammengehörigkeit läßt jedoch auch ohne solche „Liebe“ zwei Menschenkinder zu einem Ganzen verschmelzen, läßt ihre Wünsche und Gewohnheiten bald ganz

verstummen, bald wieder mächtig laut werden zur Erlangung eines einzigen Zieles, zur Erlangung jenes imaginären Wertes, den wir „Glück" nennen!

Das junge Mädchen ist also, um es mit einem landläufigen Worte zu nennen, „heiratsfähig" geworden. Wollten wir dieses Wort seinem wahren Sinne nach analysieren, so müßten wir uns glattweg zugestehen, daß es eigentlich jedes Sinnes entbehrt; denn die Heiratsfähigkeit fällt ja naturwissenschaftlich betrachtet mit der Fortpflanzungsfähigkeit zusammen, und diese wieder hängt durchaus nicht von dem Gutachten und Willen der Mitwelt ab, sondern von der Erlangung der körperlichen Befähigung, von dem Eintritt der regelmäßigen Menstruationen. Finden wir doch auch, daß dieses heiratsfähige Alter sich bei verschiedenen Rassen und zu verschiedenen Zeiten immer wieder zu ändern pflegte. Wenn die jungen Mädchen der schwarzen Rassen bereits in einem Alter, welches wir noch strenge in die Zeit des Kindesalters rechnen, also etwa mit acht oder neun Jahren den Geschlechtsverkehr beginnen, wenn sie mit dem Auftreten der ersten Periode unter Beobachtung mehr oder minder pompöser Zeremonien heiraten, so ist diese Sitte und dieses Alter ebenso willkürlich gewählt, wie etwa bei einer anderen Rasse das siebzehnte oder neunzehnte Lebensjahr.

Heiratsfähig im übertragenen Sinne des Wortes ist ein Mädchen dann, wenn es vornehmlich seinem Geiste, seinem Charakter und seinem Wissen nach, einen solchen Grad der Reife erlangt hat, daß es sich dessen voll bewußt sein muß, welch herrliche und große Rolle es der Allmutter Natur gegenüber nunmehr zu übernehmen sich verpflichtet. Nicht das schöne zügellose Leben, nicht all jene in so herrlichem Lichte erscheinenden Zukunftsträume sind es, die sich dieses Mädchen vor Augen zu halten hat. Nein! Die Ehe, die innige Zusammengehörigkeit, das innige Zusammenleben mit dem frei und zwanglos gewählten Manne, sollen letzten Endes nichts anderes sein als die Grundlage einer neuen Generation. Das bisher sorgenlos in den Tag lebende junge Mädchen soll jetzt Mutter werden, Mutter kräftiger, vollwertiger Kinder.

Das Menschengeschlecht als solches soll nicht bloß davor bewahrt bleiben, auszusterben; es muß auch vor einer Dekadenz, vor einer Degeneration bewahrt werden! Und jedes Mädchen, jede junge Frau, jede Mutter muß sich dessen bewußt sein, daß sie nur dann ihre Daseinspflicht, ihre natürliche Aufgabe vollkommen erfüllt, wenn sie mit Teil daran nimmt, das Menschengeschlecht zu verbessern, zu veredeln.

Mag der Brautstand auch wohl nur allzuselten in dem weiblichen Wesen solch ernste Überlegungen wach werden lassen, so ist er dennoch fast immer

dazu berufen, eine Fülle anderer Überlegungen in das Herz der „glücklichen" Braut zu legen und eine ganz gewaltige Änderung ihres Seelenlebens zu bewirken.

Die Akkomodationsfähigkeit, das Sichanpassen an Denken und Gewohnheiten des künftigen Gatten tritt vorerst in den Hintergrund gegenüber einer im geheimen schlummernden Angst vor der großen kommenden Umwälzung des bisherigen Lebens. Eine Angst, die mit einem unbestimmten Gefühl der Neugierde gemengt erscheint! Eine Angst, die anderseits jedoch in dem Mädchen durch eine Unmenge mehr oder minder starker erotischer Gefühle einen Zustand des gestörten seelischen Gleichgewichtes wach werden läßt. Ich getraue mich sogar zu behaupten, daß die ganze Zeit des Brautstandes in seelischer Beziehung ausnahmslos nur von sexuellen Gefühlen erfüllt erscheint und will diese meine Behauptung an anderer Stelle eingehend erörtern. Diese sexuelle Komponente ist es auch, die nunmehr in jedem weiblichen Wesen ein ganz neues Gefühl wach werden läßt, welches fortab, wenn auch stets geleugnet, ausnahmslos nachweisbar ist: ich meine das Gefühl der Eifersucht, das in jedem Weibe schlummert und letzten Endes nur auf erotisch-sexueller Basis beruht. Die Logik des Weibes sagt ihm, daß derjenige Mann, dem es sich erstmalig hingibt, dem es seine Jungfräulichkeit opfert, keinem anderen weiblichen Wesen angehören soll und darf! Unbeschadet und unbeachtet aller naturwissenschaftlichen Deutungen und Nachweise, welche die Menschenrasse als polygam anerkennen. Ist die Eifersucht wirklich nur ein wesentlicher Bestandteil jeder Liebe? Ist sie nicht auch durch die Komponente der Furcht um den Verlust des geliebten Mannes diktiert? Furcht etwa davor, daß ein anderes Weib schöner sein und in dem Manne durch eben diese Schönheit ein sexuelles Verlangen wachrufen könne?

Ich will hier diese seelischen Vorgänge vorläufig unerörtert lassen, wohl aber all jener Veränderungen im Seelenleben des Weibes Erwähnung tun, welche durch die Hochzeit als solche, durch die nunmehr beginnende geschlechtliche Tätigkeit gezeitigt werden!

Streng genommen käme nur der letztere Faktor in Frage, weil die Fälle, in denen eine Geschlechtstätigkeit erst mit der Ehe beginnt, eigentlich verschwindend gering sind. Der außereheliche, voreheliche Geschlechtsverkehr ist heute in allen Ständen, in allen Klassen fast zur Regel geworden. Vielleicht ein Resultat unseres modernen Kulturlebens, vom scheinheiligen Menschen zwar verpönt und verdammt, vom Standpunkt des Forschers aber vielleicht sogar gutzuheißen! Deshalb gutzuheißen, weil so eine riesenhafte Un-

zahl von Lügen und Betrug aus der Welt geschafft werden könnte und gleichzeitig ein dem jungen Mädchen gewaltsam aufgedrängtes Leben voll Entsagung und Selbstverleugnung! Gewiß nicht verdammenswert von der logischen Betrachtung aus, daß man einem vollentwickelten Menschen zur Betätigung natürlichster Triebe nicht erst die Sanktionierung der Gesellschaft oder gar der Kirche geben müsse!

Ist nicht das sexuelle Leben des Menschen etwas so hoch Erhabenes, sind nicht gerade diese Gefühle so himmelhoch über allen anderen Gefühlen stehend, daß keine Macht der Welt ein Recht dazu besitzt, in diese heiligste Heiligkeit irgendwie einzugreifen?

Wenn die Menschheit so weit geht, brünstige Tiere einander zuzuführen, hat diese selbe Menscheit dann etwa das Recht, unter der Maske der Moral an dem Empfindungsleben anderer Menschen zu rühren?

Was ist solche Moral? Ist sie nicht ein Hirngespinst? Ein Wahngebilde, konstruiert im Gehirn freudeloser oder vielleicht sogar selbst überaus unmoralischer Menschen?

Immer und immer wieder hören und sehen wir, daß gerade diejenigen, die es am allerwenigsten nötig hätten, so gerne Moral predigen! Wen kümmert es, ob sich zwei Menschenkinder in inniger Zuneigung vereinen?

Ein solcher Eingriff gleicht einem Mord an dem Seelenleben der Menschheit! – Und Morden ist Verbrechen!

Ich will mit diesen Erläuterungen gewiß nicht die wüsteste Unmoral gepredigt haben, will auch nicht sagen, daß ich ein begeisterter Anhänger des vorehelichen Geschlechtsverkehrs bin; aber die Anmaßung der Gesellschaft, die Anmaßung jenes böszüngigen und böswilligen Konglomerates, das so gerne unter dem schönen Worte „Mitwelt" sein böses Unwesen treibt, ist doch schon etwas zu weit gediehen. Sie hat ebensowenig wie alle übrigen Gesetze, ebensowenig wie die Kirche auch nur das geringste Recht, in jene wunderbaren Naturrechte einzugreifen, die seit der Erschaffung der Welt bestehen und ewig bestehen werden!

Tief, unermeßlich tief in das Seelenleben des Weibes einschneidend ist der Moment der ersten geschlechtlichen Vereinigung, der Vorgang der Entjungferung. Mag auch das jahrelang mühsam unterdrückte Sexualverlangen durch die Unsumme all der erotischen Reize, die unaufhörlich Sinnen und Denken des Mädchens treffen, plötzlich erweckt und laut geworden sein, mag auch bloß die sogenannte „platonische" Liebe hindrängen zu dem liebe-

girrenden Mann, das Mädchen sieht doch noch voll Angst, voll bitterböser Furcht jener Stunde entgegen, die es um das so lang behütete, um das so lang verteidigte „Gut" der Jungfernschaft bringen soll! Ein ideelles, imaginäres Gut, soweit es sich um seelische Jungfräulichkeit handelt, ein realer Besitz, soweit die körperliche, anatomische, von jedem Arzt konstatierbare Jungfräulichkeit, also das Vorhandensein eines absolut unverletzten Jungfernhäutchens als solcher zu werten ist.

Nur um diesen allein bangt unsere weibliche Jugend, um dieses anatomische Gut, das von den Männern so hoch bewertet, so dreist verlangt wird! Das fast krankhafte Behüten dieser anatomischen Jungfräulichkeit, die stete Furcht und Sorge um ihren Verlust sind es ja auch, welche dem jungen Mädchen in den meisten Fällen Alles erlauben und es Alles versuchen lassen, nur nicht – – „Das"! Der Urgrund zur Heranbildung jener Sorte von Mädchen, die als „Halbjungfrauen" sich selbst ebenso betrügen wie die übrige Mitwelt!

So viel und so mancherlei hat das Mädchen von Freundinnen, von anderen Frauen über die Schmerzen und Qualen des ersten Begattungsversuches, der Entjungferung gehört – in der Regel natürlich weit übertrieben dargestellt – daß es nur allzu verständlich erscheint, wenn sich zu der Neugierde, zu der durch höchste erotische Gefühle aufgepeitschten Sinnenlust eine dunkle Angst vor den rein physischen Schmerzen gesellt. Ein Widerstreit zwischen Wollen und Fürchten, zwischen Glücksahnung und Schmerzensangst, zwischen Liebe und Vernunft! Ein böser, schwerer Seelenkampf, aus dem es kein Entrinnen gibt; denn Gott Eros lenkt und leitet ja den Kampf! – – –

Ist aber der Kampf entschieden, ist der Akt als solcher vorbei, so pflegt in der weitaus überwiegenden Mehrzahl der Fälle eine Ernüchterung, eine Enttäuschung in die Seele des Weibes einzuziehen. Anders, ganz anders hat es sich die herrlichen Gefühle, das Empfinden höchster Wollust vorgestellt. Das sollte alles sein? Dieses, nur dieses schmerzhaft-angenehme Ahnen eines Lustgenusses sollte es sein, nach dem alles drängt?! – – –

Und doch, – – das Wonnegefühl „Ihm", dem Herrlichsten sich gegeben, durch „Ihn" zum Weibe gemacht worden zu sein, es überwiegt allen Schmerz, alle Enttäuschung! – – –

Das allmähliche Erwachen, die Steigerung des sexuellen Empfindens zeitigen erst später, erst nach und nach in dem Weibe eine gewisse Zutraulichkeit, Dankbarkeit und Ergebenheit dem Manne gegenüber; eine Selbstverleugnung, ein Gefühl von Seelenvereinigung und Seelenverschmelzung, das ge-

wiß in innigstem Zusammenhang mit der körperlichen Vereinigung dieser beiden Menschen steht. Die bisherige Schamhaftigkeit weicht einem ideal umgeformten Schamgefühl, die bisherige Gefallsucht allen andern Menschen gegenüber wird abgelöst durch einen großen einzigen Wunsch, durch den Wunsch, dem eigenen Manne und nur ihm allein zu gefallen. Mögen vielleicht auch Bedenken über die Gestaltung der Zukunft, ernste Gedanken über die Möglichkeit einer Mutterschaft sich im Herzen regen, sie weichen einem geradezu kindlich zu nennenden Übermut, einem Glücksgefühl, wenn das Weib mit dem Manne allein ist, wenn es fühlt, daß es endlich mit dem Manne allein ist, dem es sich bewußt hingegeben hat.

Diese Gefühle, dieses Flittern und Flattern von Glück, Ernst, Übermut und Liebe sind es auch, die den Namen der Flitterwochen geprägt haben dürften. Ob diese Flitterwochen nun durch die Satzungen der Religion, also durch eine Ehe sanktioniert sein mögen oder nicht, sie sind und bleiben die schönsten Tage, die schönsten Erinnerungen im Leben des Weibes bis zu seinem Tode.

Und mögen auch – wie es ja nur allzuoft zu sein pflegt, – namentlich beim außerehelichen Verkehr, auf den „Ersten" viele andere folgen, die Flitterwochen mit dem „Ersten", sie bleiben doch die schönsten!

Das junge Weib.

Die Flitterwochen – Die „weisen" Lehren der Mutter – Anpassungsvermögen und Nachgiebigkeit – Einfluß des Mannes – Harmonie und Liebesglück – Die erste Schwangerschaft – Überempfindlichkeit – Angst und freudiges Erwarten – Seelenvorgänge während der Geburt.

Doch nun zu dem jungen Weib! Die plötzliche Sorge um das Hauswesen, die Sorge um das Wohl und Wehe des Gatten, werden gerne als übergroß und überschwer hingestellt; und dennoch geschieht dies ja nur aus dem einzigen Grunde, weil das junge Weib anerkannt werden und unentberhrlich erscheinen will. In Wirklichkeit können derartige „Sorgen" nicht als Sorgen bezeichnet werden. Sie sind und bleiben Beruf des Weibes, ebenso wie eine etwa folgende Schwangerschaft.

Größer als all diese Sorgen ist wohl eine andere seelische Leistung, nämlich die unumgänglich nötige Anpassung der Frau an die Gewohnheiten und Ansichten des Mannes. Denn ohne diese, ohne eine gewisse Selbstverleugnung ist und bleibt ein ersprießliches Zusammenleben zweier bisher einander doch

fremder Menschen nun einmal unmöglich. Da ist es denn ein nicht hoch genug einzuschätzendes, nicht hoch genug zu bewertendes Verdienst der Frau, daß sie es in der Regel ist, die eher und leichter sich anzupassen vermag als der Mann. Eine gewisse Art von Seelengröße, wenn man bedenkt, daß manchmal ganz unglaubliche Forderungen gestellt und von dem Weibe erfüllt werden.

Werden sie aber auch immer restlos erfüllt? Ist diese Nachgiebigkeit nicht oft bloß scheinbar, bloß überaus scharfsinnig taktisch so durchgeführt, daß in Wirklichkeit der Mann nachgibt und zum Schlusse glaubt, die Frau sei der nachgebende Teil gewesen? Der Alltag lehrt unzweideutig die Bejahung dieser Frage. Wann, wo und wie aber die Frauen die bewundernswerte Technik und Taktik dieser scheinbaren Nachgiebigkeit erlernen, ist uns völlig rätselhaft, insoferne die Lösung nicht in einer bewußt klugen Bewertung der Wichtigkeit der in Frage kommenden Dinge zu suchen und zu finden ist.

Diese Nachgiebigkeit, dieses Abschleifen der beiderseitigen Charaktere und Gewohnheiten, wenn ich so sagen darf, muß unbedingt gleichzeitig und gleichartig vor sich gehen; schon deshalb, weil ja ein längeres Zusammenleben geplant ist, weil dieses Zusammenleben mit der Begründung der neuen Familie, mit der Hoffnung und Aussicht auf Nachkommenschaft so innig verknüpft ist. Wenn aber die Frau gar erst wirklich geschwängert wurde, dann ist gewiß der Mann derjenige, der in allem und jedem den Wünschen seines Weibes, der werdenden Mutter seines Kindes, entgegenzukommen trachtet. Schon deshalb, weil die schweren seelischen Insulte, die während dieser Zeit auf das Weib einwirken, allzu groß sind.

Keine Zeit, keine Epoche des weiblichen Lebens ist in bezug auf seelisches Empfinden solch großen und gewaltigen Erschütterungen ausgesetzt wie die Zeit der Schwangerschaft. Die durch das im Mutterleibe reifende Kind hervorgerufenen Gefühle sind so heilig, so erhaben über jedes andere menschliche Empfinden, daß das Weib, das schwangere Weib selbst zur Heiligen wird!

Das Glücksgefühl, die große seelische Befriedigung, ein Kind empfangen zu haben, ein Kind gebären zu sollen, webt um das ganze Wesen des Weibes eine Art Glorienschein, macht aus der übermütigen Frau, aus dem bisher vielleicht leichtsinnigsten Geschöpf ein ernstes, unter allen Umständen verehrungswürdiges Wesen. Das Aufkeimen der Liebe zu dem im Körper keimenden Leben, es ist so riesengroß, daß es wohl ausnahmslos alle übrigen Gefühle des Lebens zu überragen imstande ist. Ich spreche diesen Satz mit vollster Überlegung aus und begründe ihn damit, daß ich es oft miterleben mußte, ein außerehelich geschwängertes Mädchen, eine Person, die ja von der Mit-

welt nur Mißachtung und Schmähungen zu erwarten hatte, bitterlich weinen zu sehen, wenn es aus irgendeinem Grunde das neugeborene Kind verlor.

Die Liebe zum keimenden Kind, sie ist däs große Gefühl der Mutterliebe in ihren ersten Anfängen, jener Mutterliebe, die höchstes Empfinden bedeutet und beinhaltet! Diese Liebe ist es auch, welche in der schwangeren Frau jene Unzahl von Sorgen wachruft, die sich letzten Endes alle nur um das zu erwartende Kind drehen. Sorgen und Befürchtungen, ob das Kind schön und wohlgebildet sein werde, Sorgen und Befürchtungen, die fast immer die Furcht der Mutter für ihr eigenes Leben, die Furcht der schwangeren Frau vor der Stunde der Niederkunft weit überragen. Die Frau schont sich, die Frau fürchtet sich, tut alles und unterläßt alles, nicht etwa nur aus Sorge um ihr eigenes Leben, sondern größtenteils aus Sorge um das Leben des werdenden Kindes.

Zwei Augenblicke des allerhöchsten Glückes, die durch kein Glück der Welt übertroffen werden können, gibt es für die werdende Mutter; den Augenblick, in welchem die Frau um die Mitte der Schwangerschaft die Bewegungen des Kindes unter ihrem Herzen zum ersten Male fühlt, und jene Sekunde, in der sie den ersten Schrei des neugeborenen Kindes vernehmen kann!

Es wäre gänzlich verfehlt, zu glauben, daß die Eheschließung durch die plötzlich geänderten Lebensbedingungen allein – durch den Akt der Entjungferung, durch den Beginn des Geschlechtsverkehres – die früher genannten Änderungen im Seelenleben des Weibes hervorzubringen vermag. All diese rein äußeren Umstände sind verschwindend klein im Vergleiche zu jenem großen Kampfe, zu jenem gigantischen Widerstreit, der in der ersten Zeit der Ehe tief drinnen im Herzen jedes Weibes zu toben beginnt und der auf einem gewollten, systematisch angelegten Betrug basiert. Ein Betrug, der allerdings nicht auf das Schuldkonto des Mädchens selbst, sondern auf das der Mitwelt, der engsten Umgebung, der Mutter des Mädchens geschrieben werden muß! Sie war es, die der Tochter unaufhörlich Keuschheit, Schamhaftigkeit, Anständigkeit, Verleugnung jeder erotischen Regung predigte, die ihr selbst noch am Tage der Hochzeit einschärfte, sich dem Manne gegenüber ja nichts zu vergeben; sie war es, die dem nach sexueller Betätigung lechzenden Mädchen gröbste Verstellung, nur Verstellung gelehrt hat, die es als Stolz empfindet, von dem Schwiegersohn gelegentlich zu hören, daß die Tochter „so unschuldig in die Ehe getreten sei, so gar nichts verstanden habe!“

Welch großer Betrug! Welch großes, schweres Verbrechen! Wo gibt es heute noch ein Mädchen, das „so gar nichts versteht“, wo darf es heute noch

ein solches Mädchen geben? Heute, wo die Welt ganz anders denkt als zu Großmutters Zeiten; heute, wo der Mann von seiner Lebensgefährtin, die nebstbei Mutter seiner Kinder werden soll, mit Recht mehr fordert als daß sie bloß seine Wäsche und Strümpfe in Ordnung halte und seine Wirtschafterin sei! Der Mann sucht in seinem Weibe – es sei endlich einmal offen und ehrlich gesagt – in erster Linie seine Geliebte, die nur ihm angehörend, mit ihm alle sexuellen Begierden voll empfindet und gerne teilt.

Er, der schon als Junggeselle genossen und gelebt, sich „ausgelebt" hat, er will weiter leben, lieben und genießen; er besitzt, ungeachtet aller Satzungen der Gesellschaft, der Kirche und des Staates ein Recht dazu, sich sein Weib in sexueller Beziehung so zu erziehen, wie er es will. Mit einigem Taktgefühl bringt er diese Art der Erziehung tatsächlich auch leicht zuwege; allerdings aber nur dann, wenn er in der Frau eine verständnisvolle Ergänzung findet, wenn sie, all die „weisen Lehren" ihrer sorgsamen Mutter über den Haufen werfend, alle Verstellung, alle falsche Prüderie und Scham von sich wirft und sich als das gibt, was sie sein soll, als sexuell empfindendes, empfindsames Weib!

Der Kampf zwischen dem „Nicht sollen" und dem „Wollen", die Angst, sich dem Manne gegenüber durch die Größe des Empfindens und der Freude an sexuellem Genießen zu „degradieren", wogt und tobt. Wie so ganz anders predigte es die Mutter, wie so ganz anders will es der Mann! Siegt die Erkenntnis des wahren, menschlichen, nunmehr vor Gott und der Welt gerechtfertigten Sexualempfindens, so legt die erste Zeit der ehelichen Gemeinschaft dem Manne als Lehrmeister, der Frau als gelehrigen Schülerin die Basis zu einer wahrhaft glücklichen Ehe.

Wehe aber, wenn die Frau starr und fest, asketisch gleichsam Mutters „Anstandslehren" befolgen und beibehalten will. Der Mann gibt bald das Hoffen auf, in seinem Weibe das finden zu können, was er sucht, er erlahmt nur allzu rasch in seinen fruchtlosen Versuchen der sexuellen Erziehung und kehrt rascher, als man denken mag, in die Arme eines „Verhältnisses" zurück, das ihm willig alles bietet. Hier findet er sexuelle Befriedigung, hier findet er das liebende, alles gebende, nichts verwehrende Weib!

Fort also mit diesem Betrug, fort mit aller falschen, berechnenden Verstellung, fort mit aller Prüderie, und es wird Tausende und Abertausende glücklicher Ehen mehr geben!

Wie steht es mit dem Seelenleben des Weibes, des Mädchens, das sich ohne die Sanktionierung des Staates und der Kirche mit einem Manne geschlecht-

lich verbindet? Mag auch die Liebe, mag auch das sexuelle Verlangen noch so groß, noch so mächtig gewesen sein, es gibt kein Weib, das nicht in der ersten Zeit tief traurig, von Angst und Selbstvorwürfen gequält, diesen Schritt bedauern würde, den Verlust der Jungfräulichkeit als das größte, nie wieder gut zu machende Unglück empfinden würde. Die Furcht vor der „Schande" verdüstert selbst den hellsten Sonnenstrahl allen Glückes, das den Ansichten und Satzungen unserer „guten, braven, moralischen Mitwelt" machtlos als Opfer anheimfällt! – – –

Zu keiner Zeit des Lebens ist die Frau falschen Erzählungen, Einflüsterungen, Märchen, ja den dümmsten Ammenmärchen so zugänglich wie gerade zur Zeit der Schwangerschaft. Alles, was ältere Mütter, ältere Tanten, ältere Freundinnen erzählen mögen, wird geglaubt, alles – und wäre es noch so sinnlos –, was angeblich dem Kinde schaden könnte, wird vermieden. Die Frau ist ein Spielball fremder Einflüsterungen, ist manchmal während der Schwangerschaft, fast möchte es scheinen, all ihres gesunden Menschenverstandes, all ihrer gesunden Vernunft verlustig geworden; dies gilt zumindest für die erste Schwangerschaft. Ein Fürchten, Bangen, Hoffen für und um das Kind, und gleichzeitig die im Geheimen schlummernde Angst vor der Entbindung mit ihren Schmerzen, die Angst vor etwaigen Komplikationen, vor dem Tode! Gleichzeitig aber ein Verlangen, sich immer mehr und mehr an den Vater des kommenden Kindes anzuschmiegen, ein namenloses Verlangen danach, gehegt und gepflegt zu werden, vergesellschaftet mit einer gewissen Überempfindlichkeit gegen jedes harte Wort, jeden schiefen Blick!

Selbstverständlich finden wir auch hier die mannigfaltigsten Unterschiede seelischen Befindens, je nachdem ob die Schwangerschaft eine erwünschte war oder nicht. Auf der einen Seite das seelische Entzücken dem geliebten Manne ein Kind schenken zu können, als ganzes Weib sich, dem Leben, der Menschheit durch Erfüllung des Daseinszweckes den Beweis der Vollwertigkeit zu liefern – auf der anderen Seite tiefste Trauer über das „Unglück"!

Es ist ganz merkwürdig, daß die Überkultur bei den besseren Ständen eine direkte Angst vor dem Kinde gezeitigt hat. Die moderne, mondäne Frau will in den ersten Jahren der Ehe „das Leben so recht genießen", will erst all das „mitmachen", was ihr als Mädchen unmöglich war. Ein falscher Egoismus, den die Frau draußen am Land, die Frau des Mittelstandes und des Proletariats, nicht kennt; hier gipfelt der Egoismus in dem Wunsche nach einem Kind! Noch krasser aber tritt dieser Unterschied da ein, wo es sich um eine uneheliche, „illegitime" Verbindung zweier Menschenkinder handelt.

Turmhoch erhaben über jedes Vorurteil, über das gehässige Urteil der Mitwelt, erfüllt von höchsten Idealen, von innigster Liebe müßte das Weib sein, welches voll Glück und Freude das Odium einer unehelichen Schwangerschaft, einer ledigen Mutterschaft auf sich nähme! Ich glaube nicht fehl zu urteilen, wenn ich behaupte, daß es solcher Frauen sehr wenige gibt, daß die überwiegendste Mehrzahl – etwa neun Zehntel aller unehelichen Kinder – nur dem Umstande ihr Leben verdanke, daß ihr embryonaler Tod aus irgendeinem Grunde unmöglich war; ich meine damit, wenn die geschwängerte Frau keine Mittel wußte oder fand, um durch einen Abortus dieser Schwangerschaft ein Ende zu machen!

All die schon an anderer Stelle genannten Störungen des Allgemeinbefindens lassen die Frau namentlich in den ersten Wochen der Schwangerschaft auch seelisch schwer leiden. Es ist gewiß ein leider zu oft geübter Fehler, all jene seelischen Schwankungen, die sich namentlich in der ganzen Stimmung wiedergeben, als Launen und Einbildung zu bewerten und zu bezeichnen. Die Frau leidet unter ihrem Zustand selbst am meisten und würde am liebsten wieder „normal" sein, würde selbst am liebsten jedweden trüben und bösen Gedanken aus dem Kreise ihres Sinnens verbannen. Mag auch die Freude, das Glück über die ersten Lebensäußerungen des Embryos, über die fühlbaren Kindesbewegungen noch so groß sein, das Schreckgespenst einer bösen, bleiern drückenden Angst vor der Stunde der Niederkunft weicht im Wachen und im Traume nicht von der Frau.

Je näher die Stunde der Geburt rückt, um so gewaltiger steigert sich dieses Gefühl der Angst; gleichzeitig aber auch das Gefühl der Freude auf das kommende Kind! Ein Widerstreit, der uns so natürlich und verständlich erscheint; wenn aber dann die ersten Wehen beginnen, wenn die Frau gegen die großen Schmerzen, welche der natürliche Vorgang der Geburt mit sich bringt, völlig widerstandslos wird, scheint jede Energie, alle Willenskraft in ihr mit einem Schlage verloren gegangen zu sein. Hilflos durch die Stärke dieser Schmerzen, zermürbt durch die Dauer dieser Schmerzen, tut die gebärende Frau alles, ausnahmslos alles, was man auch von ihr verlangen möge. Es ist schwer, Worte zu finden, um die Intensität des Geburtsschmerzes auch nur annähernd zu schildern; man muß wiederholt die schweren Stunden der Frauen miterlebt haben, um sie ermessen und richtig beurteilen zu können.

Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß die Schmerzen, dieses körperliche Weh, ganz sicher durch die geistige Komponente, das heißt durch die seelischen Insulte während dieser schweren Stunden vergrößert werden. Alle

Energie, alle Willensstärke weicht selbst von dem vernünftigsten, duldsamsten Weib, alles Denken und Sinnen gipfelt in einem einzigen Wunsche, in der flehentlichen Bitte, endlich von den quälenden Schmerzen erlöst zu werden. Alle Menschen der nächsten Umgebung, an denen die Frau bisher mit größter Liebe gehangen war, sie werden weggestoßen, als hätten auch sie mit Schuld daran, daß die Leiden so groß seien; ja selbst der geliebte Gatte, er, dem es bald ein Kind schenken soll, ist dem Weibe in nicht seltenen Fällen ein Gegenstand des Hasses und des Ekels. Die gebärende Frau will ihn nicht hören, will ihn nicht sehen; sieht sie doch in ihm den Urheber all ihrer Leiden, glaubt sie doch, nur durch ihn dulden zu müssen, und vergißt ganz daran, daß auch sie sich nach dem Kinde sehnte, daß sie sich im tiefsten Innersten ja doch auf das kommende Kind freut! Der Gatte, die Ehe, der geschlechtliche Verkehr, alles, alles wird verdammt und verflucht, und immer wieder hören wir Geburtshelfer dieselbe Redensart: „Nie wieder!" Doch wir wissen es wohl, daß dieses „Nie wieder!" nur so lange gilt, als die Schmerzen der Geburt andauern!

Das Weib als Mutter und Gattin.

Selbstvergessen und Selbstverleugnung – Mutterliebe – Das Kind als Unterpfand der Liebe – Der Blick nach aufwärts – Die Frau als treibende Kraft des Lebens.

Alles, alles versinkt mit einem Schlage in Vergessenheit, wenn der erste Schrei des neugeborenen Kindes ertönt. Die Frau ist Mutter geworden, die Frau tritt in ein neues Stadium ihres Lebens, in ein Stadium des vollsten, schönsten, erhabensten Glückes! Es ist so, als hätten wir plötzlich ein anderes Wesen vor uns. All die Sorgfalt, Pflege, Gefallsucht und Eitelkeit, die bisher nur der eigenen Person gegolten haben, werden nun geteilt und übertragen auf jenes kleine Lebewesen, das der Frau fortab als das schönste, liebste und herzigste Lebewesen erscheint. Jede Mutter hat das schönste Kind! Und jede Mutter trachtet auch dieses schönste Kind, wenn möglich, noch schöner zu machen! Jede Mutter ist aber gleichzeitig gerne geneigt, die Geburt des Kindes als ein persönliches Verdienst bewertet wissen zu wollen; gleich als ob es wirklich ein Verdienst wäre, als ob sie die Einzige wäre, die so „Großes" vollbringen konnte!

Nein, ihr Frauen! Seid doch endlich der Erkenntnis zugänglich, daß es eure Pflicht, daß es das natürlichste aller Naturgesetze ist, das euch

die Mutterschaft diktiert! Ihr müßt und sollt Mütter werden, denn nur dann erfüllt ihr den schönsten, den einzigen, weiblichen Beruf! Emanzipiert euch endlich zu jener höchsten Emanzipation, die nicht die Devise „Los vom Mann" und „Los vom Kind" hat, die vielmehr in ihrem Banner die Worte: „Alles für das Kind!" tragen soll.

Es ist eine unabstreitbare Tatsache, daß eine kinderlose Ehe eigentlich nur eine halbe Ehe sei. Die Zusammengehörigkeit zwischen Mann und Weib, das Gefühl des Für- und Miteinanderlebens werden durch das Kind und zwar nur durch das Kind verstärkt und gefestigt. Die Mutterschaft als solche ist es, welche das Seelenleben der Frau erst so recht zu größter, zu vollster Blüte, zur höchsten Höhe bringen kann.

War das Weib früher – und wäre es das energischeste, charakterfesteste Sinnbild aller Weiblichkeit gewesen – immerhin doch noch, was das Gefühlsleben anbelangt, etwas labil, so wird es erst durch eine Mutterschaft ein ganzes, großes, edles Weib! Wirkliches Liebesempfinden, nicht jene Liebe, die nur auf sexueller Basis fußt, wird erst dem Kind zuteil; jene entsagende, sich selbst verleugnende, an sich selbst ganz vergessende Liebe, welche die Frau früher sogar dem geliebten Gatten gegenüber niemals aufzubringen vermochte, sie entwickelt sich plötzlich von selbst! Es ist so, als würde der ganze Charakter des Weibes umgewandelt; denn die große Nachgiebigkeit, dieses Selbstvergessen und Selbstverleugnen, es macht sich auch der ganzen übrigen Mitwelt gegenüber fühlbar. Gleichzeitig entwickelt sich in der Frau eine Energie, die sie mit übermenschlichen Kräften ausstattet, wenn es gilt, für das Wohl und Wehe des Kindes zu sorgen, das Glück und das Leben dieses Kindes zu schützen! Mag die Frau auch vor einer Mutterschaft noch so unselbständig, von fremdem Willen noch so abhängig gewesen sein, wenn es sich um das eigene Kind handelt, wird das schwächste Weib zur Riesin. Man beobachte bloß eine Frau am Krankenbette ihres Kindes! Neben der großen Mutterliebe spielen hier die Geduld und der Wille, der eiserne Wille, dem Schicksal das Leben und die Gesundheit des Kindes abzujagen, jene große Rolle, welche das Weib zur unermüdlichen Märtyrerin in des Wortes wahrstem Sinn werden läßt! Diese Geduld, diese Aufopferungsfähigkeit ist weiblich, typisch weiblich und kann niemals auch nur annähernd von einem männlichen Wesen aufgebracht werden.

Sobald eine Frau Mutter wird, erfährt ihr ganzes Wesen eine vollständige Veränderung; jetzt scheint ihr nicht mehr das eigene Ich, sondern das Kind der Mittelpunkt der Welt zu sein. Sie denkt nicht an ihren eigenen Hunger,

bevor sie nicht ihr Kind gesättigt weiß, vergißt an Schlaf und eigene Ermüdung, so lange sie ihr Kind nicht in wohltuendem Schlaf sieht. Sie hat mit einem Worte ihren ganzen Egoismus auf das Kind übertragen und lebt nur noch in diesem.

So wenigstens bei unverdorbenen, natürlich empfindenden Müttern, die leider immer seltener werden. Denn leider glaubt die moderne Frau durch die Geburt eines Kindes sich, dem Manne und der Mitwelt so viel geleistet zu haben, daß sie nunmehr geradezu ein Recht dazu hätte, ihr Leben in vollsten Zügen genießen zu dürfen. Wenn aber durch irgendwelche äußere Verhältnisse diese Art des Genießens, des Sich-Auslebens unmöglich erscheint, wenn etwa die Frau durch eben diese äußeren Verhältnisse gezwungen ist, zu erwerben, zu arbeiten, so fühlt sie sich benachteiligt, bedauernswürdig, fühlt sich als Dulderin und ist mitunter gerne geneigt, den Segen des Kindes oder den Kindersegen als eine schwere Last zu empfinden. Sie stellt sich dann in einen, eigentlich ganz ungerechtfertigten Vergleich all jenen anderen Frauen gegenüber, die ein glücklicheres Los gezogen haben; eine typisch weibliche Eigenschaft, die wir beim Manne fast niemals vorfinden. Wenn sich dieser gewiß auch ohne Unterlaß nach einer Verbesserung seines Lebensloses sehnt – jenen geheimen Neid, jene geheime Mißgunst den übrigen Mitmenschen gegenüber, er kennt sie nicht. Und letzten Endes schlummert ja doch in jedem Weibe solch ein geheimer Neid! Es will ebenso schön, ebenso reich, ebenso elegant gekleidet sein wie das Weib eines anderen, will ebenso sorgenlos leben wie dieses und vergißt dabei ganz, daß es doch Tausende und Abertausende gibt, denen es noch viel schlimmer geht.

Der Blick nach abwärts ist dem Weibe fremd; der Blick nach aufwärts aber ist ihm zur zweiten Gewohnheit geworden!

Wenn wir nach dem Motiv hierfür fragen, so finden wir es nur wieder in der Eitelkeit, in der Gefallsucht und in dem Wunsche nach sinnlosesten Äußerlichkeiten, nach imaginären Werten. Diese mit dem weibischen Wesen untrennbar verknüpften Eigenschaften sind es, die nicht selten geradezu zur Quelle des Verbrechens im Weibe werden können. Sie sind es auch, die selbst den Mann, der durch sexuelle Bande mit dem Weibe und mit all dessen Wünschen verkettet ist, und wäre er auch seiner Veranlagung nach der ehrbarste aller Menschen gewesen, zum Verbrecher machen können.

Dieselben Motive sind es aber auch, die das Weib zu einer gewissen Oberflächlichkeit lenken; ernstes Denken und Bedenken, ein Überlegen der in fernerer Zukunft liegenden Ereignisse sind dem Weibe fremd, weil es eben

in seiner Oberflächlichkeit nur der Gegenwart, dem gegenwärtigen Genießen und Gefallen lebt und leben will. Dies um so mehr, je älter die Frau wird.

Das lateinische Sprichwort: „Carpe diem!“ – „Erfasse den Tag“! – spielt wohl nie und nirgends eine größere Rolle als im Leben des voll entwickelten Weibes. Es erfaßt jeden Tag, um schön zu sein, um zu genießen, um zu gefallen und es trauert gleichzeitig um jeden Tag, durch den es älter wurde! Je älter es wird, um so eitler wird es; je weniger es ein Recht hat, zu gefallen, um so mehr fordert es dieses Recht! Ja noch mehr! Je älter die Frau wird, desto jünger will sie erscheinen; und geht dies auf natürliche Art nicht mehr, dann müssen eben wieder eitler, äußerer Tand und die vielvermögende, stets hilfreiche Mode herhalten und mithelfen! Um jung zu erscheinen, ist kein einziges Mittel schlecht oder gut genug! Die, wie schon einmal erwähnt, in jedem Weibe schlummernde Lüge wird jetzt zu Lug und Trug, zu plumpem Betrug! Das Weib belügt und betrügt nicht nur seine Mitwelt, das Weib belügt und betrügt sich selbst! Wenn es sich vor dem Spiegel mit allen nur denkbaren Attributen wirklicher, echter Jugend stundenlang geschmückt hat, glaubt es schließlich und endlich sogar selbst daran, wieder jung geworden zu sein!

Es ist ganz erstaunlich, welches Raffinement einerseits und welche Geduld anderseits die Frau in dieser Beziehung aufzubringen vermag. Ebenso erstaunlich aber ist es, daß die Frau bei ihren Bestrebungen, jung zu erscheinen, so weit geht, daß sie nicht bloß sich selbst und ihr eigenes Alter verleugnet, sondern daß sie sogar, wenn es sein muß, ihre eigenen Kinder zu verleugnen imstande ist. Um sich selbst jünger, besser und schöner zu machen, wird von einem Weibe kein Mittel verabscheut; dieses muß aber immer gleichzeitig geeignet sein, eine andere Frau schlechter, älter und häßlicher zu machen! Wieder die böse Eigenschaft des Neides, wieder der Blick nach oben; diesmal der neidvolle Blick nach der Jugend anderer Menschen, ein Blick des Neides nach anderem, unerreichbarem, weil schon verlorenem Besitz!

Oft erscheint das Leben der modernen Frau eigentlich nur erfüllt von dem Wunsch und dem Willen nach eigener Schönheit, von der Sorge um das eigene Ich; ein egozentrisches Denken und Fühlen, in dessen Mittelpunkt das Ich der Frau, und nur dieses allein steht. In diesem Denken und Fühlen wurde und wird die Frau leider von der Gesellschaft auf das tatkräftigste unterstützt. Sie weiß ganz genau, daß ihre Persönlichkeit und die Art ihrer Wirkung auf die Mitwelt ausschlaggebend ist; sie weiß, daß sie durch die Schönheit ihres Körpers und vielleicht auch ihres Wesens wirken kann; sie weiß aber

ebenso genau, – auch wenn sie die Wahrheit dieser Tatsache tausendfach und auf jede Art und Weise zu verhüllen trachtet – daß dieses Wirken letzten Endes sexueller, nur sexueller Natur sein muß.

Koketterie, Gefallsucht und Liebenswürdigkeit zu einem großen Ganzen vereint, als Deckmantel nackter, leider nur allzu nackter Erotik. Gleichzeitig aber auch ein Lockmittel, um all das zu erreichen, wodurch eine Überhebung, ein Überragen vieler oder aller Mitschwestern möglich wird. Selbst dann, wenn diese Überhebung nicht auf die eigene Person beschränkt wäre, wenn sie bloß die Stellung des Mannes in der Gesellschaft beträfe! Ist doch die Frau diejenige, die den Mann zu immer neuem Streben, zu immer höherem Streben veranlaßt, die mit der Stellung, welche sie und ihr Gatte einnehmen, immer und ewig unzufrieden ist. Niemals, niemals hat sie genug; mehr, immer mehr will sie sein, und wenn dies nicht möglich ist, so doch mindestens – scheinen! Ein ewiges Hasten, ein ewiges Streben nach oben! Ein Wettlauf der Frauen untereinander nach dem Ziele der größten Schönheit, nach dem Ziele der höchsten Macht!

Ein von der Mitwelt gewollter und sanktionierter Wettlauf, der es allein möglich machte, daß die Frauen die große Rolle im Leben und in der Geschichte der Menschheit spielen können und konnten. Der große Einfluß, den Frauen auf die Politik, auf Werden und Vergehen ganzer Völker, auf die ganze historische Entwicklung der Welt heute noch nehmen oder einstmals nehmen konnten, ist sicherlich nicht allein auf deren Geistesschärfe und Geistesgröße zurückzuführen. Oder sollte sich etwa wirklich in den Tagen einer Madame Pompadour kein einziger Mann gefunden haben, der an Geist und Verstand gleichwertig war, so daß nur sie in der Politik jene Rolle spielen konnte, die sie tatsächlich spielte? Ist nicht nachgewiesen, daß es bloß durch Äußerlichkeiten bedingte, in letzter Linie sexuelle Momente gewesen waren, durch welche sie die Köpfe der Diplomaten verdreht hatte!

Sie, die es, vom Ehrgeiz getrieben, verstanden hatte, die Neigung König Ludwigs XV. zu gewinnen, als dessen Mätresse sämtliche Regierungsgeschäfte leitete, Ämter und Würden verkaufte. Sie, die so viel zum Anschluß Frankreichs an Österreich und somit zum Ausbruch des Siebenjährigen Krieges beitrug! Was vermochten alle Minister, alle Diplomaten gegenüber ihren, dem König in einem Schäferstündchen geäußerten Wünschen!?

Hat nicht die Geschichte des Krieges, des letzten Krieges gleichfalls bewiesen, was Frauen imstande sind? Wo immer und wann immer es galt, irgend eine Protektion zu erlangen, die Frauen waren es, die stundenlang vor dem

Spiegel standen, sich „möglichst schön machten“ und ganz genau wußten, daß sie in der Kanzlei eines Allgewaltigen durch ein vielsagendes Lächeln weit mehr erreichen, viel mehr durchsetzen können, als alle noch so einflußreichen Männer zusammen!

Die Welt will eben getäuscht sein, durch äußeren Schein betrogen sein, und diese Lebensweisheit kennt Niemand genauer, befolgt Niemand lieber als das Weib. Es weiß nur zu gut, daß es mehr als durch alles Übrige durch sein Äußeres zu täuschen, zu imponieren und zu wirken vermag, und deshalb trachtet es eben so lange als möglich Schönheit, Jugend und Jugendfrische für sich zu erhalten. Deshalb will das Weib nicht altern, deshalb wird es ausnahmslos zur Zier- und Modepuppe. Ich sage ausnahmslos, weil wir diese Beobachtungen bei allen Ständen, bei allen Klassen, bei allen Nationen machen und zu allen Zeiten der Geschichte nachweisen können!

Es wäre verfehlt, zu glauben, daß dieses wahnwitzige Verlangen, dieser Kampf gegen die Natur mit ihren natürlichen Folgen etwa erst dann einsetze, wenn die Frau wirklich äußerlich zu verblühen beginnt. Nein, die Frau wartet diesen Moment gar nicht ab; sie glaubt nicht zeitlich genug mit den verschiedensten Vorbeugungsmaßregeln die Natur bekämpfen zu müssen, sie fürchtet das Verblühen mehr als körperliche Leiden, mehr als den Tod! Deshalb, weil sie es mit ihren Gedanken unvereinbar findet, in die Versenkung des Vergessens zu verschwinden.

Je älter die Frau wird, desto größer wird die Kraft, wird die Energie, mit der sie sich an die erbarmungslos entschwindende Jugend klammert. Sie will nicht nur jung, nein, sie will jugendlich und kindlich erscheinen und wird in diesem Verlangen mehr denn kindisch, wird lächerlich; wird zum Gegenstand des Spottes und des Hohnes. Man betrachte doch einmal bloß das Leben so, wie es ist! Man urteile doch bloß mit gesundem Menschenverstand, wie widersinnig sich manche Frauen kleiden, wie dumm und läppisch es von ihnen ist, zu glauben, daß es wirklich so dumme Menschen gäbe, welche ihnen all das glauben, was sie gerne, ach so gerne geglaubt wissen wollen. Die „gute liebe“ Mitwelt, tut den Frauen den Gefallen und benimmt sich ihnen gegenüber so, als wäre sie wirklich so dumm; wehe aber, wenn die Frauen den Rücken kehren! Sie werden entkleidet, entfärbt, in ihre kleinsten, vorhandenen oder bloß entliehenen Moleküle zerlegt. Und übrig bleibt das nackte, unverhüllte, alternde Weib ohne Schminke, ohne Putz und Tand!

Wozu also dieser ganze Selbstbetrug, der ja doch niemals sein Ziel erreicht, der niemals zu einem wirklich vollen Betrug an der Mitwelt wird und werden

kann? Wozu all das kindliche und jugendliche Benehmen, das letzten Endes doch nur zur Quelle der Lächerlichkeit wird und dem Weibe statt Achtung und Ansehen – Verachtung und Hohn sichert!

Doch wozu all diese Worte! Das Weib war immer so, ist so und wird immer und ewig so bleiben! Die Sucht nach Äußerlichkeiten, die Außenwelt ist Herrin und Beherrscherin der weiblichen Seele. Sie, und nicht etwa eine wirkliche, durch nichts beeinflußte Geistesgröße, nicht etwa ein wirklich tiefes Innenleben diktiert und beherrscht das Tun und Handeln all dessen, was vom Weibe kommt, zum Weib gehört, – was Weib ist!

All diese eben geschilderten, typisch weibischen Charakterzüge sind jedoch, wie ich schon erwähnte, durchaus nicht erst dann nachweisbar, wenn ihr Bestehen auch tatsächlich Berechtigung hätte. Zur Zeit, da im landläufigen Sinne des Wortes die Frau eigentlich in ihren schönsten Blütejahren steht, schon zu dieser Zeit beginnt sie daran zu denken, wie alles sein wird, wenn sie einst älter wird! Statt sich etwa eines heranwachsenden Kindes, einer heranwachsenden Tochter, der Entfaltung dieser knospenden Blüte voll Stolzes zu erfreuen, statt mit der Jugend des Kindes selbst wieder jung zu werden, statt sich an der Jugend des Kindes wie einstmals an der eigenen Jugend zu erfreuen, faltet das Weib ernst die Stirne und denkt voll Sorgen daran, daß es selbst älter werde. Und dennoch altert ja die Frau nur dann, wenn ihr die Vernunft fehlt, sich ihre Jugend zu erhalten; Jugend nicht im äußerlichen Sinne des Wortes, sondern in bezug auf Gemüt, in bezug auf Freude am Dasein, in bezug auf Glück und Glückempfinden. Selten, nur allzuselten begegnen wir Greisinnen, die diese Kunst wirklich verstanden haben, Greisinnen, die trotz ihres weißen Haares mehr Charme, mehr Lebensfreude in sich bergen als so manche in höchster Blüte stehende Frau.

Blüte- und Wechseljahre.

Egoismus und Liebessehnen – Jagd nach dem Glücke der Anerkennung – Wolzogens „Drittes Geschlecht" – Furcht vor dem Alter – Übertriebene Putzsucht – Die Wechseljahre – Das gefährliche Alter – Sucht nach Verschönerung – Beginnende Scheelsucht.

Keine Zeit des weiblichen Lebens erscheint im Grunde genommen so geeignet, das Weib vollauf glücklich zu machen, glücklich leben und empfinden zu lassen wie seine Blütejahre. Diese sind es, in denen die Frau in der

Regel alles erreicht hat, was zu erreichen ihr möglich war. Sie ist versorgt, sei es durch eigene Arbeit oder durch die Stellung des Gatten. Sie ist geistig, oder sollte wenigstens geistig auf dem Höhepunkte der Reife angelangt sein und hat um diese Zeit auch gewöhnlich das erreicht, was als der höchste Preis, als das höchste Ziel des Weibes gilt – die Anerkennung und Hochschätzung der Mitwelt, eine mehr oder minder ausgeprägte Verehrung der Männerwelt. Und auf diesen Erfolg dem Manne gegenüber legt das Weib ja doch das Hauptgewicht!

Es gibt gewiß kein Weib auf Erden, in dessen Leben nicht zumindest ein Mann oder der Mann einmal eine Rolle gespielt hätte! Ebenso wie es streng genommen keinen männlichen Sonderling gibt, so gibt es auch kein einziges Weib, dessen ganzes Leben wirklich völlig unbeeinflußt von dem Manne verlaufen wäre! Wie wäre es sonst erklärlich, daß jene Frauen, welche sich so gerne als Mannweiber an die Spitze jeder Frauenbewegung stellen, die Wolzogen so trefflich als das „dritte Geschlecht" bezeichnet, wie wäre es sonst möglich, daß eben diese Frauen auch eitel sind, daß auch sie im Verkehr mit Männern die hauptsächlichste Charaktereigentümlichkeit des Weibes, die Koketterie, niemals vergessen, niemals außeracht lassen? Wie wäre es sonst möglich, daß eben jene Frauen, die so vollkommen davon überzeugt sein wollen, die so gerne überzeugen wollen, daß die Welt ohne Männer am schönsten wäre, doch immer zum Mann gravitieren? Wie kommt es, daß fast jede dieser Frauen schließlich und endlich doch einen Mann findet, oder vielleicht schon zu jener Zeit, da sie am lautesten gegen den Mann schrie, im Geheimen längst gefunden hatte!? Nein, seien wir doch ehrlich! Die Frau lebt nur für den Mann und durch den Mann! Sie schmückt sich nur für den Mann, ist nur für den Mann eitel, ist ohne den Mann eines großen Teiles, vielleicht des größten Teiles ihres Lebenszweckes beraubt.

Diese Tatsache bildet den Hauptgrund der weiblichen Furcht vor dem Verblühen; sie und eine zweite nun gleich zu besprechende, im Körper des Weibes, in seiner anatomischen und biologischen Beschaffenheit zu suchende Erscheinung!

Wie an anderer Stelle zu beweisen sein wird, spielt die Sexualität im Leben des Menschen die größte, die wichtigste Rolle. Inniger als beim Mann ist der Zusammenhang zwischen dem Geschlechtsleben als solchem und dem Seelenleben beim Weibe ausgebildet. Das Geschlechtsleben, die geschlechtliche Funktionstüchtigkeit und Funktionsmöglichkeit ist beim Weibe gewissermaßen zeitlich begrenzt: durch das erste Auftreten der Menstruation einer-

seits und durch deren Verschwinden in den Wechseljahren anderseits. Das Weib weiß genau, daß mit dem einmal eingetretenen Wechsel seine Geschlechtsfunktion erlischt, während beim Manne, der seine geschlechtliche Funktionstüchtigkeit oft bis ins hohe Alter behalten kann, dieses Erlöschen an keine bestimmte Zeit des Lebens gebunden erscheint. Nun beinhaltet aber das Versiegen der äußeren Merkmale der Geschlechtsfähigkeit beim Weibe keineswegs auch das plötzliche Versiegen seines Sexualempfindens. Mit anderen Worten: wenn auch die Wechseljahre des Weibes einmal da sind, hört es wohl auf zu menstruieren, verliert es wohl die Möglichkeit, geschwängert zu werden und zu gebären, verliert aber keineswegs gleichzeitig sein sexuelles Empfinden und Verlangen. Im Gegenteil! Das so oft verhöhnte und verlachte „gefährliche Alter" der Frau beinhaltet gleichsam eine Steigerung des sexuellen Empfindens, des sexuellen Verlangens. Sei es die Kenntnis oder Unkenntnis dieser Tatsache, beide Momente sind geeignet, im Seelenleben der Frau eine ganz gewaltige Veränderung hervorzurufen. Die Frau fühlt jetzt erst so recht, was nunmehr vor sich geht, die Frau empfindet mehr als je geahnt die Härte, die Schwere dieses Naturvorganges, mehr aber noch dessen Folgen in rein äußerlicher Beziehung! Sie weiß, sie fühlt, daß sie nun in gewisser Beziehung minderwertig wird; sie weiß und empfindet ganz genau, daß sie nun bald jedes Anreizes auf den Mann entbehren wird. Nichts ist für die Frau schwerer zu ertragen als die Erkenntnis, daß es mit ihrem Einfluß auf das männliche Geschlecht nun doch zu Ende geht! Aus dieser Erkenntnis entspringt die Sucht, die äußeren Merkmale des Alterns, des Verblühens zu verschleiern, wegzutäuschen! Als ob dies wirklich so leicht möglich wäre, wie es sich die Frauen dieses „gefährlichen Alters" in ihrer lächerlichen Naivität vorstellen!

Mag der Wechsel vielleicht bei dieser oder jener Frau von dem Manne unbemerkt, unbeachtet vor sich gehen oder gegangen sein, die Frauen sind es selbst, die durch ihr Benehmen die Aufmerksamkeit der Mitmenschen auf sich, auf ihre oft bloß eingebildete Minderwertigkeit lenken. Jetzt beginnt so recht erst die Zeit, in der all die früher erwähnten tausenderlei Unsinnigkeiten in bezug auf Mode, Eitelkeit und Koketterie in den Vordergrund treten! Jetzt ist die Zeit gekommen, wo die Frau wirklich kein Mittel, kein einziges Mittel unversucht läßt, um sich, ihr Alter und den Zustand des Wechsels zu verbergen zu verhüllen. Jetzt rechnet das Weib erst so recht mit der Dummheit und dem Unverstand der Mitmenschen, mit jenem Grad von Kurzsichtigkeit und Blindheit der Anderen, die ihm selbst so angenehm

Photo: Manassé, Wien

Ein weiblicher „Narziß“

Photo: „d'Ora", Wien

Selbstprüfung

wäre! Man denke doch bloß daran, daß keine Frau zugesteht, wenn sie sich beispielsweise schminkt; sie setzt bei jedem Menschen so viel Dummheit voraus, daß er die Schminke nicht merke; und merkt er sie doch, so verfügt das Weib über eine ganze Menge wohlvorbereiteter, wohl zurecht gefügter Ausreden und Erklärungen! Lippenrot wird nur verwendet, damit die „Lippen nicht aufspringen", Puder und Schminke nur zu dem Zwecke, „damit der Teint nicht durch die Sommersprossen entstellt werde".

Ja, das gefährliche Alter, es ist wirklich gefährlich; denn es untergräbt den letzten Rest wirklicher Vernunft, der noch im Weib vorhanden gewesen war; zumindest, insoweit es sich um die eigene Person handelt. Wäre es denn sonst denkbar, logisch erklärlich, daß eine etwa fünfzigjährige Frau es zuwege bringe, wie ein junges Mädchen grellste Farben und die auffallendsten Kleider zu wählen und sich in diesen so sehr gefällt? Es ist wie ein letztes Erhaschen, wie ein letztes Festhalten all dessen, was einstmals das Leben des Weibes erfüllte; es ist ein Wollen bei gleichzeitigem Nichtkönnen, ein Wollen, das zu jedem, ausnahmslos zu jedem Mittel greift und an nichts anderes denkt, als an das eigene verblühende Ich, dessen wahres Spiegelbild auf die Frau jeden Morgen so überaus schmerzlich wirkt.

Neben diesen äußeren Erscheinungen geht jedoch im Innern der Frau ein tiefer, unaufhaltsamer Wandel vor sich. Das Bewußtsein, endlich doch entsagen zu müssen, die traurige Wahrheit, daß die Zeit unbarmherzig vorwärts schreitet, erbarmungslos in ihrem Werke des Alterns oder Altwerdens keinen Pardon kennt, stimmt das Seelenleben der Frau vollständig um. Sie, die früher Auge und Ohr nur für sich, für ihre eigene Person hatte, beginnt alsbald ihr Augenmerk auf ihre Mitwelt zu richten, mit kritischen Blicken all die Vorgänge ihrer Umgebung zu betrachten, mit scheelen Blicken auf jedes andere weibliche Wesen zu schauen, das etwa jünger, schöner, liebreizender wäre! Ein Neid, eine gewisse Scheelsucht, die früher vielleicht bloß angedeutet gewesen sein mag, sie nimmt nunmehr größere, oder sagen wir richtiger, die größten Dimensionen an; sie bleiben nicht bloß auf ein inneres Empfinden beschränkt, sie wollen ein Ausdrucksmittel finden und haben, wollen sich betätigen und arten nach und nach zu einer fast krankhaften Manie der Mißgunst einerseits, des Hasses anderseits aus.

Auf die Art und Stärke der in jedem Menschen vorhandenen Hemmungen kommt es an, in welcher Richtung sich diese Art der Böswilligkeit äußert. Bald bleibt es bei bloßen Verunglimpfungen, bald aber geht sie so weit, daß an anderen jüngeren, vielleicht ganz harmlosen Frauen nicht ein einziges

gutes Haar gelassen wird, es wäre denn, daß dieses auch schon ergraut wäre! Dem Kenner der weiblichen Seele erscheint diese gewiß nicht lobenswerte Eigenschaft, ich möchte sagen, fast charakteristisch. Die Frau setzt sich ja den weitaus größten Teil ihres Lebens über aus Äußerlichkeiten zusammen, soweit es sich um – äußeres Erscheinen handelt; ihr ganzes Leben hängt unlösbar an diesen Äußerlichkeiten. Ein Schwinden all dessen, was Schönheit bedeutet oder bedeuten kann, ein Vergehen aller früheren Jugendreize kann nicht anders im Weibe nachwirken, als ich es eben schilderte. – – –

Es wäre ganz falsch, in dieser meiner Schilderung etwa den Willen und Wunsch suchen und finden zu wollen, die Frau zu verunglimpfen oder herabzusetzen. Nein, ich achte und schätze das weibliche Geschlecht mit all seinen Vorzügen und Fehlern; doch es ist meine Pflicht, die Wahrheit über sein Empfinden, das Wahre in seinem Empfinden zu suchen; und da gibt es eben keine Nachsicht. Böswilligkeit als solche liegt gewiß nicht im Charakter der Frau; sie wird erst dann gezeitigt, wenn es sich um Nachteile, wenn es sich um schwindende Schönheit, um schwindenden Einfluß, um die schwindende Macht über das männliche Geschlecht handelt. Und so wie jeder Mensch nichts unversucht läßt, um mächtig zu bleiben, wie jeder unverrückbar an seiner Macht hängt und klebt, so auch das Weib. Denn bei ihm gilt ja vornehmlich der Grundsatz: „Schönheit ist Reichtum, Schönheit ist Macht!“

Das Greisenalter.

Die alte Jungfer – Tragik der Entsagung – Liebe zu Tieren – Die Greisin – Streitsucht und Hang zur Lüge – Egoismus des Greisenalters – Die Schwiegermutter – Großmütterchen.

Ehe ich zur Beschreibung der Seelenzustände der nächsten, der letzten Epoche im weiblichen Leben, der Epoche des Greisenalters übergehe, muß ich denn doch noch eine Type des Weibes seelisch zu zergliedern versuchen, die Type der alten Jungfer. Ein psychologisches Rätsel, wenn man so will, in Wirklichkeit aber nichts anderes als das Endprodukt einer endlosen Kette von Mißerfolgen, von Enttäuschungen, als das Endprodukt des Lebens eines Wesens, das aus irgend einem Grunde verstoßen und verlacht, verachtet und unverstanden durch dieses Leben gehen mußte! Und dies alles als Weib!

Wenn wir uns rasch vergegenwärtigen, wie das ganze Leben des Weibes angefangen von der frühesten Jugend bis zur Epoche seines Verblühtseins

eigentlich nichts anderes war als ein stetes Streben, als ein reges Verlangen nach Liebe, als ein Hoffen auf Macht, ein noch mächtigeres Verlangen nach immer Höherem, immer Größerem, werden wir das Seelenleben der alten Jungfer schnell und mühelos verstehen können. Immer und immer bleibt es irgend eine große Enttäuschung, – gewöhnlich natürlich auf der Basis des Liebes- oder Sexuallebens – die den Grundstein zu einem unglücklichen Leben legte. Eine Enttäuschung, die dem Weibe zuerst einen Ekel vor der eigenen Person, dann aber auch einen Ekel vor der ganzen Mitwelt einimpfte. Dieser Ekel war es dann, der das ganze Denken und Leben in ganz andere Bahnen lenkte, als es sonst gelenkt zu werden pflegt; ganz entgegengesetzt zu all dem, was weiblich, was weibisch ist. Wenn alle anderen Frauen nur an ihre eigene Schönheit, nur an Vervollkommnung, an Erhöhung des eigenen Ichs denken, wenn alle anderen Frauen ihr ganzes Leben lang daran arbeiten, immer mehr, immer höher, immer größer zu werden, um so dem anderen Geschlecht zu imponieren und auf dieses zu wirken, so macht die alte Jungfer schon in jungen Jahren das Gegenteil, weil sie eben das andere Geschlecht haßt, auf die Meinung dieses Geschlechtes nichts, gar nichts gibt und gar nichts geben will! Ich sagte schon in jungen Jahren; die alte Jungfer ist schon mit dreißig Jahren die alte Jungfer; sie fühlt schon um diese Zeit so, wie eine verblühte Frau mit fünfzig Jahren vielleicht fühlen könnte oder dürfte. Im dreißigsten Jahre oder noch früher sogar macht ihr Seelenleben dieselbe Revolution durch, die sonst erst der verblühenden Frau bevorsteht, macht sie selbst dieselben Modetorheiten mit, die sonst erst das gefährliche Alter zeitigt, und will um diese Zeit bereits – siebzehnjährig erscheinen. In diesen Gepflogenheiten liegt eigentlich der Grund oder richtiger gesagt die Grundlage zu all der Lächerlichkeit, welche eine alte Jungfer charakterisiert und unaufhörlich immer größere Dimensionen annimmt, je älter diese alte Jungfer wird. Das Weib will und muß nun einmal lieben, und daher überträgt die alte Jungfer ihre Liebe auf alle anderen Lebewesen eher denn auf Menschen, die sie ja alle im Grunde ihrer Seele haßt; sie überträgt diese ihre Liebe auf Tiere, auf Katzen, Hunde oder Kanarienvögel und sieht in diesen Tieren ihre einzigen, ihre besten Freunde, – weitaus bessere Freunde, als es die bösen Menschen sind. Nur zu begreiflich! Denn diese Tiere lachen ja nicht, wenn sie sich des Morgens vor dem Spiegel an irgendeiner unmöglichen Stelle ihres Kleides eine grelle Masche ansteckt, sie lachen nicht, wenn die alte Jungfer Liebesgedichte liest und schreibt, wenn sie von ihren Jugenderlebnissen oder, besser gesagt, von ihrem Jugenderlebnis schwärmt und spricht! Die alte

Jungfer, ein armes, im Grunde genommen bedauernswertes Geschöpf, dem das ganze Große und Schöne des menschlichen Lebens versagt blieb, das auf Alles, was Liebe heißt, verzichten lernen mußte. Sicher ist es, daß das ganze Wesen, die ganze Natur einer alten Jungfer letzten Endes denn doch auf sexuelle Gründe zurückzuführen ist und nur durch die sexuelle Frage gelöst werden kann. Wir werden Gelegenheit haben, auf dieses Thema noch zurückzukommen, und werden dann die Gründe für unsere Behauptung darlegen.

Wenn wir nun zur Schilderung des weiblichen Seelenlebens im Greisenalter schreiten, so müssen wir vorweg betonen, daß dieses eigentlich im großen und ganzen viele, sehr viele Ähnlichkeiten mit dem der alten Jungfer zeigt. Der einzige Unterschied besteht darin, daß die alte Jungfer deshalb griesgrämig, böswillig, lügenhaft, prahlerisch und klatschsüchtig ist, weil sie nicht genießen, weil sie nichts erleben konnte, die Greisin aber, weil sie nicht mehr genießen, nichts mehr erleben kann. In beiden Fällen also eigentlich dasselbe Grundmotiv, geändert bloß durch äußere Umstände!

Die Greisin war Weib, voll und ganz Weib, hat also Alles genossen, hat alle Charakter- und Seeleneigentümlichkeiten des Weibes besessen; sie bleibt Weib, hat aber Alles verloren und möchte noch Alles besitzen. Und weil dieser Wunsch unerfüllbar bleibt, greift sie zu anderen Mitteln, in erster Linie zu dem, wenigstens zu erzählen, wie mächtig sie einst war. In diesem Beginnen sind mehr als selbstverständlich Schönheit, Reichtum, Macht, Erfolge auf allen nur erdenklichen Gebieten ebenso mitinbegriffen, wie auch die großen Erfolge bei den Männern, die große Zahl der Anbeter und Verehrer! Wer kann dies alles auch kontrollieren? Wer könnte nachweisen, daß es nicht so gewesen sei? Und gäbe es tatsächlich eine noch überlebende Person aus dieser Zeit, so geht ihr die Greisin sicherlich aus dem Wege. Es wäre möglich, daß sich die immer und ausnahmslos nachweisbare Sucht des Übertreibens, der nachweisbare Hang zum Lügen und zur Lügenhaftigkeit gleichmäßig mit jener kindlichen Einfalt, mit jenem kindisch läppischen Denken einstelle, welche dem Greisenalter als solchem charakteristisch sind. Ebenso charakteristisch, wie etwa ein Nachlassen der Vernunft, ein Schwinden der Logik, ein langsames Vergehen der richtigen und vollen Urteilskraft.

Die Greisin lügt, weil sie imponieren will; sie lügt aber auch deshalb, und zwar bewußt, weil sie noch immer etwas gelten will, weil sie weiß, daß die Mitwelt im allgemeinen das Greisenalter nicht so hoch schätzt und achtet, wie sie es selbst gerne haben möchte. Jene Frauen, die sich noch im hohen

Alter ihre volle, ganze Urteilskraft, ihr volles, ganzes, richtiges Denken bewahren konnten, zu bewahren wußten, gehören zu den Ausnahmen.

Im allgemeinen stellen wir uns die Greisin ja doch immer nur als das Großmütterchen mit dem Strickstrumpf vor; und so gerne, so furchtbar gerne möchte sie statt dessen die noch immer umschwärmte Frau sein, möchte sie stets im Mittelpunkte allen Interesses stehen! Sie kann es eben noch nicht einsehen, daß die Jugend ihre Rechte fordert, Rechte, die für die Greisin gar nicht mehr am Platze sind. Gewaltsam drängt sie sich zur Jugend, gewaltsam sucht sie jede Art des Vergnügens, beharrlich schmückt und kleidet sie sich jugendlich; der Erfolg bleibt aber doch immer ein negativer! Sie kennt und fühlt ihre Ohnmacht; und darum wird sie auf alles, was noch Anklang und Wert findet, eifersüchtig und neidisch! Aus diesem Empfinden heraus entwickelt sich erst jenes miselsüchtige, streitsüchtige, klatschsüchtige Wesen des – alten Weibes! Je mehr die Greisin fühlt, wie intensiv und wie schnell sie ihre Macht verliert oder verloren hat, um so mehr stellt sie sich selbst in den Mittelpunkt des Lebens der anderen Menschen und auch ihres eigenen Lebens. Sie will und glaubt ein Recht dazu zu haben, immer die Hauptperson zu sein! Wenn alle anderen Mittel versagen, wenn alle Erzählungen, all die tausend Erfolge ihrer Jugend nicht mehr oder zu wenig wirken, dann, aber nur dann erst, pocht sie auf ihr hohes Alter, auf ihr weißes Haar und verlangt, wenn schon nichts anderes, so doch mindestens – Respekt!

Aus dieser Type dürfte sich auch die sprichwörtlich gewordene „Schwiegermutter" entwickelt haben, jenes Wesen, das all die bösen Erfahrungen ihrer Ehe dem eigenen Kinde ersparen will. Sie tut so, als wäre die junge Ehe – ihre eigene, junge Ehe, die aber diesmal ganz anders ausfallen müsse. Wieder auch hier das Vergessen an das eigene Alter, an das Alles vergebende, Alles vergessende Empfinden der sonnigen Jugend! – – –

Habe ich bisher die schlechte Seite des Weibes vom Zeitpunkte seiner Reife bis zum Greisenalter in den Vordergrund meiner Betrachtungen gestellt, so obliegt mir jetzt die angenehme Aufgabe, auch jenes, allen Menschen wohlbekannte Weib zu schildern, das fernab von eitlem Egoismus sein Leben in den Dienst der engsten Angehörigen, des Mannes und der Kinder stellt – die gute Gattin und Mutter.

Ich denke hier vorerst an jene treu liebende Gattin, welche rastlos tätig bemüht ist, dem Manne die drückenden Sorgen des Alltags zu erleichtern, die nur allzu gerne den vielen, sonnenhellen Träumen ihrer Mädchenzeit entsagt, wenn sie dadurch imstande ist, ein Unglück zu verringern oder aber ganz

zu verhüten. All jene Dinge, die zur Zeit des Glückes einen hauptsächlichen Teil ihrer eigenen Zufriedenheit und der Wertschätzung von seiten anderer Menschen begründeten, Schmuck, Toiletten, Luxus jedweder Art erscheinen plötzlich als minderwertiger Tand und werden ohne Bedenken geopfert. Ja noch mehr! Die Frau ist es gewöhnlich, die in solchen Fällen mit manchmal geschickt geheuchelter Heiterkeit den vollkommen gebrochenen Mann aufrichtet. Sie ist es, die neue Ideen schafft, die ein neues Leben, ein neues Hoffen und Wirken gründet. Aus der verwöhnten, früher nur dem eigenen Wohl lebenden Frau wird das arbeitende, verdienende Weib!

Wieder ein Typus für sich, der an zäher Ausdauer, an Fleiß und rastloser Verfolgung des einmal gesteckten Zieles so manchen Helden des starken Geschlechtes bei weitem übertrifft.

Und dennoch bleibt auch dieses Weib ganz Weib!

Ist die Zeit der Arbeit vorbei, geht die arbeitende Frau ihrem Vergnügen, ihrer Erholung nach, dann schmückt sie sich gerne, kleidet sich schön mit einfachen, aber modernen Kleidern, die ihr doppelte Freude bereiten, weil sie um „selbst verdientes Geld" erstanden wurden. –

Die gute Mutter, in des Wortes wahrstem Sinne, jenes Weib, das sein ganzes Leben, Sinnen und Streben nur in den Dienst seiner Kinder stellt! Was gilt diesem Weibe alle äußerliche Schönheit, aller Putz, alles so leicht vergängliche Flitterwerk gegenüber seinen Kindern, auf die es voll selbstbewußten Stolzes blickt! Eine heilige Dienerin des hehrsten Muttergefühles, für dessen Freuden und Hoffnungen, für dessen schwerwiegende Fülle von Sorge und Angst das männliche Geschlecht nur schwer volles Verständnis finden kann. Die Hingebung an das Kind oder die Kinder, die vielen Jahre fortgesetzter Arbeit bei Tag und Nacht, die Fülle angestrengter Überlegungen, in denen selbst der Gedanke an das eigene Ich erloschen ist, die Liebesdienste, für die es keine vollwertige Anerkennung gibt und niemals geben wird, – ja selbst die Gewißheit, daß einst die herangewachsenen Söhne und Töchter ihre eigenen Wege wandeln, die Bande der Familie und der Abhängigkeit abschütteln, alle Leiden und Entbehrungen der Mutter als natürlich hinstellen werden – dies alles erscheint der guten Mutter als selbstverständlich. Es ist jener Typus des Weibes, den wir so oft bei Witwen wieder finden, welche nach des Gatten Tod ihre höchste, ihre einzige Aufgabe in der Erziehung der Kinder erblicken, die ihr Sehnen und Liebesbedürfnis gewaltsam unterdrücken und nur einen schönen, großen Lebenszweck kennen – das Kind!

Diese Kategorie ist es auch, die uns in späteren Jahren jenes reife Weib bietet, das sich der Erfolge der Kinder erfreut, so als wären es die eigenen Erfolge, das uns an seinem Lebensabend das für der Enkelkinder Wohl und Wehe zitternde, nur dieser Endaufgabe lebende Großmütterchen darstellt. Ein Sinnbild der Güte und Nachgiebigkeit gegenüber den Enkelkindern, für die es nur Lob, nur alles Schöne und Schönste kennt und unermüdlich ersinnt. Selbst wieder zum Kind geworden, die beste Freundin, die geduldigste Gespielin, die mutigste Verteidigerin aller Schwächen, Unarten und Fehler, und wären es selbst die ärgsten. –

Die gute Mutter, die beste Großmutter! Fast scheint es, als wären diese beiden schönen Typen des Weibes im Aussterben begriffen.

Und doch ist dem nicht so! Hat auch das moderne Leben das moderne Weib so gestaltet, wie ich es früher schilderte, – wer zu suchen, richtig zu suchen versteht, wer den ehrlichen Willen hat, klar zu sehen, findet noch immer das Ideale im Weib, findet im Weibe – Idealgestalten! – – –

Die Schilderung des weiblichen Seelenlebens, die zu geben ich mich in dem vorliegenden Abschnitt bemühte, könnte dem Einwand der Einseitigkeit begegnen, insoweit es sich um die reife Frau, um das gefährliche Alter und auch um das Greisenalter handelt, insoweit ich mich bloß auf jenes Weib beschränkte, das der Kulturmensch täglich, stündlich in seiner Umgebung sieht. Ein völlig berechtigter Einwand, wenn wir bedenken, daß die Frau der tieferstehenden Klassen, der unkultivierten Stufen, gewiß andere Ziele verfolgt, andere Lebenszwecke vor Augen hat, unter ganz anderen Daseinsbedingungen ihr Leben fristet, daß das Seelenleben unstreitbar von der Lebensführung als solcher, von all den Dingen abhängt, die wir „Glück" oder „Unglück" nennen. Wir finden unsere Rechtfertigung für die Wahl des beschriebenen „Kulturweibes" darin, daß dieses Weib eben die Summe aller jener Charaktereigentümlichkeiten zeigt, welche typisch weibisch sind, daß es also gleichsam einen Extrakt des weiblichen Seelenlebens beinhaltet.

Denn die arbeitende Frau, die Frau draußen auf dem Lande, die Fabriksarbeiterin, das Dienstmädchen, ja selbst die unkultivierteste Frau, auch sie ist eitel, auch sie ist putzsüchtig; auch ihr Leben besteht aus der Summierung des Wollens und Verlangens, immer schöner, immer höher, immer mächtiger zu erscheinen. Die einfachste Frau, sie empfindet eben auch weiblich, nur weiblich, denn; auch sie stammt aus einer weiblichen Urzelle, und nur in dieser allein ist der Grundstein, der Keim zu aller Weiblichkeit gelegen und verborgen.

Das Weib bleibt immer Weib – nach außen hin und in seinem Seelenleben! Trotz allen Bemühens sind wir nur imstande, dieses sein Seelenleben zu beschreiben, niemals aber es zu ergründen! Wie heißt es doch in „Tausend- und eine Nacht“?:

„Kannst du den Blitz in einem Netz fangen oder Wasser in einem Siebe schöpfen?“ – – –

Das Sexualleben des Weibes

Die Sexualwissenschaft.

Kirche und Sexualwissenschaft – Moraltheologie und Beichte – Der Sexualcharakter des Menschen – Der Sexualinstinkt des Tieres – Der „perverse" Mensch – Frühreife und Frühonanie – Frühreife bei Naturvölkern.

Erst in den letzten Jahren hat sich nach und nach ein neuer Zweig der Wissenschaft herausgebildet, der es sich zur Hauptaufgabe stellt, Tausende von Problemen zu lösen, die innigst mit dem Leben der Menschen verbunden sind, die fast den größten Teil dieses ihres Lebens ausmachen. Es ist dies jener Zweig, der die Erforschung und Beschreibung all dessen zu seinem Thema gewählt hat, was unter dem großen, gemeinsamen Titel der Sexualität zusammengefaßt zu werden pflegt. Ein Thema, das sicherlich schon in grauesten Zeiten das Denken und Forschen der Menschheit beschäftigte, das gewiß schon von altersher jenen Grad der Beobachtung und Bewertung fand, den es tatsächlich verdient, das aber infolge einer falschen Bewertung, infolge falschen Denkens gewaltsam mißdeutet und ebenso totgeschwiegen wurde. Nur zu erklärlich, wenn wir bedenken, daß der Mensch, zu allen Zeiten gerne geneigt war und auch heute noch geneigt ist, jede Nacktheit, besonders aber seine eigene Nacktheit, zu verhüllen und zu verbergen. Die größte, unverhüllteste Nacktheit aber offenbart sich uns erst, muß sich den scharfen Blicken des gestrengen Beobachters unverblümt offenbaren in der Beschreibung und Analyse des Sexuallebens der Menschheit, unserer eigenen Sexualität, jener so sorgsam gehüteten, dem Tageslicht entrückten Allmacht jeglichen Lebens!

Es gibt Forscher, die sich namenlos darüber entrüsten, daß dieser Zweig der Wissenschaft so lange unbeachtet geblieben sei, die es nicht verstehen wollen, daß die freie Forschung die längste Zeit hindurch wohl auf keinem Gebiete unfreier war als auf diesem. Die Entgegnung auf solche Vorwürfe ist eine sehr einfache. Galt es doch vorerst als ein Privileg der Kirche, und zwar nur der Kirche, sich in dieses so überaus heikle Gebiet des menschlichen Lebens einzumengen, glaubte doch die Kirche allein, auf dem Umweg

über die Beichte, all das erfahren zu dürfen, was dann unter dem Titel der „sündigen Fleischeslust" der Verdammnis anheimfiel und nur im Fegefeuer gesühnt werden konnte.

So kam es denn auch, daß sich die Kirche auf ihren Konventen fast immer gerade mit diesem Thema befaßte, daß diesen Konventen die Schöpfung einer grundlegenden Lehre, einer „Moraltheologie", historisch nachweisbar zugeschrieben werden kann. In dieser finden wir – wir wollen später des Näheren darauf eingehen – alle Einzelheiten des Sexuallebens bis in ihre Details beschrieben und erörtert; ja wir finden sogar eine Unzahl von Fragen festgelegt, welche die Geistlichen bei der Beichte zu stellen verpflichtet waren; und da die armen Beichtkinder – und wären sie noch so erwachsen gewesen – wohl nichts mehr fürchteten, als die Verdammnis der Kirche und die „Qualen der Hölle", blieben alle diese Fragen nicht unbeantwortet, wurde so die Sexualforschung, die Sexualkenntnis geradezu zu einem systematischen, empirisch erworbenen Geheimwissen der Beichtväter, also der Geistlichkeit.

Der Arzt, der Philosoph, der Jurist wagte es überhaupt nicht, sich mit diesem Thema zu befassen. Denn auch dafür, also für das bloße theoretische Erforschen all dessen, was mit Sexualleben zusammenhängt, auch dafür hatte die Kirche das schöne Wort der Unkeuschheit geprägt. Und auch diese hatte nichts anderes zu erwarten, als Tod und Teufel!

Es war eine natürliche Folge, daß, gestützt auf diese kirchlichen Gebote und Verbote, alles, was sich mit dem Geschlechtsleben der Menschen beschäftigte, alles, was sich damit auch nur annähernd in Zusammenhang bringen ließ, also jede Sexualforschung, lange Zeit hindurch als nichts anderes gedeutet und aufgefaßt wurde, denn als eine bloß gesuchte und gewollte Beschäftigung mit „gemeinen", „ordinären", schlechten Dingen. Alles, was mit Sexualität irgendwie zu tun hatte, wurde ausschließlich von dem Standpunkte der „Schweinerei" betrachtet, und jeder, der es wagte, sich mit diesem Thema zu befassen, galt demgemäß als ein verkommenes, moralisch und seelisch tiefstehendes Wesen!

Ein altes lateinisches Sprichwort sagt: „Naturalia non sunt turpia", zu deutsch: „Alles, was natürlich ist, ist nicht schändlich!" Was ist nun im menschlichen Leben natürlicher als die Sexualität? Dreht sich nicht das ganze Leben unaufhörlich um den Angelpunkt der Sexualität? Ist nicht sie es allein, die das ganze Leben regelt und mit unumschränkter Macht beherrscht? Die Bejahung dieser Frage erscheint uns um so selbstverständlicher, als erwiesenermaßen der Sexualcharakter der Menschen absolut unabänderlich und

keiner innerlichen Wandlung fähig ist. Er ist etwas Angeborenes, etwas im Urkeim Gelegenes! Nur der Grad und die Art der im Menschen vorhandenen Hemmungen vermögen es, ihn zu zügeln, zu unterdrücken. Seine Macht aber ist so riesengroß, daß wir Menschen leicht zu seinem willenlosen Sklaven herabsinken können. Von diesem Standpunkte aus betrachtet, müssen uns auch alle Dinge, die so gerne mit einem abfälligen Achselzucken als Perversitäten bezeichnet werden, eigentlich als etwas fast Natürliches erscheinen. Denn pervers ist und bleibt nur derjenige Mensch, dem es an jenem Maße der Selbstbeherrschung und Hemmung gebricht, welches zur Unterdrückung der perversen Gelüste nötig ist.

Von Natur aus ist jeder Mensch insofern, „pervers" veranlagt, als jede Abweichung von dem sogenannt absolut „normalen" Geschlechtsverkehr als pervers bezeichnet werden darf. Es ist interessant, wenn wir in dieser Beziehung ein wenig bei der Beobachtung der Tierwelt verweilen. Jede Begattung, jede Geschlechtsfunktion des Tieres beginnt mit einer längere oder kürzere Zeit dauernden Verfolgung des Weibchens von seiten des Männchens, mit einem Beschnuppern und Beriechen der Geschlechtsteile, mit einem mutwillig erscheinenden Bespringen, und endet mit dem Geschlechtsakt selbst.

Wie wir des Späteren genauer zu besprechen noch Gelegenheit haben werden, spielen auch im menschlichen Leben die verschiedenen Sinne und Sinneseindrücke eine ganz namhafte Rolle; Geruch, Geschmack und Gehörsinn sind ebenso in den Dienst der Erotik gestellt, wie etwa der Tastsinn und das Auge.

Wenn ein Mensch aber, ein Mann den Geschlechtsakt durch Nachahmung der tierischen Gewohnheiten einleiten wollte, würde er selbstverständlich von der Mitwelt als „pervers" bezeichnet werden. Man verlangt eben vom menschlichen Geschlecht so viele und so große Hemmungen, daß all das, was wir beim Tierreich als „natürlich" finden, hier nicht vorkommen soll!

Ja, noch mehr! Das Strafgesetz mancher Staaten sah sich berechtigt, solche „perverse" Menschen als Verbrecher zu behandeln, wiewohl, von unserem Standpunkte aus betrachtet, alle Gesetze, welche sexuelle Perversitäten zu bestrafen sich anmaßen, absolut unberechtigt erscheinen. Denn solche Menschen sind ja letzten Endes nicht Verbrecher; es sind bloß Individuen, die ein Minus an Hemmungen besitzen, die ihrem sexuellen Empfinden, dem ihnen natürlich erscheinenden sexuellen Empfinden, freien Lauf lassen. Von dieser Überlegung aus betrachtet, sind sie wohl als krankhaft zu bezeichnen niemals aber als verbrecherisch. Das Strafgesetz hat kein Recht, sich in das Sexualleben solcher Menschen einzumengen! Eine einzige

Ausnahme ausgeschlossen, dann nämlich, wenn es sich darum handelt, Minderjährige vor den Angriffen hemmungsloser, kranker Menschen zu schützen!

Das ganze Leben des Menschen basiert auf Sexualität. Sie ist es, die uns zu immer neuem Streben, zu immer Höherem treibt, sie ist es, die den Mann ehrgeizig macht, sie ist es, die in uns das Verlangen nach Reichtum, Ehre und Stellung hervorruft; sie ist es also, die letzten Endes zum Mittelpunkt des ganzen Lebens wird. Unterliegt schon der Mann unbewußt dieser unsichtbar in ihm wirkenden Triebkraft, wird dem Manne erst bei gründlichstem Denken und Überlegen seines Seins und seiner Arbeit klar, daß er als willenloser Sklave dieser mächtigsten Macht dient, um wieviel mehr erst das Weib! Dieses lebt nur der Sexualität, ist in seiner Gänze nichts anderes als Sexualität! Muß es sein, wenn es seinen von der Natur diktierten hohen Beruf der Mutterschaft restlos erfüllen will.

Wenn wir gelegentlich unserer früheren Besprechungen von einer abnormen Frühreife junger weiblicher Kinder sprechen konnten und jene Fälle anführten, in denen wir bereits im frühesten Alter durch das Auftreten von menstruellen Blutungen auf eine gewisse Entwicklung, auf eine vorzeitige Entwicklung der Geschlechtsorgane schließen durften, so bleiben all diese Fälle selbstverständlich Ausnahmen, ist durch sie noch keineswegs bewiesen, daß gleichzeitig mit solchen, rein körperlichen Erscheinungen auch das sexuelle Leben dieser Kinder bereits entwickelt sein muß.

Im allgemeinen verläuft die erste Kindheit des Weibes asexuell, das heißt, frei von allen sexuellen Begierden und Wünschen, frei von jedem Verlangen nach dem gegenteiligen Geschlecht. Immerhin jedoch kennt die Literatur eine Unzahl von Fällen, in denen eine frühzeitige Entwicklung der Sexualität auch bei Kindern nachgewiesen werden konnte. Unstreitbar aber ist solch ein sexueller Trieb ganz anders zu bewerten, als der bei erwachsenen Menschen. Er weiß nichts oder scheint wenigstens nichts zu wissen von einer Begattung als solcher, von einer natürlichen Befriedigung, und beschränkt sich in der Regel nur darauf, daß das Kind eine treibende Lust, ein Verlangen danach verspürt, sich durch die verschiedensten Manipulationen an den Geschlechtsteilen zu amüsieren.

Gewiß wäre es verfehlt, solche „Unarten" immer nur als vorzeitig entwickelten Geschlechtstrieb betrachten und deuten zu wollen; ebenso verfehlt jedoch wäre es, sie immer nur als harmlose „Unarten" aufzufassen. Ist es doch eine feststehende Tatsache, daß Kinder in ihren frühesten Lebensjahren wirklich sexuell zu empfinden vermögen. In der Regel finden wir jedoch für

all diese sexuellen Regungen irgend eine greifbare Ursache, irgend ein Moment, welches auslösend wirken muß.

Es ist eine den Ärzten bekannte Tatsache, daß die im Kindesalter so oft vorkommenden kleinen Würmer des Darmes sich bei Mädchen nicht allzuselten von der Afteröffnung aus gegen die Scheide und in diese selbst fortbewegen und sich in großer Menge dort einnisten können. Der Kitzel, das Jucken, welches diese kleinen Würmchen nun in der Scheide des kleinen Kindes verursachen, veranlassen es anfangs, durch Kratzen diese unangenehme Empfindung zu beseitigen. Das Kind manipuliert also vorerst ganz unbewußt an seinen Geschlechtsteilen herum, bis es eines schönen Tages bei diesen Manipulationen irgendein angenehmes Gefühl, vielleicht die leiseste Andeutung eines Wollustgefühles empfindet. Was ist natürlicher, als daß dieses Mädchen alsbald beginnt jedwede mögliche Gelegenheit zu suchen, um an seinen Geschlechtsteilen herumzuspielen, um dieses angenehme Gefühl künstlich hervorzurufen, um also ganz unbewußt und doch bewußt eine Art Onanie zu betreiben? Und gerade die Onanie ist es ja, die für das kindliche Alter ebenso charakteristisch ist, wie für die heranwachsende Jugend, für das heranreifende, ja auch für das reife Mädchen. Von dieser letzteren Form hochentwickelter Onanie sei erst später gesprochen.

Lombroso erwähnt einen Fall, in dem er bei einem achtjährigen Mädchen eine überaus stark entwickelte Sucht zur Onanie beobachten konnte; und andere Autoren, andere Forscher berichten gleichfalls, daß die Onanie im kindlichen Alter weitaus häufiger zu beobachten sei, als man denkt. Gewöhnlich spielt sich die Sache so ab, daß irgend ein sexuell hochstehendes, oder wie es die übrige Welt zu bezeichnen pflegt, frühreifes Kind, die Empfindung des Wollustgefühles irgendwo oder irgendwann durch irgend eine gelegentliche Ursache kennengelernt hat. Dieses Kind ist nun neugierig zu erfahren, ob es bei den anderen Altersgenossen auch so sei, ist neugierig, ob es etwa nur ganz allein diese schönen Gefühle kenne oder ob die anderen Kinder auch schon etwas davon wissen. Es will diese seine Neugierde gestillt sehen und benützt die erstbeste Gelegenheit des Alleinseins mit anderen Kindern – wie sich ja eine solche gelegentlich der Spiele in abgelegenen Winkeln nur zu oft ergibt – zur Lösung dieser sein Denken und Sinnen beschäftigenden Frage. Bald und leicht ist das andere Kind unterwiesen, findet auch Gefallen an diesen „schönen" Manipulationen, und so entwickelt sich dann schließlich rasch die Onanie zu einem der beliebtesten Spiele, ich möchte fast sagen, zu einem der natürlichsten Spiele. Es gibt tatsächlich kein einziges Kind, welches nicht in

seiner Jugend, wenn auch vielleicht ohne wirkliche Lustempfindung, mit den eigenen oder mit den Geschlechtsteilen anderer Kinder gespielt hätte! Das sexuelle Empfinden schlummert schon im Kinde, und es bleibt immer nur eine Frage der Erziehung und Beaufsichtigung des Kindes, ob sich dieses primär sexuelle Empfinden steigert und schon im kindlichen Alter höher entwickelt oder nicht. Das Kind ist hemmungslos in jeder Beziehung, also auch hemmungslos in Beziehung auf dieses sein erstes sexuelles Empfinden; hier muß eine zielbewußte Erziehung die Rolle der Hemmungen übernehmen.

In ein ganz anderes Kapitel gehört es, wenn wir jene Berichte registrieren, laut welchen bei den kulturlosen Naturvölkern von Forschern geschlechtliche Betätigungen ganz junger Mädchen beobachtet werden konnten. So wird beispielsweise überliefert, daß bei einzelnen Negerstämmen bereits sieben- und achtjährige Mädchen vollständig normal mit etwa 12jährigen Knaben den Geschlechtsverkehr pflegen; und dies offen und ohne Scham vor den Eltern und den Stammesgenossen. Dieser schon in so jungen Jahren, schon in so frühem Alter gepflogene Geschlechtsverkehr ist dem Umstande zuzuschreiben, daß bei diesen Stämmen die Mädchen bereits im Alter von zehn Jahren ihre erste Periode bekommen, somit im wahrsten Sinne des Wortes „frühreif" sind. Der dem sechs-, sieben- oder achtjährigen Mädchen versprochene Verlobte – ein zwölfjähriger Knabe – verkehrt mit dem Mädchen schon vom Tage der Verlobung an geschlechtlich ohne jegliche Hemmung und am Tage des Eintretens der ersten Menstruation wird Hochzeit gefeiert. Denn erst dann gilt das Mädchen seinen äußeren Anzeichen nach als vollkommen geschlechtsreif, dann erst bietet es die Gewähr, Nachkommen liefern zu können; aus diesem Grunde auch die so mannigfachen Gebräuche und Festlichkeiten der Naturvölker beim Eintreten der ersten Periode, von denen wir an anderer Stelle bereits sprachen.

Sicher ist, daß in beiden Fällen, also sowohl bei dem onanierenden Kinde als auch bei dem Negermädchen von acht Jahren von einer vollen Entwicklung des Geschlechtstriebes als solchen nicht die Rede sein kann; ebenso sicher aber ist es, daß die Manipulationen an den Geschlechtsteilen, die verschiedene Betätigung der Geschlechtsteile, sei es nun durch Onanie oder durch wirklichen Geschlechtsverkehr die Lustempfindungen nach und nach steigern, zu einem frühzeitigen Erwachen des Lustempfindens führen und gleichzeitig mit ihm eine rasche Steigerung der Sexualität selbst mit sich bringen.

Die Onanie des weiblichen Kindes bleibt keineswegs auf die schüchternen Anfangsversuche beschränkt, schreitet vielmehr unaufhaltsam weiter, drängt

das Kind zu immer neuer, immer intensiverer Betätigung. Bestand sie anfangs in einem bloßen Betasten der Scheide, so geht sie bald in leicht reibende Bewegungen über und nur allzubald entdeckt der kindliche Finger, daß die Spitze der Lustempfindungen an einer ganz speziellen Stelle der Scheide, nämlich an der Klitoris, an dem Kitzler gelegen sei. Schnell lernt das Kind, daß es die Befriedigung seines, nunmehr schon sexuell zunehmenden Verlangens am schnellsten und einfachsten finde, wenn es eben diese Stelle der Scheide zielbewußt und entsprechend reize. Und wenn es dann gelegentlich zu jenen geheimen „Spielen" mit etwa gleichaltrigen Mädchen kommt, zu jenen stillen Spielen in einer dunklen Ecke des Zimmers, im Hausflur oder sonstwo in völlig unbeachteter Abgeschiedenheit, dann unterweist das schon „erfahrene" Kind die „Novize" auf diesem Gebiete ganz genau, wie und wo „es zu machen" sei und überzeugt sich gelegentlich gern selbst davon, ob „es" bei der Freundin genau so sei wie bei ihm selbst!

Doch auch bei diesen Versuchen merkt das sexuell empfindende Kind nicht halt! Ein unbestimmtes Gefühl sagt ihm, daß bei Knaben alles anders sein müsse! Die Neugierde treibt es langsam aber sicher dazu, schon jetzt beim anderen Geschlechte Erfahrungen in dieser Beziehung zu suchen und zu finden. Und all dies mit einer unergründlichen, kindlichen Naivität, diktiert nicht etwa von schlechten Sitten, von Verkommenheit, sondern nur von dem uns Menschen angeborenen, bei solchen Kindern frühzeitig erwachten, im Kindesalter und durch das Kindesalter hemmungslos wirkenden Sexualtrieb!

Forel beschreibt in seinem Buche „Die sexuelle Frage" zwei Fälle, die er selbst beobachtete, und die er als sexuell paradox bezeichnete. Paradox deshalb, weil der im Kindesalter auftretende und über die normalen Grenzen entwickelte Sexualtrieb von ihm als unzeitgemäß, gewissermaßen als pathologisch aufgefaßt wird. Ich will des großen Interesses halber die Schilderung dieser beiden Fälle wörtlich wiedergeben:

„Der siebenjährige Sohn einer Kupplerin und eines sexuell kolossal aufgeregten und ausschweifenden Mannes fing ganz von sich aus an, kleinen, jüngeren oder gleichalterigen Mädchen nachzustellen, dieselben durch Zuckerzeug ins Gebüsch oder an andere versteckte Stellen zu locken und sich mit ihnen in regelrechter Form zu begatten. Er tat dies in raffinierter Weise. Alle Versuche, ihn davon abzubringen, mißlangen und er wurde zu mir in die Irrenanstalt versetzt, wo er seine sexuellen Heldentaten an einem etwas älteren Bürschchen wieder versuchte und sich überhaupt als unbändiger, verlogener Faulpelz und zu allen Lumpenstreichen veranlagter Knabe erwies.

Er getraute sich jedoch nicht, seine Begattungsversuche an erwachsenen Frauen oder Männern zu wagen. Seine Geschlechtsorgane waren kindlich, durchaus nicht abnorm entwickelt. Somit ging die Paradoxie rein vom Gehirne aus. Nebenbei war er ein ethisch defekter Mensch und hat sich später entsprechend verbrecherisch entwickelt." – – –

„Ein neunjähriges Mädchen suchte alle gleichaltrigen oder jüngeren Knaben, die es erwischen konnte, sexuell zu reizen. Das tat es so heimlich, daß es ihm gelang, durch Mißhandlung der Geschlechtsteile seiner jüngeren Brüder den einen langsam zu töten und den anderen an der Harnröhre und der Blase schwer zu schädigen. Mit einem größeren Buben pflegte es sexuellen Umgang im Gebüsch. Hier konnte ich keine bestimmten Angaben über erbliche Belastung erhalten. Derartige Individuen pflegen später Verbrecher zu werden oder sich der schamlosesten Onanie oder der Prostitution zu ergeben."

Wem würde, wem müßte sich nach Kenntnisnahme dieser beiden Fälle nicht unwillkürlich die Frage aufdrängen, ob die Formen der von mir besprochenen Frühonanie nicht eben auch in das Gebiet des sexuell Paradoxen, des Pathologischen einbezogen werden müssen. Wenn auch Forel vor einer solchen Verwechslung ausdrücklich warnt, die große Welt der Laien, sie will ja doch immer alles besser verstehen, besser kennen als der Forscher.

Die Eltern solcher bei onanistischer Betätigung zufällig ertappter Kinder, sie pilgern mit diesen „krankhaft veranlagten Kindern" von einem Arzt zum anderen und lassen nichts unversucht, um die Kinder zu „heilen". Und doch suche und finde ich in der Onanie des Kindesalters nichts Krankhaftes im Sinne einer wirklichen Krankheit; wie ich auch nichts Paradoxes in dem früheren Erwachen eines Naturtriebes finden kann.

Ich betrachte die Onanie des Kindesalters als die Stillung des Sexualtriebes, dieses Naturtriebes von seiten eines Kindes, das nicht Herr seiner Hemmungen ist, das diesen Trieb ebenso hemmungslos stillt, wie es etwa den Versuchungen unterliegen muß, die ein mit Zuckerwerk reich besetzter Tisch auf sein Gemüt ausübt. Das angenehme, vom wahren Wollustgefühl so himmelweit entfernte Lustempfinden wird hier zur Süßigkeit des heimlich genommenen Bonbons!

Wenn man diese Hemmungslosigkeit dieses in seinem Denken noch nicht ganz entwickelten Kindes als krankhaft bezeichnen will, dann allerdings, aber nur dann, sind fast alle Kinder ausnahmslos pathologisch! Gibt es doch von hundert Kindern gewiß nicht fünf, die nie onaniert hätten, nie

onanieren würden! Arzneien und Kuren helfen gegen solche Krankheit nichts, wohl aber strenge Aufsicht, strenge Erziehung!

Über Ursprung, Wesen, Art und Verbreitung der Onanie im späteren Alter, über ihre Folgen und Wirkungen, ebenso wie über ihre exzessiven Auswüchse wollen wir anderer Stelle eingehend sprechen.

Haben wir so die ersten Anzeichen und Ausstrahlungen der Sexualität beim weiblichen Kinde betrachtet, so führt uns unser Weg wohl schneller als wir denken mögen, von diesen primitiven Äußerungen, die jedes Zweckbewußtseins entbehren, hinüber in jene Lebensperiode, die beim Weibe auch schon durch äußere Zeichen die herannahende Reife verkündet. Mit ihr erst entwickelt sich die Sexualität, mit ihr beginnt erst das Weib, so recht Weib zu sein!

Man spricht immer von einer passiven sexuellen Rolle, die das Weib im Liebesleben spiele oder zu spielen habe. Mag diese Passivität, wie ich später noch eingehend erörtern will, eine scheinbare, eine ‚durch die dem weiblichen Geschlechte äufgedrängten, anerzogenen Hemmungen vielleicht gewollte sein, – wir müssen sie in gewissem Grade anerkennen. Und doch ist diese Passivität nichts anderes als höchste, fast bewunderungswerte Aktivität, wenn wir bedenken, daß sie durch strenge Forderungen, durch die restlose Erfüllung einiger Forderungen, die wir Kulturmenschen an das Weib stellen, zustande kommt.

Wir Kulturmenschen? Nein; nicht wir sind es, die uns das Recht anmaßen, durch diese, gewiß nur schwer zu erfüllenden Forderungen in das Weben und Treiben der Natur einzugreifen; die Kirche bloß und die Religion, die Ethik und die sogenannte Moral haben es in ihrer Machtvollkommenheit vermocht, sich solche Rechte anzumaßen.

Kulturmensch, Kulturleben und Kulturforderungen! Wer gibt uns die Gewähr, daß all diese Begriffe wirklich die richtigen seien, wer kann uns den Beweis für diese Richtigkeit erbringen? Ist es nicht möglich, daß sie alle überfeinert, gewaltsam in engste Bahnen gedrängt, falsch, ganz falsch seien, daß das richtige, von der Natur gewollte Leben bei den hemmungslosen, „kulturlosen“ Naturvölkern zu suchen und zu finden sei?

Welches sind nun diese Forderungen, an die ich dachte, die wir an das Weib, an das vollwertige Weib stellen? So leicht die Antwort auf diese Frage mit den zwei Worten „Schamhaftigkeit“ und „Keuschheit“ gegeben ist, so schwer ist deren Tragweite, so schwer ist deren Erfüllung! Schwerer noch als dies ihre Analyse, ihre Erklärung und richtige Bewertung.

Schamgefühl und Schamhaftigkeit.

Analyse des Schamgefühls – Schamhaftigkeit der Naturvölker – Das relative Schamgefühl – Das bewußte Schamgefühl – Schamlosigkeit – Schamhaftigkeit und Furcht – Stadt und Land.

Was ist Schamhaftigkeit, was ist das Schamgefühl?

Havelock Ellis, der berühmte englische Forscher, hat in seinem Werke „Geschlechtstrieb und Schamgefühl" die wohl eingehendsten und weltumfassendsten Studien über dieses Thema niedergelegt. Wir werden auf diese grundlegenden Erörterungen im Laufe unserer Betrachtungen oft und oft zurückkommen, wollen uns hier aber vorerst daran erinnern, was Stendhal sagte. „Aus drei Vierteln erworben" nennt er dieses, „aus der Zivilisation geborene Gesetz", das er mit Erscheinungen aus der Tierwelt in Vergleich stellt. Ein Gesetz also und noch dazu ein erworbenes Gesetz!

Liegt nicht, trotz aller weiteren Verherrlichung in diesen Worten schon die nackte, bittere Wahrheit einer gewollten Verstellung, deren Wesen nur darin besteht, daß die Schamhaftigkeit eigentlich nichts Angeborenes und somit etwas Unnatürliches sei?! Dieses „Wunderwerk der Zivilisation", das wir bei den Wilden und bei ganz barbarischen Rassen in der uns geläufigen Form vermissen, das von Müttern schon frühzeitig den kleinsten Mädchen eingeimpft wird, bringt es wirklich nichts als Glück und Segen in die Welt?? Sind all die tausend Verstellungen, deren sich das Weib unentwegt bedienen muß, wirklich so verschwindend klein, so gering einzuschätzen, daß wir ob ihres imaginären Wertes an sie völlig vergessen dürfen?? Jene Verstellungen, die durch jahrelange Übung dem leisesten Wink oder Befehl widerspruchslos gehorchen, die zu einem speziellen Besitz der Weiblichkeit wurden! – –

Liegt nicht in den Erläuterungen Stendhal's über das Entstehen des Schamgefühls und über seinen eigentlichen Zweck noch ein weiterer Vorwurf, der dahin geht, daß die Mütter das „Glück" des zukünftigen Liebhabers ihrer Töchter dadurch begründen wollen?? – – –

Eine bewußte, auf ganz bestimmte Vorteile hinzielende, von den so sorgsamen Müttern gewollte, den Männern aber angenehm und erwünscht erscheinende Erziehungstechnik also, die letzten Endes ja doch wieder auf nichts anderes hinausläuft, als auf eine zielbewußte Täuschung! Auf ein Vortäuschen von Gefühlen und Empfindungen, die das weibliche Kind vorerst nicht instinktiv beherrschen, sondern erst ein Ergebnis der „guten" Erziehung werden.

Es würde mich wahrlich allzu weit führen, wollte ich weiterhin im Sinne Stendhal's das Schamgefühl, jene „Mutter der Liebe" – wie er es so schön nennt – analysieren. Mögen all seine Behauptungen wohl gewiß darauf hinzielen, dieses große Glück zu verherrlichen, sie entbehren dennoch rein wissenschaftlicher, frei von jeder Schönfärberei gegebener Begründungen. Einen einzigen all seiner schönen Sätze müssen und wollen wir hier rückhaltlos anerkennen, den Satz: „Das Gefährliche, das im Schamgefühl liegt, besteht darin, daß es beständig zu Verstellungen führt!"

Schamhaftigkeit, nach Stendhal „das einzige aus der Zivilisation geborene Gesetz, das nichts als Glück in die Welt gesetzt hat!" Wie anders klingt gegenüber diesen verherrlichenden Worten eine andere Definition, die in der Schamhaftigkeit „eine dem Menschen gewaltsam aufgezwungene, von Kindesbeinen an besonders dem weiblichen Geschlechte anerzogene Eigenschaft" erblickt, „die nur zur Lüge, zu Lug und Betrug führt und führen muß!"

Sie ist ein gewollter, künstlich hervorgerufener, künstlich anerzogener, gewiß aber unnatürlicher Besitz der Kulturwelt. Ebenso wie wir bei kleinen Kindern wahre Schamhaftigkeit niemals antreffen, ebenso vermissen wir sie laut zahllosen Berichten der verschiedensten Forscher und Reisenden fast bei allen Naturvölkern völlig, oder aber wir finden sie bei diesen in einer uns fremden, absolut lächerlich erscheinenden Art und Weise ausgebildet!

Im frühesten Alter schon wird dem kleinen Kinde von den Eltern oder den Erziehern erklärt, daß dies oder jenes, daß dieser oder jener Körperteil, dieser oder jener Akt des alltäglichen Lebens den Augen und Ohren anderer Menschen entzogen, verborgen werden müsse, daß es absolut nicht schön, nicht gut, nicht richtig sei, dies oder jenes in Anwesenheit anderer Personen zu sprechen oder zu tun. Das Kind weiß in seiner Naivität selbstverständlich nicht, was der Erwachsene mit diesen, ihm immer gepredigten Lehren und Weisungen bezwecken will, das Kind ahnt nicht, daß ihm gleichzeitig mit solchen Lehren die höchste Leistung menschlicher Hemmungen gleichsam eingetrichtert werde; über das „Weshalb und Warum" all dieser Lehren ist sich das Kind nicht klar, weil es deren Zweck nicht versteht. Doch es ist folgsam und gehorcht, wie es ja auch allen Mahnungen gehorcht, die es zu einem „braven, guten Kinde" machen sollen. Anfangs mit einem gewissen Widerstreben, das nur allzu natürlich ist, da das Kind in seiner Neugierde gerne wissen will, womit diese Verbote zusammenhängen, weil dem Kinde die Erklärung, daß sich etwas „nicht schicke", absolut nicht genügt. Später

jedoch tritt fast automatisch eine gewisse, gewohnheitsmäßige Befolgung dieser von Erwachsenen gegebenen Vorschriften ein. Das Kind lernt es nach und nach, seine Schamteile zu bedecken und vor anderen Menschen instinktiv zu verhüllen, lernt es eben so schnell, die wichtigsten Funktionen des Alltagslebens, die Funktion des Urinierens und des Stuhlganges niemals vor anderen Menschen zu vollziehen. Diese schon in der Kindheit, wenn ich mich eines volkstümlichen Ausdruckes bedienen darf, „eingedroschene, eingepaukte" Schamhaftigkeit bleibt für das ganze Leben bestehen. Doch nicht nur das! Sie pflegt sich mit den Jahren immer mehr und mehr zu vergrößern, immer weitere Dimensionen anzunehmen, bis sie zu jenem Ausmaß gelangt, das wir Kulturmenschen von anderen gleichartigen Menschen verlangen. Ungelöst bleibt die Frage, ob diese Art der Erziehung, ob die gewollte, schon von Kindheit an geübte Schamhaftigkeit die ihr beigemessene Berechtigung hat, ob ihre Vorteile wirklich so groß sind, daß sie die sich gleichzeitig fühlbar machenden Nachteile, die unbedingt mit ihr und durch sie auftretenden Fehler überwiegen!? Die Nachteile, an die ich denke, seien hier deshalb gleich erwähnt, weil sie sich in ihrer größten Intensität gerade im Kindesalter bemerkbar machen.

Das Kind lernt nach und nach, all das, was es so krampfhaft verbergen, verhüllen, verschleiern muß, als etwas Unanständiges, etwas Schlimmes, Böses zu betrachten. Es kennt noch nicht das „Warum" und „Wieso", und diese Unwissenheit ist es, welche zugleich mit der erwachenden Denkfähigkeit und Urteilskraft des Kindes in ihm eine gewisse Unruhe und Neugierde entstehen läßt. Diese Neugierde ist es dann fernerhin, welche das Kind anfangs allerdings nur hie und da, später jedoch in ganz vermehrtem Maße nach einer Lösung dieser ihm unerklärlichen Fragen und Dinge fahnden und suchen läßt. Das Kind beginnt zu grübeln und sucht die Klärung, die Erklärung all dieser Dinge, die – wie ihm ein geheimes Ahnen sagt – einen ganz eigentümlichen Urgrund haben müssen. Früher oder später erhält es ja auch die Stillung seiner Neugierde, die Klärung, die Aufklärung!

Wie, wann und durch wen dies geschieht, ist natürlich für sein ganzes ferneres Leben von allergrößter Wichtigkeit.

Wir sehen also, daß das Erwecken der Schamhaftigkeit zunächst gewisse Nachteile für die kindliche Seele in sich birgt. Es muß jedoch einerseits, in Anbetracht der Sitten, inmitten derer wir leben, von unserem Standpunkte als Kulturmenschen andererseits, unbedingt zugestanden werden, daß die Schamhaftigkeit gewiß zu einer der Hauptforderungen

der Ästhetik und der Ethik zu zählen sei. Sehr schön bezeichnet Ploß in seinem Werke „Das Weib“ die Schamhaftigkeit als „den ersten Grad sittlicher Regung, die den Menschen erst erzieht, sobald er sich von dem Zustande tierischer Rücksichtslosigkeit zu entfernen beginnt“.

Was ist und was will also die Forderung der Schamhaftigkeit der Menschen im allgemeinen, die des Weibes im besonderen? Ein Verbergen, ein Eindämmen, eine der Mitwelt gegenüber gezeigte, in den meisten Fällen erheuchelte Zurückhaltung all jener Triebe, welche in dem normal entwickelten, gesunden Menschen zur Zeit seiner Geschlechtsreife rege werden. Das heißt: Wir fordern von dem Weibe, daß es sich so stelle, als ob es absolut nicht sexuell empfinde! Wir fordern, daß das Weib alle Handlungen unterlasse, welche geeignet wären, die sexuellen und rein erotischen Gefühle anderer Menschen wachzurufen. Wir fordern also auch, daß das Weib seinen Körper verhülle, daß es den Anblick alles dessen, was wir landläufig als weibliche Reize bezeichnen, jedem Mitmenschen gewaltsam entziehe! Das Weib soll schamhaft sein, um sich und sein Empfinden zu verbergen; es soll schamhaft sein, um durch seine Schamhaftigkeit den Anschein eines unschuldigen, nichtswissenden, fernab von jeder Sexualität in den Tag lebenden Geschöpfes zu erwecken. Die Forderung der Schamhaftigkeit beinhaltet also eine Selbstverleugnung in körperlicher und geistiger Beziehung! In körperlicher Beziehung deshalb, weil das Weib seine Reize, die ihm von der Natur gegebenen Schönheiten seines Körpers verbergen muß; in geistiger Beziehung, weil es, selbst dann, wenn es voll entwickelt ist, sich auf das Bildungsniveau, auf die Wissensstufe des Kleinkindes stellen soll!

Vom Standpunkte des Naturforschers aus betrachtet, sind diese beiden Forderungen falsch und unberechtigt. Vom Standpunkte des ethisch denkenden Kulturmenschen aber richtig und deshalb mit aller Macht erzwungen! Blicken wir doch ein wenig in der Natur umher. Suchen wir zu ergründen, ob diese Allmacht etwas Ähnliches wolle und fordere! Finden wir hier nicht das extremste Gegenteil?

Die Natur hat Weibchen und Männchen fast aller Tiergattungen mit verschiedenen Äußerlichkeiten bedacht. Auf der einen Seite finden wir den herrlichsten Farbenschmuck des Gefieders, auf der anderen Seite die Gabe des schönen, jubilierenden Gesanges der Lerche, dort wieder das prangende Geweih eines Hirsches und die farbenprächtigen, schimmernden und schillernden Flügel des Schmetterlings! Nachgewiesenermaßen von der Natur gewollte, den Tieren gewollt verliehene äußere Schönheitsmerkmale; zu

einem einzigen Zwecke erdacht und gewollt, – zu dem Zwecke, das Gegengeschlecht durch sie erotisch zu reizen. Also gewiß Dinge, welchen die Reize der Frau, die Schönheit des Frauenkörpers gleich zu bewerten wären! Auf der einen Seite, im Naturleben durch die allmächtige Natur gefördert, immer schöner, immer größer gestaltet, werden sie auf der anderen Seite durch die Willkür der Menschen, durch die Forderungen der Schamhaftigkeit gewaltsam unterdrückt. Geht auf der einen Seite – im Tierreiche – mit der Potenzierung aller äußerlichen Schönheitsmerkmale auch eine Potenzierung des geschlechtlichen, rein sexuellen Reizes vor sich, so finden wir auf der anderen Seite diese Steigerung des Reizes durch die Potenzierung der Schamhaftigkeit, also gleichsam durch eine negative Potenzierung scheinbar aufgehoben oder zumindest stark beeinträchtigt. Das Menschengeschlecht, oder richtiger gesagt, das Geschlecht der Kulturmenschen fordert eine solche scheinbar negative Steigerung, die aber in ihrer weiteren Wirkung alles eher denn negativ bleibt.

Nichts ist imstande, den Mann erotisch mehr zu reizen, mehr in seinem sexuellen Empfinden aufzustacheln, als das Produkt dieser negativen Potenzierung, die Schamhaftigkeit des Weibes! Und weil das Weib diese Tatsache kennt, unterwirft es sich gerne diesen großen und schwierigen Forderungen der Mitwelt, deren Wesensart und Endzweck es als Kind so gar nicht erfassen konnte. Das entwickelte Weib ist bewußt schamhaft, das Weib heuchelt bewußt Schamhaftigkeit. So wenigstens bei uns!

Wie anders, so ganz anders ist die Bewertung der Schamhaftigkeit aufzufassen, wenn wir in den Sitten und Gebräuchen anderer Völker, vornehmlich aber der rohen Naturvölker ein wenig Umschau halten. Neger und Indianer und viele andere Stämme der schwarzen Rasse, mögen sie tief drinnen in Asien, Afrika oder Australien leben, kennen den Begriff der Schamhaftigkeit in unserem Sinne überhaupt nicht, oder sie kennen ihn in ganz anderer Form und Art. Es mag ja sein, daß die schwarze Hautfarbe dieser Völkerschaften als solche den großen Farbenunterschied der behaarten Schamgegend gegenüber dem sonstigen Körper nicht so deutlich hervortreten läßt, daß also dieser Umstand mit dazu beigetragen hat, eine Schamhaftigkeit in unserem Sinne nicht aufkommen, nicht empfinden zu lassen. Diese von vielen Forschern ins Treffen geführte Ansicht erscheint jedoch verschwindend klein und absolut nicht stichhältig, wenn wir uns andere wichtigere Momente vor Augen halten, Momente, die wir nunmehr eingehender besprechen wollen.

Die meisten dieser Völker leben in einem sogenannten Naturzustand, d. h. sie leben in einem Zustand, den wir als einen dem tierischen überaus ähnlichen zu bezeichnen nur zu leichtfertig gewillt sind. Das ganze Leben mit seinen tausendfätigen natürlichen und unnatürlichen Äußerungen wird unverhüllt durchlebt. Weib und Mann, Mädchen und Knaben leben mit und nebeneinander, manchmal auf einer kleinen Scholle Erde dichtgedrängt; die Menschen jagen, essen, schlafen gemeinsam, es besteht also ein Zusammenleben ohne jedwede Separierung. Selbstverständlich ist es, daß alle Funktionen des Körpers, der Akt des Urinierens, des Stuhlabsetzens, des Beischlafes ohne jedwede Bedenken in Anwesenheit aller übrigen Mitglieder der Familie und des Stammes vollzogen werden. Begriffe, die wir Scham und Schamhaftigkeit nennen, kennt ein solches Naturvolk nicht, ebenso wie das Tier sie nicht kennt. So kommt es denn auch, daß man den Berichten einiger Missionäre und Afrikaforscher nach zu schließen, an der Nacktheit des Körpers ebenso wenig etwas Anstößiges findet wie etwa daran, daß acht- bis neunjährige Mädchen mit zwölfjährigen Knaben vor aller Welt den Beischlaf ausüben. Gebräuche und Sitten, die uns den Eindruck erwecken müssen, als wären diese Völker in ihrer geistigen Entwicklung auf einer Stufe stehengeblieben, die etwa der unserer kleinsten Kinder entspräche; oder aber eine Einfalt, eine Natürlichkeit des ganzen Lebens und der Lebensführung, die in all diesen Naturvorgängen nichts Schlechtes, nichts Niederes, nichts Gemeines erblicken kann! Andererseits kennen wir wieder Beschreibungen über einige Volksstämme, bei denen die Schamhaftigkeit dennoch in gewissem Sinne angedeutet erscheint; mag sie sich nun auf die Schamteile beziehen, wie etwa bei uns, oder aber mag sie sich auf andere Körperstellen, Körperteile beschränken. So gibt es beispielsweise einige Sippen, bei denen Frauen und Männer nur mit einigen, lose herabhängenden Halmen oder Gurten bekleidet sind, voreinander gar keine Scham empfinden, wohl aber trachten, gewisse Teile ihres Körpers zu verhüllen, falls ein Mitglied einer anderen Sippe, ein Individuum einer anderen Rasse sich nähert. In dem einen Falle beschränkt sich dieses relative Schamgefühl beim weiblichen Geschlecht auf eine schamhafte Bedeckung der Brüste, im anderen Falle wieder, bei sonst absolut nacktem Körper, auf eine möglichste Verbergung des Rückens. Sind diese Fälle eines relativen Schamgefühls nicht gleichzustellen jenen Sitten, die wir heute noch bei höheren oder sogar sehr hoch kultivierten Völkern antreffen können? Sind sie nicht ähnlich zu bewerten, wie etwa die orientalische Sitte der Frauen, Nase und Mund vor jedem Fremden durch einen dichten

Schleier verborgen zu halten? Das Relative dieser Schamhaftigkeit liegt hier eben in der Richtung, nach welcher hin das Schamgefühl geleitet und anerzogen wurde. Wie käme es sonst, daß die überaus schamhafte Chinesin nur mit größtem Widerwillen und Widerstreben ihren nackten Fuß sehen läßt, während sich bei uns Kulturmenschen das Schamgefühl vornehmlich nur in der Richtung der Geschlechtsorgane hin entwickelte? Ist unser Schamgefühl nicht auch ein relatives?

Mantegazza machte in seiner „Physiologie der Liebe" bei der ausführlichen Besprechung der Schamhaftigkeit alle nur erdenklichen und möglichen Betrachtungen über dieses Thema und schlug vor, die Völker in schamlose, halbschamhafte und schamhafte einzuteilen, um damit in groben Umrissen eine aufsteigende Skala von Null bis zu einem äußerst hohen Grade schamhafter Anforderungen aufzustellen. Die neukaledonische Frau, welche die kleine, kurze, verhüllende Franse aufhob und den französischen Matrosen zur Liebeshuldigung aufforderte, könnte die Null der Schamhaftigkeit darstellen, während man die Frau, welche in Verzweiflung darüber, daß sie keine Nachkommen besitzt, lieber unfruchtbar stirbt, als daß sie sich einer Untersuchung unterzöge, auf hundert oder tausend Grad setzen müßte.

Die von ihm vorgeschlagene Einteilung der Schamhaftigkeit in einzelne Grade würde eine Berechtigung haben, wäre sie nicht gar so schwer, ja wäre sie nicht fast ganz unmöglich. Richtet sie sich doch nach den Ansichten des Beobachters und nach dessen eigenen Schambegriffen. Wie derselbe Autor in seinem Studium über „Geschlechtsverhältnisse der Menschen" betont, fällen wir immer ein oberflächliches und leider oft ganz falsches Urteil über den Grad der Schamhaftigkeit einer Rasse, eines Volkes, da wir diesen von dem Grade der Bekleidung abhängig machen, und gerne jene Menschen für weniger schamhaft halten, die sich weniger zu bekleiden pflegen, jene wiederum als die schamlosesten registrieren, welche nackt oder fast nackt einhergehen. Für das Relative des Schamgefühls, d. h. für die Richtung, nach welcher hin sich dieses entwickelt, ist die Kleidung und deren Art wohl ausschlaggebend, für den Grad seiner Entwicklung aber absolut nicht.

Finden wir doch tausende Beispiele krassester Schamlosigkeit bei Frauen, die – was Kleidung anbelangt – allen nur denkbar möglichen Anforderungen entsprechen.

Das Verhältnis ist bei genauer Betrachtung das gegenteilige. Die Kleidung, die Art und Form der Kleidung scheint den Bedürfnissen und der Entwicklung der Mode angepaßt, eine Tatsache, die wir am besten bestätigt finden,

Photo: „d'Ora", Wien

Die Verschämte

Kellerhals: Venus

wenn wir Mantegazza auf seinem flüchtigen Gang durch das Gebiet der Schamhaftigkeit „zeitweilig begleiten, auf welchem er uns zeigen will, wie das Feigenblatt bald breiter, bald länger wird oder auch ganz verschwindet".

„Die Neger von Suango sind sehr schamhaft und sobald ihre Frauen Europäern begegnen, bedecken sie sich den Busen mit der bekannten Gebärde der Mediceischen Venus. Wenn sie ein Bad nehmen, so warnen sie die Männer durch lautes Geschrei, sich dem von ihnen benützten Orte zu nähern. Eine identische Erscheinung finden wir in einem kalten Lande auf einer anderen Hemisphäre, bei den Frauen der Tchueltschen (Mittelamerika).

Auch ich sah, als ich von den Nil-Giri herabstieg, um mich nach Metapollium im Süden Indiens zu begeben, die Mädchen sich ihren wunderschönen Busen mit dem Mantel verhüllen, damit ich ihn nicht sehen sollte. Das taten sie aber nicht, sobald sie Männern aus ihrer eigenen Rasse begegneten.

Eine Königin von Balonda erschien eines Tages bei Livingstone vollständig unbekleidet, dafür aber war sie mit Rot bemalt und trug verschiedenen Schmuck um den Hals.

Auch die anderen Frauen desselben Volksstammes gehen ganz unbekleidet und suchen sich irgendeinen europäischen Lappen, doch nicht, um sich damit zu bedecken, sondern zum Schmuck. Die Männer dagegen sind mehr bekleidet, indem sie eine Binde von Schakalfell um die Schenkel tragen, so daß sie vorne und hinten bedeckt sind. – – –

Die Japanesen sind bekleidet, aber trotzdem schamlos. Ihre Frauen baden sich ganz entblößt mitten auf der Straße und treiben ganz unbefangen mit uns allerhand schöne Scherze. Ihre Mädchen haben unter anderen Spielen auch das der Wunderschachtel, aus der rosenrot gefärbte, erhobene Phallus (Nachahmung des männlichen Gliedes) hervorspringen.

Die Frauen in Musgo in Zentralafrika bedecken in skrupulösester Weise ihre Hinterbacke, während sie den vorderen Teil des Körpers ganz nackt lassen. Diese Beschränkungen der Schamhaftigkeit auf einen einzelnen Körperteil erinnern an die ägyptischen und arabischen Frauen, welche, von Europäern mit unverhülltem Gesicht überrascht, sich den Kopf mit den Röcken bedecken und jeden anderen Teil des Körpers sichtbar werden lassen.

Die Bongo, Männer sowohl als Frauen, bekleiden sich sehr wenig, und ihre Frauen begeben sich jeden Morgen in den nahen Wald, wo eine Handvoll Blätter und ein Büschel Gras ihnen die Kleidung für den Tag bietet. Und dennoch dürfen unter diesen so wenig bekleideten Menschen die kaum entwöhnten Kinder nicht mehr mit ihren Eltern an derselben Stätte schlafen,

und die älteren Söhne haben ihre eigene Hütte, vereinigen sich aber mit ihrer Familie zur Stunde des Mittagessens.

Die Frauen aus Mombutto gehen fast nackt und tragen vorn nur eine Handvoll Bananenblätter oder ein Stück Baumrinde, das nicht größer ist als die Hand. Sie sind aber auch sehr sittenlos. Als die Frauen der Ivils im äquatorialen Afrika von Compêgne aufgefordert wurden, ihm die sehr feinen, rot gestreiften Gewebe aus Stroh abzutreten, mit denen sie ihre Hüften umgürteten, nahmen sie dieselben mit der größten Gleichgültigkeit ab, weil sie begierig waren, dafür einen Spiegel oder Glasperlen einzutauschen.

Verschiedene Kaffernstämme tragen nur einen sehr kleinen Schurz, aber je kleiner er ist, desto mehr schämen sie sich, wenn er sich verschiebt.

Die Bändas-Pezis gehen ganz nackt und sagten Livingstone, daß sie ganz nackt gehen wollten, weil ihr Gott sie so erschaffen hätte. Er legte zwei Mädchen von zehn Jahren Kleider an und die Schamhaftigkeit entwickelte sich sofort. Nach vierzehn Tagen bedeckten sie sich sogar den Busen, wenn man durch ihr Schlafzimmer ging.

Strauch beobachtete auf den Anachoreten-Inseln, daß die Eingeborenen sich nur die Geschlechtsteile bedecken. Die Männer bedienten sich dazu verschiedener Rindenstreifen, welche durch die Beine gingen und an einem Gürtel befestigt waren. Sie kümmerten sich aber wenig darum, ob diese Decke an der Stelle blieb, für die sie bestimmt war, so daß es wirklich nur eine Bekleidung pro forma war. Besser dagegen waren die Frauen bedeckt, denn sie trugen eine Art von kleiner Schürze aus Blättern und Baumrinde. Diese Frauen geben sich jedoch ohne Rückhalt den Fremden hin.

In Neu-Hannover sieht man mannbare und noch nicht mannbare Frauen ohne das Schamröckchen, aber ein besonderer Gürtel unterscheidet die verheirateten Frauen von den Witwen. Die Männer bedecken sich mit der Hand. – – –

Auf meinen Reisen in Paraguay habe ich in den Straßen der Hauptstadt Kinder beiderlei Geschlechtes nackt gesehen, und in einem Dorfe sah ich ein schon mannbares Mädchen nackt wie Eva, das, ohne sich zu schämen, einem meiner Begleiter Feuer gab, um seine Zigarre anzuzünden."

Soweit Mantegazza! – – –

Eine bis in jedes Detail gehende, jeden nur erdenklichen Faktor in Betracht ziehende Studie dieses umfangreichen Kapitels der Schamhaftigkeit hat Havelock Ellis gegeben. Er erachtet das Schamgefühl als etwas dem Menschen Anerzogenes! Und doch im weiteren Verlauf des Lebens durch

viele, nicht oder nur allzu wenig beachtete Faktoren verstärkt, in seiner Wirkung unberechenbar! „Der sexuelle Faktor ist das einfachste und ursprünglichste Element des Schamgefühles und mag daher in erster Linie Erwähnung finden. Jeder, der eine Hündin, die nicht gerade brünstig ist, bei der Annäherung eines galanten, mit dem Schwanze wedelnden Hundes beobachtet, kann die Anfänge des Schamgefühles deutlich erkennen. Werden die Aufmerksamkeiten des Hundes zu aufdringlich, so setzt sich die Hündin auf die Vorderbeine und Hintervierte nieder. Sie nimmt also sozusagen eine Stellung ein, die genau derjenigen entspricht, die für die Menschen als typisch gilt und in der klassischen Darstellung des weiblichen Schamgefühls bei der Mediceïschen Venus, die das Becken einzieht und gleichzeitig die eine Hand schützend vor die Schamgegend, die andere vor die Brüste hält, ihren Ausdruck findet." Von der Betrachtung dieser primitivsten Abwehrbewegung, die sich nach und nach zum Ausdrucke der Schamhaftigkeit umbildete, ausgehend, gelangt der genannte Forscher zu dem Schlusse, „daß die Furcht, durch irgendeine Handlung Widerwillen zu erregen, mit zu einem Faktor des Schamgefühles werde, daß dieses selbst aber als Ausdruck weiblichen erotischen Triebes nicht von der Hand zu weisen sei." Wie glücklich erscheint doch das hier erwähnte Zitat des weisen Montaigne gewählt: „Welch anderen Zweck hätten wohl die jungfräuliche Scham, die sittsame Kälte, der strenge Blick, das Nicht-verstehen-wollen der Dinge, die sie besser verstehen als wir, die wir sie ihnen lehren möchten, als einzig den, unsere Begierde nach Überwindung und Sieg noch mehr zu steigern und unsere Sinnlichkeit so zu reizen, daß wir alle Hindernisse niederreißen. Denn in dem endlichen Siege liegt nicht nur der Genuß, sondern auch der Stolz darüber, daß man diese sanfte Lieblichkeit und kindliche Schamhaftigkeit in Aufruhr gebracht und verführt hat."

Die Furcht vor Enthüllung all der Dinge, die den Augen fremder Menschen am besten strenge verhüllt bleiben sollen, mag wohl auch dahin geführt haben, daß sich das Schamgefühl namentlich auf jene Regionen des menschlichen Körpers erstreckte, die in ihrer Betätigung, in ihrer normalen Funktion Ekel zu erregen vermögen. Das menschliche Geschlecht lernte überaus rasch in der Kleidung die Möglichkeit kennen, diese Regionen zu verhüllen, lernte es aber ebenso schnell, sein Schamgefühl, und seine natürlichen Reize durch die Kleidung zu verstärken.

Schamgefühl und Schamhaftigkeit sind, wie wir leicht konstatieren können mit Erziehung und Zivilisation in innigsten Zusammenhang zu bringen. Und

da sich die Zivilisation mit der geistigen Entwicklung des Menschen Hand in Hand entwickelt, da Kultur und geistige Höhe zwei untrennbare Begriffe sind, finden wir – um wieder in unsere Länder, zu unseren Sitten zurückzukehren – die Schamhaftigkeit des Weibes entsprechend dem geistigen Niveau des Volkes entwickelt. Welch riesengroßer Unterschied herrscht gerade in dieser Beziehung zwischen Stadt und Land, zwischen den höheren Ständen und dem Proletariat!

So wie wir feststellen konnten, daß sich bei den rohen Völkerschaften im Laufe der Zeit nach und nach doch auch eine gewisse Schamhaftigkeit entwickelt hat, und daß diese Entwicklung erst mit dem Erscheinen der Missionäre, mit dem Eintreffen europäischer Kultur ihren Anfang nahm, ebenso können wir auch gewissermaßen nachweisen, daß die Entwicklung der Schamhaftigkeit am flachen Lande nur durch den städtischen Einfluß, durch den Einfluß der städtischen Kultur also, erweckt und auf eine gewisse Stufe gebracht werden konnte. Da jedoch das ganze Leben der Landbevölkerung unleugbar tief unter dem Niveau des städtischen Lebens steht, bleibt der Grad der Entwicklung aller Schamhaftigkeit noch immer weit hinter dem des Städters zurück.

Das ungezwungene Zusammenleben der beiden Geschlechter, die ununterbrochene Möglichkeit, an den Haustieren all das beobachten und miterleben zu können, was zu den natürlichen Vorgängen, zu den natürlichsten Geschlechtsfunktionen, zur natürlichen Fortpflanzung gehört, bringt es mit sich, daß – von unserem Standpunkte aus betrachtet – die Sitten als solche am Lande gelockert erscheinen, daß gleichzeitig damit auch die Schamhaftigkeit des Weibes bloß in ihren Uranfängen angedeutet, bloß im frühesten Alter eben noch nachweisbar bleibt. Gewiß trägt hiezu auch sehr viel das Leben der Landbevölkerung bei. Das, was sich, wie wir früher erwähnten, bei den rohen Völkerschaften ungezwungen und ungebunden abspielt, die unserem Sinnen und Denken ganz unfaßbar erscheinende Ausübung der körperlichen Funktionen, ist ja auch in gewissem Sinne auf dem flachen Lande gang und gäbe. Der reiche Kindersegen einerseits, der innige Kontakt vieler, nicht gleichgeschlechtlicher Menschen in engen Räumen, das ungezwungene Zusammensein und Zusammenarbeiten von Männern und Weibern weit draußen auf dem Acker bringen es mit sich, daß die durch Kirche und Erziehung gepredigte und in ihren Uranfängen vielleicht auch bis zu einem gewissen Grade gediehene Schamhaftigkeit des Weibes alsbald verblassen, und rasch ihr Ende finden muß.

Jene Schamhaftigkeit, die wir von dem Kulturweib das ganze Leben hindurch zu fordern uns berechtigt fühlen, findet draußen schon in den frühesten Jahren ihr Ende! Nur kleinste Reste erhalten sich mühsam, können in dem Weibe auf dem Lande bestehen bleiben; Reste, insoweit sie von dem weiblichen Instinkt als Reizmittel für das männliche Geschlecht empfunden und gewollt werden. In Wirklichkeit aber ist die Schamhaftigkeit des ländlichen Mädchens schon mit dem Moment verloren gegangen, als es das erste Mal die in derselben Stube schlafenden Eltern beim Geschlechtsakt beobachten konnte, als es vielleicht als vierzehnjähriges Mädchen nach einem Kirchweihfest zum ersten Male dem liebegirrenden, feschen Burschen die Tür zu seiner Kammer öffnete. — — —

Die Keuschheit.

Analyse des Keuschheitsbegriffes – Keuschheit und Religion – Keuschheit der Naturvölker – Christentum und Keuschheit – Das Zölibat.

Die zweite Hauptforderung, welche an das Weib gestellt wird, die Keuschheit, geht eigentlich mit der Forderung der Schamhaftigkeit Hand in Hand.

Was ist Keuschheit? Was fordert sie? Ein Leben ohne „sündigen Gedanken", ein Leben, das sich streng gegen jede Regung der Sexualität, gegen jedes sexuelle Empfinden verschließt und verschlossen halten soll. Keuschheit und Sittenreinheit, die gerne identifiziert werden und dennoch so himmelweit voneinander verschieden sind! Sittenreinheit kann und darf man von jedem Menschen verlangen, da wir das Recht haben, von jedem Menschen einen gewissen Grad von Sittlichkeit zu fordern! Und dennoch ist auch diese Forderung nur eine relative, da der Begriff „Sittlichkeit" ein überaus dehnbarer ist. Was dem einen Volk als sittlich erscheint, erscheint vielleicht dem anderen Volke als unsittlich; was das eine Gesetz, die eine Religion als unsittlich verpönt, mag und kann von einem anderen Gesetzesstandpunkte, von einem anderen Religionsstandpunkte aus als absolut sittenrein erklärt werden. Man denke doch nur bloß an ein einziges Beispiel, an das Beispiel der Monogamie auf der einen Seite, der Polygamie auf der anderen Seite. Die katholische Kirche fordert neben dem keuschesten Lebenswandel des Mannes und der Frau die lebenslängliche Verbindung des Mannes mit einer Frau durch das Sakrament der Ehe und hält daher eine Lösung der Ehe, selbst, wenn die beiden Menschen absolut nicht harmonieren, auch, wenn sie durch die Fessel dieser Ehe zu den unglücklichsten Geschöpfen werden, für

etwas Unsittliches. Die mohammedanische Religion hingegen gestattet die Vielweiberei, die Polygamie, und findet absolut nichts Unsittliches darin, wenn ein Mann mit mehreren Frauen verheiratet ist. Aus religiösen Vorschriften haben sich alle Gesetze entwickelt, und von der Art dieser Gesetze, aber auch von der Art der Gesetzgeber hängt das ab, was wir Sittlichkeit nennen. Wir Kulturmenschen leben unter starren Gesetzen, leben unter dem Einfluß irgendeiner Religion, haben infolgedessen die Pflicht, sittlich zu leben, wohl aber auch das Recht, Sittlichkeit zu fordern. Mag diese „Sittlichkeit" entgegengesetzte Wege gehen, mag sie auch oft unserem Empfinden zuwider laufen, mögen vielleicht ihre Verbote sogar als Reize wirken, – wir beugen uns willenlos der großen Macht: – Kultur!

Ganz anders steht es mit der Forderung der Keuschheit. Wir fordern von den Menschen, von der Frau, das Unterdrücken, das gewaltsame Verneinen eines Naturtriebes; das Unterdrücken des sexuellen Empfindens und sexuellen Verlangens im Denken, Handeln, mit einem Worte, im ganzen Leben. Haben wir das Recht, einen solch mächtigen Naturtrieb auch wirklich niederringen zu wollen? Haben wir das Recht, einem Menschen die Betätigung eines Naturtriebes zu verbieten? Können wir ihm etwa auch Essen und Trinken verbieten?

Die Antwort auf diese Frage gebe sich jeder selbst! Die Kultur, die Religion, die geistige Entwicklung maßen sich solche Rechte an, und wir als Kulturmenschen werden willenlos gezwungen, solche Anmaßung als zu Recht bestehend zu betrachten.

So wie wir bei den verschiedensten Völkern und den verschiedensten Volksklassen die Entwicklung des Schamgefühles in verschiedener Stärke, in verschiedener Richtung ausgebildet sahen, ebenso wollen wir erst wieder die verschiedensten Betrachtungen über die Arten des Keuschheitsgefühles anstellen. Wir müssen wieder, um uns ein richtiges Bild zu schaffen, vorerst auf die Naturvölker zurückgreifen; und wieder werden wir sehen, daß die Keuschheit dem Weibe durchaus nicht angeboren, sondern daß sie das Produkt einer gewollten Vergewaltigung der menschlichen Psyche sei, die mit den Sitten und Gebräuchen von Generation zu Generation überkommen, einen Einblick in das Gesetzesleben, in das sittliche Empfinden gestattet.

Den meisten Naturvölkern ist der Begriff der Keuschheit im Sinne unserer Anschauungen vollständig fremd. So berichtet beispielsweise Cook, daß in Polynesien die Sitte des Verleihens der Ehefrauen durch die Männer gang und gäbe sei, und daß die vor allen Augen durchgeführte Befriedigung

I. A. Pfeffel: Die Keuschheit

Johann Götze: Die Unkeuschheit

des Sexualtriebes gleichsam mit zu einer „Volksgewohnheit" gehöre. Das Empfinden, daß der Beischlaf als solcher und besonders vor den Augen anderer unsittlich sei, ist überhaupt nicht vorhanden. Die Frau ist eben nichts anderes als ein Gebrauchsgegenstand, der, wo und wann immer, zu Gebote stehen muß. Die Eskimos stehen wohl in dieser Beziehung auf tiefster Stufe. Männer und Weiber liegen während der Nacht nackt in gemischter Reihe dicht nebeneinander unter einem Seehundsfell, und sie finden gar nichts daran, einem Gast durch noch engeres Aneinanderrücken in der Reihe Platz zu machen, falls er in ihrer Hütte übernachten will. Die Folge einer solchen Ungezwungenheit ist natürlich eine wilde Prostitution in dem Sinne, daß die Eltern ihre eigenen Töchter gegen ein ganz geringes Entgelt dem Gaste dicht an die Seite legen – angeblich um den Nachweis der Gastfreundlichkeit zu erbringen. Nichts hindert aber auch die Eltern selbst, vor den Augen des Fremdlings, in Anwesenheit der eigenen Kinder den Beischlaf auszuüben.

Noch anschaulicher wird diese Art der Prostitution bei jenen Stämmen, die ihre Weiber den Fremdlingen für einen von Vätern, Brüdern und Gatten vorher vereinbarten Preis überlassen.

Wir ersehen aus diesen Sitten und Gebräuchen, daß bei manchen Naturvölkern der Begriff Keuschheit in unserem Sinne fehlt. Es erscheint aber auch einleuchtend, daß sich bei ihnen dieser Begriff nicht entwickeln konnte, da sie ja einerseits das Liebesleben in der Natur an den rings um sie lebenden Tieren immer wieder beobachten und es ihnen ebenso tierisch und ohne jede Scham nachahmen, da anderseits ihre Religionen, so weit man von solchen sprechen kann, den Begriff der Keuschheit nicht beinhalten, nicht fordern.

Bezeichnend für diese Ansicht sind die Berichte, die wir in der Zeitschrift für Ethnologie von dem Missionär Grützner über den Volksstamm der Basuthos erhalten haben: „Unzucht ist Volkssitte. Nur in dem einen Falle, daß ein Mädchen dabei geschwängert wird, was übrigens wunderbar nicht allzuoft vorkommt (die Mädchen sagen zu den Kerlen, die bei ihnen liegen: ‚Verdirb mich nicht'), so heißt es: ‚Bezahle Strafe'. Der Betreffende zahlt dann in einigen Orten ein bis zwei Ziegen, anderwärts bis zu sieben Kühen. Solange aber ein Mädchen nicht schwanger ist, so ist es noch trotz aller Unzucht in Ordnung. Solche Unzucht der Kinder und halb Erwachsenen werden auch nicht anders bezeichnet als ‚Spielen', und die Alten freuen sich ganz unmäßig darüber, ‚wenn die Kinder wie die Hühner spielen' und sehen voll Freude zu."

Gesetzgeber des Staates sowohl als auch der Religion empfanden es recht-

zeitig als ein Grundbedürfnis eines sittlichen Lebens, Vorschriften, die Keuschheit betreffend, zu erlassen. Schon die mosaische Religion fordert von der weiblichen Jugend Unschuld und Keuschheit. Und wenn es im dritten Buche Mosis heißt: „Es soll keine Hure unter den Töchtern Israels und kein Schandbube unter den Söhnen Israels sein", wenn ein Vergehen gegen diese Vorschriften mit dem Feuertode gesühnt wurde, so mag die Dringlichkeit dieses Gebotes ebenso wie die Schwere der Bestrafung wohl die Folge eines früher zügellosen Geschlechtslebens gewesen sein, wie es das ursprünglich nomadisch lebende jüdische Volk scheinbar geführt haben mag. —

Ganz ähnlich finden wir auch in den Uranfängen der christlichen Religion die Forderung eines sittlichen Lebenswandels gleichsam neu erstehen; wohl im Hinblick auf die große Sittenverderbnis und die im öffentlichen wie im privaten Leben kraß hervortretenden Erscheinungen der Zügellosigkeit jener Zeit, vornehmlich der Römer. Es muß uns doch zum Nachdenken darüber veranlassen – wenngleich wir gerne geneigt sein wollen, die Mysterien der einzelnen Religionen als durchaus zu Recht bestehend anzuerkennen – warum das Christentum auf eine „unbefleckte Empfängnis" aufgebaut erscheint, warum die Idealgestalt einer Maria, die Mutter des Welterlösers als das Sinnbild der Sittlichkeit und Keuschheit, figuriert! Auf der einen Seite die Sittenverderbnis in Rom, auf der anderen Seite reinste Keuschheit als Basis einer neuen Glaubensrichtung! Ist es nicht allzu natürlich, daß diese Religion den größten Verfolgungen, den größten Beschimpfungen ausgesetzt war? Es spielte sich eben damals das gleiche Schauspiel ab, das sich heute noch abspielen mag, wenn ein Missionär die Lehren der sittenreinen, keuschen, christlichen Religion zu wilden Horden trägt und ihnen zu eigen machen will. Hier wie dort der Kampf rohen Genießens gegen keusches Entsagen!

Es scheint, als ob die unzivilisierten Völker erst durch die Aufklärung der Missionäre darauf aufmerksam gemacht wurden, daß sie ein, nach unseren Begriffen, unsittliches Leben führten, wofür ihnen bisher jedes Empfinden und Verständnis fehlte. Alles, was ihnen als naturgegeben erschien, all ihre Sitten und Gewohnheiten, stellt die neue christliche Religion als falsch und unkeusch hin; der Widerwille dieser Völker richtet sich in erster Linie gegen alles Unklare und Ungewohnte. Es paßt ihnen eine Überwachung ihrer Sitten und Gebräuche, eine Überwachung ihres Geschlechtslebens ebensowenig, wie es einst dem zügellosen Rom höchst unangenehm gewesen war, sein bisher so grenzenlos ausschweifendes Leben durch die Satzungen einer neuen Sekte plötzlich als sittenlos und fluchwürdig beurteilt zu sehen.

Immer wird es eine strittige Frage bleiben, ob die Vorschriften der christlichen Religion über Keuschheit und Sittenreinheit in der von ihr gewollten Auffassung auch wirklich volle Berechtigung haben oder nicht. Wie oft wurde schon die Frage des Zölibats erörtert; jenes Zölibats, das den gottgeweihten Personen – den Priestern und Nonnen – absoluteste Keuschheit im Sinne ihrer Religion auferlegt. Eine Forderung, die in der Mehrzahl der Fälle unmöglich erfüllt werden kann und erfüllt wird, die auch, – weil gegen das natürliche Empfinden, gegen einen Naturtrieb gerichtet, – als solche wohl nicht zu Recht bestehen sollte. Was ist die natürliche Folge dieser Forderung? Was muß die natürliche Folge sein, wenn wir bedenken, daß diese „gottgeweihten" Menschen doch in erster Linie Menschen, Lebewesen mit Naturtrieben, mit Naturinstinkten sind und bleiben? Wenn wir bedenken, daß sie ihr Menschentum nun einmal unter keinerlei Umständen abstreifen können? – Sittenreinheit und Keuschheit nach außenhin, Unzucht mit all ihren Auswüchsen und wildeste Zügellosigkeit im geheimen! Und daraus entstehend die ärgsten Gewissensqualen, die bis zur Kasteiung, bis zum Flagellantismus führen!! Bekannt sind die Beschreibungen jener Szenen, die sich im Mittelalter in den Klöstern der Nonnen und Mönche abgespielt haben, jener Liebesszenen und Orgien, die als wildeste Auswüchse der Onanie und Perversitäten bald als Ersatz, bald als Erfüllung des natürlichen Geschlechtstriebes gedeutet werden müssen.

Nur ein riesenhafter, fast an das Pathologische grenzender Fanatismus kann imstande sein, diesen mächtigen Naturtrieb völlig zu unterdrücken und führt zu ganz unglaublichen Dingen. Forel sagt: „Die Folge dieser innigen Vermengung des sexualen Lebens mit den Religionsvorschriften ist ein Gemisch von lächerlichster Prüderie mit verhaltenem Erotismus." In gewissen katholischen Erziehungsklöstern verbieten die Nonnen ihren Schülerinnen, die Geschlechtsteile zu waschen, „weil eine solche Handlung unkeusch und sittenlos sei". In Deutschösterreich verhüllen vielfach die Nonnen, wenn sie sich entkleiden, die Kruzifixe in ihrem Schlafzimmer, „damit Christus ihre Blöße nicht sehe." Und gerade Nonnenklöster wurden im Mittelalter oft zu Bordellen, in welchen nicht selten unter dem Deckmantel der religiösen Askese von heuchlerischen, hysterischen, erotischen Individuen sexuelle Orgien schlimmster, nicht selten perverser Art gefeiert wurden. „Erzwungene Askese, erzwungene Enthaltsamkeit ruft Ausschweifungen hervor, wie jede Sünde gegen die Natur!" Diese Betrachtungen Forels finden auch in allen Fällen des religiösen Wahnes ihre volle Bestätigung.

Ist es nicht auch eine in ihren Uranfängen vielleicht harmlose Art eines religiösen Wahnes, wenn ein junges, kaum der Kindheit entwachsenes Mädchen, das Leben mit seinen Leiden, wohl aber auch mit seinen Freuden nicht kennend und ahnend, auf alle diese Freuden verzichtet und „den Schleier nimmt, um sich Christus zu vermählen“ ? Darf es uns noch wundernehmen, wenn sich später unter den strengen Regeln der verschiedensten Kongregationen diese Uranfänge eines Keuschheitswahnes in schwerste Formen des Entsagens, der Selbstqual und der Geißelung umwandeln ? Darf es uns wundern, daß diese Umwandlung um so rascher und intensiver vor sich geht, je dringender die Natur in dem jungen Menschenkinde ihre Rechte fordert, je drängender die Sexualität ihre Stimme laut werden läßt ? Nicht die Tatsache als solche, daß schließlich der Priester wie die Nonne die Satzungen des Zölibates mit seiner Forderung der Keuschheit übertritt, gibt Grund zu dessen geringschätziger Verurteilung, sondern die Heuchelei und der Betrug der Welt gegenüber. Nicht das Zölibat als solches, sondern dessen unausbleibliche Begleiterscheinungen sind in erster Linie zu verwerfen und zu bekämpfen. Ich bin davon überzeugt, daß in all jenen Fällen, in denen ein Priester oder eine Nonne dem Klosterleben entflieht, nicht so sehr die „Lockungen des großen Lebens“ es sind, die solche „feige, gottlose Flucht“ bewirken, sondern weit eher der Überdruß an Heuchelei und Lüge. Ich selbst kannte einen katholischen Priester, der sich fast allabendlich nach absolviertem „Dienste“ in den Frack warf, die Nächte in Gesellschaft von Balleteusen verbrachte, und dieses sein weltliches Leben mit allen seinen genossenen Freuden frühmorgens damit beschloß, daß er rasch ins Kloster eilte und, ehe er sich zwecks Erholung von solchen „nächtlichen Kasteiungen“ zur Ruhe begab, andächtig – die Morgenmesse las!! Ich lernte während des Weltkrieges zwei katholische Priester kennen, die mich beide – ich bin ja Frauenarzt – bald um Ratschläge gegen Kindersegen ersuchten, die beide ihr „ständiges Verhältnis“ hatten und allabendlich besuchten. Der eine von ihnen, einstens Beichtvater und Berater einer weiblichen Fürstlichkeit, fand es für geboten, knapp nach Beendigung des Krieges auszuspringen und zu heiraten; vom anderen hörte ich nichts mehr!

Die Keuschheit, die von der heutigen Kultur und Gesellschaft geforderte Keuschheit als Produkt der Satzungen einer hohen Sittlichkeit mag in gewissem Sinne Berechtigung haben; ihre Auswüchse aber können und dürfen nicht zu Recht bestehen, denn sie gehen gegen die Natur. Sie beinhalten eine Vergewaltigung der natürlichen Regungen im Menschen und müssen unauf-

Inst. f. Sex.-Forsch., Wien

Cornelis van Haarlem: Das Mirakel

Otto Schoff: Liebesszene

haltsam statt zur Läuterung, statt zu den erstrebten Zielen eines ethisch hochstehenden Lebens, zu Heuchelei, Lüge und Betrug auf der einen Seite, zu Onanie und sonstigen geschlechtlichen Verirrungen auf der anderen Seite führen.

Der Geschlechtstrieb.

Der primäre Geschlechtstrieb – Pubertät und Geschlechtstrieb – Tumeszenz und Detumeszenz – Das Wollustgefühl – Der Kontrektationstrieb – Physiologie des Geschlechtstriebes – Der Beischlaf.

Ich sprach eben von natürlichen Regungen im Menschen! Ein Hinweis auf eine in uns lebende und wirkende Allmacht, auf einen unser Leben und Streben beeinflussenden Naturtrieb, den Geschlechtstrieb.

Schon bei der Besprechung des Seelenlebens des Weibes in dem frühesten Stadium des Kindesalters hatte ich Gelegenheit, darauf hinzuweisen, daß dieses durch eine bereits in der Keimzelle gelegene Triebrichtung sich von dem des gleichaltrigen Knaben wesentlich unterscheide. Das kleine Mädchen spielt mit der Puppe, und falls ihm eine solche nicht zur Verfügung steht, macht es sich aus alten Tüchern ein puppenähnliches Gebilde, hegt und pflegt es, drückt es liebkosend an seine Brust und spielt – Mutter! Der Knabe findet die größte Befriedigung darin, ein Räuberhauptmann, ein Feldherr, ein König, ein Soldat zu sein, und je wilder und tapferer er ist, je mehr und je stürmischer er zu „erobern" vermag, desto glücklicher schätzt er sich, um so mehr steigt er im Ansehen seiner Spiel- und Altersgenossen. Wohl ist man noch immer gerne geneigt, diese Verschiedenheit des kindlichen Spieles auf eine Art von Nachahmung und Tradition, auf eine von den Eltern den Kindern gleichsam aufgedrängte Interessensphäre zurückzuführen. Und doch scheint es bei tiefem, eingehendem Studium ganz anders zu sein, doch scheint die Lösung nicht ganz so einfach.

Das weibliche Kind fühlt eben schon als Kind, unbewußt natürlich, aber wie es scheint, doch ererbt, die Neigung zu jener hingebungsvollen Liebe, die Neigung zu all jenen das Weib charakterisierenden Lebensäußerungen, welche zur einstigen Mutterschaft hinweisen und gehören. Ein im naiven kindlichen Gemüt schlummernder und im Spiel sich offenbarender, indirekt mit sexuellen Momenten zusammenhängender Komplex von Empfindungen, der vielleicht irgendwo im Gehirne seinen Sitz hat, ebenso wie etwa beim voll entwickelten Weibe ein Zentrum des Sexualempfindens im zentralen Nervensystem angenommen werden muß. Zum Unterschied von den übrigen als

Naturtriebe bezeichneten Trieben ist jedoch der Geschlechtstrieb als solcher nur in äußerst seltenen, pathologischen Ausnahmefällen schon in den frühesten Kindesjahren nachweisbar. Es wäre denn, wenn wir jene Fälle in Betracht ziehen würden, die durch ein böses Beispiel verführt, ohne die Größe und die Macht des Triebes selbst beurteilen zu können, zur Onanie und zur vorzeitigen Auslösung des Wollustgefühles führen. Die Entwicklung des Geschlechtstriebes ist in der Regel erst an die Pubertätszeit gebunden; und wenn Kinder auch ahnen mögen, wenn es den jüngeren Mädchen wohl unbewußt fühlbar werden dürfte, daß es in ihnen irgend etwas gibt, was sie weiblich empfinden läßt, so entwickelt sich der Geschlechtstrieb doch erst dann, wenn der Organismus schon fähig ist, die Forderungen und Folgen dieses Geschlechtstriebes zu erfüllen.

Der Geschlechtstrieb als solcher ist ein seelischer Impuls, ein seelischer Vorgang, der zu seiner Auslösung verschiedener Momente bedarf, welche an anderer Stelle genau besprochen werden sollen. Havelock Ellis hat es versucht und meisterhaft vermocht, eine Analyse des Sexualtriebes bei voll entwickelten Menschen zu geben. Der derzeitige Stand der wissenschaftlichen Bewertung dieses Triebes, die im wesentlichen dem eben genannten Forscher folgt, geht dahin, daß wir im Verlaufe des ausgelösten Triebes drei Stadien unterscheiden müssen: Ein Stadium des Wachwerdens, des Anschwellens dieses Triebes, das Stadium der Tumeszenz; ein Stadium des Höhepunktes, in dem das alles vergessende Wollustgefühl zur Auslösung kommt; und als ein drittes Stadium das der Detumeszenz, d. h. das Stadium des Abschwellens aller im Menschen aufgewühlten Gefühle bis zur Rückkehr zu seelischer und körperlicher Ruhe. Wir wollen diese drei Stadien genau besprechen und analysieren, wollen aber vorerst unseren Blick auf den Trieb selbst richten.

Wir sprachen schon davon, daß er ein angeborener Naturtrieb im Menschen sei, und wollen hier gleich vorwegnehmend feststellen, daß es einen asexuellen Menschen, d. h. einen Menschen, der niemals sexuell empfunden hätte, empfindet oder empfinden werde, unter keinerlei Umständen gibt. Wohl gibt es Menschen, bei denen dieser mächtige Trieb früher, Menschen, bei denen er später auftritt; wohl gibt es eine überaus starke Differenzierung in dem Grade seiner Entwicklung, in dem Verhältnis zu dem Alter des Individuums!

Der Geschlechtstrieb ist sowohl seiner Qualität und Intensität als auch der Häufigkeit seines Wachwerdens nach individuell verschieden. Diese Verschie-

denheit wieder ist in allen Fällen von der Summe und von dem Grade mannigfacher Empfindungen und Sinneseindrücke abhängig, deren Äußerungen wir landläufig als das Temperament eines Menschen bezeichnen. Das Anerzogene Gewollte, oft in der Regel mühsam Unterdrückte im Sexualleben des Menschen, im Sexualempfinden ist es, das in Verbindung mit den durch die Erziehung und durch die sittliche Veranlagung sich meldenden Hemmungen das Wesen des Temperamentes ausmacht. Und wenn es auf Richtigkeit beruht, daß der Sexualtrieb mit dem Temperament im innigsten Zusammenhang stehe, so muß es auch richtig sein, daß die Menschen sexuell um so höher stehen, je tiefer der Grad ihrer Hemmungen bewertet werden muß.

Diese Betrachtung führt uns auf ein Gebiet, welches – wie in tausend anderen Fragen – das Weib wieder auf die Stufe einer Art von Knechtschaft drängt. Die Erziehung, die Welt mit ihren Anschauungen über gut und schlecht, brachten es bei den zivilisierten Völkern dahin, daß der natürliche Sexualtrieb beim Mädchen und beim Weibe gewaltsam unterdrückt wird. Schon der dem kleinen Kinde eingepaukte Begriff des Schamgefühles, die von der Religion gepredigten Regeln über Sittenreinheit und Keuschheit legen den Grundstein zu dieser gewaltsamen Unterdrückung des Sexualtriebes; eine Strömung gegen die Natur, gegen die von der Natur den Menschen gegebenen Empfindungen!

Während es dem jungen Manne nach erlangter Reife freisteht, seine sexuellen Bedürfnisse zu befriedigen, wie und wann er will, wird das junge Mädchen gewaltsam in das Joch der Enthaltsamkeit, der Schamhaftigkeit und Keuschheit gedrängt. Ich sage absichtlich gewaltsam gedrängt, weil uns die Betrachtung der Naturvölker zur Genüge beweist, daß der schranken- und hemmungslose Mensch diesen Naturtrieb dann zu betätigen beginnt, wenn er eben mit elementarer Gewalt in ihm wach wurde; und das ist nach erlangter Pubertät der Fall. Was würde unsere moderne, hochkultivierte Weltanschauung dazu sagen, was sagt sie dazu, wenn bei uns ein junges Mädchen durch ein Minus an Hemmungen nicht genügend „Anstand und Sitte" besitzt, um diesen Trieb mit Erfolg zu unterdrücken? Verworfen, mißachtet, an den Pranger gestellt wird solch ein Geschöpf!

Und doch folgt es ja nur einem in seinem Innern wach gewordenen Verlangen nach Betätigung dessen, was ihm von der Natur aus geboten, von der Menschheit aber verboten ist. Wir kennen der Fälle genug, bei denen dieser Trieb so mächtig ist, daß er sich bereits bei kleinen Kindern nicht bloß meldet, sondern auch zur Betätigung drängt und führt. Es sind dies jene

Fälle, die aus dem eben besprochenen Grunde zu einer bereits im Kindesalter begonnenen Onanie führen.

Ich sprach davon, daß zur Äußerung des Geschlechtstriebes eine Anzahl von Nebenumständen – oder sagen wir – gelegentlicher Ursachen nötig seien; Ursachen, welche in dem Menschen das Verlangen nach Betätigung seiner Sexualität erwecken, die normalerweise ebenso wie durch das Gegengeschlecht bedingt, in ihren Wirkungen auch auf das Gegengeschlecht gerichtet sind. Die Einteilung des Gesamtkomplexes des Geschlechtstriebes in ein Stadium der Tumeszenz und Detumeszenz mit dem dazwischen liegenden Höhepunkt erfuhr eine Neuregelung durch den berühmten Sexualforscher Moll, der den Sexualtrieb nur in zwei Komponenten teilte, deren eine rein körperlicher Natur ist und ihre höchste Auslösung in der Ausstoßung der Samenflüssigkeit beim Manne findet – welchen Vorgang er als Detumeszenz bezeichnet – deren zweite jedoch sowohl seelischer wie körperlicher Natur ist und zu einer Vereinigung beider Geschlechter drängt. Diese zweite Komponente nennt er den Kontrektationstrieb. Diese beiden Komponenten können nach Molls Deutung für sich allein bestehen und vergehen, ihre Summierung aber führt zur vollständigen Erfüllung des Geschlechtstriebes. Selbstverständlich ist eine Lösung des Wesens und der Art des Geschlechtstriebes nur dann erklärlich, wenn wir das, was Moll Detumeszenz nennt, als den Abschluß dessen ansehen, was Havelock Ellis als Tumeszenz auffaßt; mit anderen Worten; das Abschwellen der Geschlechtsbegierde ist von dem vorhergehenden Grade des Anschwellens unmittelbar abhängig, findet aber gleichzeitig die natürlichste Art seiner Abschwellung in der Vereinigung der beiden Geschlechter, also in jenem Gefühl, das Moll Kontrektation nennt.

Sehr schön sagt Havelock Ellis, daß „die Tumeszenz die Nahrung für das Feuer, die Detumeszenz das Verlöschen der verzehrenden Flamme sei, von der aus die Lebensfackel angezündet wird, um von Generation zu Generation weitergereicht zu werden." Das Verlangen des Menschen nach geschlechtlicher Betätigung schlummert in ihm vorerst ganz unbewußt; später sich immer lauter meldend, entwickelt es sich bis zu einer gewissen Höhe, auf der es die ganze Zeit der Geschlechtsfähigkeit über verbleibt, um dann wieder in absteigender Linie zu verblassen, nicht aber um gänzlich zu schwinden. Ja, wie wir noch zu erörtern haben werden, pflegt sogar das den Menschen das ganze Leben hindurch beherrschende Verlangen zu jener Zeit am lautesten zu werden, da der Mensch seine Geschlechtstüchtigkeit und -fähigkeit bereits verloren hat.

Haben wir so die Tatsache festgestellt, daß das Urelement jeglicher Geschlechtlichkeit im Menschen selbst gelegen sei, so müssen wir uns nun befragen, welcher Unzahl von Hilfskräften es bedarf, um dieses Urelement aus dem Stadium der Ruhe aufzurütteln, aus dem Zustand tiefster Ruhe zu regster Betätigung zu erwecken.

In erster Linie kommen hier all jene dunklen Mächte in Betracht, welche zu einer zauberhaft großen Übermacht vereinigt, unter dem Sammelbegriff der Liebe so oft falsch gedeutet, falsch bewertet und daher mißbraucht werden. Wäre es nicht viel leichter, statt dieses Begriffes der Liebe eine Summe von dunkel waltenden Reizen anzunehmen, die von den beiden Geschlechtern bewußt und unbewußt zur Erlangung des Endzieles geschlechtlicher Vereinigung ins Treffen geführt und dann mit einer gewissen Beharrlichkeit vermehrt, gesteigert werden? Die Bewerbung um das Weib auf der einen, das Gewähren des Weibes an den Mann auf der anderen Seite, ein sich immer wiederholendes Wechselspiel im Liebesleben der Natur! All das, was man Liebesspiel, Erobern und Gewähren nennt, es ist nichts anderes als Ursache, Zweck und Wirkung, nichts anderes als eine Betätigung tausendfacher Reize der geheimnisvollsten Herkunft, die alle ein und demselben Ziel zustreben,

Die Sympathie, das Interesse, das Verlangen eines Mannes nach einem Weibe oder umgekehrt, es ist nichts anderes als ein Funke zu der großen Flamme des Sexualtriebes im Menschen. Und solcher Funken gibt es sehr viele. Ein brillantes Feuerwerk, zu dem fast jeder Sinn des Menschen seinen Teil liefert! Doch davon später!

Wir wollen vorerst einen Blick auf die körperlichen Vorgänge und Veränderungen werfen, welche durch diese seelisch entfachten Triebmomente hervorgerufen und in einwandfreier Weise beobachtet und beschrieben wurden[1].

Sowohl die weiblichen als auch die männlichen Geschlechtsorgane besitzen sogenannt erektiles Gewebe, d. h. Gewebspartien, welche sich durch einen außergewöhnlichen Reichtum an Nervenfasern und Blutgefäßen auszeichnen. Durch Überfüllung der Blutgefäße und durch einen gleichzeitig verhinderten

[1] Aus der großen Zahl jener Werke, die sich in ausführlicher Weise mit der Beschreibung dieses wichtigen Naturvorganges befassen (Bloch „Das Sexualleben unserer Zeit", Gourmont „Die Physik der Liebe", Hertwig „Allgemeine Biologie", Mantegazza „Physiologie der Liebe", Moll „Libido sexualis", Müller „Physiologie", Rohleder „Geschlechtstrieb und Geschlechtsleben des Menschen" usw.) wollen wir jene Momente zusammenfassen, die zur Kenntnis der Menschwerdung nötig sind, deren Verstehen läppische Ansichten und läppische Prüderie ebenso zu zerstreuen vermag, wie alle Auswüchse des Aberglaubens, alle Schädigungen an Leib und Seele.

Rückfluß des in ihnen sich stauenden Blutes – hervorgerufen durch rein nervöse Vorgänge – können sich diese Partien der Geschlechtsorgane erigieren, d. h. an Größe und Konsistenz zunehmen. Das Glied des Mannes besitzt zu diesem Zwecke in seinen schon an anderer Stelle genau beschriebenen Schwellkörpern, die es der ganzen Länge nach durchziehen, denselben Apparat, wie wir ihn auch an dem Kitzler der weiblichen Scheide vorfinden. Hat das männliche Glied diesen Apparat von der Natur dazu erhalten, um größer und härter zu werden, um dolchartig in die Scheide eindringen zu können, so hat dieselbe umsichtige Natur die weiblichen Geschlechtsorgane überdies noch in ihren äußeren Anteilen mit einer Anzahl von Einrichtungen versehen, die beim Geschlechtsverkehr in Aktion treten, um diesen selbst möglichst zu begünstigen.

Die Schleimhaut der Scheide ist mit einer Unzahl größerer und kleinerer Drüsen ausgestattet, welche auf jeden geschlechtlichen Reiz, also auf einen durch den Geschlechtstrieb gleichsam diktierten Befehl, in der Art reagieren, daß sie auf die durch denselben Reiz hin von strotzenden Blutgefäßen durchzogene Scheidenschleimhaut ihre Sekrete, eine schleimartige Flüssigkeit ausstoßen, die ganze Scheide also befeuchten und für den Geschlechtsakt vorbereiten. Die Überfüllung der Schleimhaut mit Blut einerseits, die Ausstoßung dieser schleimartigen Flüssigkeit anderseits geben uns beim Weibe das gleiche Bild der Tumeszenz, der körperlichen Tumeszenz, wenn ich so sagen darf, das uns beim Manne die Erektion, das Größer- und Härterwerden des Gliedes darstellt. Die seelische Tumeszenz, das Verlangen nach geschlechtlicher Vereinigung findet also durch die körperliche Tumeszenz ihre Auslösung, die ihrerseits wieder durch das Wärmegefühl, durch das Gefühl der Spannung in den Schleimhäuten einen neuen Funken für die Flamme des Geschlechtstriebes bietet. Ein Ineinandergreifen psychischer und körperlicher Komponenten, die unaufhaltsam dem Höhepunkt, dem Gefühl der höchsten Wollust zustreben. Dieser Höhepunkt tritt aber erst dann ein, wenn weiterhin durch mechanische Reizung der unzähligen Nervenenden in den Schleimhäuten eine weitere Steigerung der Tumeszenz vor sich gegangen ist.

Diese Steigerung, diese weitere Reizung der Nerven geschieht beim natürlichen Beischlaf durch den Druck und die Bewegung des in die Scheide eingedrungenen, harten männlichen Gliedes, bei unnatürlicher Befriedigung durch verschiedene Manipulationen, welche wir bei Besprechung der Onanie genauer betrachten wollen. Sind diese mechanischen Reizungen normalerweise zur Auslösung des Wollustgefühles unumgänglich nötig, so können sie trotz-

Gustav Courbet (1819—1877): Die Ruhe

Gustav Courbet (1819—1877): Schlafende Frau

dem auch unterbleiben, wofür wir Beispiele genug kennen. Ich denke hier an die nächtlichen Träume hochempfindlicher Menschen mit Auslösung höchster Wollustgefühle, die gewiß nur durch psychische Tumeszenzenergien herbeigeführt werden; ebenso aber auch an jene dem Arzt nur allzu bekannten Fälle einer sexuellen Überempfindlichkeit, namentlich des Weibes, die das Gefühl der Wollust ohne jeden körperlichen Reiz, rein psychisch hervorrufen.

Stellen beim Manne die ruckweise Ausstoßung der Samenflüssigkeit aus dem Gliede und die damit gleichzeitig verbundenen Wollustempfindungen den Höhepunkt – Orgasmus – dar, so war man bemüht, bei der Frau ähnliche Vorgänge finden zu können.

Es wurde nun einwandfrei festgestellt, daß sich die Muskulatur der weiblichen Scheide mit zunehmender Steigerung der Tumeszenz immer mehr und mehr zusammenziehe, daß die Scheide immer enger werde, um so die Reibung zwischen dem männlichen Glied und der Scheidenschleimhaut möglichst zu steigern, und daß in dem Moment der höchsten Wollust auch an der Gebärmutter selbst Veränderungen vor sich gehen. Die in die Scheide ragende Partie der Gebärmutter, der Gebärmutterhals mit dem Muttermunde, tritt mit der Gebärmutter durch die Blutüberfüllung der Gewebe und durch eine stärkere Muskelzusammenziehung tiefer in die Scheide herab und gleichzeitig soll nach Beschreibung verschiedener Autoren ein Schleimpfropf, der im Stadium der Ruhe im Gebärmutterhals sitzt, aus diesem ausgestoßen werden, um so den Weg für die nunmehr eindringenden Samentierchen der männlichen Samenflüssigkeit frei zu machen. Dieser Schleimpfropf ist im Gegensatze zu dem bei Beginn der Tumeszenz ausgestoßenen, dünnflüssigen, die Schleimhaut bedeckenden Schleimsekret der vorerwähnten Drüsen, zähe und dickflüssig. Gleichzeitig mit diesem Vorgang soll der Gebärmuttermund eine Art von schnappenden Bewegungen machen, die gleichsam ein Ansaugen der männlichen Samenflüssigkeit bewirken (Landois, Sellheim, Müller, Adler u. a.).

Der Endzweck der geschlechtlichen Vereinigung – beim Manne die Ausstoßung der Samenflüssigkeit, bei der Frau die Ausstoßung des Schleimpfropfens aus der Gebärmuttermündung, das Freiwerden des Weges für die Samenfäden und auch die Zusammenziehung der schleimbedeckten Scheide – wäre durch diese natürlichen Vorgänge gegeben; jener Endzweck, der auf eine Befruchtung hinzielt.

Das Gefühl der Wollust ist aber durchaus nicht durch diese, die Geschlechtsorgane als solche betreffenden Veränderungen allein charakterisiert.

Der Orgasmus als Höhepunkt des Empfindens geht nicht bloß auf körperliche, sich nur im Bereiche der Geschlechtsorgane abspielende Erscheinungen zurück; mit ihm macht der ganze Körper und das ganze Nervensystem in dem Moment der Wollust und teilweise auch schon in dem vorhergehenden Stadium der Tumeszenz solch gewaltige Veränderungen durch, daß bei genauer Prüfung wohl kein einziges Organ von diesen, den Körper durchzuckenden Erschütterungen freibleibt. Eine Steigerung der Herzaktion und der Atemtätigkeit, des Blutdruckes, Zusammenziehungen der gesamten Muskulatur, Veränderungen in den Sinnesorganen des Auges, des Ohres, Veränderungen selbst in der Sprache, die zusammenhanglose Worte ausstößt, sind einwandfrei beschrieben worden. Die Erschütterung des ganzen Menschen ist eine so tiefgehende, daß manche, in der Regel psychisch minderwertige Individuen zu ganz unbewußten sinnlosen Handlungen veranlaßt werden, über die sie sich selbst absolut keine Rechenschaft geben können. Ja die Literatur kennt Fälle genug, in denen der Beischlaf, oder richtiger gesagt, die mit dem Wollustgefühl verbundenen Reizungen, zu tiefen Ohnmachtsfällen, zum Auftreten psychischer Störungen, wie Epilepsie, ja selbst zum Tode geführt haben. Diese letztgenannten Ausnahmefälle betreffen aber immer nur Personen, deren Zentralnervensystem in irgendeiner Weise abnormal, durch Krankheiten verschiedenster Art geschädigt war.

Unter normalen Umständen und Voraussetzungen ist das Stadium der Tumeszenz, der Wollust und der Detumeszenz eine auf natürliches Verlangen und Empfinden aufgebaute Reihe von durchwegs angenehmen, miteinander zusammenhängenden, innerlich ineinander übergehenden Gefühlen, als deren Abschluß ein Stadium von geradezu wohltätiger Wirkung auf den Organismus gedacht und gewollt erscheint. Das alte lateinische Sprichwort: „Omne animal triste post coitum" – „Jedes Lebewesen ist nach dem Beischlaf traurig" – mag in gewissem Sinne zu Recht bestehen. Der in bescheidenen, normalen Grenzen ausgeführte Beischlaf jedoch, die normal vor sich gehende Auslösung des Wollustempfindens, die normal durchgeführte Betätigung eines so zweckmäßigen Naturtriebes, wie es der Geschlechtstrieb ist, wirkten unter allen Umständen günstig auf die Menschheit ein. Eine Erschlaffung des ganzen Körpers, ein Gefühl der Ruhe, der Müdigkeit und Befriedigung, das alles rings umher vergehen und vergessen läßt, sind in das Stadium der Detumeszenz mit inbegriffen.

Beim Manne läßt sich die Richtigkeit dieser Behauptung eher nachweisen als beim Weibe, weil bei diesem das Abklingen der aufgepeitschten Gefühle

schneller vor sich geht als bei jenem, weil die Frau mit dem Höhepunkte des Wollustempfindens noch lange nicht das Gefühl vollständiger Befriedigung gefunden hat, weil das Weib eben nachempfindet!! Auch darüber soll noch eingehend an anderer Stelle gesprochen werden.

Der Geschlechtstrieb summiert sich also aus mehreren Komponenten rein seelischer und rein körperlicher Natur, die, durch das Wollustgefühl gekrönt, dem Ziele der Vereinigung beider Geschlechter zum Zwecke der Schaffung eines neuen Lebewesens zueilen. Havelock Ellis hat in seinem Werke „Geschlechtstrieb und Schamgefühl" mit vollem Erfolg nachzuweisen vermocht, daß der Geschlechtstrieb einer gewissen Periodizität unterworfen ist, die nicht bloß beim Manne, sondern auch beim Weibe zu beobachten ist.

Versuchte er vorerst die männliche Sexualperiodizität dahin zu deuten, daß beim Manne ähnlich wie bei der Frau allmonatlich eine Zeit der höchsten Steigerung aller geschlechtlichen Energien nachweisbar sei – eine Erscheinung, die gewissermaßen als eine Menstruation des Mannes gedeutet werden könnte –, so gelangte er auf Grund eingehender Forschungen zu der ganz unzweideutigen Bestätigung der Annahme, daß auch die Jahreszeiten auf das Sexualleben des Menschen von ganz ungeahntem, aber um so nachhaltigerem Einfluß seien.

Nur allzu verlockend war es, diese Erscheinung in eine gewisse Verbindung und Vergleichsmöglichkeit mit der bei den Tieren beobachteten Brunst zu bringen. So wie das Tier nur zu bestimmten Zeiten des Jahres geschlechtlich hoch aktiv ist, so wie das Weibchen der meisten Tiere nur zur Zeit der Brunstperiode sich vom Männchen bespringen läßt, ebenso sollte es auch im Menschenleben eine Art Brunst geben, die sich in den Gebräuchen verschiedener Völkerschaften leicht finden läßt und sich in ihnen widerspiegelt: „Bei Naturvölkern läßt sich häufig derselbe Einfluß der Jahreszeiten auf den Geschlechtstrieb verfolgen, wie wir ihn bei höheren Tieren beobachten können, obgleich bei den Menschen die Kinder nicht immer zur Zeit des größten Überflusses geboren werden; in Anbetracht des menschlichen Erfindungsgeistes ist es auch nicht nötig." So fand Dr. Cook, daß „bei den Eskimos während der langen Winternächte die Sekretion vermindert, die Muskelkraft geschwächt und die Leidenschaften herabgesetzt sind. Kaum ist aber die Sonne wieder da, so erfaßt die junge Bevölkerung eine Art Brunst, sie zittert vor sexueller Leidenschaft und während mehrerer Wochen wird die Zeit hauptsächlich mit Liebe und Liebeswerben ausgefüllt. So kommt es, daß die meisten Kinder neun Monate später geboren werden, gerade dann, wenn die lange,

vier Monate währende Nacht wieder beginnt. Eine so deutliche, jahreszeitliche Periodizität ist aber nicht nur auf die nördlichen Polarländer beschränkt, wir finden sie auch in den Tropen." (Havelock Ellis.)

Mit eben dieser Periodizität bringt Havelock Ellis auch all die vielen Feste in Zusammenhang, die vornehmlich in Verbindung mit klimatischen Verhältnissen, – wie etwa Sonnenwende, Frühlingsanfang, Sommerende usw. – also gewissermaßen von diesen abhängig, gefeiert wurden und mit wildesten Orgien zu enden pflegten. „Sehr lehrreich von unserem jetzigen Gesichtspunkte aus sind Daltons Berichte über die Feste der verschiedenen bengalischen Völker. So haben z. B. die Hos (ein Kalarierstamm) von Bengalen, ein nur Ackerbau treibendes Volk, ihr Hauptfest „magh parah" einmal im Jahre. Es wird im Januar, ‚wenn die Scheunen voll Getreide und die Menschen voll von Teufeleien sind,' – um ihren eigenen Ausdruck zu gebrauchen – gefeiert. Es ist das Fest der Ernte, der Beendigung der Arbeit des ganzen Jahres und findet zur Zeit des Vollmondes statt. Alle Regeln der Pflicht und des Anstandes werden beiseite gesetzt. Die unbeschränkteste Freiheit wird Frauen und Mädchen zuteil, die reine Bacchantinnen werden. Dieses Volk glaubte, daß gerade zu dieser Zeit Männer und Frauen mit Lebenskraft so überladen seien, daß es unbedingt nötig sei, ein Sicherheitsventil zu öffnen. Das Fest wird eingeleitet durch ein religiöses Opfer, das der Dorfgeistliche oder der Älteste bringt, und durch Gebete für die Abgeschiedenen, um Regen und Gewährung guter Ernte. Sind die religiösen Zeremonien vorüber, so ergibt sich das Volk den Genüssen des Essens und Trinkens, wobei eine Art Bier getrunken wird, dessen Zubereitung aus gegorenem Reis eine der hauptsächlichsten Fertigkeiten eines Mädchens bildet. „Die Ho-Bevölkerung", schreibt Dalton, „ist zu anderen Zeiten ruhig und gemessen, und ihr Benehmen gegen Frauen sanft und anständig; sogar bei ihren Liebeleien überschreiten sie niemals die Grenzen des Anstandes.

Die Mädchen, obgleich voll Mutwillen und Keckheit, haben ein angeborenes Anstandsgefühl, das ihnen ein schamhaftes Auftreten gibt, und, obgleich sie frei von Prüderie sind, scheinen sie doch von den obszönen Schimpfreden, die man so oft von den Lippen bengalischer Weiber hört, keine Kenntnis zu haben. Sie sind sehr empfindlich gegen rauhe und rohe Sprache und bedienen sich derselben nie gegen andere.

Seitdem sie sich daran gewöhnt haben, Kleider zu tragen, kleiden sie sich mit Anstand und Grazie, aber zur Zeit des ‚magh parah' werfen sie alle Kleidung beiseite. Ihre Natur scheint dann einer temporären Veränderung unter-

worfen zu sein. Sohn und Tochter wetteifern mit ihren Eltern im Gebrauche grober Reden, Männer und Frauen werden fast tierisch in ihren geschlechtlichen Exzessen; sie führen alles das aus, was von lüsternen Künstlern bei bacchantischen Festen und dem Pan geweihten Orgien dargestellt wurde. – Und da auch das Licht der Sonne, die sie verehren, und die Gegenwart zahlreicher Zuschauer ihre sexuellen Genüsse nicht hindern, so läßt sich auch kaum erwarten, daß Keuschheit bewahrt wird, wenn die Schatten der Nacht auf eine solche Szene der Zügellosigkeit und Ausschweifung niedersinken." (Havelock Ellis.)

Es würde zu weit führen, wollte ich andere Beispiele, deren wir in den verschiedensten Werken genügend vorfinden, über die Bräuche bei den verschiedensten Festen anführen; leicht und einwandfrei ließe sich aus weiteren derartigen Schilderungen die Richtigkeit der These über die Sexualperiodizität erkennen. Doch wozu all diese Beispiele heranziehen, wo doch das Alltagsleben dem aufmerksamen Beobachter mehr als diese zu sagen vermag?

Sexualität des Weibes.

Libido sexualis – Sexualität und Menstruation – Klima und Sexualität – Jahreszeit und Sexualität – Der Geschlechtssinn – Geschlechtstrieb und Geschlechtsdrüsen – Auto-Erotismus – Die Onanie – Auswüchse der Onanie – Schädlichkeit der Onanie – Onanie und Völkerkunde – Die „unbefriedigte" Frau.

Es ist für den Frauenarzt, für den Sexualforscher eine immer wieder zu beobachtende Tatsache, daß das Sexualleben des Weibes gewissen Schwankungen unterworfen ist, welche hier deutlicher als beim Manne in den Vordergrund treten und daher auch leichter als bei diesem beschrieben und erklärt werden können.

Das Weib ist schon durch die Periodizität der Menstruation von Haus aus auf mannigfache, zeitlich verschiedene Schwankungen all seiner Lebensäußerungen – damit seien sowohl die körperlichen als auch die seelischen Momente gemeint – eingestellt.

Trotz aller im Weibe lebenden und webenden Hemmungen, welche zur Verschleierung all dessen, was mit seiner Sexualsphäre im Zusammenhang steht, führen, lassen sich doch allmonatlich Steigerungen seines Geschlechtsverlangens, der Libido sexualis, nachweisen, die knapp nach der Periode ihren Höhepunkt erreichen. Die zur Zeit der Menstruation vor sich gehende, häufig beobachtete Überfüllung der Geschlechtsorgane mit Blut, mag wohl

auch einen Reiz auf das ganze Geschlechtsleben und Geschlechtsverlangen ausüben, eine der Brunst der Tiere ganz ähnliche Erscheinung sein.

Während wir aber im Tierreiche das Männchen durch die blutig-schleimigen Abgänge aus den Geschlechtsteilen des Weibchens angelockt sehen, sind es beim Menschen wieder nichts anderes als Hemmungen, die – diesmal auf seiten des Mannes – unter normalen Umständen eine Geschlechtsvereinigung zur Zeit der Periode zu verhindern pflegen.

Die allmonatlich wiederkehrende erhöhte Libido des Weibes unterliegt aber auch im Verlaufe eines Jahres gewissen Schwankungen, und auch die Höhepunkte dieser Schwankungen lassen sich leichter als man denkt dadurch nachweisen, daß die Statistiken über die wechselnde Zahl der Geburten in den verschiedenen Monaten beredte Sprache führen. In Berücksichtigung und Bewertung der für Europa geltenden Einflüsse des Klimas gibt es für die Empfängnis und mit ihr für das höchste Geschlechtsverlangen des Weibes im Laufe des Jahres zwei Höhepunkte, deren einer im Frühjahr vornehmlich in den Monat Mai, deren anderer in die Weihnachtszeit fällt. Sind wir auch nicht in der Lage, die Richtigkeit dieser Sexualperiodizität restlos anzuerkennen, so sind wir doch gerne bereit, diese in einen gewissen Zusammenhang mit den äußeren Lebensbedingungen zu bringen, und wollen die letzteren wohl höher veranschlagen als etwa die Einflüsse des Mondes! Ich glaube, daß im Frühjahr das Erwachen der Natur, die Wiederkehr der leuchtenden Sonne, die blütenreiche Zeit nach den trüben Wintertagen in das Gemüt des Menschen eine gewisse Lebensfreude, eine gewisse Sehnsucht nach Lebensgenuß zu senken vermögen, und daß diese Faktoren es wohl seien, die mitbestimmend auf die erhöhte Geschlechtslust wirken. Ebenso wie ich den zweiten Höhepunkt, der mitten in den Winter fällt, in einen gewissen Zusammenhang mit den Festen, mit dem Karneval und der bei diesen Gelegenheiten leichter möglichen Berührung der beiden Geschlechter bringe. Der Geschlechtstrieb als solcher, als Geschlechtsverlangen, bedarf eben verschiedenster auslösender Momente, die erst eine aktive Betätigung des Triebes zur Folge haben. Wir werden werden Gelegenheit haben, auf all diese Hilfsmomente, auf all diese Hilfstruppen im Geschlechtsleben noch genauer einzugehen.

Wer das Weib kennt, wird wohl eine Periodizität des Sexualtriebes innerhalb der einzelnen Monate selbst im Zusammenhang mit der Menstruation restlos anerkennen müssen, wird aber niemals aus der Zahl der Geburten rückschließend einen Höhepunkt der Libido konstruieren wollen. Dies mag wohl beim unkultivierten Weibe stimmen, wohl auch beim Weibe der Natur-

völker, nicht aber bei unserem Weibe. Die Statistik der Gebärkliniken weist allenthalben den Höhepunkt in jener Zeit aus, die dem Karneval, also den Monaten Jänner und Februar, als der für die Empfängnis scheinbar günstigen Zeit entspricht. Ebenso erinnere ich mich noch aus meiner langjährigen Dienstzeit an der Klinik meines verehrten Lehrers Schauta der Tatsache, daß wir alljährlich mit einer gewissen Präzision die „Kaiserkinder" erwarten konnten, jene Kinder, die am Tage des übermütig gefeierten Kaiserfestes (18. August) gezeugt wurden!! Wieder ein Termin, der so gar nicht in das von Havelock Ellis aufgestellte Schema paßt. Nein, nicht die Jahreszeit ist es, die steigernd auf das Sexualleben des Weibes einwirkt; die verschiedensten äußeren Veranlassungen und Gelegenheitsursachen, welche das Weib in ungezwungenen leichten Kontakt mit dem Manne bringen, sind und bleiben es, welche die mühsam unterdrückte Libido des Weibes wach werden lassen und dann auch zur Betätigung derselben führen!

Es wäre ganz unmöglich, alle bisher gegebenen Erläuterungen und Erklärungen des Geschlechtstriebes als solchen zu verstehen, wollten wir nicht auch des näheren auf einen Hauptfaktor des Geschlechtslebens der Menschen hinweisen; auf die Abhängigkeit all dessen, was mit der Sexualität zusammenhängt, von dem, unser ganzes Denken und Handeln regierenden Zentralnervensystem im Gehirne! Schon der Umstand, daß, wie wir schon bewiesen haben, der Geschlechtstrieb und die einzelnen Phasen seiner Betätigung, vornehmlich die Tumeszenzerscheinungen, innig mit nervösen Reizerscheinungen ganz bestimmter Teile des Körpers und der Hautoberfläche im Zusammenhange stehen, lenkt unsere Aufmerksamkeit dahin, daß es doch irgendeine höhere Macht geben müsse, die auch unser Denken und Handeln in sexueller Beziehung regiert und reguliert. Lange Zeit neigte man in dieser Beziehung der Ansicht des hervorragenden Forschers Gall zu, der sich durch seine grundlegenden Arbeiten über die Hirnlokalisation der einzelnen Sinne unsterbliche Verdienste erwarb. Er glaubte fest daran, den Sitz des Geschlechtssinnes, des Geschlechtstriebes an der Schädelbasis gefunden zu haben. Die rastlos arbeitenden und immer tiefer in das Dunkel eindringenden Forschungen über die Gehirnfunktionen erbrachten alsbald den Beweis, daß nicht nur ein eng begrenzter, ganz bestimmter Teil des Gehirnes das Geschlechtsleben der Menschen regiere, sondern, daß vielmehr der Sitz dieses Naturtriebes in der ganzen Hirnrinde zu suchen sei und mit den übrigen Sinnesfunktionen in innigstem Zusammenhang stehe. Den praktischen Beweis hiefür lieferten die zahlreichen Tierexperimente, bei denen eine Zerstörung der Hirn-

rinde ein völliges Versagen jeglicher Geschlechtsfunktionen zur Folge hatte; Beweise hierfür erbrachten ferner die eingehenden Forschungen Krafft-Ebings, der schließlich zur Überzeugung gelangte, daß neben den Zentren in der Gehirnrinde noch ein spezielles Zentrum des Geschlechtstriebes in der Nähe des Riechzentrums vorhanden sein müsse. Auf eben dieser letzten Annahme basieren späterhin die hochinteressanten Experimente des Forschers Fließ, der namentlich bei Frauen einen innigen Zusammenhang zwischen der Nasenschleimhaut und den Geschlechtsteilen einwandfrei nachweisen konnte. So interessant diese Forschungen auch sein mögen, können wir leider im Rahmen dieses Werkes auf dieselben nicht eingehen.

Neben den Gehirnzentren spielen jedoch gewiß aber auch einige im Rückenmark, vornehmlich in dessen Lendenteil vorhandene „Zentralstationen" – wenn ich so sagen darf – eine überaus große Rolle, deren Hauptaufgabe darin besteht, eine Umschaltung der von dem Gehirne kommenden Reize zu den Geschlechtsorganen und umgekehrt zu vermitteln. Abgesehen von diesen rein nervösen Momenten gehört überdies noch ein dritter Faktor mit zur Betätigung des Geschlechtstriebes, nämlich die volle Entwicklung der Geschlechtsteile, die volle Funktionstüchtigkeit der Geschlechtsdrüsen, also der Eierstöcke beim Weibe, der Hoden beim Manne. Für diese letzte Behauptung genügt der Hinweis auf die normalerweise im Kindesalter – also zu einer Zeit wo die Geschlechtsdrüsen noch nicht entwickelt sind – fehlende Betätigung des Geschlechtstriebes, auf das im Greisenalter – also bei Rückbildung der Geschlechtsdrüsen – sich einstellende Erlöschen des Geschlechtstriebes, oder aber, wenn ich das krasseste Beispiel anführen will, auf die Möglichkeit, künstlich den aktiven Geschlechtstrieb im Menschen zu töten, wie dies durch Kastration, durch Entfernung der Geschlechtsdrüsen, möglich ist.

Und nun erst wollen wir das hochwichtige Kapitel der Onanie genauer betrachten. Wieder müssen wir, wie schon so oft, auf die grundlegenden Arbeiten Havelock Ellis hinweisen. Von ihm stammt die Bezeichnung „Auto-Erotismus", womit er das „Phänomen der spontanen geschlechtlichen Regung ohne irgendwelche Anregung direkt oder indirekt seitens einer anderen Person" bezeichnet. Also ein Wachwerden, eine Betätigung des Geschlechtstriebes ohne die normalen Grundlagen irgendeines äußeren Reizes, ohne die von uns als normal bezeichneten auslösenden Momente. Wir sprachen früher davon, daß wir bereits im Kindesalter Beispiele frühzeitiger „Geschlechtlichkeit", früh entwickelter Sexualität und als deren Folgen Onanie beobachten können. Merkwürdigerweise wird dieses verheerende Übel, dieses, wenn ex-

zessiv betrieben, „Körper und Seele vergiftende Selbstverbrechen" weitaus häufiger bei Mädchen als bei Knaben beobachtet. Die Erklärung hiefür liegt in der Tatsache, daß beim weiblichen Geschlechte zur Auslösung sexueller Reize und Empfindungen ebenso wie zu deren Befriedigung nicht jenes Moment nötig ist, ohne welches beim männlichen Geschlechte eine derartige Befriedigung nie möglich ist; ich meine die Erektion, das Steifer- und Härterwerden des Gliedes, ohne welche auch ein Samenerguß normalerweise unmöglich ist. Die rein körperliche Tumeszenzerscheinung beim Manne äußert sich in dieser Erektion, und diese wird erst dann Mittel zum Zwecke, wenn der Knabe geschlechtsreif wurde.

Anders liegen die Verhältnisse beim Weibe. Die im oberen Winkel der Scheide freiliegende Stelle des Kitzlers bedarf ebenso wie die Schamlippen nur eines ganz geringen Reizes, um bereits die ersten Erscheinungen der Tumeszenz – Feuchtwerden der Scheide durch Sekretion der zahlreichen Drüsen – wahrnehmen zu lassen. Und solcher Reize gibt es im Kindesalter der Mädchen wohl genug.

Ein Mädchen erzählt dem anderen in geheimnisvoller Art von der großen „Entdeckung", die es gemacht, von dem schönen Gefühl, das es plötzlich empfunden, als es an den Geschlechtsteilen herummanipulierte; ein Mädchen verleitet das andere zur Nachahmung. Das böse Beispiel ist es, das so recht die Basis zur gewohnheitsmäßigen Onanie bildet. Forscher haben sich mit der Frage der „Ansteckungsgefahr" der Onanie eingehend beschäftigt und gelangten zu der Überzeugung, zu der statistisch nachgewiesenen Tatsache, daß in Mädchenschulen eine einzige Schülerin imstande sei, eine ganze Klasse zur Früh-Onanie zu verleiten.

Was ist Onanie? Ethymologisch wird dieses Wort, welches in schlechter Verdeutschung so gerne „Selbstbefleckung" genannt wird, auf eine in der Bibel erzählte Begebenheit zurückgeführt, laut welcher Onan, ein Sohn des Juda und Enkel des Israel, sich dem Willen seines Vaters widersetzte, als dieser verlangte, daß er die Witwe nach seinem verstorbenen Bruder Her begatten solle, um ein Aussterben des Geschlechtes zu verhüten. Eben derselbe Onan soll, um dies zu vermeiden, sein Glied in einem Erdloch gereizt und dadurch eine Ejakulation bewirkt haben, damit durch diese Samenentleerung aus dem Beischlaf mit seiner Schwägerin keine Kinder entstehen könnten. „Solches erregte das Mißfallen Gottes, so daß er Onan sterben ließ."

Wir verstehen unter der Onanie, unter der Selbstbefriedigung – Befriedigung und nicht Befleckung! – die auf Basis des vorerwähnten Auto-Erotismus bewirkte Stillung des Geschlechtstriebes an und für sich.

Der Begriff der Onanie beinhaltet also im wesentlichen den Ablauf der Stadien der Tumeszenz und Detumeszenz ohne Erfüllung des Kontrektationstriebes, des Triebes zu einer anderen Person des Gegengeschlechtes. Mag dieses auch gewiß im reiferen Lebensalter für das Sinnesleben der onanierenden Person eine Rolle spielen, bei Kindern fällt dieses geistige Moment der Kontrektation vollständig weg, weil sie vom Gegengeschlecht nichts oder nur sehr wenig wissen.

Forel teilt die Onanie in eine Notonanie, in eine Onanie durch äußere Ursachen und eine auf Nachahmung basierende Form ein und führt für die erste Form jene Erscheinung an, die wir vornehmlich beim männlichen Geschlechte in Kasernen, Irrenanstalten und Sträflingshäusern antreffen. Für das weibliche Geschlecht fällt diese Form der Onanie gewiß auch schwer ins Gewicht, allerdings nur im reifen Lebensalter. Die Überfüllung der Hoden drängt beim Manne automatisch zur Entleerung und bewirkt häufig beim jungen Burschen, selbst wenn derselbe normal entwickelt ist, selbst wenn er nicht durch böse Beispiele und erotische Gedanken auf das Gebiet der Sexualität gelenkt wurde, das Auftreten von Pollutionen, von nächtlichen Samenergüssen; gleichsam eine automatische Selbstbefreiung des Organismus von übermäßig angehäufter Samenflüssigkeit. Beim Weibe fällt diese Überfüllung der Geschlechtsdrüsen nahezu weg. Das Weib ist, wie es allenthalben heißt, der passive Teil, und erst die Gewöhnung an die Freuden des Wollustgefühles, erst die Kenntnis desselben – und eine solche tritt erst nach längerer Betätigung des Geschlechtstriebes durch regulären Geschlechtsverkehr ein – kann beim Weibe zur Notonanie führen. Im Kindesalter, im Alter der Pubertät, gibt es beim weiblichen Geschlechte eine Notonanie nicht. Hier bleiben immer nur die Momente des bösen Beispiels, die Momente des Anlernens und der Nachahmung geltend.

Das Weib erfüllt das in ihm schlummernde Verlangen durch Reiben und durch einige andere Manipulationen an den erogenen Zonen der Geschlechtsteile, also an den mit Nerven reich versehenen Schamlippen und an dem Kitzler. Diese Manipulationen arten nach und nach zu einer geradezu als Technik zu bezeichnenden Fertigkeit aus. Die Wissenschaft kennt Fälle genug, in denen Mädchen und Frauen derart reizbar werden, daß das bloße Aneinanderdrücken der gekreuzten Schenkel schon eine Auslösung und Befriedigung des Geschlechtstriebes zu bewirken vermag.

Die Auswüchse der Onanie beim Weibe bleiben aber durchaus nicht bei den „manuellen" Manipulationen stehen, sondern greifen alsbald zu Hilfs-

mitteln, die ihrer Form und Größe nach dem männlichen Gliede ähnlich beschaffen sein müssen. Manche Forscher sprechen sogar von einem „Instrumentarium der Onanie", und die Sammlungen der verschiedensten Frauenkliniken und Irrenanstalten enthalten die für die Begriffe des normalen Menschen ganz unglaublichsten Gegenstände, deren sich Frauen zur Onanie bedienen. Hat diese beim jungen Mädchen durch häufiges Reiben der Schamteile vorerst eine gewisse, ganz typisch geformte Vergrößerung der Schamlippen zur Folge, – eine Erscheinung, aus der allein schon der geübte Frauenarzt auf gewohnheitsmäßige Onanie schließen kann –, hat sie immer noch unter der anerzogenen Hemmung und Sorge um die Erhaltung der Jungfräulichkeit vor einer Selbstzerstörung des Jungfrauenhäutchens haltgemacht, so fällt bei der reifen Frau diese Hemmung weg und führt zu den wildesten Auswüchsen, sowohl in bezug auf die Quantität als auch auf die Qualität der onanistischen Betätigung. So werden vornehmlich tägliche Gebrauchsgegenstände, die immer zur Hand sind, wie Bleistifte, Haarnadeln, Stricknadeln, Korke, Kerzen, Rüben, Gurken usw., doch auch Gegenstände, die beim ersten Anblick unser Staunen oder unseren Zweifel erregen können, wie beispielsweise Trinkgläser, Gabeln, Tannenzapfen und ähnliches, zu onanistischen Zwecken gebraucht. (Nach Bloch, „Sexualleben unserer Zeit".)

Aus dieser kurzen Aufzählung der Gegenstände ersehen wir leicht, daß die onanierende Frau vor nichts zurückschreckt, daß sie sich solchermaßen an eine maßlose Selbstbefriedigung gewöhnt zu haben scheint, daß ihr dazu kein Gegenstand gut oder schlecht genug ist. Es wäre ganz falsch, zu glauben, daß nur die kulturell hochstehende, weiße Frau diesem Laster anheimfallen könne. Die verschiedensten Erforscher Afrikas, Asiens und Amerikas berichten, daß auch bei den rohen Völkern die Onanie in Blüte steht, daß diese Völker geradezu raffiniert sind in der Erfindung und Konstruierung solcher Reizgegenstände, die oft mit Kugeln, Glocken und ähnlichem Zierrat versehen werden. Das, was bei uns die Rübe oder Gurke zu leisten hat, leisten bei anderen Völkern die Banane und ähnliche Früchte.

Ein Irrtum, dem befangene Laien gerne zuneigen, ist es, zu glauben, daß die Onanie mit der Entwicklung der Kultur oder mit Dekadenzerscheinungen zusammenhänge. Im Handbuch der Sexualwissenschaften von Moll finden wir eine Abbildung, die uns den Beweis dafür erbringt, daß die alten Griechen bereits künstliche Nachahmungen des männlichen Gliedes verfertigten, die unter dem Namen Olisbos von den Frauen zur Selbstbefriedigung verwendet wurden; ein in das graue Altertum zurückgehender Vorläufer all

der vielen, bei fast allen Völkerschaften der späteren Zeitabschnitte kunstvoll fabrizierten Apparate gleicher Bestimmung.

Sie sind es, die all die früher angeführten Gegenstände unseres „Instrumentariums" der Onanie ersetzen sollten und die seit der ältesten Zeit von den Frauen benützt werden; künstliche männliche Glieder, die unter dem Sammelbegriff Godemiches mit allen Finessen ausgestattet, seit vielen Jahrhunderten fabriziert und in den Handel gebracht wurden, und die auch heute noch gerne gekauft werden. In Europa war die Geistlichkeit besonders im Mittelalter überaus eifrig bemüht, gegen diese Art von „Freudenspendern" zu kämpfen. Ja es wird sogar überliefert, daß in Frankreich die Erzeuger solcher Gegenstände durch Verbannung und Tod gestraft wurden. Und dennoch erreichte Frankreich im achtzehnten Jahrhundert in der Fabrikation solcher Godemiches eine Höhe, in der es wohl von keiner anderen „Kultur" überflügelt werden konnte. Der berühmte französische Politiker Mirabeau spricht in einem seiner erotischen Romane „Le rideau levé ou l'education de l'Aure" von einem solchen Godemiche und gibt uns eine ganz genaue Beschreibung desselben, die wir, einer bei Bloch („Das Sexualleben unserer Zeit") überlieferten Übersetzung folgend, hier wiedergeben wollen:

„Das Instrument glich in allem einem männlichen Gliede. Der einzige Unterschied bestand darin, daß es von der Spitze bis zur Wurzel von horizontalen Wellen durchzogen war, um eine lebhafte Reibung zu ermöglichen. Ganz aus Silber (!) hergestellt, war es mit glattem und sehr hartem Firnis in den natürlichen Farben überzogen. Im übrigen war es leicht und dünn gearbeitet, im Innern hohl. Durch die Mitte des leeren Mittelraumes zog sich eine leere Röhre von dem gleichen Metall und fast von der doppelten Stärke einer Gänsefederpose, in welcher sich ein Kolben befand. Die Röhre schloß sich mit einer Schraube dicht an ein anderes Endchen an, das durchbohrt und am Grunde des Kopfes festgelötet war. Demgemäß ergaben sich leere Räume rings um diese kleine Spitze und innerhalb der Wände, welche das Glied imitierten. Ein Stückchen Kork, äußerst genau zugeschnittten, verschloß das letztere dicht und hatte in der Mitte ein Loch, welches eben nur das Anfangsendchen der kleinen Spritze durchließ, worin wiederum eine stählerne Sprungfeder traf, welche spiralförmig gedreht, den Kolben durch Abschnellen bewegte. Man füllt den Godemiche (Genieße meiner), welcher so weit erwärmt worden ist, daß man ihn eben an die Lippen zu bringen vermag, ohne dieselben zu verbrühen, mit Wasser. Dann verschließt man die Öffnung mittels des Korkes, an dem ein Ring angebracht ist, um ihn zurückziehen zu können

und füllt dann die kleine Pumpe, indem man den Druckkolben zurückzieht, mit einer dünnen, weißlich gefärbten Lösung von Fischleim (!), die man bereit hält. Die Wärme des Wassers teilt sich sofort auch dem Fischleim mit, der, soweit dies möglich ist, der menschlichen Samenflüssigkeit ähnelt."

Handelt es sich in diesem Falle um eine möglichst naturgetreue Nachahmung des männlichen Gliedes, die sogar den Vorgang der Ejakulation vorzutäuschen vermochte, so ging das Raffinement einzelner Völkerschaften weiter und versuchte den durch solche „Liebesspender" erzielten Genuß durch alle möglichen Verbesserungen und Konstruktion anderer neuer Apparate noch zu erhöhen.

Wie Havelock Ellis in dem schon zitierten Werke „Geschlechtstrieb und Schamgefühl" berichtet, haben es die japanischen Frauen zu einem ganz besonders hohen Grade der Vollendung und der Erfindungsgabe auf diesem Gebiete gebracht. Sie benützten zwei Hohlkugeln von der Größe eines Eies, die nach der Beschreibung einiger Forscher (Ivest, Christian, Moraplia, Bachaumont usw.) aus dünnem Blech verfertigt sind. Die eine ist leer, die andere, der sogenannte „Kleine Mann", enthält noch eine kleine, schwere Metallkugel oder Quecksilber, manchmal auch Metallzungen, die in Bewegung gesetzt, vibrieren. Werden beide Kugeln nebeneinander in die Hand gebracht, so sind sie stetig in Bewegung; die leere Kugel wird nun zuerst in die Scheide eingeführt, bis sie die Gebärmutter berührt, dann erst die andere. Die geringste Bewegung des Beckens oder der Hüften, oder auch selbständige Bewegungen der Bauchorgane bringen die Metallkugel oder das Quecksilber zum Rollen, und die dadurch entstandene Vibration ruft ein fortgesetztes Kitzelgefühl hervor, „einen schwachen Schlag wie von einem schwachen elektrischen Induktionsapparat".

Diese Kugeln werden Rino-Tama genannt und in der Scheide mittels eines Papiertampons festgehalten. Die Frauen, welche diese Kugeln benützen, wiegen sich mit Vorliebe in Hängematten und Schaukelstühlen, denn die sanften Schwingungen der Kugeln rufen allmählich und langsam den höchsten Grad sexueller Erregung hervor.

Außer diesen Apparaten sind jedoch in Japan ebenso wie in China künstliche, aus Ton, Papier oder Wachs naturgetreu nachgeahmte männliche Glieder viel begehrte und öffentlich verkaufte Gebrauchsgegenstände.

Das Weib der modernen Kultur blieb, soweit es der Onanie ergeben ist, durchaus nicht müßig; all die „Erfindungen" des achtzehnten Jahrhunderts wurden verbessert, in ihren Wirkungen raffiniert verfeinert; und auch heute

noch wird mit diesen Nachahmungen des männlichen Gliedes ein, wenn auch verbotener, doch um so regerer Handel getrieben. Zur Erhöhung des Kitzelgefühls werden die modernen Godemiches mit Spitzen und Zacken aus Gummi versehen, eine Kulturerscheinung – soweit hier von Kultur gesprochen werden kann –, die ganz ähnlich jenen uns überlieferten Sitten mancher Völker ist, welche auf die raffinierteste Art und Weise das Wollustgefühl beim Geschlechtsakt zu erhöhen trachten.

Einige dieser uns kaum glaublich erscheinenden Sitten seien hier in Kürze angeführt:

Es handelt sich um die Anwendung verschiedener Gegenstände, die den Umfang des männlichen Gliedes zu vergrößern, seine Oberfläche uneben zu machen trachten, um so die Reibung der Geschlechtsorgane zu vergrößern und das Wollustgefühl zu erhöhen. In Hinterindien, Ostasien und bei den Völkern des Archipels wird das männliche Glied nahe der Eichel mit einem Stäbchen aus Elfenbein oder Metall durchbohrt und an den Stäbchenenden werden kleine Kugeln aus Gold oder aus Elfenbein angebracht. Diesen von verschiedenen Reisenden beschriebenen Apparat nennt man Ampalang. Bei anderen Völkern werden kleine Körnchen aus Sand oder Gold kunstvoll unter die Haut des Gliedes eingebracht, woselbst sie einheilen und dann im Zustande der Erektion die sonst glatte Oberfläche des Gliedes von Unebenheiten durchsetzt erscheinen lassen. Noch andere Völker verfügen über Apparate, die vor dem Beischlaf um die Eichel gebunden werden und durch ihre kreisförmigen, nach allen Richtungen abstehenden Borsten, Vogelfedern, Mähnenhaare, Blattfasern eigentlich eine Vorstufe jener von der französischen überfeinerten Kultur beigestellten Stacheln und Dornen aus Gummi bilden, welche an einem Gummiring befestigt und um die Eichel des männlichen Gliedes gelegt, durch ihren Reiz das Wollustgefühl des Weibes ganz erheblich zu steigern vermögen.

Nochmals auf die von mir schon erwähnten, im Dienste der weiblichen Onanie stehenden Gegenstände hinweisend, darf ich hier absolut nicht unerwähnt lassen, daß Haarnadeln, Zündhölzchen und ähnliche kleine Gegenstände von den onanierenden Frauenspersonen überaus häufig nicht in die Scheide, sondern in die Harnröhre eingeführt werden, und daß die Gynäkologie und Chirurgie oft in die unangenehme Lage kommt, derartige in die Harnblase eingedrungene Gegenstände operativ entfernen zu müssen.

Es drängt sich uns die Frage auf, wieso die Frauen veranlaßt werden, diese Gegenstände in die Harnröhre einzuführen. Die Antwort ist dadurch gegeben, daß auch in der Umgebung der Harnröhre, welche in unmittelbarer Nähe

des Kitzlers ihre Mündung hat, eine erogene Reizzone gelegen ist, die durch onanistische Handlungen eine immer größer werdende Reizbarkeit erhält. Der Operateur kann zwar nie oder äußerst selten auf die Frage, wieso ein solcher Fremdkörper in die Blase geraten sei, von der Patientin die richtige Antwort erhalten, aber die Erfahrungen sprechen hier deutlicher als die Ausflüchte und der verschämte Blick des befragten Weibes.

Es ist eine nachgewiesene Tatsache, daß beim männlichen Geschlechte die Onanie fast jeden jungen Mann vorübergehend beschäftigt. Die Erklärung hierfür liegt wohl in derselben Ursache, wie die Erklärung für das Auftreten der nächtlichen Samenergüsse: in der bereits erwähnten Überfüllung der Hoden mit Samenflüssigkeit und in dem dadurch bedingten geschlechtlichen Reiz.

Wie steht es aber mit der Verbreitung der Onanie beim weiblichen Geschlechte?

Diese Frage bildete seit langen, langen Jahren und bildet heute selbst noch in Fachkreisen den Gegenstand regster Diskussionen.

Der heutige Stand der Wissenschaft nimmt in dieser Beziehung in ziemlich eindeutiger Weise an, daß die weibliche Onanie ebenso stark, wenn nicht noch weitaus stärker verbreitet sei, wie die Onanie des männlichen Geschlechts.

Ich will von all den vielen Beweisen, die uns die Literatur überliefert, absehen und will meine eigenen Erfahrungen zur Beleuchtung dieser Frage mitteilen. Von 170 diesbezüglich befragten Patientinnen meiner privaten Praxis erhielt ich in 155 Fällen, wenn auch manchmal erst nach langem Zaudern und nach eindringlich wiederholtem Fragen eine positive Antwort. Hierbei ist zu bemerken, daß das Alter, in dem die Onanie begann, die Dauer sowie die Ursachen derselben ganz verschieden waren. Der weitaus größte Teil begann in den frühesten Mädchenjahren, verführt durch das Beispiel einer Freundin und endete wohl – niemals. Das heißt, die Frauen unterliegen selbst noch in der Ehe dieser, vielleicht hie und da vorübergehend unterlassenen Befriedigungstechnik immer wieder gerne, falls ihnen ein normaler Geschlechtsverkehr aus irgendeinem Grunde unmöglich ist. Das größte Kontingent der reifen, onanierenden Frauen stellt natürlich die „unbefriedigte Frau", jenes Opfer einer hochentwickelten Sexualität, jenes Opfer eines empfindungsarmen oder gar impotenten Mannes. Die unbefriedigte, vernachlässigte Frau, welche von den beiden Übeln Hausfreund oder Onanie das letztere wählt!

Und nun zu der so wichtigen Frage der Schädlichkeit der Onanie!

Vorausgeschickt sei, daß die Beurteilung dieser Frage in den letzten Jahren

eine durchaus andere geworden ist, als sie es früher war, und daß sie in erster Linie zwei Momente ins Auge zu fassen hat: Zunächst die Häufigkeit der onanistischen Handlungen, dann aber die Technik der Selbstbefriedigung. Was das erste Moment anbelangt, ist es nur zu erklärlich, daß die unverständige Jugend mit dem Erwachen des Sexualempfindens, mit dem Auflodern der alles verzehrenden Flamme der Erotik gerne in dem Sinne exzessiv onaniert, daß man nicht selten Mädchen findet, die drei-, fünf-, ja sogar bis zu zehnmal des Tages onanistische Manipulationen an sich vornehmen. Der körperliche Schaden, der aus einer solch maßlos betriebenen Onanie erwächst, besteht auf der einen Seite in dem den Körper schwächenden Eiweißverlust, auf der anderen Seite in einer sich nach und nach vollziehenden Umwertung der Reizbarkeit an den erogenen Zonen der Geschlechtsteile. Durch die stetig reibenden und drückenden Manipulationen an denselben bildet sich bald eine Überentwicklung der Schamlippen aus, gleichzeitig damit aber eine derartige Überempfindlichkeit der Nervenenden, daß schon die geringste Berührung, der geringste Reiz genügt, um Tumeszenzempfindungen wachzurufen. Diese Überentwicklung der Schamlippen und des Kitzlers ist es auch, die das geübte ärztliche Auge auf den ersten Blick erkennen läßt, daß die Frau maßlose Onanie betreibt. Eine zweite körperliche Folgeerscheinung der Onanie besteht darin, daß mit der Überentwicklung einzelner erogener Zonen andere Bezirke an ihrer Reizbarkeit eine Einbuße erleiden.

Diese Tatsache ist so aufzufassen und zu erklären, daß jede onanierende Frau ihre eigene Technik der Onanie befolgt und gleichzeitig ganz bestimmte Stellen der Geschlechtsteile als Lieblingsstellen für ihre onanistischen Handlungen gewählt hat.

An eben diesen Lieblingsstellen, die bald an der Harnröhrenmündung, bald am Kitzler, bald im Eingang zur Scheide, dann wieder in der Scheide selbst gelegen sind, entwickelt sich die Reizbarkeit zu solch großer Höhe, daß – wie ich ja schon erwähnte – der geringste Reiz genügt, um die gewollte Wirkung zu erzielen. – Diese letztgenannte Tatsache erscheint an und für sich auf den ersten Blick vielleicht gleichgültig oder sogar in positivem Sinne bewertbar; sie wird aber für das sexuelle Leben der Frau insoferne von der größten Wichtigkeit, als diese Umwertung der einzelnen Reizbezirke dauernd bestehen bleibt und schließlich so weit führen kann, daß die Frau bei einem ganz normal ausgeführten Geschlechtsakt nur schwer oder aber gar nicht bis zur höchsten Stufe des Wollustgefühles, bis zum Orgasmus gelangen kann, daß sich auf diese Weise eine Art der „unbefriedigten" Frau entwickeln kann.

Foujita: Kniender Akt

Photo: „d'Ora", Wien

Aktstudie

Ein weiterer, rein körperlicher Schaden kann auch dann erwachsen, wenn zum Zwecke der Onanie Fremdkörper benützt werden, die möglicherweise eine, wenn auch geringfügige Verletzung herbeiführen.

Bloch weist in seinem Werke auf den Unterschied zwischen der normal und der exzessiv betriebenen Onanie hin, welch letztere er unter dem Sammelbegriff des „Onanismus" zusammenfaßt, und verweist mit Recht darauf, daß eine jahrelang fortgesetzte, übertriebene Onanie die Gesundheit in jeder Beziehung auf das ärgste beeinträchtigen muß. Wenn er trotzdem zugestehen muß, daß sich die Grenzen zwischen der normalen, ungefährlichen Onanie und dem verderblichen Onanismus nicht bestimmen lassen, so liegt der Grund hiefür darin, daß diese beiden Arten nur allzu gerne und allzu rasch ineinander überzugehen pflegen. – – – Fast unmerklich vollzieht sich der Wandel vom Normalen zum Pathologischen, zum Krankhaften. Können wir die normal betriebene Onanie verständlich und ihren Ursprung erklärlich finden, müssen wir offen zugestehen, wollen wir bekennen, daß ihre „bösen" Folgen, medizinisch betrachtet, geradezu harmlos erscheinen, so ist doch klar, daß der Onanismus – weil krankhaft – nicht ernst genug zu beurteilen, nicht scharf genug zu verdammen ist.

Weitaus gefährlicher als die körperlichen sind entschieden die psychischen Schädigungen, welche, namentlich im jugendlichen Alter, das willenlose Geschöpf auf den Weg der Lüge, Verstellung und Heuchelei leiten und verleiten.

Ein der Onanie verfallenes Mädchen sucht sich durch allerlei Ausflüchte, Vorwände und Lügen, wenn auch nur auf Minuten, an einen abgeschiedenen Ort zurückziehen zu können, um dort seinem Verlangen nachzukommen. Die Furcht entdeckt zu werden, das bestimmte Empfinden des Unzüchtigen der ganzen Handlung lassen ein solches Mädchen stets unstet und furchtsam erscheinen; mit zu Boden gesenktem Antlitz vermeidet es den freien, offenen Blick in das Antlitz seiner Nebenmenschen, fürchtend, daß einer oder der andere doch „alles entdecken" könnte. Die Unbefangenheit der Jugend weicht einer schon jetzt raffinierten Verstellungsgabe, die Natürlichkeit wandelt sich in eine gewollte, wohl überlegende Manieriertheit um. Diese Tatsachen sind weit höher einzuschätzen, weit ernster zu beurteilen, als die im Vergleiche dazu verschwindend kleinen körperlichen Schäden!

Bedenken wir, daß sich das Mädchen mit mehr oder minder großen Selbstvorwürfen quält, daß seine psychische Widerstandskraft immer mehr und mehr erlahmt, so wird uns klar, daß die heitere Sonne der Jugend ehestens einem trüben Grau vorzeitiger Sorgen weichen muß.

Gewiß bleibt es Aufgabe der Eltern, Erzieher und Ärzte, gegen die Onanie, namentlich im Kindesalter, anzukämpfen. Die „aufklärenden" Werke, welche sich mit der Frage der vorteilhaftesten und zweckmäßigsten Mittel zur Verhinderung der Onanie und mit der „Heilung" dieses „Übels" befassen, sind so zahlreich und in ihren Ansichten so falsch und verschieden, daß von ihnen kaum die erhoffte Wirkung zu erwarten ist. Jedes von ihnen behandelt die Onanie des weiblichen und des männlichen Geschlechtes gleichzeitig, geht also von unzutreffenden Voraussetzungen aus.

Meiner Ansicht nach bedarf diese Frage gerade beim weiblichen Geschlechte einer ganz anderen Bewertung, da ja auch die Ursachen, die Art und die Folgen der Onanie beim weiblichen Geschlechte nicht die gleichen sind wie beim männlichen. Notgedrungen komme ich wieder auf meine Forderungen einer sachgemäßen, rechtzeitigen, wohlgemeinten Aufklärung des Mädchens von seiten der Mutter oder am besten von seiten des Arztes zurück. Gleichzeitig aber warne ich davor, diese Aufgabe Erzieherinnen zu überlassen – und mögen sie noch so verläßlich, noch so tüchtig sein. Mag ein junges Mädchen durch Verführung oder vorzeitig entwickelte Sexualität der Onanie fröhnen oder nicht, eine Schilderung der bösen Folgen, eine Warnung vor allen nur möglichen Schäden, nicht aber vor märchenhaft erfundenen Erkrankungen, werden unter allen Umständen mehr Erfolg haben als Strafen und strenge Gouvernanten, die jeden Schritt des jungen Mädchens mit Argusaugen beobachten und so das Seelenleben durch aufgezwungene Verstellung zur Lüge und Heuchelei treiben, es vergiften, statt es zu läutern!

Sexualität und Liebe.

Was ist Liebe – Frühlingserwachen – Die „erste Liebe" – Schwärmerei und Enthusiasmus – Der erste Flirt – „Er" – Die platonische Liebe – Die Werbung – Liebe im Tierreich – Liebe bei den Naturvölkern.

Stellt die Onanie eine Selbstbefriedigung in dem Sinne dar, daß der erwachte Geschlechtstrieb seine Auslösung durch die eigene Person erfährt, so spielt im normalen Sexualleben des Weibes, in der Stillung des Geschlechtstriebes durch den Geschlechtsakt selbst, ein wichtiger Faktor das ganze Leben hindurch eine große, vielleicht die größte Rolle – die Liebe! Dieses so oft und so falsch angewendete Wort, dieser Sammelbegriff der verschiedensten Empfindungen!!

Ich habe bisher bei der Besprechung des weiblichen Seelenlebens geflissent-

lich dieses Wort „Liebe" vermieden, weil seine Deutung im Laufe der Zeit die mannigfachsten Umwandlungen erfuhr, weil es selbst individuell verschieden verstanden, leider nur allzu oft mißverstanden wird. Das was wir landläufig Liebe nennen, das was der Dichter so oft besingt und verherrlicht, ist durchaus nicht ein Einzelgefühl, sondern der Komplex jener Unzahl von Gefühlen, die von einem Individuum ausstrahlend, zu einem anderen Individuum hineilend, eine seelische Vereinigung bewirken.

Derselbe Komplex von Gefühlen, den wir auch unbedingt im Tierreiche annehmen müssen, allerdings mit der Einschränkung, daß hier die seelische Komponente fehlt. Hier erweist er sich fernab von jedem göttlichen, idealen Empfinden, nur als das Grundelement, als das Urmotiv der geschlechtlichen Vereinigung. Dieses Fehlen des seelischen, psychischen Elementes macht das Tier zum Tier, ist aber auch mitbestimmend, daß im Tierreich jede Zusammengehörigkeit ohne geschlechtliche Komponente rundweg unmöglich ist.

Wenn wir bei diesem grundlegenden Motiv der Zusammengehörigkeit verbleiben, wenn wir diese selbst richtig zu deuten wissen, so werden wir leicht alle Arten der Liebe verstehen und analysieren können. Wir werden einen Überblick darüber gewinnen können, wieso und wodurch sich die verschiedenen Arten der Liebe unterscheiden, werden aber gleichzeitig zu der Erkenntnis gelangen, wie oft der Begriff und das Wort „Liebe" falsch angewendet und gedeutet wird.

Die Liebe des Kindes zu seinen Eltern, die Liebe vornehmlich der weiblichen Kinder zu ihrer Mutter ist das elementarste Beispiel für das Grundelement eines Zusammengehörigkeitsgefühls. Das weibliche Kind, von der liebenden Mutter gehegt und gepflegt, fühlt alsbald, daß es in ihr seine größte Stütze, seine treueste Beschützerin hat. Mag man nun die These, daß alles, was weiblich ist, bereits in der Urzelle vorhanden sein müsse, anerkennen oder nicht, unumstößlich ist die Tatsache, daß das weibliche Kind von diesem Zugehörigkeitsgefühl viel mehr aufzubringen, dieses selbst viel deutlicher zu zeigen versteht, als das männliche. Der Liebreiz des kleinen Mädchens beruht nebst anderen Momenten nicht zuletzt auf dem Übermaß der Traulichkeit, Liebenswürdigkeit und Liebensfähigkeit; im Gegensatz dazu das rüde, ruppige, trotzige Benehmen des gleichaltrigen Knaben! Auch er liebt seine Eltern, doch ganz anders als das kleine Mädchen. Man war gerne geneigt, diese größere Liebe des weiblichen Geschlechtes der Mutter gegenüber mit der Verwöhnung des weiblichen Kindes durch die Mutter in Verbindung zu bringen; man wollte also die Liebe des Kindes mit dem Grundmotiv einer

vergeltenden Dankbarkeit erklären. Und doch ist dem nicht so, denn das kleine Mädchen liebt auch den Vater ganz anders und intensiver als der Knabe.

Sehen wir also schon im frühen Kindesalter eine gewisse Differenzierung des Liebesempfindens zwischen Mädchen und Knaben, so steigert sich diese überaus stark und schnell schon um das zehnte Lebensjahr herum. Es bildet sich beim weiblichen Kinde neben der Liebesfähigkeit eine Art von Liebesbedürfnis aus. Das Mädchen will geherzt, gehätschelt, gekost sein und versteht es, wenn schon durch nichts anderes, so durch einen Liebe suchenden Blick, unmittelbar nach einer etwaigen Bestrafung eine Liebkosung abzuringen. Der Knabe benimmt sich in demselben Falle ganz anders; er trotzt, fühlt sich gekränkt und beleidigt; selbst dann noch, wenn das Mädchen schon alles vergessen hat, nicht mehr um Liebkosung bettelt, sondern sich wieder im warmen Scheine der elterlichen Liebe sonnt!

Dies geht so weit, daß manches kleine Mädchen beispielsweise absolut nicht einschlafen kann, wenn in ihm das Bewußtsein wach ist, daß die Eltern böse sind, wenn es von ihnen nicht den gewohnten Gute-Nacht-Kuß bekam. Dieses Liebesbedürfnis des Mädchens äußert sich auch alsbald darin, daß es zu einer Freundschaft mit einem anderen Mädchen drängt und auch unbedingt dazu führt.

Die gute Freundin spielt im Leben eines jeden jungen Mädchens, wie ja schon an anderer Stelle erwähnt wurde, eine große Rolle. Die Freundin, die man liebt und kost, von der man wieder geliebt und gekost sein will, findet unter Knaben kein gleichwertiges Gegenbild. Der gute Freund wird eher verhauen als gekost und geliebt. Hier die wilde, rohe Kraftäußerung, dort das Bedürfnis, zu lieben und geliebt zu werden, zu küssen und zu kosen, um noch mehr geküßt und gekost zu werden.

Aus der Freundin des Kindesalters wird die „gute" Freundin des Backfisches, die „beste Freundin" des entwickelten Mädchens, womit jedoch nicht gesagt sein soll, daß die gute, die beste Freundin nicht allzu bald durch eine „allerbeste", durch eine „einzig-ewige" Freundin übertroffen und ersetzt werden könnte. Sei dem wie immer – die Freundin spielt im Dasein des jungen Mädchens eine solch ungeahnt große Rolle, daß ohne sie das Leben geradezu undenkbar wäre. Sie ist es, der man alles anvertraut, der man alles mitteilt, die alles miterleben, die Leid und Freud teilen muß; sie ist es auch, auf welche die ersten Regungen der Liebe, jener Liebe, die im späteren Leben des Weibes ganz andere Wege, ganz andere Ziele verfolgt, übertragen werden. Sie ist es, die ohne Neid, ohne Eifersucht, ratend und helfend zur Seite stehen muß,

Jean Baptiste Greuze (1725—1805): Die Freundinnen

François Boucher (1703—1770): Nymphen

wenn die ersten Regungen des Sexualempfindens wach werden, wenn die „erste Liebe“ in das Leben des Mädchens tritt.

Und dies ist gewöhnlich in den Backfischjahren dann der Fall, wenn irgendein gleichaltriger Bursche jene ersten Empfindungen im Mädchenherzen wachruft, welche als Liebe gedeutet werden, die in Wirklichkeit aber alles andere eher, denn Liebe zu nennen sind. Das Erwachen, das Ahnen der Sexualität mit all ihren Wundern ist es, welches das Mädchen zum männlichen Geschlecht hindrängt; ein leises, erbeben machendes Ahnen, welches das kaum entwickelte Mädchen in seinem Innern empfinden läßt, daß es mit diesem männlichen Geschlecht irgendeine Verbindung, irgendeine Zusammengehörigkeit geben müsse, die so ganz anders sei als all das, was bisher war; eine Umwertung all der Begriffe, die sich das Mädchen bisher von Liebe und Liebesempfinden machte; ein neues, ganz neues Empfinden! – – –

War die Liebe zu den Eltern einem Gefühl der Verehrung, der Dankbarkeit entsprungen, hatte die Liebe zur Freundin auf dem Gefühle einer Interessengemeinschaft beruht, so wird das, was sich jetzt zu regen beginnt, zu einer Summe stets wechselnder, stets neuer Gefühle, die alle zum Gegengeschlecht drängen, die alle durch das Gegengeschlecht wachgerufen werden. Ein Ahnen, wie ich sagte; kein klar bewußtes Empfinden. Das Ahnen eines großen, unbekannten Etwas, nach dem sich das Mädchen sehnt, vor dem es sich aber auch gleichzeitig fürchtet.

„Frühlingserwachen“! Die erste Liebe! So himmelweit entfernt von dem, was wahre Liebe ist! Sie wird zu einem Tasten, zu einem Versuchen und gleichzeitigem Suchen nach der Erlösung, nach der Lösung all der vielen geheimnisvollen Empfindungen, die plötzlich im Mädchenherzen wach geworden sind.

Der „erste Kuß“, er führt nicht selten zur Ernüchterung, nicht selten zur Verabscheuung desselben Mannes, dem er gegeben oder von dem er geraubt wurde. Ist die erste Liebe sicherlich wohl auch mit auf einem sexuellen Ahnen aufgebaut, ist sie vielleicht das erste sexuelle Ahnen selbst, sie bleibt in der Mehrzahl der Fälle fast immer nur das, was wir platonische Liebe nennen könnten. Schon deshalb, weil das Mädchen nur allzugerne dieses sein Gefühl statt auf Studenten alsbald auf einen Schauspieler, einen Lehrer, einen Prediger oder gar auf einen Offizier überträgt, auf unerreichbare Ideale, die bloß zum Gegenstand überschwänglicher Schwärmereien werden.

Diese erste Liebe des Backfisches zu einem reifen Manne, sie könnte erst dann das Wort Liebe für sich beanspruchen, wenn sich die Schwärmerei in

ein Gefühl vollkommener Zusammengehörigkeit umwandelt. Das Verlangen nach einer solchen Hingebung – mag diese auch bloß nur seelischer Natur sein – gibt allein schon den Stempel der Liebe. Der angebetete Schauspieler, der bewunderte Sportsmann wird von der überschwänglichen Mädchenseele mit einer überirdischen Gloriole umgeben; Tag und Nacht beschäftigen sich Sinnen und Trachten nur mit diesem einen, besten, schönsten, hervorragendsten Manne und voll Dankbarkeit wird jeder Blick, jedes Wort von ihm entgegengenommen. Die „erste Liebe" bleibt gewöhnlich eine stille, heimliche Liebe; schon deshalb, weil sie zur Quelle der ersten liebesdurstigen und liebestrunkenen Träume, weil sie zur Basis der ersten sexuellen Regungen im Mädchen wird.

Gleichzeitig wird sie aber auch zur Quelle des ersten großen Schmerzes! Bleibt sie doch fast immer unerwidert, und selbst im Falle einer geheuchelten Erwiderung für den Mann bloß ein angenehmes, schmeichelndes Erlebnis eine Abwechslung, ein Scherz! Das Mädchen bleibt der liebende, der Mann der lachende Teil! – – –

Das ausgesprochen gegenteilige Verhältnis tritt uns in dem ungeahnt bald folgenden Stadium im Liebesleben eines Mädchens, in dem Stadium des Flirts entgegen.

Wieder eine Art von „Liebe", vom Standpunkte des Mädchens aus betrachtet aber schon ein bloßes Spielen mit der Liebe. Der Flirt, das Liebesspiel des reifen Mädchens, das nun schon weiß, was wahre Liebe ist, das nunmehr die Sexualität nicht bloß ahnt, sondern schon überzeugt ist, daß nur sie die Basis jeder Liebe bedeute.

Es erfüllt das Mädchen mit Freude, den Mann in sich verliebt zu machen, von seiner Liebe und von den zahlreichsten Aufmerksamkeiten umgeben zu werden – und all dies, zum Schmerze des Mannes, absichtlich nicht beachten, nicht fühlen zu scheinen. Gleich als ob sich das Mädchen für die vielen Enttäuschungen seiner ersten Liebe – und in der Regel bleibt diese ja nichts anderes als eine Enttäuschung – an dem männlichen Geschlechte nunmehr rächen wollte. Ein immer neues, mit immer neuer Taktik verbundenes, geradezu raffiniert zu nennendes Wachrufen kühnster Hoffnungen im Herzen der Männer, ein Gewähren der schönsten und kühnsten Liebeshoffnungen, in der sicheren Voraussicht, in der fest gefaßten Absicht, sie alle niemals erfüllen zu lassen.

Eine Freude am Geliebtwerden, nicht am Lieben, ein Vergnügen am Leid des Mannes, ein Gefühl der Zufriedenheit darüber, daß sich der Mann in

seinem Sehnen und Verlangen verzehrt und schließlich dennoch getäuscht sieht; ein gewisses Gefühl des Stolzes ob der eigenen Macht; ob der Sicherheit im eigenen Herzen, die dieses Verlangen niemals stillen wird und will! So wie Weininger das Kokettieren der Frau als einen „Geschlechtsverkehr par distance" bezeichnet, ebenso ist der Flirt eine Art der Liebe ohne das wahre, tiefe Liebesgefühl. Dieses wird bestenfalls durch ein Interesse, durch einen geringen Grad von Sympathie ersetzt! Und doch schlummert auch hier im Unterbewußtsein des Mädchens nichts anderes als Sexualität.

Der Flirt kann gewissermaßen als ein Training, als eine Art von Selbsterprobung des eigenen Gefühllebens von seiten des Weibes für die einst sicher kommende, große Liebe aufgefaßt werden. Das Mädchen will wissen, was es selbst empfinden kann, was es von dem Manne, in den es sich einstmals wirklich verlieben wird, zu fordern berechtigt sei. Es will wissen, wie diese große Liebe, wie diese Zusammengehörigkeit beschaffen sei, will aber vorerst erproben, wie der Mann in dieser großen Liebe sein könnte! Dazu gibt es wohl kein geeigneteres Mittel als den Flirt.

Über eine Abart dieses von mir soeben beschriebenen Flirts, oder besser gesagt, über die rein sexuelle, wirklich erotische Seite des Flirts wollen wir an anderer Stelle noch eingehend sprechen; ich meine jenen Flirt, der von Forel als Begleiterscheinung jeder sexuellen Liebeswerbung bezeichnet und, wenn ewig nur Flirt bleibend, als eine Entartungserscheinung hingestellt wird. – – –

Ungeahnt, früher als gedacht, schneller als gewollt, – manchmal allerdings auch niemals – tritt „Er", der Gegenstand der großen Liebe und mit ihm die große Liebe selbst, in das Leben des Weibes. Unmöglich ist es, in Kürze all die Momente anzuführen, die nunmehr dahin bestimmend wirken, daß er wirklich „Er" sei. Die große Liebe stellt uns so recht vor Augen, daß das, was landläufig Liebe genannt wird, kein Einheitsbegriff, sondern eine Summierung vieler und mannigfaltigster Gefühle sei. Das Äußere, der Charakter, die Bildung, die Art des Auftretens und viele andere gelegentliche Ursachen summieren sich in dem Mädchen zu dem Bewußtsein, zu dem Empfinden einer Zusammengehörigkeit mit dem betreffenden Manne; alle aber jetzt schon aufgebaut auf dem großen Fundament der Sexualität!

Krafft-Ebing war es, der die platonische Liebe, also die Liebe ohne dieses Fundament der Sexualität, als ein Unding bezeichnete, „das nur in der Phantasie überspannter Menschen Geltung haben könne".

Es gibt keine platonische Liebe!

Jede Liebe, mag sie auch noch so rein und schön gedacht sein, hat unter allen Umständen sexuellen Charakter. Forel definiert die Liebe als einen vom Großhirn, das heißt vom Seelenorgan verarbeiteten Sexualtrieb. In diesen wenigen Worten ist alles enthalten, wogegen sich die Anhänger einer doch möglichen platonischen Liebe so gerne sträuben.

Da auch ich die platonische Liebe absolut verneine, ist es unbedingt nötig, daß wir die Frage der großen Liebe behandeln und den ursprünglich gegebenen Bestimmungskomplex des Gefühles der Liebe überhaupt ein wenig genauer betrachten.

Wir sprachen davon, daß die Liebe sich aus einer Summe von Gefühlen und Trieben zusammensetze, deren ausgelöste Handlungen schließlich immer durch eine unbewußte Zusammengehörigkeit charakterisiert erscheinen und verwiesen kurz auf das Tierreich.

Dieses ist es auch, das uns bei der großen und schweren Aufgabe einer Analyse der Liebe als Vorbild dienen muß. Zu dem Empfindungskomplex der Liebe gehört immer auch ein gewisses Pflichtgefühl, ein gewisses, sich in den Handlungen widerspiegelndes Verantwortungsgefühl, das diktiert wird von jenem Seelenorgan, das wir so gerne „Gewissen" nennen. Finden wir bei manchen Tierarten, wie etwa bei den Ameisen oder Bienen, dieses Pflichtgefühl in höchst bewunderungswürdiger Weise ausgebildet, so begegnen wir ihm in stärker oder schwächer entwickelter Form fast bei allen Tiergattungen immer wieder. Ich erinnere hier kurz an das Pärchen, an den Urtypus der Tierfamilie, der ja auch nur auf der Entwicklung des Zusammengehörigkeitsgefühles basieren kann.

Gilt dieser „Familiensinn" – wenn ich so sagen darf – beim Tiermännchen, dem Weibchen und den Jungen, so finden wir ihn verfeinert bei den Menschen wieder, nur mit jenem großen, wichtigen Unterschied, der in seiner Dauer, in der Stabilität und in seiner Entwicklung zu suchen ist. Der Mensch konzentriert das wirkliche Liebesgefühl auf all jene Wesen, welche in irgendeinen Zusammenhang mit seinem eigenen Sexualleben gebracht werden können, also auf das Weib und auf die Kinder. Der Mensch richtet seine Liebe aber auch auf weiter entfernte Verwandte. Allein diese Art der Liebe ist ganz anders zu bewerten und vertritt ganz andere Interessen als die eben genannte. Der bei jedem Lebewesen nachweisbare Egoismus entwickelt sich unter dem Einfluß einer sexuellen Basis nach zwei Richtungen hin. In dem einen Falle nach dem Verlangen, für sich und die Seinen nur Gutes, Schönes, Vorteilhaftes zu erringen, also nach der Jagd um das Glück und die Zufriedenheit. Im

Antonio Allegri da Correggio (1494—1534): Jo

anderen Falle strebt er nach einer pflichtgemäßen Bewahrung des eigenen Ich und der Seinen vor allen Widerwärtigkeiten; die Sorge also, die eigenen Lustempfindungen durch kein Ungemach irgendwelcher Art stören zu lassen.

Der Widerstreit dieser beiden letztgenannten Empfindungskomplexe gehört unbedingt mit zu einer großen Liebe, und mit ihr zu der Fürsorge um das geliebte Wesen.

Dieser Kampf ist es auch, der das Gefühl der Vorsicht wachzurufen hat. Die Summe all der seelischen Momente, welche das Wesen der Liebe ausmachen, wird aber ursprünglich doch aus keiner anderen Quelle geschöpft als aus der Quelle der Sexualität. Aus ihr stammt die große sexuelle Liebe des Mannes zum Weibe und umgekehrt.

Am Grunde dieser Quelle finden wir aber gleißend und glitzernd, das trübste Dunkel jeglichen Ungemachs durchleuchtend, jenen Naturtrieb, der alles lenkt, der alles regiert, der stärker und beständiger ist als jedwede Macht auf Erden – den Geschlechtstrieb!

Dieser ist es letzten Endes, der sexuelles Verlangen, Pflichtbewußtsein, Verantwortungsgefühl, Zusammengehörigkeitsgefühl, Sympathie, also die ganze große Liebe beinhaltet und begründet. – – –

Wir sprachen früher davon, daß die Charaktereigenschaften und die Äußerlichkeiten eines Mannes für das Weib fast immer mitbestimmend seien, um in ihm die wahre, große, echte Liebe wachzurufen. All das, was wir Sympathie zwischen Mann und Weib nennen, ist nichts anderes als der im geheimen schlummernde Wunsch und das mit ihm verbundene, unsichere Ahnen einer möglicherweise kommenden Geschlechtsvereinigung; letzteres nichts anderes als die Vorstufe jenes großen Zusammengehörigkeitsgefühles der Liebe, das, gleichfalls sexuell begründet, zum Pflichtgefühl für den zweiten Teil wird. Das gerade vom Weibe so oft angewandte, so oft falsch gedeutete, geradezu mißbrauchte Sympathiegefühl ist eine Art von Selbstbetrug, der dahin geht, durch dieses Wort das eigene sexuelle Wünschen und Begehren zu verschleiern, das Verlangen nach einer Vereinigung mit dem geliebten Manne nach Möglichkeit zu verbergen.

All das, was vom Weibe als Sympathie bezeichnet wird, ist eigentlich nichts anderes als der Uranfang einer rein sexuellen Liebe, und mag sie sich auch hinter diesem harmlosen Worte noch so sehr verbergen. Diese Liebe aber spielt beim Weibe das ganze Leben hindurch die größte Rolle; sie ist geradezu sein Lebensinhalt, sein Lebenszweck; sie ist es, die das Weib zum Weibe macht!

Welche Momente sind es nun, die ein Mädchen veranlassen, aus seiner so lange bewahrten Reserve herauszutreten und sein großes Liebesempfinden kenntlich zu machen?

Das Auftreten, die Kühnheit, die Stärke des Mannes, sei sie geistig oder körperlich, erzeugen im Mädchen eine Kombination von Bewunderung all dieser Eigenschaften mit Liebesahnen, von dem Wunsche des Herrschens über all diese Macht mit Wünschen des Beherrschtwerdens durch all diese Macht.

Das Sexualempfinden, der Geschlechtstrieb ist es, der in dem Weibe den geheimen Wunsch wach werden läßt, gerade diesen Mann das ganze Leben hindurch als Beschützer zur Seite zu haben, diesen Mann besitzen zu können und von ihm besessen zu werden. Wie schön wäre es, die Mutter seiner Kinder werden zu können, die doch unbedingt ein Ebenbild all des Schönen und Guten sein müßten, das solch tiefen Eindruck im Herzen des Weibes machen konnte! Müßte es nicht ein herrliches Gefühl sein, die Freuden der Sexualität, die Wonnen der Geschlechtsvereinigung gerade mit diesem Manne teilen zu können??

Schöne und hehre Gedanken, welche das Mädchen bald ganz beherrschen, die das ganze Sinnen und Trachten nach dem Zielpunkte einer Vereinigung lenken. Spielen sich diese Dinge wohl auch ganz tief verborgen im Innern des Weibes ab, so ist es doch, als würde diese Revolution, dieses Wünschen, Hoffen und Bangen, als würde all das, was den großen Komplex der „großen Liebe" bildet, eine Art von „passiver Werbung des Weibes" sein. Ich wähle diesen Ausdruck im Vollbewußtsein dessen, daß er eigentlich paradox erscheint. Und doch ist er richtig, da ich die absolute Passivität des Weibes, wie sie allenthalben angenommen wird, nicht anerkennen kann. Die Passivität des Weibes mag nach außen hin zutreffen; das, was im Innern des Weibes aber vorgeht, ist mehr als Aktivität; fast die gleiche Aktivität wie die stürmische Bewerbung des liebenden Mannes, wie die wiederholten Angriffe, welche der Mann im vollen Bewußtsein all seiner körperlichen und geistigen Kräfte auf das Weib unternimmt, wenn er es einmal besitzen will.

Was ist die Werbung? Sie ist nichts anderes als ein Spiel, als ein Kampf, als ein Liebesspiel mit mehr oder weniger versteckten Waffen, deren es so viele und so tausendfältige gibt, daß kein einziges weibliches Herz früher oder später durch sie nicht verletzt oder tödlich getroffen werden könnte.

Der Mann hat sich auf Grund seiner bereits in den Jünglingsjahren gemachten Erfahrungen eine gewisse Technik und Taktik der Werbung angeeignet, die, von den einfachsten Liebkosungen und Schmeicheleien, von

Aufmerksamkeiten zartester Natur ausgehend, die ganze Stufenleiter erprobter Kampfmittel durchschreitet, bis sie endlich zu robuster Gewalt und Besitznahme ausartet. Werfen wir wieder einen Blick auf das Tierreich, so sehen wir, daß sich hier zur Zeit der Brunstperiode Ähnliches ereignet wie bei uns hochkultivierten Menschen. Die Natur hat die Männchen der meisten Tiere mit einer Anzahl von äußeren Merkmalen ausgestattet, die als Lockmittel für das Weibchen dienen. Ich erinnere hier bloß an das farbenprächtige Gefieder mancher Vogelmännchen, an das herrliche Rad des Pfaues, an das Geweih des Hirsches und an die Mähne des Löwen. Doch nicht genug an dem, hat die Natur die Männchen der Vögel mit dem Wohllaut der Singstimme ausgestattet. Äußeres Erscheinen, Vorzüge des Gesanges, Stärke und imponierendes Aussehen werden von den Männchen zur Zeit der Brunst in den Dienst des Geschlechtstriebes gestellt. Die Werbung besteht anfänglich in nichts anderem, als daß das Männchen in seinem farbenschillernden Gefieder – um bei dem Beispiel irgendeiner Vogelart zu bleiben –, Liebeslieder girrend das Weibchen umflattert und umkost, um in ihm das Verlangen nach einer geschlechtlichen Vereinigung zu erhöhen, um den Geschlechtstrieb zu einem Paarungstrieb oder Zeugungstrieb umzugestalten. Das Männchen stellt sich dem Weibchen im schönsten Lichte dar, verfolgt es stunden- und tagelang, bis das Weibchen endlich erliegt. Erliegt es wirklich? Ist nicht schon das Fliehen, das lange Versagen der Erfüllung des Geschlechtstriebes auch bei den Tieren nicht anders zu deuten, als eine vom Weibchen gewollte und durch dieses Fliehen und Flüchten in ihrer Wirkung absichtlich erhöhte Steigerung der männlichen Geschlechtsbegierde? Ist sie nicht schon bei den Tieren darauf gestimmt, um aus der aktiven Rolle der Flucht die passive Rolle des Gewährens und Duldens vorzutäuschen? – – –

Zusammenfassend betrachtet besteht also das Werben bei den Tieren darin, daß das Männchen sich vorerst dem Weibchen mit all seinen Künsten und Vorzügen im schönsten Lichte zeigt, sich ihm nähert, es verfolgt, bis es schließlich von ihm geschlechtlich Besitz ergreift. Übertragen wir das, was wir jetzt naturgeschichtlich kurz betrachtet haben, nunmehr auf die Menschheit! Es stimmt alles bis in das kleinste Detail. Der sich seiner Kraft und Überlegenheit vollkommen bewußte Mann verfügt in seinen Werbungen um das Weib über zwei nicht zu unterschätzende Hilfsfaktoren, über Hilfsmächte, deren eine die im Laufe der Jünglingsjahre von guten Freunden erlernte, später erworbene Technik und Taktik, deren andere die volle Kenntnis der im Innern des Weibes hochaktiven, nach außen hin passiv erscheinenden

Summation all der bald bloß Interesse und Sympathie, bald aber wirklich große Liebe hervorrufenden Reizerscheinungen darstellt.

Und doch ist es unbedingt nötig, diese Werbung beim Menschengeschlecht etwas genauer zu beschreiben; deshalb, weil sie uns noch tiefer in das Innere des Weibes, in sein Sexualleben, blicken läßt.

Wie wir späterhin zu beweisen haben werden, stellen sich alle Sinne des Menschen in den Dienst der Erotik, in den Dienst des alles beherrschenden Sexualtriebes. Der wichtigste dieser Sinne in dieser Beziehung ist wohl das Auge. Der Mann weiß, daß er durch zwei Äußerlichkeiten auf das Weib zu wirken vermag: durch sein Auftreten als solches und durch seine nach außen übertragene, in ihm schlummernde Kraft, mag sie auf rein körperliche oder auf geistige Basis gestellt sein. Er will dem Weibe imponieren; und nur der Mann, der es versteht, zu imponieren, siegt leicht. Wie ich schon sagte, will das Weib in dem Manne seinen Beherrscher sehen, den es aber selbst wieder beherrschen will. Gerne unterwirft sich – wenn auch allzuoft nur scheinbar – der Mann diesem Sklaventum und spart daher kein Mittel, um das im Weibe für ihn wachgerufene Interesse, die in der Frau zu lodern beginnende Flamme durch bedingungslose Erfüllung all ihrer Wünsche noch mehr zu entfachen. Er verfolgt das Weib, bezaubert es durch immer neue Eindrücke, durch Aufmerksamkeiten und schließlich durch seine Liebesworte.

Das Schamgefühl, welches dem Weibe von der frühesten Kindheit an beigebracht und eingepaukt wurde, vereint mit einer zweiten typisch weiblichen Gabe, mit der Kunst der Koketterie, bildet die Hauptwaffe des Weibes in diesem Kampfe. Ein ewiges Versagen und gleichzeitiges Locken, das die Begierde des Mannes von Stunde zu Stunde steigert. Das, was heute dem liebegirrenden Bewerber gestattet wird, wird ihm morgen wieder versagt; der leichte Sieg, der Schritt nach vorwärts, der dem Manne heute gelungen erscheint, führt ihn morgen wieder um ein gutes Stück auf dem Pfade der Liebe, auf dem Wege zum endlichen Besitz des angebeteten Weibes zurück.

Darauf, auf diesem versagenden Gewähren des Weibes, beruht wohl mit die Begründung meiner früheren Äußerung, daß die scheinbare Passivität des Weibes eher eine hohe Aktivität sei.

Man glaube aber ja nicht, daß das Weib dies alles unbewußt tue, daß das Schamgefühl wirklich so groß sei, um allein all diese Handlungen zu erzeugen. Das Weib denkt Tag und Nacht darüber nach, wie es handeln solle, um immer wieder aufs neue den Mann zu reizen und an sich zu fesseln. Es ist dieselbe Technik des Reizens, wie wir sie beim Weibchen der Tiere finden,

das sich – selbst hoch brünstig – dem Männchen bald nähert, bald wieder ihm entflieht; derselbe Vorgang, auf der einen Seite instinktiv, auf der anderen Seite im vollen Gebrauche der Vernunft, berechnet und überlegt!

Ist all dies nicht hohe Aktivität zu nennen?

Und nun noch ein Blick von der Frau der Gegenwartskultur weg zu dem Weibe der niederen Klassen und der Naturvölker von heute und ehedem.

Auch das Weib der niederen Klassen gibt sich nicht gleich dem Manne hin. Auf dem Lande draußen will jede Bauernmagd den feschesten, stärksten Burschen als Schatz haben; je besser er raufen kann, je mehr er seinen Nebenbuhler verprügelt, um so höher steigt er bei den Dorfschönen im Werte. Unzählig und allzu mannigfaltig sind die Sitten der Werbung bei den verschiedenen Nationen der Erde und daher auch im Rahmen dieser meiner Betrachtungen unanführbar. All die Sitten und Bräuche der Kirchweihfeste mit Einschluß der schon sprichwörtlich gewordenen Raufereien gehören mit in dieses Kapitel.

Wie lange dauert es aber, bis das Mädchen dem Burschen endlich seine Gunst schenkt! Wie oft muß er vorerst in dunkler Nacht die Leiter zu dem Fenster des Mädchens hinansteigen, bis es ihm endlich Einlaß in sein Kämmerlein gewährt!

Ist nicht die Sitte der Indianer, sich mit tausend bunten Federn zu schmükken, oder die Sitte schöner und reichlicher Tätowierungen bei den verschiedenen Naturvölkern als eine Nachahmung des Schmuckes der Tiere anzusehen? Gleichen die wilden, in die wildesten Orgien ausartenden Tänze dieser Völker, nicht jenen liebegirrenden Tänzen, die so manches Tier vor dem brünstigen Weibchen aufführt? Eine Übertragung aller schon im Tierreich bestehenden Gewohnheiten und Eigentümlichkeiten in das menschliche Leben; dort instinktiv, hier jedoch gewollt und durch die Vernunft reguliert!

Die Sexualgemeinschaft.

Sexualität und Jungfernschaft – Die Entjungferung – Die Halbjungfrau – Der Keuschheitsgürtel – Bewertung der Jungfräulichkeit bei den Naturvölkern – Revirgination.

Haben wir so den Nachweis zu erbringen versucht, daß das Weib in dem großen Kapitel der Liebe durchaus nicht jene passive Rolle spielt, die ihm so gerne angedichtet wird, so wird uns der völlige Nachweis der Verneinung jeglicher Passivität noch leichter werden, wenn wir im Hinblick auf das Le-

bensalter des Weibes einen Schritt weiter gehen und die unter ganz normalen Verhältnissen nunmehr beginnende Sexualgemeinschaft des Weibes mit dem Manne genauer betrachten.

Selbst das innigste Verlangen nach einer geschlechtlichen Vereinigung mit dem gewählten Manne hält das Mädchen unserer Zeit und unserer Kultur noch immer vor dem Gewähren all dessen, was die Natur so laut fordert teilweise zurück. Die übermäßig hohe Einschätzung der Jungfräulichkeit, der anatomischen Jungfräulichkeit, bringt es mit sich, daß die Mädchen der besseren Klassen lieber und leichter zu dem Aushilfsmittel der Onanie greifen, als daß sie dem Manne, selbst wenn er noch so geliebt würde, ihre Jungfernschaft mühelos opfern wollten. Als ein Opfer, als eine Gnade, als ein Geschenk wird die erstmalige geschlechtliche Hingabe hingestellt. Vielleicht deshalb, um nachher eine um so höhere Einschätzung zu finden, vielleicht aber auch nur in unrichtiger Einschätzung des „Opfers".

Gerne gestattet das vor sexueller Begierde fast vergehende Mädchen dem Geliebten alles, nur nicht den vollen Geschlechtsverkehr. Die Bewerbung des Mannes muß alle Stadien durchgemacht, alle Künste und Kniffe angewendet haben, bis das Mädchen endlich in einer „schwachen Stunde" nachgibt. Und gibt es wirklich nach, dann muß zumindest ein Eheversprechen vorangegangen sein, dann will das Mädchen wenigstens durch die Zusicherung der Ehe den „gesetzlich geschützten" Lohn für seine Jungfernschaft erhalten. Das Versagen des natürlichen Geschlechtsverkehres in seiner Gänze auf der einen Seite, das immer stärker werdende Verlangen nach sexueller Betätigung auf der anderen Seite, führen nach und nach dazu, daß Mädchen zu Halbjungfrauen werden, das heißt zu weiblichen Personen, die zwar mit den anatomischen Zeichen der Jungfrauenschaft versehen, dennoch alle Stadien und Arten der geschlechtlichen Befriedigung mit Tumeszenz, Orgasmus und Detumeszenz in der normalen Form empfunden, den Kontrektationstrieb, das heißt die Vereinigung mit dem Manne zur Auslösung der Detumeszenz aber auf abnormalem Wege gesucht und auch gefunden haben. Ich weiß nicht, welche Art des Weibes vorzuziehen wäre; jenes, welches sich, seinem inneren Naturtrieb folgend, dem geliebten Manne ganz hingab, oder aber jene eben erwähnte Halbjungfrau, die ein wandelndes Bild der Lüge und Heuchelei darstellt?!

Die Anschauungen der Gesellschaft, die von den Männern gewünschte, ja sogar geforderte Jungfräulichkeit im Falle einer Eheschließung, sind es in erster Linie, die das Weib zu solcher Lügenhaftigkeit, zu solchem Selbstbetrug

treiben. Die sogenannt moralische Welt will nun einmal nicht einsehen, daß der Sexualtrieb ein Naturtrieb sei, daß die Hemmungen nur bis zu einem gewissen Alter, bis zu einem gewissen Grade diesen Trieb unterdrücken können, daß sie aber machtlos in sich zusammensinken müssen, wenn der Naturtrieb stärker ist als jene, und daß dieses Stärkerwerden absolut nichts mit Abnormalität zu tun habe.

Wieder müssen wir einen Blick auf die Naturvölker werfen, um zu erkennen, daß ihre Ansichten, ihre Gewohnheiten vielleicht gesünder sind als die unseren. Gerade das Kapitel der Jungfräulichkeit ist es, das uns das beste Beispiel und den gründlichsten Einblick in die von uns gewollte Vergewaltigung der Natur gewährt.

Die meisten Naturvölker kennen den Begriff der Jungfräulichkeit überhaupt nicht. Kinder von sechs bis acht Jahren manipulieren bereits an ihren Geschlechtsteilen herum und sowie sie das Alter der Geschlechtsreife erlangt haben, sehen sie es als etwas Selbstverständliches an, den vollen Geschlechtsverkehr zu vollziehen. Nur wenige Volksstämme Australiens legen der Jungfräulichkeit annähernd den Wert bei, den sie bei uns, den sie seit dem Mittelalter in ganz Europa genießt. Diese Bewertung ist jedoch unbedingt eine falsche, da sie nur dann eine Daseinsberechtigung hätte, wenn das Mädchen mit seinem Sinnen, Fühlen und Denken gleichfalls auf der Stufe der Jungfräulichkeit stünde, wenn die Jungfräulichkeit nicht bloß auf rein äußerliche, sondern auch auf innere ethische Gründe basiert erscheinen würde. Alles andere ist Betrug an sich selbst, Betrug an der Mitwelt.

Der Wert, den die Männer der Jungfräulichkeit beimessen, ist nichts anderes als eine Eitelkeit des männlichen Geschlechtes, als eine gewollte Steigerung des eigenen Wertes; ein Egoismus also, der auf das Primat des Geschlechtsverkehres mit einer bestimmten Frau hinzielt. Eine Selbstverherrlichung des Mannes, eine Vergewaltigung der Natur, die in dem Keuschheitsgürtel des Mittelalters ihr kulturelles Monument fand. Im Musée de Cluny findet sich ein im 16. Jahrhundert verfertigter, aus Frankreich stammender, kunstvoll aus Eisen geschmiedeter Keuschheitsgürtel, wie er von den Rittern zur Zeit der Kreuzzüge den Gattinnen umgeschnallt wurde, um sich durch ihn während ihrer Abwesenheit der ehelichen Treue zu versichern. Durch diese Maschinerie, die in der Gegend der Scheide eine kleine, allseits mit Widerhaken umgebene Öffnung trug, war ein Geschlechtsverkehr so gut wie unmöglich. Hatte auch der Keuschheitsgürtel mit der Jungfräulichkeit als solcher nichts zu tun, sollte er eigentlich mehr der Wahrung der

ehelichen Treue dienen, so haben wir dennoch den Berichten verschiedener Forscher nach, andere kulturhistorisch vollgiltige Beweise dafür, daß die Jungfräulichkeit den mannigfachsten Schwankungen ihrer Bewertung nach unterworfen war. Die Bewertung all dessen, was wir als sittenlos bezeichnen, ist eben nicht immer die gleiche gewesen. –

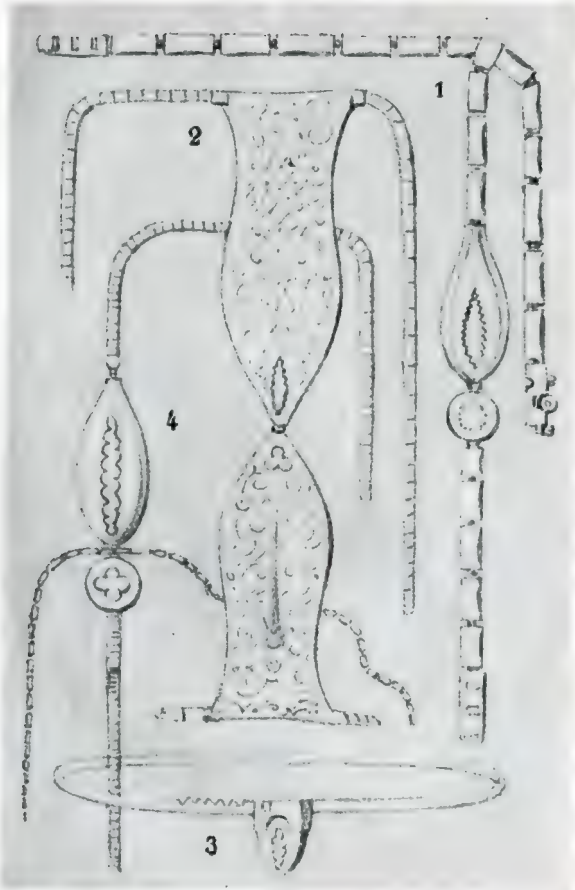
Wer kann uns dafür bürgen, daß die Bewahrung der Keuschheit, des Schamgefühles, der Jungfräulichkeit das Richtige sei? Wer kann uns davor schützen, daß ein Somalineger seine Ansicht, daß er sein Handeln in sexueller Hinsicht, das er der Natur und all ihren Vorgängen abgelauscht hat, als richtig empfindet, und daß er unsere Ansicht als falsch hinstellen könnte?

Tatsache ist, daß die Hottentotten, die Kaffern und eine Anzahl westafrikanischer Völkerschaften, sowie einige Stämme Ostasiens und Südamerikas auf die Jungfräulichkeit gar keinen Wert legen; daß es oft bei Völkern sogar als Schande gilt, wenn ein Mädchen Jungfrau geblieben, wenn es so schlecht oder so unschön war, daß es keinen Liebhaber fand! Ploß-Bartels berichtet über mehrere Stämme, bei denen der freie Geschlechtsverkehr gang und gäbe ist, bei denen der Mann an die Eltern nur dann eine Strafe zu zahlen hat, wenn er das Mädchen schwängert. Derselbe Autor berichtet aber gleichzeitig über Völker, deren Männer nur jenes Weib ehelichen, welches schon früher mehrere Kinder zur Welt gebracht hatte, weil sie in einer kinderlosen Ehe die größte Schande erblicken.

Haben wir also auf der einen Seite die geringe oder gar nicht bestehende Einschätzung der Jungfräulichkeit, so sehen wir auf der anderen Seite wieder die ins Maßlose gesteigerte Sorge um deren Erhaltung, sehen wir also das Bild, wie wir es heute bei uns zu sehen gewohnt sind. Das Vorhandensein der Jungfräulichkeit – bei uns gewünscht und vorausgesetzt –, muß bei jenen Völkerschaften, die strenge auf Jungfräulichkeit halten, anläßlich der Hochzeitsfeierlichkeiten durch das Vorzeigen des mit Blut befleckten Hemdes oder Bettuches öffentlich bewiesen werden. Und wehe jener armen Braut, die etwa infolge eines überaus dehnbaren Jungfernhäutchens – wir sprachen ja davon des näheren im ersten Abschnitt dieses Buches – diese Probe nicht bestehen kann. Unter Schmach und Schande wird sie weggejagt, und ihre Eltern müssen den betrogenen Ehemann reichlich entschädigen. Solche Bräuche sind heute noch bei einigen Stämmen Sibiriens, wie etwa bei den Ostjaken, Tungusen, Samojeden, und bei einigen Völkern Mexikos zu finden.

Haben wir bereits an anderer Stelle die Heuchelei und den Betrug, welche durch diese falsche Forderung nach der Jungfrauenschaft dem weiblichen Ge-

Frau mit Keuschheitsgürtel



1–4: Verschiedene Formen des Keuschheitsgürtels

schlechte direkt aufgezwungen werden, zu geißeln versucht, so ist es selbstverständlich, daß diese Forderung das Weib auch zu einer zweiten Art des Betruges bringen mußte; zu allen nur möglichen Versuchen, die anatomische Jungfräulichkeit da vorzutäuschen, wo sie in Wirklichkeit durch einen vollzogenen Beischlaf schon verloren gegangen ist.

Das Kapitel der Revirgination, d. h. der künstlichen Wiederherstellung des Stadiums der Jungfernschaft, bildete bei fast allen Völkern und zu allen Zeiten den Gegenstand höchsten Interesses. Wir verdanken eien gründliche Zusammenstellung dieser Frage dem Professor der Ethnologie, Dr. Stoll, der uns in seinem Werke „Das Geschlechtsleben in der Völkerpsychologie" darüber wichtige Aufschlüsse gibt. Wie einige Völkerschaften, die auf die Erhaltung der Jungfräulichkeit großen Wert legten und durch eine im jugendlichen Alter vorgenommene Operation, durch eine auf das grausamste ausgeführte Vernähung der Scheide, die sogenannte Infibulation, jeglichen Geschlechtsverkehr technisch zu verhindern suchten, so trachteten die weiblichen Personen aller Zeiten, die schon verloren gegangene Jungfrauenschaft wieder herzustellen. So barbarisch die eine Sitte erscheint, ebenso barbarisch sind all die Arten der Revirgination, von den Frauen nur deshalb leichter und williger ertragen, weil dadurch das eigene Glück doch noch erreicht werden kann. Alles bedingt durch die maßlose Forderung, durch den Willen der eitlen, egoistischen Männerwelt.

Eine aus dem Mittelalter stammende Dichtung „La celestina" entwirft uns ein klares Bild über das Leben und Treiben der in allen Künsten des Zaubers und der Hexerei wohlbewanderten Kupplerinnen der damaligen Zeit. Wir lesen da über die Revirgination:

„Was die Jungfernschaften betrifft, so machte sie die einen mit Tierblasen und andere kurierte sie durch die Naht. Sie hatte auf einem Gestell in einer bunt bemalten Schachtel eine Anzahl feiner Kürschnernadeln und gewächster Seidenfäden; auch waren dort Wurzeln von Hoja Plasma und Hartriegelzweige, Zwiebeln vom wilden Lauch mit Eberwurz aufgehängt. Mit diesen Dingen vollbrachte sie Wunder, so daß sie, als der französische Gesandte hierher kam, ihm eine Magd, die sie im Hause hatte, dreimal als Jungfrau verkaufte."

Aus dieser einen Schilderung ersehen wir schon, auf welche Art und Weise die Revirgination durchgeführt zu werden pflegte. Es dürfte sich im großen und ganzen um eine operative Vernähung des Scheideneinganges gehandelt haben bei gleichzeitiger Verwendung verschiedener ätzender und zusammenziehender Medikamente, um so eine narbige Verengung der Scheide zu be-

wirken. Das Verfahren einer solchen Vernähung muß sehr grausam und auch gefährlich gewesen sein, da ja durchaus nicht die geübten Hände eines Arztes, sondern dunkle Existenzen diesen Eingriff durchzuführen pflegten. Kupplerinnen und Barbiere, die gewöhnlich kleine Chirurgie betrieben, haben im Mittelalter Frankreichs die Wiederherstellung der Jungfräulichkeit – „réparer le pucelage perdu" – geschäftsmäßig betrieben, und in ihrem Instrumentarium spielten rostige Nadeln, stumpfe Scheren und das verschiedenste Nahtmaterial fast dieselbe wichtige Rolle wie die verschiedensten Salben, in denen gestoßenes Glas, scharfe Säuren und reizende Substanzen anderer Art nicht fehlen durften.

Es wäre ganz verfehlt, zu glauben, daß diese Tatsachen nur aus dem Mittelalter zu berichten wären. Ich bin in der Lage zu berichten, daß auch die moderne Gynäkologie der Kulturwelt, allerdings nur rein operativ, nicht allzu selten vor die Frage einer Revirgination gestellt wird; hat uns ja in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts der sensationelle Prozeß der Pall-Mall-Gazette in London Dinge zutage gefördert, die uns zur Genüge beweisen, daß das hochentwickelte England in seiner Deflorationsmanie einen wahren Kult trieb, und daß die Nachfrage nach Jungfrauen nur dadurch befriedigt werden konnte, daß Mädchen drei-, vier- und fünfmal künstlich wieder zu Jungfrauen gemacht wurden.

Wie steht es heute mit der Frage der Virginität? Ideell betrachtet, also sittlich und seelisch aufgefaßt, bestreite ich den Bestand der Jungfräulichkeit, soweit es sich um Mädchen über vierzehn Jahre handelt, überhaupt; denn schon der einmalige Versuch einer Onanie entjungfert das Mädchen in sittlicher und seelischer Beziehung. Anatomisch, also mit Berücksichtigung des Vorhandenseins eines Jungfernhäutchens, fällt bei kritischer Betrachtung die Beantwortung dieser Frage gewiß auch nicht zufriedenstellend aus. Der Mann des Alltags mag ja durch verschiedene Manipulationen in der Hochzeitsnacht, wie etwa durch Zusammenpressen der Beine, durch eine Berechnung des Hochzeitstermines zur Zeit der Periode oder durch irgendwelche, heute noch oftmals angewandte, ätzende Substanzen – ich nenne aus den Erfahrungen meiner Praxis nur die Verwendung von Alaun, von in Essig getränkten Wattebäuschchen – getäuscht werden können. Der Arzt jedoch sieht mehr, als mancher Patientin lieb wäre! Das alte Sprichwort: „Mundus vult decipi, ergo decipiatur" – „Die Welt will betrogen werden, betrüge sie also!" erfährt hier in dem Subjekte eine Einschränkung: Der Mann will betrogen werden! Und er wird öfter betrogen als ihm lieb ist.

Sexualität und Ehe.

Die Passivität der Frau – Steigerung des Sexualempfindens in der Ehe – Reiz der Gefahr – Die geschlechtskalte Frau – Sexualität und Schwangerschaft – Sexualleben und Hysterie – Die alte Jungfer – Eheglück und Sexualität – Die Flitterwochen – Liebesrausch und Libido – Die Gattin als Geliebte des Gatten – Die vernachlässigte Frau – Das Weib als Kupplerin.

Das sexuelle Empfinden des Weibes, so lange durch die Forderung der Keuschheit und Schamhaftigkeit einerseits, durch das intensive Verlangen und die Sorge um die Erhaltung der Jungfrauenschaft anderseits, mühsam unterdrückt, erfährt nach vollzogener Eheschließung, oder aber, wenn wir den Fall des außerehelichen Geschlechtsverkehres betrachten, nach erfolgtem ersten Beischlaf eine, anfangs das Weib selbst überraschende, geringe Befriedigung. Oft und oft hört man die naive Klage der Frauen, daß sie sich die Größe des Empfindens, das Mysterium der Wollust ganz anders vorgestellt hätten, als es der Fall sei. Häufiger als man denkt, begegnet man dem Typus der unbefriedigten Frau. Liegt diese Enttäuschung auch auf seiten der beteiligten Personen, so ist sie bei detailliertem Studium des normalen Geschlechtstriebes und Sexualempfindens dem Forscher nichts Neues.

Die Frau, mag sie nun geschlechtlich hoch oder minder hoch veranlagt sein, bedarf einer gewissen Zeit, um die Stadien der Tumeszenz und Detumeszenz ungeschmälert durchmachen zu können. Das Geschlechtsempfinden des Weibes ist wesentlich von dem des Mannes verschieden. Ich will mich bemühen, diese Tatsache etwas genauer zu beleuchten.

Die früher von mir erwähnte, rein äußerliche Passivität der Frau ist es, welche trotz der inneren Stürme vor, während und nach dem Geschlechtsakt dem Weibe eine gewisse Reserve auferlegt, die letzten Endes wieder in der anerzogenen Schamhaftigkeit und Keuschheit wurzelt. Ein gewaltsames Zurückdrängen der innersten Gefühle, eine Furcht, selbst dem geliebten Manne gegenüber etwas zu vergeben, lassen das Weib in seinem Innern weit mehr empfinden und genießen, als äußerlich bemerkbar wird. Die Frau ist nur deshalb nach außen spröde, weil sie erobert sein will, und es bedarf erst einer längeren Gemeinschaft im Alltagsleben wie auch im sexuellen Leben, um einen Teil dieser Spröde von sich zu streifen. Sich und seine Empfindungen dem Manne ganz zu enthüllen, macht dem Weibe die größten Schwierigkeiten. Liegt nicht in dieser Zurückhaltung eine Taktik? Ist nicht hinter diesem Verbergen des wahren, großen Empfindens eine Absicht zu suchen, die

dahin geht, den Mann noch verliebter, noch angriffslustiger, geschlechtlich noch erregter zu machen, ihm und sich eine weitere Steigerung in dem Geschlechtsgenusse zu bieten? Oder ist diese Scham und Sprödigkeit etwa mit der falschen Furcht einer Selbsterniedrigung verbunden? Wenn das Maulwurfweibchen vor dem brünstigen Männchen flieht und sich in die entlegensten Gänge des unterirdischen Baues verkriecht, so liegt in dieser Flucht gewiß auch die Furcht vor dem männlichen Angriffe, vor dem Schmerz, den das Weibchen durch das Eindringen des spitzen Gliedes des Maulwurfmännchens erleiden muß. Scham und Furcht sind innig verknüpft und sie begegnen uns auch beim Menschenweibchen! Die Furcht setzt sich hier aus zwei Faktoren zusammen: aus der psychologisch begründeten Furcht vor der Enthüllung des großen sexuellen Empfindens und aus einer Furcht rein körperlicher Natur, nämlich aus der, jedes Weib stets beherrschenden Angst vor einer Schwangerschaft!

Allenthalben heißt es, daß das Sexualempfinden des Weibes anders geartet sei als das des Mannes. Eine an sich richtige, wenn auch in der Regel falsch gedeutete Beobachtung. Der Unterschied liegt darin, daß die Stadien der sexuellen Befriedigung als solche beim Weibe zeitlich, also ihrer Dauer nach anders vor sich gehen als beim Manne. Bei diesem liegt die Höhe des Empfindens in dem Momente der Ejakulation, und nachher erfolgt eine Erschlaffung, eine Müdigkeit, das Empfinden voller seelischer und körperlicher Befriedigung. Beim Weibe jedoch ist das Empfinden auf eine Art Nach- und Vorempfinden eingestellt in dem Sinne, daß das Weib zu wahrer sexueller Befriedigung, zu höchster Höhe des Empfindens nicht bloß den Akt als solchen wünscht und benötigt, sondern auch alle ihn einleitenden und ihm folgenden Begleitumstände. Wir werden an anderer Stelle noch Gelegenheit haben, dieses Thema eingehender zu besprechen.

Die üblichen Erziehungsmethoden, die Lebensführung des Weibes vor der Ehe bringen es mit sich, daß die Entwicklung des Geschlechtstriebes bei ihm zu einem viel späteren Zeitpunkte einsetzt als beim Manne, daß die Empfindungen der Tumeszenz und Detumeszenz erst nach und nach, im Laufe einiger Zeit wirklich geweckt und nur langsam bis zu einer gewissen Höhe gelangen können. Nur auf dieser Tatsache beruht die Erklärung junger Ehefrauen, „sie hätten sich alles ganz anders, viel schöner vorgestellt, als es tatsächlich der Fall gewesen sei". Die Gewöhnung an den Geschlechtsverkehr auf der einen Seite, die Erhöhung der Reizmomente aller erogenen Zonen auf der anderen Seite müssen Hand in Hand gehen, um das Weib den Orgasmus

als Höhe des Geschlechtsgenusses empfinden zu lassen. Diese Momente und gleichzeitig auch eine Änderung im Wesen des Weibes selbst, die darin besteht, daß es seine Schamhaftigkeit und Prüderie, wenn auch nicht ganz fallen, so doch in gewissem Sinne vermindern muß. Die Schamhaftigkeit, welche gewiß eine Erhöhung der sexuellen Begierden des Mannes in sich beinhaltet, ist es, die mit ihrer Hilfskomponente, der Furcht vor dem ersten Geschlechtsverkehr, dem Weibe solch großen Schrecken einzuflößen vermag. Havelock Ellis hat in seinen Untersuchungen über das Schamgefühl der Frau diese beiden Momente eindringlichst studiert und fand hinter der Scham des Weibes ein neues Moment, das Moment des heimlichen Genusses. Das Weib besitzt ein intensives Verlangen nach solcher Schamhaftigkeit, der Mann nicht; das wäre auch keineswegs naturgemäß! Solche Empfindungen sind nötig, um die Rolle der Verfolgten durchführen zu können, bilden aber durchaus kein anziehendes Moment beim Verfolger. Ein verwandtes und entsprechendes Gefühl ruht aber deutlich und schlummernd im Weibe: die Sehnsucht nach heimlichen oder verbotenen Genüssen.

Denn gerade für die weibliche Schüchternheit und Zaghaftigkeit hat das Gefährliche und Gewagte einen ganz besonderen Reiz. Auch schon bei Eva finden wir das Verlangen nach jener verbotenen Frucht, die so oft als Symbol für das männliche Geschlechtsorgan benützt worden ist.

Ist einmal die Schüchternheit und Schamhaftigkeit, die Furcht vor dem Unbekannten, Gefährlichen und Gewagten überstanden, hat also das Weib diese Komponenten seines Wesens überwunden, dann erst kann das wirkliche große Wollustempfinden auftreten. Die Zeit, die bis dahin vergeht, schwankt natürlich, je nach dem Charakter des Weibes, je nach der mehr oder minder sinnlichen Veranlagung, je nach dem Taktgefühl und dem Benehmen des Mannes. Ob es sich nun um eine Ehe oder um einen außerehelichen Geschlechtsverkehr handelt, erst das vollkommene Gewöhnen aneinander und die daraus erwachsende Zutraulichkeit bringt es mit sich, daß das Weib nach und nach, wenn auch nur für die Zeit der Geschlechtsvereinigung, oftmals sogar nur für Minuten, seine Schamhaftigkeit vergessen und dadurch sein sinnliches Empfinden voll genießen, voll stillen kann. Je länger die Geschlechtsgemeinschaft dauert, je länger zwei Menschen aneinander gekettet sind, um so inniger wird die Geschlechtsvereinigung, um so größer das Empfinden sein. Jede unempfindliche, kalte und frigide Frau, der von der Menschheit alles Empfinden abgesprochen wird, ist in der Regel nur einem ganz bestimmten Manne gegenüber frigid; nur dem Manne, der es überhaupt nicht oder

nur schlecht versteht, im Weibe die Bedenken und die Schatten der Scham nach und nach zu zerstören, der es nicht versteht, die heimlich glimmenden Funken der sehnsüchtig auf Erlösung harrenden Geschlechtsbegierde zu flammender Wollust zu entfachen. Der weitsichtige und objektiv urteilende Frauenarzt kennt viele Fälle solch unglücklicher Naturen. Unsere Beobachtungen haben das Verständnis für diese Frauen ganz erheblich vertieft und – so absurd es auch klingen mag – die Erkenntnis in uns reifen lassen, daß es eigentlich nur ein einziges Medikament für die kalte Frau gibt – einen anderen Mann! Einen Mann, der nicht etwa bei jeder geschlechtlichen Annäherung in dem Weibe aufs neue die Erinnerung an die vielleicht brutale Art der Entjungferung durch den anderen groben, verständnislosen Mann wachruft, der es aber versteht, das Stadium der Tumeszenz im Weibe bis zu jenem Höhepunkt zu entfachen, welcher das Weib heiß nach Detumeszenz verlangen läßt; einen Mann, der nicht nur der erobernde, siegende, allein genießende Teil sein will, sondern auch darin seine Befriedigung und sein Glücksempfinden sieht, selbst besiegt das geliebte Weib vor Wollust bebend und berauscht in seinen Armen zu halten. So merkwürdig es auch klingen mag, auf diese ausschlaggebenden Momente für ein glückliches sexuelles Zusammenleben nehmen selbst die in Liebe ausgelerntesten, raffiniertesten Männer selten oder nur ungerne Rücksicht. Um eine solche „Heilung" herbeizuführen ist jedoch durchaus nicht ein tatsächlicher Wechsel des Mannes nötig. Die moderne Wissenschaft der Psychoanalyse schafft durch ihre Methoden diesen „anderen" Mann, und hat durch ihr „erzieherisches" Wirken die Wesensart der Frau gleich wie die des brutalen Eroberers derart auszugleichen gelernt, daß sie so manche scheinbar völlig verlorene Ehe zu einer harmonischen Einheit umformte.

Es ist überaus schwierig, das Sexualleben des Weibes nach erfolgter Schwängerung zu beschreiben. In dieser Beziehung unterscheidet sich das Menschengeschlecht wesentlich von den meisten Tiergattungen. Es gibt Beispiele genug, die uns beweisen, daß ein zur Brunstzeit geschwängertes Tierweibchen die ganze Zeit seiner Trächtigkeit über ein Männchen unter keinen Umständen zuläßt. Eine Anzahl von Forschern wollte die Beobachtung dahin deuten, daß das Weibchen dadurch gleichsam einen Schutz für die in seinem Innern keimenden Jungen verfolgen wolle, eine Deutung, die aber trotz des auch beim Tiere hoch entwickelten Instinktes der Mutterschaft von der Hand zu weisen ist. Das Tierweibchen sieht in dem Männchen zur Zeit seiner Trächtigkeit einen Feind, den es flieht, dessen geschlechtliche Annäherung es

absolut nicht duldet. Das ausgesprochen gegenteilige Verhalten gegenüber dem Menschenweibchen! Dieses fühlt sich nach jedem Geschlechtsverkehr ausnahmslos zu dem Manne hingezogen, und jenes große Gefühl der Zusammengehörigkeit, das ich früher als das Grundelement der Liebe bezeichnete, wird erst so recht durch den Geschlechtsakt gekrönt. Das Weib sieht in dem Manne nicht mehr den Eroberer, nicht mehr den liebegirrenden, endlich sein Ziel erreicht habenden Verfolger, nicht einen Feind wie das Tier, sondern es sieht in ihm seinen Schutz, den Vater des durch den Geschlechtsakt keimenden Wesens, das es nun in sich trägt. Das Gefühl der Zusammengehörigkeit wird durch das erhabene Gefühl der Schwangerschaft nur noch erhöht und gleichzeitig damit auch die Lust an der Wollust, also die Sexualität des Weibes selbst. So kommt es denn, daß wir während der Schwangerschaft stets eine gesteigerte Sexualität des Weibes nachweisen können. Die ersten drei Monate der Schwangerschaft lassen in der Regel durch die bereits an anderer Stelle berichteten Schwangerschaftssymptome das Sexualleben wohl etwas verblassen; kaum, daß aber die Unannehmlichkeiten gewichen sind, wird das geschwängerte Weib erst so recht das voll und tief empfindende Weib, welches den letzten Schleier der Verstellung allmählich lüftet und ihn schließlich ganz fallen läßt.

Eine ähnliche Beobachtung machen wir auch ausnahmslos dann, wenn etwa der Liebesakt nicht von einer Schwängerung begleitet ist, auch dann also, wenn der wiederholte Geschlechtsverkehr ohne Folgen bleibt. Es ist gewiß nicht aus der Luft gegriffen, wenn das Laienpublikum ein Aufblühen der jungen Frau durch den Geschlechtsverkehr beobachten zu können glaubt. Ein solches Aufblühen findet wirklich statt. Es scheint fast, als ob der weibliche Körper erst durch die Betätigung der Sexualität so ganz in allen Funktionen befriedigt würde. Das früher blutarme, ängstliche junge Mädchen bietet nun den Anblick eines glücklichen, zufriedenen Menschenkindes, das auf die Höhe der Lebensbahn gelangt ist und sich seines Lebens jetzt erst vollständig erfreut, weil es mit zum Leben geschlechtsreifer Menschen gehört, die Sexualität, den Geschlechtstrieb vollauf befriedigen zu können.

Man war längere Zeit hindurch gerne geneigt, eines der verbreitetsten Nervenleiden des Weibes, die Hysterie, mit den Geschlechtsorganen, namentlich mit der Gebärmutter, in Verbindung zu bringen; die Ärzte Griechenlands und Roms, die Forscher des Mittelalters, ja selbst noch der Neuzeit suchten in der Unbefriedigung des Weibes die Ursache für das Bild der hysterischen Frau. Man verglich die Gebärmutter mit einem Tier, das infolge mangelnder

Nahrung wild im Innern der Frau revolutioniere und trachtete die Hysterie dadurch zu heilen, daß man die „kranke" Gebärmutter operativ entfernte, also „das Böse" aus dem Leibe nahm. Wir modernen Ärzte wissen aber nur allzugut, daß die Hysterie einen Komplex nervöser Erscheinungen darstellt, welche, da auch bei Männern beobachtet, gewiß nicht mit der Gebärmutter in Zusammenhang gebracht werden dürfen; wohl aber muß der Arzt anerkennen, daß die unbefriedigte Geschlechtslust der Frau mit einen wichtigen Hauptfaktor bildet, der zu schweren psychischen Alterationen Anlaß geben und schließlich die Hysterie mit verursachen kann. Der Geschlechtstrieb als Naturtrieb will wie jeder andere Naturtrieb seine Befriedigung finden. Die Natur frägt nicht nach Sitte und Gesetz, nach Moral und Welt und rächt sich bitter, wenn einer ihrer Triebe nicht oder nur halb erfüllt werden kann.

Das typische Beispiel für eine solche Nichterfüllung bietet uns die „alte Jungfer". Wir haben bei der Besprechung des Seelenlebens des Weibes dieses arme Wesen zu analysieren versucht und haben schon erwähnt, daß die ungestillte Sexualität wohl eine größere Rolle spiele, als man annimmt. Die alte Jungfer, das exquisiteste Gegenstück zu jener in der ersten Zeit der Ehe aufblühenden jungen Frau! Hier das gewaltsame Niederdrücken jeglichen Geschlechtstriebes, das Verneinen der Menschlichkeit im Menschen, das gewollte Asketentum, die gewaltsame Einschränkung wichtiger Lebensäußerungen – dort die gewollte Erfüllung aller Naturtriebe, das Genießen höchsten Empfindens, eine stete Steigerung des eigenen Glückes und des körperlichen Wohlbefindens. Die „alte Jungfer" altert und schrumpft deshalb, weil sie sich selbst die Erfüllung der sexuellen Begierde versagt. Mag es auch gewagt erscheinen, so ist doch der Vergleich der alten Jungfer mit dem früh gealterten jungen Eunuchen gestattet. Ein Verkümmern der Geschlechtsdrüse, ist es nicht gleichbedeutend mit einer künstlichen Entfernung derselben? Der Mensch darf sich eben nicht gegen die Gesetze der Allmutter Natur auflehnen. Tut er es aber dennoch, so büßt er solchen Übermut an Körper und Seele. – –

Die Frau in ihren Blütejahren! Sie blüht durch die unaufhörliche Betätigung aller ihrer Lebensfunktionen; sie blüht also durch die Betätigung ihrer Sexualität, sie blüht durch das Kind. Sie kann aber auch durch das Kind vorzeitig verblühen, dann nämlich, wenn sie zur wehrlosen „Gebärmaschine" herabsinkt. Hier begegnet uns ein scheinbarer Widerspruch der Natur. Diese hat den Geschlechtstrieb deshalb mit dem Wollustgefühl ausgestattet, weil sie durch diese Lust den Menschen zur Betätigung seiner Sexualität veran-

Guercino: Kindersegen!

lassen wollte. Und der Endzweck dieser Betätigung, soll er nicht ein reicher Kindersegen, die Erhaltung der Rasse des Menschengeschlechtes sein? Wohin käme aber das Weib, wenn es in seinen Blütejahren nur diesem Gebote der Natur folgen sollte? Eine Kette von Schwangerschaften, ein ewiges Gebären, Stillen und Aufziehen der Kinder! Muß da nicht das Weib frühzeitig altern und verkümmern? Wie läßt sich aus diesem Dilemma der Ausweg finden?

Der Mensch fand ihn dank seiner Vernunft, er fand ihn gegen die Natur. Und hier lehren uns die Erfahrung und der Erfolg das Gegenteil dessen, was die Natur gewollt. Das Weib in seinen Blütejahren, es blüht nur dann auf, wenn es frei von Sorgen, Kummer und Gram bleibt. Wo aber gäbe es jenes Weib, das sich frei, glücklich und sorglos fühlte, wenn es jeden Geschlechtsverkehr mit einer Schwangerschaft büßen sollte? Die Menschheit suchte und sucht stets nur das Schöne und Vorteilhafte und sinnt auf Mittel, um jegliche Unbequemlichkeit, jeglichen Nachteil zu beseitigen. So wurden denn die verschiedensten Präventivmittel erdacht, die es dem Weibe ermöglichen, die Lust der Wollust ohne die folgende Unlust der Schwangerschaft zu genießen. Je öfter, je länger, je intensiver das Weib genießt, je sorgloser es sich dem Genusse hingeben darf und kann, um so länger bleibt es blühend und jung.

Unwillkürlich drängt sich uns hier die Frage auf, innerhalb welcher normalen Grenzen sich unter sonst normalen Umständen die Zahl und die Folge des Geschlechtsverkehrs bewegen solle; eine Frage, die zu beantworten gewiß nicht leicht ist, da sie sich nicht in Gesetze zwängen läßt, da sie individuell von der sinnlichen und sittlichen Veranlagung der Menschen ebenso abhängig erscheint wie von deren Alter.

Wir haben bei Besprechung des weiblichen Körpers gesehen, daß nach einem Zeitraum von ungefähr dreißig Jahren die weiblichen Geschlechtsdrüsen eine Rückbildung erfahren, welche durch die Erscheinungen der Wechseljahre äußerlich kenntlich gemacht ist. Normalerweise gehen jedoch von diesen dreißig Jahren wohl an die zehn Jahre für die Geschlechtsbetätigung deshalb verloren, weil in unseren Ländern und nach unseren Sitten das junge Mädchen wohl kaum vor dem zwanzigsten Lebensjahre einen geregelten Geschlechtsverkehr zu beginnen pflegt; geregelt in dem Sinne, daß er von der Mitwelt anerkannt, sich frei ausleben darf. Wie anders ist es bei dem Manne, der erfahrungsgemäß knapp nach erlangter Pubertät die Erstlinge seines Geschlechtstriebes in den Armen einer Dirne zu opfern und alsbald einen geregelten Geschlechtsverkehr zu haben pflegt. Wer kennt nicht das Beispiel des jugendlichen Lebegreises, der ein unverbrauchtes, junges Mädchen heiratet? Er,

dem Ende seiner Potenz nahe, das Mädchen hingegen unberührt, noch all der schönen Empfindungen gewärtig, die ihm der eheliche Geschlechtsverkehr bringen soll! Wir wollen aber unsere Betrachtungen nicht bei diesem Bilde bewenden lassen, wollen vielmehr die normalen Verhältnisse ins Auge fassen und müssen die glückliche Ehe als Bild unserer Betrachtungen hinstellen.

Die Liebe des Weibes, das Zusammengehörigkeitsgefühl des Weibes mit dem Manne setzt sich in der wirklich glücklichen Ehe aus drei wichtigen Faktoren zusammen. Sie muß aufgebaut sein auf Empfindungen des Geistes, der Seele und der Sexualität. Fällt einer dieser Faktoren fort, so steht die Liebe selbst und somit auch die Ehe auf schwachen Beinen. Die Liebe wird einseitig, entweder nur sexuell, nur geistig oder nur seelisch, wird nur zum Ausdrucke des sinnlichen Verlangens, zu dem Ausdrucke geistigen Verstehens oder zu jenem Unding der so gerne zitierten platonischen Liebe.

Wenn wir uns das unbedingt notwendige Vorhandensein der Gemeinschaft dieser drei Faktoren vor Augen halten, wenn wir das, was Liebe heißt, betrachten, so sehen wir, daß die Sexualität an oberster Stelle steht – beim Manne wie beim Weibe. Und deshalb ist auch die Betätigung der Sexualität der wichtigste Faktor im Liebesleben des Weibes.

Sind die Flitterwochen der Ehe vergangen, so darf mit ihnen nicht auch die Zeit der geschlechtlichen Anziehung vorüber sein. Während der ersten Zeit der geschlechtlichen Verbindung pflegt der Geschlechtstrieb im wahrsten Sinne des Wortes Orgien zu feiern; ein ewiges Verlangen nach Besitz, ein durch nichts gehemmtes Stillen desselben steigert die Betätigung der geschlechtlichen Begierde oft ins Maßlose. Die Jugend des Mannes, seine unverbrauchte Manneskraft, sein Liebesfeuer zu dem geliebten Weibe suchen und finden immer neue Nahrung für die Flamme der Sexualität und führen so während der Flitterwochen zu einem direkten Mißbrauch des Geschlechtstriebes – wenn ich so sagen darf –, der bald zu einer Ermattung und Übersättigung zu führen pflegt. Das junge, endlich sexuell genießende Weib ist immer und gerne bereit, mitzutun, neigt sogar mehr als der Mann in diesen Flitterwochen zu einer Unersättlichkeit. – –

Wenn aber der Rausch vergangen ist, dann muß eben die Reihenfolge der früher erwähnten drei Faktoren geändert werden, soferne das eheliche Glück auch weiterhin bestehen soll. Die geistige und seelische Zusammengehörigkeit müssen jetzt die Harmonie der Ehe begründen, wenn auch im Unterbewußtsein der beiden Menschen die Sexualität noch immer an oberster Stelle stehen bleibt. Der Geschlechtsakt wird zu einer selbstverständlichen, die beiden

Menschen immer mehr aneinander kettenden Gepflogenheit, die leicht über jene vielen kleineren oder größeren Gegensätze hinweghilft, welche sich etwa dem gegenseitigen Verstehen von Zeit zu Zeit hindernd entgegenstellen. Soll die Ehe, wie sie von Kirche und Staat als monogam gefordert wird, wirklich den Zweck ihres Bestehens ganz erfüllen, so muß in ihr der sexuelle Verkehr ein durch nichts gestörter, inniger, gewollter und gleichzeitig auch ein ständiger und beständiger, nicht aber etwa erzwungener sein. Innig durch die beiden Faktoren der geistigen und seelischen Zusammengehörigkeit, ständig und beständig durch den immer neu und in anderer Form auftretenden Reiz, der wohl vornehmlich vom Weib auszugehen hat.

Wenn wir uns der Mühe unterziehen, die Ursachen der vielen unglücklichen Ehen zu ergründen, so werden wir immer wieder auf eine grundlegende Ursache, auf die Nichterfüllung oder mangelhafte Erfüllung der Sexualität der beiden Ehegatten stoßen. Der erste Rausch darf wohl ein wenig verebben, muß aber immer wieder mit neuer Flut hohe Wogen in das Seelenleben der beiden Menschen tragen. Und wenn ich bei dem Beispiel von Ebbe und Flut, deren ursächliches Moment wir ja im Monde ergründet sehen, weiter verbleiben will, so muß im Liebesleben der Ehe die Frau dieses ursächliche Moment übernehmen. Sie muß es sein, die immer wieder den Mann zu reizen vermag, die das Verlangen nach sexueller Betätigung immer neu zu entfachen verstehen muß. Versteht es das Weib nicht, oder ist mit der ersten Ebbe der erste Liebesrausch für immer erloschen, dann ist auch die Basis für ein glückliches Liebesleben genommen und gleichzeitig der Grund zu einer unglücklichen Ehe geschaffen.

Dann tritt das ein, was die Frauen so gerne als Vernachlässigung bezeichnen; und die vernachlässigte Frau, sie ist die sexuell unbefriedigte Frau, deren Liebe sich leicht in Haß umzuwandeln vermag.

Zu Liebe und Eheglück gehört also eine permanente Betätigung des Geschlechtstriebes in dem Sinne, daß niemals große Intervalle zwischen den einzelnen Geschlechtsakten eintreten dürfen. Ausgenommen müssen natürlich die letzte Zeit der Schwangerschaft und die ersten Wochen nach dem Wochenbett sein, also jene Zeit, in der bei manchen rohen Völkern, wie wir ja schon erwähnten, die Frau als unrein gilt und der geschlechtliche Verkehr geradezu gesetzlich verboten ist. Die Dauer der Intervalle im ehelichen Geschlechtsverkehr läßt sich nach unseren heutigen Erfahrungen absolut nicht in Regeln zwängen, wie es etwa einst Luther tat, der einen ein- bis zweimaligen Geschlechtsverkehr im Laufe einer Woche als Regel aufstellte. Je tiefer

die Harmonie, je größer das seelische und geistige Empfinden der beiden Menschen sein wird, um so mehr wird auch die Harmonie in sexueller Beziehung von selbst zutage treten. Der Reiz der Frau und ihr immer noch, selbst bei innigstem Verständnis, bestehen bleibendes Schamgefühl auf der einen Seite, die verlangende Hochachtung und Wertschätzung des Mannes auf der anderen Seite werden das Liebesleben der beiden Menschen von selbst regulieren; diese Umstände an sich und mit ihnen das gegenseitige Verstehen der Sexualität, womit ich hier die mehr oder minder große Entwicklung der Sinnlichkeit verstehen will. Es ist gewiß als brutal zu bezeichnen, wenn ein überaus sinnlich veranlagter Mann schonungslos zu jeder Zeit das Weib, ob es nun will oder nicht, geschlechtlich mißbraucht. Ebenso unklug wäre es von dem Weibe, wenn es von dem Manne die schrankenlose Erfüllung seiner eigenen sexuellen Begierden fordern wollte, ohne an die vielen kleineren und größeren Sorgen zu denken, welche das Alltagsleben dem Manne auferlegt. Das gegenseitige Verstehen soll das gegenseitige Verlangen regulieren.

Gelegentlich der Besprechung des Seelenlebens des Weibes wies ich in Kürze auf die Unzweckmäßigkeit all der vielen, guten mütterlichen Lehren hin, die dem jungen Mädchen vor der Eheschließung mitgegeben wurden, und erwähnte, daß der Mann in seiner Lebensgefährtin nicht bloß das wirtschaftliche Weib, sondern weit mehr sucht und finden will. Moll steht auf dem Standpunkt, die Meinung, „daß die Frau auch etwas von der Prostitution an sich haben soll", sei ganz verfehlt!

Wer spricht denn von Prostitution? Wer wünscht denn von seiner Frau Prostitution? Welche Definition des Prostitutionsbegriffes schwebt Moll bei dieser Betrachtung vor? Es ist gewiß nicht mit Prostitution in einem Atemzug zu nennen, wenn ein Mann von seinem Weibe stets neue Liebe, vielleicht sogar Liebeskünste fordert oder wünscht. Es ist auch nicht im entferntesten mit Prostitution in Zusammenhang zu bringen, wenn der moderne Mann unseres Jahrhunderts in seinem Weib seine Geliebte sehen will. Die Liebe des Mannes, das sexuelle Verlangen dieses Mannes nach seiner Frau wird in jeder Ehe gewaltsam erstickt, wenn die Frau es nicht der Mühe wert findet, auch nach längerem Bestande dieser Ehe sich für ihren Mann zu schmücken und zu kleiden und für diesen Mann immer schön und begehrenswert zu erscheinen. Das sexuelle Moment muß unbedingt erkalten, wenn der Mann sein Weib nur stets beim Ausbessern der Wäsche, bei der Pflege des Kindes und hinter dem Herde sieht. Im Gegensatz hierzu aber wird das Empfinden des Liebesglückes in dem Manne unaufhörlich gesteigert werden, wenn das Weib es ver-

steht, die Flamme der Sexualität stets von neuem zu schüren. In demselben Maße steigert sich aber auch, sei es durch Gewohnheit, sei es durch natürliche Vorgänge, das Sexualleben und mit diesem auch die sexuelle Befriedigung des Weibes selbst. Die glückliche Ehe findet in dem Kinde ihre Krönung, das Weib erringt seinen größten Sieg im Wochenbett, wird durch das Kind verjüngt; alles Momente, welche die Zufriedenheit des Weibes und somit das Glücksgefühl und das Empfindungsleben als solches immer höher steigen lassen.

Das reife Weib in seinen Blütejahren ist eigentlich, wie ich bereits bei der Besprechung des Seelenlebens zu betonen Gelegenheit hatte, ganz und gar Sklavin seiner Sexualität. Die Sexualität ist es, die das Weib für sich und für den Mann zu immer höheren Zielen anspornt, die den Blick des Weibes nach aufwärts leitet. Derjenige Mensch, der diese Tatsache negieren wollte, der dieses innige Kausalverhältnis zwischen äußerem Glanz, äußerer Stellung und versteckter Sexualität nicht anerkennen wollte, läßt sich durch Oberflächlichkeiten betrügen, belügt sich selbst und trachtet die Welt zu belügen. Die Koketterie der Frau, über die Weininger in seinem interessanten Werke so eingehend spricht, ist ja auch nichts anderes als eine sexuelle Betätigung des weiblichen Sinnenlebens. Und solcher Betätigung gibt es im vollentwickelten Weibe viele! Es genügt dem Weibe bereits das Empfinden, das Bewußtsein, auf irgendeinen Mann sexuell zu wirken, auf ihn erotisierend wirken zu können. Das Weib sucht jede Gelegenheit, diesen sexuellen Kitzel zu empfinden. Ja noch mehr! Nicht nur das eigene Sexualleben interessiert das Weib, sondern auch das seiner Mitschwestern spielt eine wichtigere Rolle als man denken mag.

Das Weib als Kupplerin! Es empfindet sexuell beim Gedanken an die Sexualität eines anderen Weibes. Es durchlebt sexuell alle Phasen der Liebesentwicklung, der Liebeswerbung, des Liebeskampfes mit und für eine gute Freundin. Man betrachte bloß einmal den Eifer, mit dem das weibliche Geschlecht alle Liebesaffären beobachtet und betreibt. Dinge, die dem Manne ganz fernliegen, beschäftigen das Weib, die Sexualpsyche des Weibes und befriedigen diese auch gewissermaßen. Ganz falsch wäre es, zu glauben, daß diese Art, daß diese Ausstrahlung des im geheimen schlummernden Sexualtriebes, daß diese indirekte Betätigung des Triebes nur bei der hochkultivierten Frau bemerkbar sei. Das Studium der Geschichte selbst der rohesten Völker zeigt uns, daß die Frauen, daß Mütter und Schwestern diese Art von verhüllter Kuppelei betreiben. Ein Blick in das Leben unseres Proletariates und der

Bauernbevölkerung lehrt uns dasselbe. Es beweist uns auch die Richtigkeit unserer Behauptung, wenn wir beispielsweise die vielen Hochzeitsbräuche betrachten, die in den verschiedensten Gegenden ausschließlich von Weibern vorbereitet und gepflegt werden. Das Weib braucht eben, wenn einmal das sexuelle Moment in seinem Leben erwacht ist, die Betätigung seiner Sexualität ohne Unterlaß!

Es benötigt die Stillung dieses Naturtriebes ebenso wie die Stillung von Hunger und Durst. Die guten Sitten, die Moral sind es jedoch vornehmlich, die dem Weibe die tatsächliche Betätigung dieser Sexualität einschränken und verwehren, während sie dem Manne gleichzeitig alles freistellen. Daher die verschiedenen Richtungen im Denken bei Mann und Weib.

Sexualleben der verblühenden Frau.

Die Wechseljahre – Das gefährliche Alter – Erlöschen des Geschlechtstriebes – Die Impotenz des Mannes – Geschlechtstrieb und Gesundheit.

Die verblühende Frau! Sie verblüht körperlich, seelisch und sexuell. Eigentlich sollte ich diese drei Stufen in umgekehrter Reihenfolge aufzählen, denn zu oberst steht noch immer das sexuelle Moment. Die Furcht, zu verblühen, nicht mehr sexuell auf das Gegengeschlecht wirken zu können, auf alle erhabenen Wollustgefühle in Bälde verzichten zu müssen, sie ist es, die erst alle seelischen Impulse des verblühenden Weibes auszulösen vermag. Das ängstliche Betrachten des Spiegelbildes, das tägliche Prüfen des Gesichtes auf jede sich neu zeigende Runzel und Falte hin, was kann es anders sein als die Furcht vor dem Altern, vor dem Ende des sexuellen Erlebens?! Das Verblühen der Frau mit jedem Tage, der sie den Wechseljahren näher bringt, bedeutet ja schließlich nicht ein Verblühen des Körpers allein, es bedeutet vielmehr ein von der Natur vorgeschriebenes Absterben all der die Weiblichkeit im Weibe begründenden Momente. Mit dem Beginne des Wechsels, mit dem Beginne des Erlöschens der Funktionsfähigkeit der Eierstöcke, der Ovulation und Menstruation, setzt die Natur dem sexuellen Leben, gleichzeitig aber auch dem Geschlechtsleben, ein äußeres, unverkennbares Ende. Mit einem Schlage – wenn auch durch Monate hindurch sich vorbereitend – endet die Geschlechtlichkeit. Ein Rückbildungsprozeß im Innern des Weibes, der die eigentliche Bestimmung desselben als Erhalterin der Rasse ertötet.

Jetzt aber finden wir wieder die Absicht, das Verlangen des Weibes, gegen die Allmacht der Natur anzukämpfen! Wieder das törichte Unternehmen,

stärker zu sein als die Natur! Das Weib will sexuell noch nicht erledigt sein! Angstvoll harrt es des Momentes, in dem dieses Ereignis eintreten muß, und mit dieser Angst paart sich ein plötzlich aufflammender, unheimlich stark werdender Trieb, all das, was im Innern so lange verhalten wurde, nunmehr doch noch voll und ganz auskosten zu dürfen. – Die Libido, die Begierde, den Geschlechtstrieb zu betätigen, wohl niemals ist sie in dem Weibe mächtiger als in und nach den Wechseljahren. Das Weib beginnt in törichter Weise alles zu unternehmen, was es nur irgendwie seinen Wünschen näherbringt.

Die plötzliche Sucht, sich jugendlich zu kleiden, um jugendlich erscheinen zu können, ist nichts anderes als eine vom Weibe gewollte Abwehrbewegung gegen das Erlöschen der Sexualität, gegen das „gefährliche Alter". Und dieses ist nur deshalb gefährlich, weil das Weib unter Umständen zu dieser Zeit alles Schöne und Erhabene, das ihm früher so hoch und heilig war, vergessen kann, nur um eines Preises willen – um den Preis, noch nicht entsagen zu müssen.

Leicht erklärlich wird es uns bei dieser Überlegung, daß sich die Blicke jener Frauen mit Vorliebe auf ganz jugendliche Männer lenken, welche zu erobern, zu lieben und geschlechtlich zu befriedigen weit leichter ist, als – bei erfahrenen Männern den noch immer gewollten und erhofften Anwert zu finden. Die lächerliche und für den Laien unverständliche Erscheinung, daß alternde Frauen mit jungen Burschen Liebesverhältnisse eingehen, daß sie geradezu von einer Sucht befallen scheinen, unreife Jünglinge zu verführen, daß sie ihnen Zeit, Geld, Ruf, kurz alles zu opfern bereit sind –, findet ihre Erklärung in der sexuellen Frage. Frauen, die vielleicht zur Zeit ihrer Jugend, ihrer Blütejahre die ehrbarsten und anständigsten Frauen waren, sie vergessen alles, werfen alles von sich, nur, um noch leben, lieben und genießen zu können!

Und doch läßt sich die Natur nicht vergewaltigen, doch bleibt sie Siegerin!

Die Frau verblüht, die Schönheit vergeht – doch das sexuelle Verlangen bleibt weiter bestehen; erst mit den Jahren, erst wenn die Frau zur Einsicht gelangt ist, daß denn doch das Ende des sexuellen Genießens erbarmungslos herannaht, daß es unvernünftig sei, gegen die Natur ankämpfen zu wollen, erst dann tritt Ruhe in diesem Gewühl, in diesem Aufruhr der sexuellen Empfindungen ein. Die Frau zehrt nun von ihren eigenen Erinnerungen und begnügt sich mit dem Miterleben sexueller Begebenheiten – anderer Frauen!

Jetzt erst ist die richtige Zeit gekommen, in der die früher erwähnte Neigung des Weibes zur Kuppelei so recht ihre Betätigung finden kann. Die Mutter verkuppelt ihre Töchter nicht allein, um das Lebensglück ihrer Kinder zu begründen; sie verkuppelt sie unbewußt auch deshalb, um in dem Mit-

erleben aller sexuellen Dinge wenigstens in Gedanken sexuelle Anregung zu finden und eine Art von sexuellem Kitzel zu verspüren. Man betrachte doch bloß einmal, mit welcher Freude, mit welchem Interesse, mit welcher, nur als seelische Wollust zu bezeichnenden Aufmerksamkeit sich ältere Frauen die Liebeserlebnisse und Liebesgeheimnisse junger Frauen erzählen lassen, wie gerne sie bereit sind, Erinnerungen aus ihrer eigenen Jugend immer wieder aufzuwärmen und gleichsam als gute Ratschläge der Jugend zu überliefern! Der Mann renommiert mit seinen Liebesaffären gegenüber anderen und findet Freude daran, in dieser Richtung gleichsam als Held betrachtet zu werden; die Frau renommiert nicht nur für andere Frauen, sie schwelgt vielmehr für sich selbst in ihren Erinnerungen!

Und nun zur letzten Etappe im Leben des Menschen, zum Greisenalter! Hier tritt so recht der Unterschied zwischen beiden Geschlechtern zutage. Die Greisin ist sexuell erledigt. Das Erlöschen der Geschlechtlichkeit durch den Vorgang des Wechsels, es wurde jahrelang verheimlicht und selbst nicht geglaubt, bis schließlich der Ernst, die nackte Wahrheit zutage treten. Gar nichts mehr kann auf die Greisin sexuell wirken. Ein abgeschlossenes Kapitel im Leben des Weibes, das es vielleicht noch in einsamen Stunden durch die Erinnerung an all das, was einst so schön gewesen ist, zu dem einzigen Seufzer veranlaßt: „Ja damals!" Der Mann hingegen bleibt in der Regel länger geschlechtlich tätig als das Weib. Ein plötzliches Erlöschen der Geschlechtsfunktionen gibt es beim gesunden Manne nicht! Nach und nach nimmt die Potenz des Mannes, somit die Möglichkeit seiner geschlechtlichen Tätigkeit, ab, bis schließlich das sexuelle Leben auch im Manne ganz erstorben ist. Wann dieses Ende eintritt, ist aber ganz unbestimmt; ebenso unbestimmt wie jener Moment, der in der Potenz selbst, der völligen Impotenz vorhergehend, einen Wandel schafft. Zunächst erlischt nämlich die Fähigkeit, lebenskräftige Samentierchen zu liefern, die Zeugungspotenz im strengeren Sinne! Wiewohl der Mann immerhin noch imstande ist, mit einer Frau geschlechtlich zu verkehren, wiewohl also die Potenz, die sich in der Erektion sichtbar macht, noch besteht, enthält das bei der Ejakulation ausgestoßene Sekret keine beweglichen Samentierchen mehr. Also wie der Fachausdruck lautet: Potentia coeundi bei erloschener Potentia generandi. Ein ähnliches Bild, wie wir es auch etwa bei den jüngeren Männern dann finden können, wenn deren Hoden infolge einer Geschlechtskrankheit geschädigt wurden und nicht mehr imstande sind, lebenstüchtige, bewegliche Samenfäden zu liefern; die Potentia coeundi ist dabei erhalten geblieben, die jungen Leute heiraten ja auch, die Ehe aber

bleibt – kinderlos! Erlischt aber auch die Potentia coeundi, kann eine Erektion des Gliedes trotz der vorhandenen Libido nicht mehr zustande kommen, dann ist der Mann völlig am Ende seiner Sexualtätigkeit angelangt, ist er in jeder Beziehung impotent geworden. – – –

Wir haben in den vorstehenden Betrachtungen das Sexualleben des Weibes vom ersten Erwachen bis zu seinem völligen Erlöschen wiedergegeben und mußten immer wieder die unbestreitbare Tatsache verzeichnen, daß die Sexualität dem Weibe gleichsam ein strenges Lebensbedürfnis sei. Wir haben das Dasein der typisch gezeichneten alten Jungfrau geschildert und sahen bei diesem Schulbeispiel, wohin eine Unterdrückung der sexuellen Begierden zu führen vermag. Der Streit, der unter den maßgebenden Männern schon seit vielen Jahrhunderten tobt und zu entscheiden hätte, ob die Betätigung des Geschlechtstriebes mit zu den absolut nötigen Lebensbedürfnissen gehöre oder nicht, er ist noch lange nicht beendet, wird wohl nie sein Ende finden, da sich die Ansichten darüber unaufhörlich ändern. Jedenfalls jedoch geht und ging die Mehrzahl der Meinungen dahin, daß der Geschlechtstrieb, als von der Natur dem Menschen gegeben, jedenfalls ebenso nach Erfüllung und Stillung trachte wie jeder andere Naturtrieb. Daß eine gewaltsame Unterdrückung dem Menschen schade, und zwar dem Weibe weitaus mehr als dem Manne, läßt sich aus der großen Menge ihrer Folgeerscheinungen leicht ersehen. Eine ganz vorzügliche Schilderung dieser Erfahrungen will ich nachstehend wiedergeben, wie sie von einem leider unbekannten Autor, einem englischen Arzte, in einer Arbeit über „Grundzüge der Gesellschaftswissenschaft“ in Dr. von Gizyckis „Fragmente zur Ethik und Psychologie aus der Weltliteratur“ verzeichnet sind:

„Die Bleichsucht geht oft nach dem Eintreffen der Pubertät aus unbefriedigtem geschlechtlichen Verlangen hervor. Dies Verlangen steht gewöhnlich in Verbindung mit einer Liebesaffäre, bei der Enttäuschung oder Verzug stattgefunden hat. Das ganze Wesen des armen, jungen Mädchens ist durch diese eine Leidenschaft hingenommen, und es welkt dahin, indem es jeden Trost wohlmeinender, aber unwissender Freunde abweist. Umsonst versuchen diese, es durch Zärtlichkeit oder verschiedene Vergnügungen zu zerstreuen, es ist Liebe, nicht die Freundschaft, wonach der Geist in jenem Alter verlangt und ohne welche er weder Ruhe noch Frieden findet. Keine andere Klasse menschlichen Leidens hat mehr Schmerz bereitet als diejenige, welche junge, unverheiratete Frauenzimmer bei uns erdulden. Die Leute haben im allgemeinen gar keine Vorstellung von der ungeheuren Anzahl von Frauen, die in England

unverheiratet bleiben. Nach den vor kurzem veröffentlichten klassifizierten Bevölkerungstabellen ist die Zahl junger Männer und junger Frauen zwischen fünfzehn und fünfunddreißig Jahren auf dem Lande beinahe gleich; aber in den englischen Städten gib es 203.912 mehr Frauen als Männer. In London allein übertrifft die Zahl der Frauen die der Männer um 72.312. In Schottland ist es geradeso. In Edinburg sind 15.556 mehr Frauen als Männer, ein größeres Verhältnis als in irgendeiner anderen Stadt des Königreiches.

Wenn wir dieses bedenken und dazu die große Zahl von Männern in Betracht ziehen, die nicht heiraten, sondern entweder in geschlechtlicher Enthaltsamkeit leben oder sich mit der Gesellschaft öffentlicher Dirnen begnügen, und die große Zahl beider Geschlechter, die erst spät im Leben heiraten können, weil sie nicht imstande sind, eine Familie zu erhalten, werden wir eine kleine Vorstellung gewinnen von dem Elend, welches das weibliche Geschlecht durch unbefriedigten Geschlechtstrieb, Mangel an Liebe und an den Freuden eines Familienlebens erduldet. Wie oft sehen wir leider junge, blühende Mädchen, die voll von Leben und Hoffnung heranreifen, und denen Jahr um Jahr dahingehen ohne jede Befriedigung der stärksten Leidenschaften und Empfindungen ihrer Natur! Ihre schöne natürliche Heiterkeit und Freude am Leben schwinden bald; sie werden unruhig, unzufrieden, unnatürlich, die Blüte flieht von ihren Wangen und das Lächeln von ihren Lippen; Unmut und Launenhaftigkeit treten an die Stelle der heiteren, sonnigen Stimmung, und Hysterie und die düstere Schar geschlechtlicher Krankheiten nehmen sie als ihre Beute in Anspruch.

Warum verschließen wir unsere Augen vor diesen Tatsachen oder stählen unsere Herzen gegen eine solche Wirklichkeit? Gibt es einen unter uns, der nicht aus Erfahrung die Macht der geschlechtlichen Begierden und die Qualen einer beständigen und systematischen Entsagung auf dieselben kennt? Der es ertragen kann, sein Leben ohne Genuß der süßesten menschlichen Freuden dahinschwinden zu sehen, während seine Mitmenschen um ihn die Vorteile und Segnungen genießen, deren er beraubt ist, ohne daß ein Gefühl von tiefliegender Unzufriedenheit, Neid, Eifersucht und Verzweiflung in seiner Brust brennt? Dazu leidet die Frau hierunter ganz besonders, denn bei unseren unglücklichen gesellschaftlichen Einrichtungen hängt sie viel ausschließlicher als der Mann von der Liebe ab. Dem Manne stehen viele andere Freuden offen, von welchen die Frau und besonders die unverheiratete Frau, die so wenig Freiheit hat, ausgeschlossen ist!

Fürwahr, unter allen langsamen und verzehrenden Qualen, die

von der Menschheit erduldet wurden, gibt es kaum eine, deren Betrachtung schmerzlicher ist als diejenige, welche Myriaden von Frauen erdulden, die in unserer Mitte leben. Der Lichtglanz verschwindet aus ihrem Leben, der kurze Traum der Romantik und der poetischen Liebe schwindet dahin in die kalte Wirklichkeit einer einförmigen, unerfüllten Existenz, und die Einsamkeit frißt in ihren Seelen."

Wies der Autor schon in diesen Betrachtungen auf die bösen Folgen unserer Gesellschaftsordnung hin, so macht er diese für die Hysterie der Frauen, für jenes Krankheitsbild, das stets mit den Geschlechtsorganen in Verbindung gebracht wurde, geradezu verantwortlich, wenn er in weiterer Ausführung seines Grundgedankens sagt: „Die Ursachen, welche den Weg zur Hysterie bahnen, sind in mancher Hinsicht denen der Bleichsucht ähnlich, nur daß sie vorzugsweise auf den Geist und das Nervensystem wirken, statt hauptsächlich die Ernährung und Blutbildung zu stören. Dahin gehören irrtümliche physische und geistige Erziehung, welche die Nerven und den Geist schwächen und zu Krankheiten geneigt machen. Aber die eigentümlichen Ursachen der Hysterie sind diejenigen, welche die geschlechtliche Begierde erregen, ohne sie zu befriedigen, und so diese Gefühle und die geschlechtlichen Nerven krankhaft und reizbar machen. Dies ist in der großen Mehrzahl der Fälle die Ursache der Hysterie. Ein junger indischer Offizier erzählte mir einmal, daß die Hysterie bei den Hindufrauen fast unbekannt ist, und wir wissen, daß es bei diesem Volke für eine religiöse Pflicht gilt, einem Mädchen einen Mann zu verschaffen, sobald die Menstruation beginnt. Sie halten es für eine Sünde, ein einziges der Möglichkeit nach vorhandenes Kind verloren gehen zu lassen.

Bei uns dagegen sind wenige Krankheiten so weit, so allgemein verbreitet. Die Hysterie ist gewöhnlich unter den reicheren Klassen, bei denen die geschlechtlichen Gefühle, sowohl wegen des Mangels an einer notwendigen Tätigkeit, welche den Geist beschäftigt, als auch aus verschiedenen anderen Ursachen, wie Romanlesen, Poesie, Tanz, Theater und so vielen anderen Aufregungen, welche die geschlechtlichen Begierden aufs höchste spannen und die Freuden der Liebe in den glänzendsten Farben malen, weit stärker entwickelt. Aber man findet sie bei allen Ständen, vom Palast bis zur Hütte; und in allen Ständen, wie wohl bekannt ist, verbringt die Mehrzahl der Frauen einen großen Teil ihres ganzen Lebens ohne jede Befriedigung des Geschlechtstriebes oder jener Sehnsucht, zu lieben und geliebt zu werden, die der göttlichste und stärkste Instinkt in der Brust der Jugend ist.

Der Leser erwäge diese Tatsachen, er bedenke, wer die Opfer der Krankheit sind – die unverheirateten, verwitweten oder unglücklich verheirateten Frauen; er untersuche die eigentümlichen physischen und geistigen Erscheinungen der Hysterie und ziehe den mächtigen, störenden Einfluß in Betracht, welchen die systematische Entsagung und Enttäuschung unserer stärksten, natürlichen Begierden auf ein zartes und empfindsames Mädchen ausüben muß, und ist es unmöglich, den Schluß zu vermeiden, daß dies die Hauptursache der Krankheit ist. Den natürlichen Begierden wird Einhalt getan, sie werden auf sich selbst zurückgeworfen, und es ist unvermeidlich, daß sie zerrüttet werden und daß ihre Zerrüttung allmählich das ganze Nervensystem angreift. Statt daß dem Strome der Gefühle gestattet wird, in seinem natürlichen Kanal, vor dem Auge des Tages, sich zu ergießen und alles umher zu erheitern und zu befruchten, wird er abgesperrt in den düsteren, verborgenen Höhlen des Geistes, um dort Überschwemmung und Verwüstung zu verursachen. Was der Stolz und die Freude des jungen Mädchens hätte sein sollen, wird seine Scham und Qual; sie muß ihre lebhaften und schönen Gefühle zu verbergen und zurückzudrängen suchen – die Unglückliche! Und können wir uns wundern, daß Verwirrung, Schüchternheit und Entkräftung die Folge sind? Die Natur kann diesen beständigen Zustand der Sklaverei nicht vertragen, und immer wieder zeigt sie in den hysterischen Krämpfen, in dem wilden Aufruhr hysterischer Erregung oder in dem wahnsinnigen Taumel der Nymphomanie (des Liebeswahnsinnes), daß sie nicht unterdrückt werden will. Die Leidenschaften der Jugend sind ein vulkanisches Feuer, das am Ende alle Hindernisse durchbricht.

Ist es recht, daß ein weiser und fühlender Mensch sich weigert, diese Tatsachen zu sehen? Was er auch zu tun vermag, dieses ungeheure Übel zu heilen oder zu verhüten, seine Ursache steht fest. Die Menschen wollen sich nicht von den melancholischen Folgen geschlechtlicher Enthaltsamkeit überzeugen und tadeln lieber die Kranke, daß sie Begierden nachgibt, die nicht befriedigt werden können. Es kann nicht sein, daß ihre eigentümliche, vergötterte Tugend so viel Elend mit sich bringt: der Fehler kann unmöglich in ihr liegen, sondern muß in unserer Erbsünde und unserer verkehrten Natur begründet sein. So schreiben sie nach dem eingewöhnten, eingewurzelten Irrtum der christlichen Moralisten die Schuld der Natur zu, der allvollkommenen; und klagen hoffnungslos über die schlechte Natur des Menschen, statt zu versuchen, ihr eigenes fehlerhaftes System zu bessern!“ – – –

Weib – Liebe – Sexualität! Drei Begriffe, untrennbar, einer ohne den andern nichtssagend, unvollständig! Drei Begriffe, die die Welt regieren, seit sie besteht! – – – Adam und Eva!

„Da stieg ein Nebel von der Erde auf und tränkte den Boden. Und Jehova bildete den Menschen aus feuchter Erde; und er blies den Lebenshauch in seine Nase. Und Jehova sprach: ‚Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei; eine Hilfe will ich machen ihm zur Seite.' Und er ließ fallen auf den Menschen einen tiefen Schlaf, und er nahm eine von seinen Rippen und schloß dafür Fleisch ein. Und aus dieser Rippe baute Jehova ein Weib und führte es dem Menschen zu. Und da sprach der Mensch: ‚Das ist Bein von meinen Beinen und Fleisch von meinem Fleische, und sie heiße Männin!'

Das ist die erste Liebesgeschichte. Seither haben alle Menschen Liebesgeschichten gelebt, alle Dichter Liebesgeschichten geschrieben und alle warmen Herzen gerne Liebesgeschichten vernommen. Und seit Jahrtausenden, als die Menschheit ihr Dasein mißt, ist die Liebe gleich geblieben, wie die Rose sich gleich geblieben ist auf dem Dornenstrauche der Wildnis. Wie Zeloten auch bestrebt waren, die Liebe in härenem Büßersacke zu ersticken, mit der Hölle zu begraben, wie auch die Gesellschaft seit jeher bedacht war, das Elementare in mildere Formen zu hüllen, es ihren praktischen Zwecken anzupassen – die Liebe ist sich gleich geblieben wie die Glut des Feuers, das wohl gelöscht werden kann, aber nicht gekühlt.

Wo die Liebe herrscht, da fallen alle Schranken, da sinken alle Hüllen der Kultur, und das letzte ist, was das erste war: Adam und Eva." (P. K. Rosegger.)

Hans Baldung-Grien (1475—1545):
Adam und Eva

Konrad Meit (um 1520): Adam und Eva

Die Erotik des Weibes

Sexualität und Erotik.

Der Geschlechtstrieb als Naturtrieb – Differenzierung der Begriffe Sexualität und Erotik – Erotik und Erotisierung – Die Sinnesorgane als Hilfstruppen der Erotik.

In fast allen Werken, die sich mit dem Sexualproblem befassen, finden wir die Schilderung des Geschlechtstriebes derart ausgeführt, daß er vom Zentralnervensystem ausgehend, sich zu einer gewissen Zeitperiode entwickle, eine gewisse Zeit hindurch bestehen bleibe, der Betätigung harre und der Fortpflanzung sowie der Erhaltung der Rasse zu dienen habe. Ein Naturtrieb, der, wie ich schon erwähnte, allen anderen Naturtrieben vergleichbar, seine Stillung finden will, dazu aber gewisser Umstände bedarf. Das, was für Hunger und Durst Speise und Trank bedeutet, bedeutet für den Geschlechtstrieb das Gegenobjekt; ein zweites Wesen, das durch seine Wesenheit und durch eine Unsumme von Erscheinungen und Umständen anziehend wirken muß, um den Geschlechtstrieb vorerst zu wecken, späterhin aber zu stillen. Der Geschlechtstrieb unterscheidet sich also von Hunger und Durst dadurch, daß er nicht so wie diese Naturtriebe periodisch, automatisch auftritt und unbedingt seiner Stillung und Erfüllung bedarf, sondern daß er, wenn auch im Einzelindividuum zur Zeit der Geschlechtsreife erwacht, dennoch nicht betätigt und erfüllt werden muß. In dem Müssen liegt das hauptsächlichste Moment. Essen und trinken muß der Mensch, um seine Gesundheit, sein Leben zu erhalten; geschlechtlich betätigen soll sich der Mensch; er muß es nicht unbedingt, wie uns die Beispiele des Asketentums beweisen könnten. Ein Verleugnen des Geschlechtstriebes, eine Verweigerung der Erfüllung desselben wirkt wohl schädigend auf Körper und Geist, nicht aber zerstörend. Der Geschlechtstrieb läßt sich eindämmen und regulieren. Das „Ob und Wie" ist abhängig von der Veranlagung, von der Erziehung, von dem Willen des Menschen, nicht aber von rein körperlichen Momenten, von Triebsymptomen, wie sie sich etwa in Hunger und Durst äußern.

Das Wollen und Wünschen des Menschen, diesen seinen Sexualtrieb zu

betätigen, das von Gott Eros, vom Gotte der verlangenden Liebe, diktierte Wünschen und Wollen ist es, das den Begriff der Erotik summiert und darstellt; ein Begriff, welcher in falscher Deutung so gerne mit Sexualität identifiziert wird. Erotik und Sexualität sind nicht dasselbe; sie stehen auch nicht zueinander in einer Art von Abhängigkeit in dem Sinne, daß die eine etwa erst durch die andere erzeugt werde. Es handelt sich vielmehr um zwei auf demselben Empfindungskomplex basierende Sinneserscheinungen, deren eine angeboren ist – die Sexualität – deren andere jedoch erworben ist, und die Auslösung, die Betätigung dieser erstgenannten darstellt – die Erotik. Diese Betätigung ist selbstverständlich kausal absolut abhängig von der Stärke des Triebes, fast identisch mit dem Wollen und Wünschen des betreffenden Individuums zu seiner Betätigung und auch abhängig von dem Grade der Hemmungen im Menschen selbst. In Berücksichtigung dieser Definition und Differenzierung zwischen Sexualität und Erotik wird uns klar, daß sich namentlich im vulgären Sprachgebrauch eine fehlerhafte Vereinigung dieser beiden Begriffe eingebürgert hat, ebenso wie auch das Wort „Erotik" oder „erotisch" nur zu oft ganz falsch angewendet wird.

Sexuell veranlagt ist mit Rücksicht auf die Naturanlage des Sexualtriebes jeder Mensch; erotisch ist jedoch nur derjenige, dessen Sexualiät hemmungslos und überall Betätigung sucht. Diese Betätigung muß aber keineswegs zum Geschlechtsakt führen, sondern kann sich schon durch die Eindrücke irgendeines Sinnesorganes befriedigt sehen.

Die Sexualität schlummert schon im neugeborenen Kind, wird zur Zeit der Geschlechtsreife wach, steigert sich einige Jahre hindurch bis zu einem gewissen Höhepunkt, um dann wieder langsam zu vergehen. Die Erotik hingegen ist im Menschen etwas Gewolltes, etwas Anerzogenes. In dem einen Falle, durch die verschiedensten Gelegenheitsursachen schon frühzeitig hoch entwickelt, sich immer mehr steigernd, liefert sie die weitverbreitete Klasse der hocherotischen Menschen; in dem anderen Falle, nicht wachgerufen oder durch eine bestimmte Erziehung gewaltsam in ihrer Entfaltung behindert oder unterdrückt, liefert sie die Klasse des nichterotischen, sexuell indifferenten Individuen. Mag nun der Mensch erotisch sein oder nicht, er bedarf unter allen Umständen zur Betätigung der ihm angeborenen Sexualität der verschiedensten Hilfsmittel, der verschiedensten Eindrücke und Empfindungen, durch die er, vielleicht auch bloß vorübergehend, erotisch wird. Nur der erotisierte Mensch kann seine Sexualität stillen!

Wie das Wort Erotik als solches falsch angewandt wird, ebenso steht es auch mit der Bezeichnung der Auslösungsmöglichkeiten eines sexuellen Empfindens. Diese können, auf das Einzelindividuum bezogen, zweierlei Art sein. Passiv oder aktiv, erotisch oder erotisierend. All die Ereignisse, Dinge und Umstände, die so gerne kurzweg als erotisch bezeichnet werden, sind nicht erotisch, sondern erotisierend, das heißt sie wirken erotisch auf ein Individuum. In dem Begriffe „erotisch" liegt also der Begriff der Passivität, im Gegensatze zu der Aktivität, die das Wort „erotisierend" in sich enthält. Wir werden Gelegenheit haben, bei Bewertung aller Wirkungen der verschiedenen Sinnesorgane und deren Eindrücke auf das Sexualleben des Menschen auf diesen Unterschied oft hinzuweisen.

Wenn wir es gewagt haben, dieses Kapitel mit Erotik des Weibes zu überschreiben, so taten wir es deshalb, weil wir in ihm den Beweis zu liefern versuchen, daß auch das keusche, schamhafte, sittenstrenge Weib über seine ganz bestimmte, ihm eigene Erotik verfügt; daß es ebenso all seine Sexualität nur dann betätigt und betätigen kann, wenn es den bald geheim, bald überlaut in ihm drängenden Forderungen seiner Erotik Gehör schenkt. Die Erotik des Weibes ist – das sei schon jetzt vorausgeschickt – durch so typische, sich fast immer und überall gleichbleibende Eigentümlichkeiten charakterisiert, daß sie als eine dem Weibe eigene bezeichnet werden darf.

Schon bei Besprechung des Themas „Sexualleben des Weibes" hatten wir Gelegenheit, auf verschiedene Momente hinzuweisen, welche für dieses selbst ausschlaggebend sein können. Wir sprachen davon, daß die Betätigung des Geschlechtstriebes in seinem Anfangsstadium der Tumeszenz, des Anschwellens der sexuellen Begierde, von den verschiedensten Handlungen begleitet sein müsse, die landläufig unter dem Sammelbegriff der Werbung oder Bewerbung von seiten des Mannes zusammengefaßt werden. Dieser Sammelbegriff beinhaltet eine Summe von Reizerscheinungen, die dem Gebiete der verschiedenen Sinnesorgane entliehen sind. Erst die Summierung all dieser Reizerscheinungen ist es, die aus dem Stadium der Tumeszenz in das Stadium der Kontrektation, der geschlechtlichen Vereinigung hinüberleitet.

Diese Reizerscheinungen werden gewöhnlich als sexuelle Hilfstruppen bezeichnet, sind aber meiner Meinung nach weniger Hilfstruppen der Sexualität als vielmehr der Erotik. Denn ohne diese Hilfstruppen der Sinnesorgane ist wohl Sexualität als solche, niemals aber eine wirkliche Betätigung dieser Sexualität, also eine Erotik möglich. Mag auch in der Regel die Wirkung dieser Eindrücke auf das Zentralnervensystem eine direkte sein, so kann

auch schon das bloße Wachrufen von Erinnerungsbildern einstmals empfangener ähnlicher Eindrücke an sich, erotisierend wirken. Diese Art käme etwa bei dem von uns im vorhergehenden Kapitel geschilderten sexuellen Leben der alternden Frau in Betracht, die sich durch das Schwelgen in den Erinnerungen an längst vergangene sexuelle Erlebnisse gewissermaßen selbst erotisiert.

Der Alltagsmensch weiß und ahnt es nicht, wie sehr alle Sinnesorgane seines Körpers im Dienste dieser Erotik stehen. Tast-, Gesichts-, Geruchs-, Gehörs- und Geschmackssinn, sie alle sind Gott Eros, diesem mächtigen Beherrscher unseres Lebens, untertan, gehorchen willig seinen leisesten Forderungen und Befehlen. Der oft zitierte Havelock Ellis will zwar den Geschmackssinn von dieser Tyrannei ausgeschlossen wissen und will ihn als einen dem Geruchssinn unterworfenen Satrapen hinstellen. Es wird mir aber auch ohne Hinweis auf sexuelle Perversitäten leicht gelingen, später nachzuweisen, daß es keine Ausnahme auch nur eines der vorerwähnten Sinne gibt.

Wir wollen nunmehr die Analyse dieser Sinnesorgane mit Rücksicht auf ihr Verhältnis zur Erotik der Reihe nach durchführen und beginnen mit dem in dieser Hinsicht wichtigsten Sinn, dem Tastsinn.

Der Tastsinn.

Die erogenen Zonen – Betätigung des Tastsinnes – Das Streicheln – Das Liebkosen – Der Kuß – Die verschiedenen Arten des Kusses – Kuß und Wollust.

Gleich, als hätte die Natur dieses große Wunder, die Unterwerfung des Tastsinnes unter die Herrschaft der Erotik geahnt oder gewollt, hat sie den Körper des Weibes, wie wir schon gelegentlich der Besprechung unseres ersten Kapitels hervorgehoben haben, an einzelnen Stellen mit feinsten Nervenbezirken ausgestattet, die, als erogene Zonen bezeichnet, vornehmlich in den Dienst der Erotik gestellt erscheinen. Als hauptsächlichste dieser Zonen erwähne ich die Warze der Brustdrüsen und jene Bezirke der Scheide, die in innigem Kontakt mit dem empfindlichsten Reizzentrum, dem Kitzler, stehen.

Neben diesen hochwertigen Reizzonen gibt es aber an der Oberfläche des weiblichen Körpers, allerdings individuell verschieden, noch einzelne andere Hautbezirke, die mehr oder minder empfänglich sind, einwandfrei aber gleichfalls als erogen bezeichnet werden müssen. Es gelang den Forschungen der Physiologie, den Nachweis zu erbringen, daß alle Partien des menschlichen Körpers, die landläufig als „kitzliche Stellen“ bezeichnet werden, ur-

Lancret: Präliminarien

Hans Makart (1840—1884): Die fünf Sinne

sprünglich eigentlich rein erogener, erotisch reizbarer Natur sind. Manche Frauen haben eine solche Zone entlang des Nackens, manche innerhalb der Ohrmuschel, andere wieder entlang der Wirbelsäule, sich gegen das Gesäß zu immer mehr steigernd. Und wenn wir in alten Werken, welche sich mit dem Sexualleben im Orient befassen, der Tatsache Erwähnung finden, daß es mit zu einer weit verbreiteten und beliebten Art sexueller Ausschweifungen gehört, sich die Fußsohlen kitzeln zu lassen, so wissen wir heute, daß darin ein Reiz der erogenen Zonen an der Fußsohle zu suchen ist.

All die eben genannten, dem Tastsinn unterworfenen erogenen Zonen, an deren oberste Stelle zunächst die Bezirke der Geschlechtsteile, also Scheide, Schamlippen und Kitzler gestellt werden müssen, dienen im aktiven Sinne der Erotik. Das heißt, jeder auf sie ausgeübte Reiz steigert die Erotik, wirkt also auf das Weib erotisierend. Sind schon die an den verschiedenen Stellen der äußeren Körperdecke vorhandenen erogenen Zonen für Berührungsreize überaus empfindlich, stellen die Schleimhautbezirke der Scheide, die Schamlippen und der Kitzler gleichsam die Brennpunkte erotisierender Reizbarkeit dar, so hat die allweise Natur trotzdem noch andere, scheinbar ganz unansehnliche Bezirke des menschlichen Körpers mit einem Übermaß hochempfindlicher Nerven bedacht und diese mit dem Hauptzentrum des Geschlechtstriebes im Gehirne in Zusammenhang gebracht. Ich denke an jene Körperstellen, wo ein Übergang der äußeren Hautdecke in eine Schleimhaut nachweisbar ist. Der Übergang der großen Schamlippen, der äußeren Begrenzung der Scheide, in die mit Schleimhaut bedeckten Innenpartien der Geschlechtsöffnung, mehr aber noch der Mund mit seinen überaus empfindlichen Lippen, stellen solche Bezirke dar.

Die Bedeutung dieser letzteren, dem Tastsinn unterworfenen Zonen für die Erotik ist von solcher Größe, daß wir uns sehr genau mit ihnen beschäftigen müssen. Vorerst aber wollen wir eine kurze Beschreibung geben, wie der Tastsinn „arbeitet", wie der Reiz eigentlich zustande kommt.

Blicken wir, wie schon so oft, wieder auf das Tierreich, so sehen wir, daß schon das junge Tier das Verlangen zeigt, sich an das Muttertier anzuschmiegen, eine Berührungsfläche mit ihm zu finden. Mag in dieser instinktiven Handlung vielleicht nichts anderes zu suchen sein, als das Verlangen nach der Wärme und dem Schutze von seiten des Muttertieres, so ist doch die Tatsache eines angenehmen Empfindens auf seiten des Jungen nicht abzuleugnen. Experimentelle Versuche gingen dahin, daß man junge Tiere, um ihnen die entsprechende Wärmemenge zuzuführen und zu erhalten, in Watte und warme

Tücher einhüllte; und dennoch suchten auch diese Tiere immer wieder den Kontakt mit dem Muttertiere. Ganz ähnliche Verhältnisse, wie wir sie ja auch bei dem kleinen Kind nachweisen können.

Ich stehe entschieden der Ansicht der Freudschen Theorie, daß das neugeborene Kind bereits durch den Saugakt erotisch empfinden könne, ablehnend gegenüber und kann derartige Deutungen trotz ihrer verlockenden Erklärungen nicht anerkennen. Immerhin jedoch muß die Tatsache wundernehmen, daß jedes größere Kind gewaltsam eine Berührungsmöglichkeit mit Erwachsenen, vornehmlich mit der Mutter sucht, daß jedes Kind danach strebt, „verhätschelt" (es gibt für diese Handlung wohl keinen anderen und besseren Ausdruck), gestreichelt, geliebkost zu werden. Wenn das kleine Kind eine Gefahr wittert, fühlt es sich nicht schon sicher und geborgen, wenn es sich an die Mutter drückt, wenn es bloß den Rockzipf der Mutter erhaschen kann?

Diese Arten der Tastempfindungen und Betätigungen des Tastsinnes möchte ich als das einfachste Stadium hinstellen, aus dem sich nach und nach die feinere Empfindsamkeit in der aktiven und passiven Betätigung des Tastsinnes entwickelt. Aktiv in dem Sinne, daß das Kind alsbald andere Kinder, seine Eltern und die ihm liebgewordenen Menschen zu streicheln beginnt, passiv dadurch, daß es selbst mit immer größerem Vergnügen Liebkosungen und Streicheln quittiert.

Was drückt das Wort „streicheln" aus? Es besteht in einer sanften Berührung einzelner Körperstellen durch die über sie gleitende Innenfläche der Hand. Die Höhe des durch diese Berührung hervorgerufenen Reizes unterliegt je nach der Körperstelle und der Art der Berührung den mannigfachsten Schwankungen. So erklärt es sich, daß das sanfte Streicheln einer samtweichen Hand überaus wohltuend empfunden wird, während das Streicheln einer derben schwieligen Hand, selbst wenn sie einem geliebten Individuum angehört, in weit geringerem Maße angenehme Reizwirkungen auslöst. Dasselbe Streicheln, das beim Kinde die primärste Art der harmlosen Liebkosung darstellt, wirkt später im Liebesleben der Erwachsenen erotisierend auf die gestreichelte, gleichzeitig aber auch erotisch für die streichelnde Person. Wir sehen hier den ersten Fall der Betätigung eines Sinnesorganes, die für beide Teile in ihrer Wirkung gleichartig ist. Solche Fälle zu besprechen werden wir noch oft Gelegenheit haben.

Jedes Kind will nicht bloß gestreichelt, es will auch geliebkost werden. Die primitivste Art einer Liebkosung äußert sich darin, daß ein Mensch den

Körper des anderen geliebten Menschen möglichst stark an sich drückt. Eine gewollte Betätigung der Tastempfindungen durch das Aneinanderdrücken zweier Körper, die durch die Größe der Berührungsflächen die Stärke des Reizes selbst steigert. Die Mutter drückt das Kind an ihre „liebende Brust"! Und wieder dann in späteren Jahren dasselbe Bild beim Erwachsenen, bei zwei liebenden Menschen, die eine körperliche Kontaktwirkung suchen, und wäre sie selbst noch so geringer und vorübergehender Art. Man denke doch bloß an die Alltagserscheinungen des „Hand-in-Hand"-Gehens, des „Arm-in-Arm"-Gehens zweier Liebender! Man denke bloß an die vielen heimlichen Berührungsmanöver, die bei Liebenden beliebt sind, die in langer, erfindungsreicher Kette von einem leisen, verstohlenen, vielsagenden Händedruck bis zu dem unter dem Schutze der Tischdecke geübten Aneinanderdrücken der Knie und Beine führen. Das, was im Liebesleben oft als erster Annäherungsversuch, gleichsam als eine Anfrage zu deuten ist, das scheinbar unbeabsichtigte Berühren zweier verschieden geschlechtlicher Menschen, ist es nicht ein Beispiel für die stets hilfsbereite Dienstfertigkeit des Tastsinnes? Bedeutet das Gewährenlassen in diesem Falle nicht schon ein leises, vielversprechendes Ja?

Gehen wir noch einen Schritt weiter und fragen wir, warum der Tanz im Leben Liebender eine solch große Rolle spiele, warum der Tanz im Leben jedes Weibes eine Rolle spielt oder gespielt hat? Ist er nicht eine von der Gesellschaft, von der „Moral" und den „guten Sitten" erlaubte, gutgeheißene Institution, die wie keine andere vor den Augen der Öffentlichkeit die Möglichkeit einer körperlichen Berührung zweier Menschen gestattet und begünstigt? Kleidet sich das Weib für den Tanz wirklich nur deshalb so leicht, um so der erhöhten Transpiration zu begegnen, oder liegt nicht auch ein wenig Absicht in der Wahl des Stoffes? Vielleicht etwa die Absicht, zwischen die beiden, sich beim Tanze berührenden Körperstellen nur ein möglichst zartes Gewebe zu setzen? Wir wollen den Tanz noch an anderer Stelle behandeln; hier soll bloß das Moment der Körperberührung, das Vasallentum des Tastsinnes entsprechend betont werden.

Galt unsere bisherige Besprechung des Streichelns und Liebkosens jenen Bewegungs- und Berührungsarten zweier Körperteile, die unter Umständen erotisch und erotisierend wirken können, so erscheinen sie alle in dieser ihrer Wirkung verschwindend klein gegenüber ihrer Betätigung an jenen Bezirken, die wir als erogen bezeichnet haben, verschwindend klein gegenüber den elementaren Folgen, die sie an den exquisiten Zentren der Erotik – womit ich

eben jene Stellen der Übergänge von der äußeren Hautdecke in die Schleimhaut bezeichnet wissen will – hervorrufen. Ein Streicheln, ein Berühren, ein sanftes Drücken all der vielen erogenen Zonen bringt beim Weibe die Nervenendungen dieser Bezirke in einen Aufruhr, der sich auf dem Wege der Nervenbahnen dem Zentralnervensystem, dem Sexualzentrum, mitteilt und so das erste Stadium der Tumeszenz zu bewirken vermag. Es ist eine bekannte Tatsache, daß – wie ich ja schon in dem ersten Kapitel dieses Buches erwähnte – ein leises Streicheln der Brustwarzen eine Erektion derselben, ein Härter- und Größerwerden, ein stärkeres Hervortreten über das Niveau der Brustdrüse bewirkt. Es ist eine ebenso erwiesene Tatsache, daß ein ähnliches Streicheln und Berühren der großen Schamlippen und des Kitzlers dieselben Erscheinungen hervorruft, welche sich hier aber in einem Anschwellen dieser Teile kennzeichnen. Durch die Berührung und das Streicheln dieser Teile kommen erotische Reizerscheinungen zustande, die naturgemäß in Anbetracht der gewissermaßen spezialisierten Bestimmung dieser Körperpartien in ihrer Wirkung weitaus stärker und nachhaltender sein müssen als alle übrigen. Kann unter Umständen durch ein Streicheln der Brustwarzen der Höhepunkt der Tumeszenz vielleicht in einem gewissen Zeitabschnitte erzielt werden, so kann derselbe Höhepunkt durch ein Streicheln einer dieser exquisit erogenen Partien schon in einem Bruchteil dieser Zeit eintreten.

Die Höhe des erzielten Reizes, ebenso wie die Dauer, welche hierzu nötig ist, steht in einem direkten Verhältnis zur Reizbarkeit der Person selbst. Indifferente, kühle Menschen bedürfen länger als hochsinnlich veranlagte Individuen. Doch nicht nur das! Auch die den Reiz verursachende Person bleibt nicht ohne Einfluß auf Art, Höhe und Dauer der durch sie ausgelösten erotischen Wirkungen; sie und das Milieu! Doch davon später!

Gehen wir in der Analyse unserer Betrachtung weiter, so kommen wir nun zu jenen Reizerscheinungen, die durch die gegenseitige Berührung der höchsten Reizbezirke hervorgerufen werden.

Das Auflegen des Mundes eines Individuums auf irgendeine Körperstelle eines anderen Menschen nennen wir Kuß. Mehr als bei Berührungsreizen können wir hier die Verschiedenheit seiner Wirkungen je nach Person, Art und Gelegenheit konstatieren.

Der Kuß kann erotisch und erotisierend zugleich wirken, wenn er in den Dienst der Sexualität gestellt ist; der keusche Kuß, jener Kuß, den etwa Eltern auf die Stirne ihrer Kinder, den Freunde einander beim Abschied oder als

Zeichen der Freude beim Wiedersehen auf die Wange drücken, ist gewiß nicht in den Dienst der Erotik gestellt. Er ist ein uns von Kindesbeinen ab vertrautes Symbol unserer inneren Liebes- und Freundschaftsgefühle, die fernab von den Gefühlen der Sexualität stehen. Der Kuß von Mund zu Mund, er bedeutet nichts anderes, als das Aufeinanderlegen und -drücken zweier hocherogener Übergangspartien von äußerer Haut und Schleimhautlippen. Nicht ohne Grund spielt er im Liebesleben des Menschen die große Rolle. Er ist das erste Wunder auf dem Liebespfade! Der „erste Kuß" wird immer begehrt, immer gewährt, wo Liebe beginnt, wo die erste Andeutung gegenseitigen sexuellen Verlangens gesucht und gegeben wird. Der Kuß von Lippenpaar zu Lippenpaar stellt den beiderseitig gewollten Beginn des Tumeszenzstadiums dar. Kann doch das durch ihn hervorgerufene angenehme Gefühl nicht anders gedeutet werden! Leicht läßt sich aus dieser Erkenntnis auch die Vorliebe des weiblichen Geschlechtes für das Küssen als solches erklären. Das Weib küßt gerne und läßt sich auch dann gerne küssen, wenn es an eine wirkliche Erfüllung der Tumeszenz, also an Wollust, gar nicht denkt oder aber noch nicht denken will. Ich denke hier an die gewiß auch im Dienste der Erotik stehenden zahllosen Küsse, die von Backfischen untereinander so gerne, so konsequent gegeben und genommen werden. Eine unbewußte Erotisierung zweier gleichgeschlechtlicher Individuen! Wie so ganz anders ist im Gegensatze dazu der Kuß zweier Liebender, der nebst den anderen, noch zu besprechenden Umständen alle Stadien der Tumeszenz und Detumeszenz mit durchläuft, der sogar durch gewisse Modifikationen die Tumeszenz zu beschleunigen, zu erhöhen versteht, wie beispielsweise der allbekannte Zungenkuß. Sein Wesen besteht darin, daß die beiden Menschen neben dem Aufeinanderliegen der beiden bebenden Lippenpaare noch dadurch neue Reize hervorzurufen vermögen, daß sie die Zungenspitzen mit ihren zarten Nervenendigungen gegeneinander pressen und schlagen. Er gilt deshalb als das Urbild des unkeuschen Kusses, weil die Frau durch die Gewährung oder durch die Verabreichung eines solchen Kusses ihr sexuelles Wünschen und Begehren geradezu offenbart, im Gegensatz zu dem verneinenden, keuschen Kuß, der nur mit krampfhaft verschlossenen Lippen gegeben wird.

Es ist höchst interessant, zu hören, daß die verschiedenen, uns überlieferten Schriftwerke der altindischen Erotik geradezu Vorschriftsmaßregeln für die verschiedenen Arten des Kusses gaben. In dem Hauptwerke derselben, dem „Vatsyayama", das uns eine erschöpfende Darstellung des ganzen Liebeslebens gibt, uns den Inder von der Wiege bis zum Grabe in allen Stadien

der Liebe vorführt und gleichsam als Vademekum der Liebeskunst gilt, finden wir die Einteilung der Küsse in drei verschiedene Arten. Der erste derselben, der „nimi-taka", wird folgendermaßen charakterisiert: „Wenn das Mädchen mit Gewalt aufgefordert, auf den Mund des Liebhabers seinen Mund legt, ohne aber damit Bewegungen zu machen, so ist das der gemessene Kuß." Die zweite Art, der „sphuri-taka": „Wenn es nur wenig dreist die in seinen Mund hineingedrängte Lippe zu erfassen verlangt und seine eigene Unterlippe zucken läßt, von der oberen aber das nicht duldet, dann ist es der zuckende Kuß"; und als dritte oberste Stufe der „ghatti-taka": „Wenn es, die Augen geschlossen, mit der Hand die Augen des Liebhabers bedeckend, ein wenig zufaßt und mit der Zungenspitze stößt, so ist das der stoßende Kuß." Diese drei Arten der Küsse galten also schon im alten Indien als Maßstab des Verlangens der Frau nach dem Manne. Tausende von Jahren sind in die Welt gezogen und unsere Frauen küssen noch immer ganz nach Vorschrift der altindischen Erotik, ohne zu wissen warum!

Fast könnte es bei oberflächlicher Beurteilung und Einschätzung der verschiedenen Lebensäußerungen im Liebesleben scheinen, als wäre der Kuß als ein Privilegium der Spezies Mensch aufzufassen, als läge in diesem Ausdrucksmittel der Zuneigung zweier Menschenkinder ein durch die Kultur geschaffenes Vorrecht des menschlichen Geschlechtes. Ein kritisch beobachtender Blick in die Gewohnheiten des Tierreiches zeigt uns aber, daß auch das in der Entwicklungsreihe höher stehende Tier vor der geschlechtlichen Betätigung, also gleichsam als Einleitung zu dem Geschlechtsakte ganz bestimmte, typisch wiederkehrende, als Liebesspiele oder Liebesbezeigungen aufzufassende Handlungen vollzieht, die nicht allzu selten kußähnliche Erscheinungen aufweisen. Sie alle haben bestimmt keinen anderen Zweck zu erfüllen als eine Steigerung des Tumeszenzstadiums, wobei auch hier dem Tastsinne eine große Rolle zugedacht ist. Weitaus größer allerdings ist der Reiz, welcher auf dem Wege des Geruch- und Geschmacksinnes übermittelt wird, und so ist auch die typische Gewohnheit, daß das Männchen vor dem Geschlechtsakt die Geschlechtsteile des Weibchens beschnuppert, als Vorakt zu erklären. Dieser im Tierreiche fast obligate und als normal anerkannte Vorgang wird nun auch vom Menschen geübt. Muß er hier wirklich als abnormal, als pervers gedeutet werden?? Der berühmte und führende, von mir schon so oft zitierte Sexualforscher Havelock Ellis beschäftigte sich eingehend mit dieser Frage und wies darauf hin, daß solche Küsse nicht als unnatürlich betrachtet werden dürfen. Er sagt: „Als Form der Kontrektation und als Hilfsmittel der Tumeszenz sind

Lovis Corinth: Leda mit dem Schwan

Leda mit Schwan

Italienisch, 17. Jahrhundert

sie daher etwas Natürliches, obwohl sie nicht als ästhetisch betrachtet werden können. Sie werden unnatürlich, in dem wahren Sinne des Wortes Perversionen, wenn sie dazu gebraucht werden, nicht nur die Tumeszenz zu verschaffen, sondern auch die Detumeszenz." Als ein die Erotik steigerndes, das geschlechtliche Verlangen verstärkendes Mittel findet diese Art des Kusses also die volle Anerkennung dieses Forschers, nicht aber als Ersatz für den Geschlechtsakt als solchen!

Gerade diese Art des Kusses gibt uns neben dem Umstand, daß sie ihre Betätigung in den höchst entwickelten erogenen Zonen sucht und findet, gleichzeitig den Beweis dafür, daß bei jeder Art des Kusses nicht bloß der Tastsinn die führende Rolle spiele, sondern daß auch der Geruchssinn ganz erheblich beteiligt sei. So wie beim Tiere, erlangte gewiß auch beim Menschen der Kuß in allen seinen Abarten durch die Mitwirkung des Geruchssinnes jene große Rolle, die er im Liebesleben spielt. Die Erotik des Weibes ist – offen sei es gesagt – auf den Kuß als solchen unbedingt eingestellt. Mag es sich nun um den Zungenkuß oder um welchen Kuß immer handeln! Das Weib will durch seinen Kuß den Mann möglichst stark erotisieren, will andererseits durch den Kuß des Mannes selbst stark erotisiert werden. Verstellung und falsche Scham ist es, wenn das Weib diese Tatsache leugnet und sein Verlangen nach dem Kuß nicht zugestehen will. Es gibt kein einziges Weib, welches Küsse jeglicher Art nicht verlangen und gerne dulden würde; selbst jenes Weib, welches vielleicht jahrelang den strengsten Forderungen der Keuschheit entsprochen hat, selbst jenes Weib, das in den Stadien der Tumeszenz und Detumeszenz, in dem Feuer seines höchsten Wollustempfindens das Trugbild seiner Keuschheit sorgsam zu bewahren trachtet! – Auch dieses Weib wird nur allzubald all ihre keuschen Grundsätze über Bord werfen und sich der Wirkung „unkeuscher und unästhetischer" Küsse gerne hingeben, wenn es nur einmal durch einen einzigen solchen Kuß voll und ganz erotisiert worden war.

In aller Kürze habe ich mich bemüht, den Einfluß des Tastsinnes auf die Erotik des Weibes zu erklären; wir sehen, daß sowohl das Streicheln als primitivste Art des Reizes, als auch der vollendetste Kuß als höchste Betätigung zum Weibe gehend, vom Weibe kommend, der Erotik diene; erotisierend und erotisch zugleich. Der Tastsinn findet bei diesem Dienste in den feinen Nerven tausend willfährige Diener, in der Sexualität einen strengen, unersättlichen Tyrannen, dem er unbedingt und immer gehorchen muß.

Differenzierung der Düfte – Eigenduft des menschlichen Körpers – Der Duft des Weibes – Der Duft des Mannes – Das Salben des Körpers im Altertum – Kosmetik im Dienste der Erotik – Duft und Liebeszauber – Volksaberglaube – Geruch und Geschmack.

Neben dem Tastsinn spielt, so unwahrscheinlich es auch im ersten Moment erscheinen mag, der Geruchsinn eine große Rolle in der Erotik des Weibes.

Ehe ich auf eine genaue Schilderung dieses Themas eingehe, dürfte es zweckmäßig erscheinen, einige allgemeine Betrachtungen über das Wesen dieses Sinnes und über seine auslösenden Faktoren anzustellen.

Der Geruchsinn des Menschen unterliegt den mannigfaltigsten Schwankungen sowohl dem Einzelindividuum, als auch dem Alter und der Rasse desselben nach. Es gibt Menschen, deren Geruchsinn vom Haus aus unterentwickelt ist. Solche Individuen können niemals auf die Höhe eines Empfindens gelangen, gleich als ob sie die Natur dieses wichtigen Hilfssinnes gänzlich beraubt oder aber ihn zumindest ganz erheblich geschmälert hätte. Das kleine Kind pflegt in der Regel gegen Gerüche indifferent zu sein, weil es diese noch nicht zu unterscheiden gelernt hat. Erst mit der Zeit und durch die mit ihr stets fortschreitende körperliche Entwicklung scheint sich auch der Geruchsinn nach und nach bis zu einer gewissen Höhe zu entwickeln, auf der er dann das ganze Leben hindurch stehenbleibt, soweit es sich um normale, gesunde Menschen handelt. Das Kind lernt erst von den Erwachsenen den Unterschied zwischen angenehm und unangenehm empfinden, und der Grad dieses Empfindens steht unleugbar in einer gewissen Beziehung zu dem Grade der Empfindlichkeit der erwachsenen Personen. Verschieden nach Art, Klima und Rasse, entwickelt sich der Geruchsinn bald zur höchsten Höhe – ich erinnere nur an die oft beschriebene Tatsache, daß einige Indianer meilenweit das Herannahen irgendeines fremdstammigen Feindes „wittern" –, bald jedoch bleibt ein gewisser Tiefstand in der Entwicklung dieses Sinnes zu beobachten, wie wir ihn etwa bei Nordländern, bei Grönländern und Eskimos, vorfinden.

Lange Jahre hindurch war das Kapitel des Geruchsinnes auf einer tiefen Stufe der Forschung stehen geblieben und basierte einzig und allein auf jenen Beobachtungen, die ein Schüler Linnées, Andreas Wählin, um das Jahr 1752 machte. Dieser teilte alle Düfte in sieben Klassen ein und betitelte diese Klassen selbst je nach dem Vergleich mit anderen ähnlich riechenden Sub-

stanzen. So unterscheidet er „aromatische" Düfte neben „Zwiebelgerüchen", „ambrosische" neben „Bocksdüften und Brechreiz erregenden", „wohlriechende" neben „widerlichen" Düften. Für jede dieser Geruchsarten führt er eine allgemein bekannte Pflanzengattung an, um dem Leser sofort die richtige Vorstellung auf dem Wege vergleichender Erinnerungsbilder zu geben.

Die Erforschung und genaue Einteilung der Gerüche unterlag vorerst deshalb noch recht großen Schwierigkeiten, weil es keine richtige, grundlegende Einteilungsmöglichkeit ohne Anlehnung an bereits bestehende und schon teilweise charakterisierte Düfte gab. Es folgte dann eine Neueinteilung in drei Kategorien, die wohl heute noch als einzig richtige und maßgebende aufgefaßt werden muß: die Einteilung in Wohlgerüche, mittlere Düfte und Gestank. Diese Einteilung ist völlig unabhängig von bereits bestehenden, anderweitigen Geruchsarten, sie nimmt vielmehr nur auf die durch sie hervorgerufene Wirkung auf das Geruchsorgan des Menschen Rücksicht. Und diese Art der Einteilung, sowie die Art der Rücksichtnahme auf das Empfinden des Menschen sind es auch, die unumschränkt für die Erotik in Betracht kommen können. Alles, was angenehm empfunden wird, ist geeignet, diese zu steigern, alles, was widerlich riecht, muß sie verringern. Ein Blick in die uns kulturhistorisch überlieferten Beschreibungen der alten Völkerschaften, ebenso wie der heute noch lebenden rohen Volksstämme zeigt uns, daß der Geruchsinn – wenn auch vielleicht unbewußt und in seiner Wirkung sicher nicht genügend oder nicht richtig eingeschätzt – stets eine große Rolle im Leben gespielt hat. Wie oft lesen wir in älteren und ältesten Werken von jenen Völkern, welche ihren Körper mit wohlriechenden Ölen zu salben pflegten; berichten uns doch fast alle Afrikaforscher von fettglänzenden, von Salben triefenden Stämmen! Wir sprechen so leichtfertig davon, daß die Negerstämme, Chinesen, Japaner einen für uns unangenehmen Geruch haben und bedenken dabei gar nicht, wie wir durch den, unserer Rasse anhaftenden Geruch wohl auf diese wirken mögen.

Der Geruch des Menschen – ob Wohlgeruch oder Gestank – woraus setzt er sich zusammen? Aus mehreren Geruchskomponenten, die vornehmlich durch die Ausdünstung des Körpers, durch die Schweißsekretion der Hautoberfläche und durch die Ausscheidungsprodukte des menschlichen Organismus entstanden sind und sich in ihrer Gesamtheit zu einem Geruchskomplex vereinigen. Besonders kommt hierbei der Duft der Hautdecke, der Achselhöhle, des Mundes, des Haares, der Gegend der Geschlechtsteile und des Afters in Betracht. Der eben erwähnte Geruchskomplex ist aber durchaus kein für

alle Menschen gemeinsamer, sondern er spezialisiert sich zu einem ganz bestimmten Duftgemenge, das jedem Einzelindividuum seine Eigenheit in dieser Beziehung verleiht. Nicht nur das; der spezialisierte Duft des Menschen wechselt an sich wieder je nach dem Alter und den äußeren Verhältnissen, unter denen sich der Körper momentan befindet; das heißt, er wechselt je nachdem, ob der Körper im Zustand der Ruhe oder in dem der Bewegung ist; er wechselt auch, je nachdem der Körper knapp nach der Nachtruhe oder etwa am Ende des Tages beobachtet wird. Äußere Momente sowohl als auch innere, im Körper liegende Umstände sind es, die eine Regelung, eine Steigerung oder eine Verminderung, eine Verbesserung oder eine Verschlechterung des allgemeinen Körperduftes hervorzurufen vermögen. Wir wollen nun von der allgemeinen Betrachtung dieses Kapitels abgehen und jene Fragen beantworten, welche für das Weib in Betracht kommen.

Der Körper des Menschen ist mit einer Unzahl von an den verschiedensten Stellen stark oder weniger stark entwickelten Schweißdrüsen ausgestattet; – auch der Körper des Weibes! Der aus diesen Drüsen ausgeschiedene, spezifisch riechende Schweiß wird durch die den Körper bedeckende Kleidung an seiner raschen Verdunstung behindert, anderseits aber von der, die Haut unmittelbar berührenden Wäsche aufgesaugt, so daß der ganze Körper gleichsam in einer Dunstwolke eingehüllt erscheint. Diese Betrachtung bezieht sich aber nicht etwa bloß auf unreinliche Menschen, welche mit Wasser und Seife sparen; nein, auch der reinlichste Mensch speichert im Laufe des Tages eine solche Dunstwolke rings um sich auf. Diese ist es, die in erster Linie den spezifischen Körpergeruch liefert. Beim Weibe wird nun diese auf die Schweißsekretion zurückzuführende Dunstwolke durch die natürlich und unaufhörlich vor sich gehenden Ausscheidungsprozesse des Weibes, vornehmlich durch die Sekrete der stets feuchten Scheidenschleimhaut noch spezifischer. Ein Geruchsgemenge, eine Dunstverbindung, die auf den Mann erotisierend wirkt, die allerdings von der sich pflegenden Frau nach verschiedenen Richtungen verbessert und korrigiert werden kann. In erster Linie geschieht dies durch die peinlichste Reinlichkeit, welche die gewiß unangenehm riechenden Komponente des Genitalduftes auszuschließen hat. Wenn wir uns vergegenwärtigen, daß zur Zeit der allmonatlichen Periode gleichzeitig mit dem Blute eine große Menge zersetzter Schleimhautpartien abgeht, wird es uns leicht verständlich erscheinen, daß die letztgenannte, an und für sich unangenehm wirkende Geruchskomponente um diese Zeit noch ganz erheblich vermehrt wird, daß sie unter Umständen sogar den ganzen übrigen Körperduft übertönt und, in

das Gegenteil der früher genannten Wirkung umschlagend, nicht mehr erotisierend, nicht mehr die Sexualität des Mannes steigernd, sondern negativ, jegliches Sexualempfinden ertötend, wirken muß.

Neben diesem allgemeinen Körperduft, den wir als den wichtigsten an die Spitze unserer Betrachtung stellten, kommen noch andere Geruchselemente in Frage; vornehmlich der jedem lebenden Haar anhaftende Haarduft, der stetige und für jeden Menschen gleichfalls charakteristische Geruch der Mundhöhle, der Atemduft. Ist das Weib gegenüber der Stärke des duftenden Haares gewissermaßen ohnmächtig, so unterliegt der Duft des Mundes wieder in erster Linie der Hygiene. Diese Duftkomponente bildet sich nämlich durch die Ausdünstung der sich in der Mundhöhle abspielenden, teilweise krankhaften, teilweise normalen Vorgänge. In erster Linie sind es kariöse Zähne, die den lieblichen Duft des Hauches aus einem Frauenmund so unangenehm zu machen vermögen, daß es dann in solchen Fällen in überaus beschönigender Form heißt, „die Frau – ‚rieche' aus dem Munde". Daß dieser „Geruch" eigentlich nur der Ausdruck für Gestank sein soll, darüber gibt es wohl keinen Zweifel. Doch auch normalerweise kann sich der Wohlgeruch des Hauches in einen unangenehmen umwandeln, wie wir es alltäglich an uns beobachten können, wenn wir nach dem Erwachen unsere Aufmerksamkeit dahin lenken. Der leere Magen, die während des Schlafes verminderte Tätigkeit der Speicheldrüsen im Munde sind es, die automatisch eine derartige Wirkung hervorrufen. Gleich dem allgemeinen Körperduft wirkt auch der anmutige Hauch aus dem Munde einer sich pflegenden Frau auf den Mann aktiv erotisierend; vielleicht sogar noch weit mehr als der Körperduft, da ja der Kuß wie kein zweites erotisches Annäherungsmittel zu diesem Geruchselement in innigste Verknüpfung tritt.

Haben wir so die wichtigsten Momente der erotisierenden Rolle des Geruchsinnes bei der Frau betrachtet, so müssen wir nunmehr unser Augenmerk wohl auch darauf lenken, wieso wieder das Weib von seiten des Mannes durch dessen Eigenduft erotisch erregt werden kann. Gleich dem Körper der Frau strömt auch der Körper des Mannes unaufhörlich eine ganz spezifische Geruchsart aus, bei der allerdings das Element des von den Geschlechtsteilen ausgehenden Geruches fast fehlt. Dies deshalb, weil der männliche Geschlechtsapparat nicht so wie die Scheide der Frau frei nach außen mündet und auch keine Feuchtigkeit absondernden Schleimhäute besitzt. Allerdings bildet sich zwischen der Vorhaut des Gliedes und der Eichel ein Sekret, das bei mangelnder Reinlichkeit dem ganzen Geschlechtsteil einen unangenehmen Geruch

verleihen kann. Das Haar des Mannes sowie der Körper als solcher haben ihren charakteristischen, spezifischen Geruch, zu dem auch noch der Mundduft kommt, der allerdings meist durch Tabakgenuß verdeckt zu werden pflegt. Es ist ganz merkwürdig, wie der durch Nikotingenuß eigentlich unangenehm wirkende Atem des Mannes auf das Weib erotisierend zu wirken vermag. Ich kenne der Fälle genug, in denen die Frau das starke Rauchen ihres Liebsten haßt, aber seinen Willen, das Rauchen ganz aufzugeben, durchaus nicht akzeptiert, weil sie den „angenehm kitzelnden Duft einer gerauchten Zigarette" nicht vermissen will.

Wie wir schon früher betonten, unterliegen die Duftarten und die durch sie hervorgerufenen, beim Weibe und beim Manne wirksam werdenden Empfindungen den mannigfachsten Schwankungen. Diese von uns empfundene Tatsache ist es, die das Menschengeschlecht von alters her danach trachten ließ, alles Unangenehme dieser Empfindungen womöglich auszuschalten, das Angenehme jedoch zu steigern. In Analogie mit einigen Beobachtungen beim Tierreiche, bei welchem das dem Geruchsinn nach hochentwickelte Männchen, vielleicht nur durch diesen Sinn geleitet, das brünstige Weibchen aufsucht, war das Menschenweibchen immer gerne geneigt, seine eigenen Düfte zu verbessern und alle unangenehmen Gerüche zu verdecken. Aus dieser Überlegung und Tendenz entsprangen die tausend und aber tausend Mittel und Mittelchen, die uns so mannigfaltig überliefert wurden und heute natürlich in besonders verfeinerter Art solchen Zwecken dienen.

Das, was die alten Völker durch das Salben des Körpers mit wohlriechenden Ölen bezwecken wollten, was zum Beispiel Ovid in seiner „ars amandi", in seiner „Kunst des Liebens", den Frauen zur Verbesserung ihrer Körperdüfte anempfohlen hat, gilt bis auf den heutigen Tag von jenen Mitteln, die in dem alltäglichen Inventar der Frau nicht fehlen dürfen. Begnügt sich das arbeitende Weib damit, den Körper Sonntags oder, wenn es gut geht, an jedem Abend nach getaner Arbeit mit einer wohlriechenden Seife zu reinigen, so versteht es die Frau des Mittelstandes, mehr aber noch die der höheren Kreise, durch Anwendung ganz spezieller Essenzen und Kosmetika für jedes einzelne Duftelement das richtige Mittel zu finden. Neben den verschiedenen Arten des Parfüms spielen Haaröle, Mundwässer, riechende Extrakte für die Pflege des Geschlechtsapparates sowie wohlriechende Puder und Salben eine riesengroße Rolle bei der täglichen Toilette. Alles ausnahmslos dahin gestimmt, um auf den Mann zu wirken! Daß diese Art der Wirkung eine rein erotisierende ist, entzieht sich zwar in der Regel der Kenntnis sowie der Überlegung des Wei-

bes, wird aber durch den Effekt um so augenscheinlicher. Daher kommt es, daß jede Frau möglichst ihr eigenes, von keiner anderen Frau benütztes Parfüm haben will, daß die Frau dann, wenn sie auf den Mann wirken will, auf ihren gewollt spezialisierten und verbesserten Duft ein so großes Gewicht legt. Daher kommt es aber auch, daß die Industrie dieser kosmetischen Artikel eine so ungeahnte Höhe erreichen konnte und daß jung und alt, hoch und niedrig, Stadt und Dorf unaufhörlich bemüht sind, diesem, in gewissem Ausmaße sehr lobenswerten Kult mehr oder minder zu dienen. Ich sage in gewissem Ausmaße; denn dieses Vorhaben, dieser Kult kann unter Umständen gerade das Gegenteil dessen bewirken, was er eigentlich zu bewirken beabsichtigte. Es gibt nämlich gerade bei den Männern eine Art von Abneigung gegen gewisse und zu starke Gerüche, die so weit gehen kann, daß eine bestimmte Parfümart im wahrsten Sinne des Wortes ekelerregend und gleichzeitig natürlich gegen die Trägerin dieses Geruches abstoßend zu wirken vermag. Wer hätte es noch nicht unangenehm empfunden, wenn sich eine übermäßig stark parfümierte Frau in seiner Umgebung befand, und wer hätte wohl noch nicht beobachtet, daß diese Frau fluchtartig von ihrer Umgebung gemieden wurde, besonders dann, wenn das Parfüm minderwertiger Qualität war? Wir sehen an diesem Beispiel dieselbe Wirkung, die wir dann wahrnehmen können, wenn „normale" Menschen etwa durch den übermäßig starken Schweißgeruch einer ungepflegten Person angewidert und von Ekel erfaßt werden.

Ich sagte „normale" Menschen. Und doch unterliegt diese Normalität den größten Schwankungen. Ich will zur Illustrierung gerade dieses Momentes einen Bericht Otto Stolls wiedergeben, den er in seinem Werke „Das Geschlechtsleben in der Völkerpsychologie" niederlegte: „Als ich vor Jahren mit einem französischen Schiff nach Westindien fuhr und dasselbe auf Martinique Kohlen einnahm, wurde das Heranschleppen der Kohlen von Negerinnen besorgt, die ganz begreiflicherweise zu dieser Arbeit ihr schlechtestes Zeug, wahre Lumpen, auf dem Leibe trugen und nun den ganzen Tag dieser schweren Arbeit oblagen. Abends wurden sie abgelöst und kehrten in ihre Hütten zurück. Als ich abends noch zu einem Spaziergang an Land ging und zufällig von ein paar dieser schweißtriefenden Negerfrauen überholt wurde, machte sich nicht nur in unmittelbarer Nähe, sondern noch auf mehrere Schritte Entfernung der äußerst starke und penetrante Bisamduft dieser Arbeiterinnen bemerkbar. Ich wäre aber nicht imstande gewesen, anzugeben, ob derselbe vom Körper allein oder von den schweißgetränkten

Kleiderfetzen der Weiber herrührte. Die männlichen Neger aber, die die Arbeiterinnen vom Schiffe abgeholt hatten und nach Hause begleiteten, marschierten anscheinend ohne die geringste Belästigung tapfer in dieser für einen Europäer hoch fatalen Duftwolke, die nur qualitativ derjenigen einer gedrängt marschierenden Schafherde am ähnlichsten, aber bedeutend stärker schien, einher."

Fast könnte man behaupten, daß Intelligenz, Bildungsstufe und Empfindungsvermögen des Weibes sich in der Art und Intensität der von ihm gewählten und bevorzugten, den Geruch korrigierenden Mittel ausdrücken. Je diskreter, je vornehmer das Mittel ist, desto vornehmer und intelligenter ist die Frau; intelligenter deshalb, weil sie die erotisierende Wirkung auf den Mann richtig einzuschätzen weiß!

Die normalen physischen Vorgänge des weiblichen Körpers bringen es mit sich, daß, wie ich schon einmal angedeutet habe, vornehmlich zur Zeit der Periode, mehr aber noch nach der Geburt, also während des Wochenbettes, die durch die Ausscheidung der Scheide bedingte Ausdünstung den gewöhnlichen Körperduft vollständig, und zwar in negativ erotischem, also in abstoßendem Sinne, zu übertönen vermag. Dieser Umstand mag es wohl auch gewesen sein, der sowohl die menstruierende Frau als auch die Frau im Wochenbett für manche, vornehmlich rohe Völkerschaften als etwas so Unreines erscheinen ließ, daß eine Annäherung des Mannes an das Weib während dieser Zeit als etwas geradezu Schändliches und Strafbares betrachtet wurde.

Ganz ähnliche Ansichten finden wir bei fast allen Völkern des Orients und heute noch bei rohen Volksstämmen Amerikas und Australiens. Dort wird die „unreine Frau" fern von den menschlichen Niederlassungen ausgesetzt, auch fern von fruchtbarem Grund und Boden, da ihr Duft allein schon jedes Wachstum der Pflanzen verhindert und die Luft verpestet!

Was war natürlicher, als daß die, während dieser Zeit so grundlos mißachteten und gemiedenen Frauen auf Mittel und Wege sannen, um wenigstens die unangenehme Duftwirkung dieser „Unreinlichkeiten" zu vermindern? Dieses Verlangen führte dazu, daß wir laut Berichten der verschiedensten Forscher bei manchen Volksstämmen verschiedene Vorschriften einer Art von Räucherung der Geschlechtsorgane des Weibes während der Periode vorfinden, zu welchem Zwecke mehr oder minder gut riechende Pflanzen knapp neben solchen Frauen angezündet wurden, um durch den so entwickelten Duft den üblen Geruch vollständig zu beseitigen.

Die von uns schon oft zitierten Vorschriften und staunenswert detaillier-

ten Maßnahmen, welche das indische Liebesleben für alle Momente der Liebe erfunden hat, enthalten selbstverständlich auch Mittel, welche in den Dienst des Geruchsinnes, also der Erotik, gestellt sind. So finden wir unter dem Titel „Anga-rāga" in dem Werke „Ratirahasya", in dem „Geheimnis der Liebeslust" des Kokkoka Mittel gegen den Schweißgeruch angeführt. Dort heißt es: „Wie das Bestreichen mit Muschelstaub, den man mit Wasser, Granatbaumrinde und Mango zu einem Brei verrührt hat, so vertreibt auch eine Salbe aus Tamarindensamen üble Ausdünstung." Eine Unmenge der verschiedensten, pflanzlichen und mineralischen Bestandteile folgt diesem Rezept, die in ihrem Gemenge „die in der heißen Jahreszeit vorhandene üble Ausdünstung des Körpers von Schweiß" beseitigen sollten. Wir finden gleichzeitig aber auch Mittel gegen übelriechenden Atem, Vorschriften für die verschiedensten wohlriechenden Wässer – unsere heutigen Parfüms – und nicht minder für die schon erwähnten Räucherungsprozesse, deren Bestandteile geradezu raffiniert gewählt wurden.

Nun noch zu einer anderen hochinteressanten Frage in dem Gebiete des Geruchsinnes! Der natürliche Geruch einer normalen Ausdünstung, der durch keinerlei künstliche Mittel korrigierte Gesamtduft des Weibes also, war von jeher ein die erotischen Empfindungen des Mannes überaus stark reizendes Element im Liebesleben aller Völker, aller Zeiten. Vornehmlich spielt hierbei der Duft der Achselhöhle und der Geschlechtsorgane die größte Rolle. Eine durch keinerlei Verfeinerung der Sitten und Gebräuche von ihrer Normalität abgedrängte Naturempfindung des Mannes gegenüber diesen Gerüchen ist auch in unserem Zeitalter bei Kulturvölkern einwandfrei nachweisbar, wenngleich zugestanden werden muß, daß der moderne Mensch selbstverständlich die primitivsten Forderungen der Reinlichkeit und Hygiene in dieser Beziehung voraussetzt. Daß diese den Mann erotisierende, vom Weibe ausgehende Wirkung überaus stark ist, dafür legt uns eine große Menge von Volksbräuchen Zeugnis ab, die teilweise bestanden haben, teilweise aber heute noch bestehen, die allerdings von dem naiven Glauben des Volkes anders und natürlich falsch gedeutet werden. Man legt also diesen Bräuchen, von denen ich einige erwähnen will, eine zauberische Macht bei und vergißt, daß es im Leben des Menschen keinen mächtigeren Zauber gibt als den der Erotik.

Mehr als das männliche Geschlecht neigt das Weib derartigen Bräuchen zu; schon deshalb, weil sich das Weib von Natur aus gleichsam zu allen Dingen die mit einem Wunder in Verbindung stehen, gerne hingezogen fühlt.

All das, was unter dem Sammelbegriff des „Liebeszaubers" summiert wird, ist letzten Endes nichts anderes als die Vereinigung mehr oder minder prägnanter Eigenschaften, Äußerungen und Empfindungen, die das schöne Gefühl der Zusammengehörigkeit zweier Menschen mit einem solchen Wunder in Verbindung zu bringen trachtet.

Liebeszauber, oder richtiger gesagt die Kraft, „durch Liebe bezaubern" zu können! Es ist so, als ob es das Weib von Natur aus ahnen und fühlen würde, als ob es dem Weibe als eine Art von Urinstinkt ins Leben mitgegeben worden sei, diesen Liebeszauber unbewußt in irgendeiner Form wirken zu lassen. Die Erziehung des Weibes gibt ihm schon von Kindheit an ein, wenn auch ganz unklares Bild dieses Liebeszaubers, der sich vorerst als Liebreiz des weiblichen Kindes betätigen soll. Wenn wir von einem „liebreizenden" Kind sprechen, meinen wir nicht damit ein Kind, das uns zur Liebe reizen kann und muß, sondern ein Kind, von dem selbst die Liebe als Reiz auf uns ausstrahlt. Und dieser Reiz, der, vom Kinde ausgehend, in uns kein anderes Gefühl als das der edelsten Neigung wachruft, wandelt sich bei dem jungen Mädchen, bei der reifen Frau von selbst in eine Reizkette rein erotischer Elemente um. Liebreiz und Liebeszauber, zwei Begriffe, die späterhin in vollster Umwertung ihrer Bedeutung besonders von seiten des weiblichen Geschlechtes deshalb so gewünscht und bevorzugt werden, weil das Weib schon durch seine seelische Veranlagung einer gewissen Art von Aberglauben zugänglich ist.

Dieser Aberglaube ist es in erster Linie, der so manche Bräuche und Liebesgepflogenheiten zeitigt; er mag aber auch dadurch zu erklären sein, daß das Weib die von mir an anderer Stelle genügend besprochene scheinbare Passivität in allen Liebeshandlungen bewahrt, daß dem Mann als aktiven Teil in den einzelnen Phasen der Werbung eine große Zahl von Mitteln zur Verfügung steht, die er rückhaltlos zur Anwendung bringt, während das Weib all diesen Mitteln nichts anderes entgegenstellen kann als seinen eigenen Liebreiz, der, wenn nicht genügend vorhanden, durch die im folgenden zu schildernden Mittel gesteigert werden soll. Was ist natürlicher, als daß man allen vom Körper des Weibes ausgeschiedenen Stoffen, vornehmlich dem Schweiß und dem Blute des Weibes, eine Zauberkraft andichtete, die in ihrer Wirkung alle sonst von der Außenwelt entlehnten Zaubermittel weit überragen sollte?!

War vorerst das Blut dazu ausersehen, eine solch große Zauberrolle zu spielen, weil es allezeit als wichtiger und edler „Lebenssaft" des Menschen hoch gewertet wurde, so spielte die Kenntnis des spezifischen, dem ausgeschie-

denen Schweiße anhaftenden Geruches alsbald eine nicht minder große Rolle. Mannigfachen geschichtlichen Überlieferungen gemäß soll der Geruch des Schweißes mitunter geradezu der Grund zu einer plötzlich auftretenden leidenschaftlichen Liebe gewesen sein. „Heinrich III. ward plötzlich von der heftigsten und bis zu seinem Tode andauernden Liebe zu der Prinzessin von Cleve ergriffen, als er sich am Tage ihrer Vermählung mit dem Prinzen von Condé (18. August 1572) zufällig das Gesicht mit einem Leinentuche abtrocknete, welches die vom Tanze erhitzte Prinzessin kurz vorher von ihrem schwitzenden Körper genommen und im Nebenzimmer abgelegt hatte. Auch Heinrich IV. würde vielleicht nie eine feurige Leidenschaft für die schöne Gabriele empfunden haben, hätte er nicht auf einem Ball unmittelbar nach ihr mit ihrem Schnupftuch sich die Stirn getrocknet. Solche legendenhafte Erzählungen gingen fort und fort durch die gläubige Welt und galten als Beweismittel für die materielle Kraft magischen Liebeszaubers." (Ploß-Bartels, Das Weib.) Sind es in diesen beiden Fällen „legendenhafte Erklärungen" eines plötzlichen Liebesfeuers, so erscheint uns dieses Gebiet der Legende längst vergessen und verlassen, wenn wir die nachstehenden Dinge kritisch betrachten.

In Hessen entwendet das liebende Mädchen dem geliebten Mann einen Schuh, trägt ihn mehrere Tage lang und gibt ihn dann wieder zurück in der Hoffnung, daß der so übertragene Eigenduft eine stete Anziehungskraft auf den Mann auszuüben vermag. In mehreren Gegenden der slawischen Völker in Böhmen und Schlesien trägt das Mädchen einen Apfel, ein Stück Brot oder aber ein Stück Zucker so lange auf der bloßen Haut unter dem Arme, bis es von Schweiß durchdrungen ist, und mischt es dann dem geliebten Manne unvermerkt in das Essen!

Wie harmlos erscheinen diese naiven Ansichten und Sitten gegenüber den unappetitlichen Bräuchen mancher ungebildeter, aber um so mehr abergläubischer Sippen, die auf ein Stück Butterbrot unvermerkt ein Stück Ohrenschmalz mitstreichen, um so Liebe zu erwecken, Liebe zu steigern! Wenn wir von den vielen in dem schon zitierten Werke Ploß-Bartels' überlieferten Zaubermitteln noch einige anführen wollen, so scheinen die uns im Spreewald einheimischen Vorschriften so kraß, daß sie für das Verständnis eines normalen Menschen fast unglaublich klingen müssen: „Wenn ein Mädchen die Liebe eines Jungen haben will, so soll sie sich die Nacht über ein Käulchen Semmel oder Zwieback oder einen Apfel zwischen den Beinen und das Gemächte (slawisch: klim) legen, es da durchschwitzen lassen und dann dem Jungen zu essen geben, so kann er nicht von ihr lassen. Oder wenn sie sich

schneidet, so soll sie Blut in ein Bierglas tropfen und mit dem Biere trinken lassen. Sie kann auch etwas Eßbares unter dem Arm in die Achsel tun und davon dem jungen Manne geben, nachdem es durchschwitzt ist. Der Mann wird ihr auch gut, wenn sie ihn mit einen Laubfrosch berührt, den sie gehascht hat. Er wird ihr gewogen, wenn sie einen Apfel, Birne, Semmel oder dergleichen mit einer Nadel ansticht und einen Tropfen von ihrem Cas hineintut, worauf sie ihm davon zu essen gibt; so kann sie ihn auch von ihrem Geblüte, aber nur sehr wenig, irgendwie trinken lassen. Wenn ein Bursch von einem Mädchen geliebt sein will, so soll er ein Semmelkäulchen unter den Arm nehmen, tanzen, es durchschwitzen lassen und dasselbe heimlich dem Mädchen zu essen geben; auch soll er dem Mädchen, wenn es schläft, dreimal Haare hinten am Nacken abschneiden und sie in der Westentasche tragen. An einzelnen Orten sagt man: er soll in einen Ameisenhaufen einen lebenden Frosch hineintun und so weit weggehen, daß er nichts sieht und nichts hört, dann nach einigen Stunden wiederkommen und eine ‚Hand' des Frosches nehmen, dann dem Mädchen eine Hand geben und ihr dabei die Froschhand in ihre Hand drücken. Ebenso macht er das Mädchen in sich verliebt, wenn er sich in den kleinen Finger der linken Hand schneidet und das dabei vorkommende Blut dem Mädchen heimlich zu essen gibt." (von Schulenburg, Wendisches Volkstum. Berlin, 1882).

Erscheinen uns solche Arten eines „Liebeszaubers" alles eher denn lieb oder zauberhaft, so müssen die uns in ähnlicher Weise überlieferten Bräuche der Verwendung des Menstrualblutes und des Urins, wie wir sie bei einigen rohen Völkerschaften heute noch vorfinden, geradezu Ekel erregen.

Zum Schlusse unserer Besprechung der erotischen Wirkung des Geruchsinnes erscheint mir noch eine Frage wohl angebracht! Wo in aller Welt gäbe es einen wirklich verliebten, erotisch empfindenden Mann, der nicht glücklich wäre, wenn er ein Taschentuch, ein Stückchen Band, eine Haarlocke oder sonst irgendeinen Gegenstand seiner Liebsten als „Andenken" an sich nehmen kann? Wo gäbe es ein Weib, das nicht im vollen Bewußtsein der Wirkung solcher Spenden diese vorerst auf irgendeine Art „präparieren" würde? Die Rolle, welche die natürliche Ausdünstung des weiblichen Körpers bei allen kulturell tieferstehenden, abergläubischen Völkern spielt, wird in unserem Kulturleben durch die Macht des Parfüms ersetzt!

Im innigsten Zusammenhang mit dem Geruchsinn steht der Geschmacksinn, der allerdings in der Erotik eine ganz untergeordnete Rolle spielt. Es sei denn, wir wollten die Meinung übernehmen, daß einige ganz bestimmte

Speisen imstande seien, erotische Gefühle im Menschen zu wecken und zu steigern. Allbekannt ist, daß man gerne Fischen und deren Eiern, namentlich dem Kaviar, eine solche aufreizende Eigenschaft zuzuschreiben pflegt. In gleicher Weise sollen auch Krebse, Austern und ganz gewisse Pflanzenarten (Sellerie) steigernd auf die sexuellen Begierden einwirken. Wiewohl sich die Erforschung des Geschmacksinnes auch mit dieser Frage beschäftigt hat, konnte doch ein einwandfreier Beweis solcher Eigenschaften bisher noch nicht erbracht werden.

Wohl aber kennt die Wissenschaft, namentlich die Arzneimittellehre, eine Anzahl anderer Mittel, welche die Potenz des Mannes einerseits, das sexuelle Verlangen des Weibes andererseits zu heben imstande sind. Diese Mittel, die sogenannten „Aphrodisiaka", stehen jedoch mit dem Geschmacksinn so gut wie in gar keinem Zusammenhang. Wenn wir uns trotzdem bemühen wollten, den Geschmacksinn in das Kapitel der Erotik einzuordnen, so müßten wir noch auf die von uns gelegentlich der Besprechung des Kusses erwähnte Gepflogenheit des Küssens der verschiedensten Körperteile hinweisen, bei der jedoch gleichfalls der Geschmacksinn gewiß die geringste Rolle spielt und spielen kann. Sind doch bei derartigen Liebesspielen alle übrigen in Betracht kommenden Sinne derartig in Aktion, daß die kleine Komponente des Geschmacksinnes hierbei fast ganz wegfällt.

Wiewohl in der Reihenfolge der im Dienste der Erotik zu besprechenden Sinnesorgane der Gesichtsinn bedeutend wichtiger erscheint als der Gehörsinn, will ich eben wegen dieser seiner Wichtigkeit die Besprechung des ersteren zum Schlusse vornehmen und mich jetzt dem Gehörsinn zuwenden.

Der Gehörsinn.

Akustische Lockmittel im Tierreiche – Die Sprache der Tiere – Der Klirrschmuck der wilden Völker – Klirrschmuck und menschliche Kultur – Säbelrasseln und Sporenklirren – Sprache und Erotik – Liebesgeflüster – Gesang und Erotik – Musik und Erotik.

Welcher Mensch des Alltaglebens würde bei nüchterner Betrachtung, bei der Gepflogenheit der Menschheit, geflissentlich an manchen Dingen vorbeizusehen, daran denken, daß dieser Sinn im sexuellen Leben eine immerhin nicht geringe Rolle spielen kann?! Lenken wir unseren Blick vorerst wieder auf das Tierreich, so werden wir finden, daß hier der Gehörsinn in ganz gewaltig großem Maße in den Dienst des Sexuallebens gestellt ist. Wir wollen

diese unumstößliche Tatsache, ehe wir auf ihre Anwendung und Wirkung im menschlichen Leben übergehen, genauer beschreiben.

So wie es jedem Naturforscher klar ist, daß der Geruchsinn vornehmlich bei den Insekten eine Höhe erlangt hat, die fast an das Wunderbare grenzt – ich erinnere an das Beispiel, daß einige in einem kleinen Käfig im Freien ausgesetzte Weibchen des Nachtpfauenauges die Männchen auf Distanzen von vielen, vielen Kilometern schwarmartig heranflattern lassen –, so finden wir in allen einschlägigen Werken auch ungezählte Angaben über die verschiedensten, von der Natur den Tieren verliehenen Einrichtungen, durch die auch der Gehörsinn in den Dienst des Geschlechtslebens und der Fortpflanzung gestellt wird. Ich kann mich im Rahmen meiner Besprechungen auf diese Eigentümlichkeiten im Tierreiche nicht gründlich einlassen, kann nicht ausführlich das Zustandekommen und den Zweck all dieser Erscheinungen, wie etwa des Zirpens der Grille, des Röhrens des Hirsches und ähnlicher stimmlicher Lockmittel besprechen; wohl aber will ich auf jene Verschiedenheiten der Geschlechter im Tierreiche hinweisen, die sich nicht bloß auf das äußere Kleid beziehen, sondern die auch die „Sprache" der Tiere betreffen; auch muß die Tatsache festgestellt werden, daß in der Regel das Männchen durch eine bevorzugte Gebrauchsmöglichkeit seiner stimmgebenden Organe gegenüber dem Weibchen ausgezeichnet ist. Wir können diese Tatsache bei fast allen Vögeln sowie auch bei höherstehenden Tieren beobachten. Das Röhren des Hirsches, das in einem ruckweise einsetzenden, in die Länge gezogenen Ausstoßen der eingeatmeten Luft besteht, wird nur zur Brunstzeit gehört. Eine Stimmäußerung, die also nur periodisch auftritt und die gegenüber der fast stummen Hirschkuh doppelt auffällt. Das Balzen des Auerhahnes ist gleichfalls eine bloß zur Brunstzeit zu beobachtende Stimmäußerung.

Gleich, als ob die primitiven Völker diese Vorgänge von der Natur abgelauscht hätten, finden wir bei diesen eine Nachahmung dieser einfachen Lautäußerungen, die auch zum Zwecke des erotischen Reizes ersonnen scheinen. Stoll berichtet in dieser Beziehung hochinteressante Tatsachen über den sogenannten „Klirrschmuck". Es sind das namentlich in den Ländern des Orients angewandte, dem Auge verborgen gehaltene Ziergegenstände, welche gelegentlich erotisch zu wirken haben. Mahomed Ibn-Omar-et-Tunsi berichtet in seinem „Voyage au Ouaday" über die Frauen vom Dâr Fôr, die auf der bloßen Haut Schnüre von Glasperlen, Ton und Steinen um die Lenden gebunden tragen, folgende Einzelheiten: „Der Zweck dieser Art von Schmuck ist, die wollüstigen Empfindungen der Männer zu entfachen, sie herauszufordern und

durch das leise Klirren, das die Lendenschnüre beim Beischlaf hervorbringen, aufzuregen. Wenn ein Mann eine Frau allein antrifft und sie zur Liebe geneigt machen will, so berührt er sie an dem Lendengürtel und macht dessen Perlen erklirren. Wenn die Frau diese Aufforderung anzunehmen scheint und schweigt, ohne ihren Gang zu beschleunigen und sich zu entfernen, so gibt er ihr die Hand und sie verständigen sich. Wenn ihn die Frau abweist, so geht er seines Weges. Daß die Frauen diese Gürtelperlen nur tragen, um im gegebenen Moment deren Klirren ertönen zu lassen, beweist der Umstand, daß der erste Umgang des Gürtels ziemlich fest um die Lenden anliegt, während die anderen Umgänge beweglich und fast lose hängend sind." Wenn wir ein Gegenstück für diese von den Frauen angewandte Schmuckart bei den Männern anführen wollen, so müssen wir eine Schilderung Lindschottens über Indien, aus Pegu, hier wörtlich wiedergeben: „Viele in Pegu tragen vorne an ihrem Quoniam (damit ist das männliche Glied gemeint) eine Schellen, auch etliche zwo zugleich, die da so groß als eine welsche Nuß, welche also zwischen Fell und Fleisch hangen. Dieser Art Schellen kann man bey Doctore Paludano zu sehen bekommen, welche ich mit mir auß Indien bracht und jhm verehrt hab; es geben diese Schellen einen sehr lieblichen klang und ist derhalben also bey jhnen auffkommen, dieweil die Peguser große Sodomiter waren, damit sie auff solche weiß von gemeltem Laster abgehalten würden."

Diese primitivste Art einer erotischen Reizwirkung mit Hilfe des Gehörorganes findet bei den Naturvölkern einen verstärkten Ausdruck in den so lärmenden Musikinstrumenten, die bei ihren Tänzen in Verwendung kommen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß das wilde Losschlagen auf ein trommelähnliches Instrument für die Ohren solch eines unkultivierten Menschen wohl ebenso schön und erhaben klingen mag wie für unsere Ohren die edelste Musik. Doch davon soll später noch gesprochen werden.

Auch in unserer Zeit, bei uns Kulturmenschen, finden wir, fernab von allen musikalisch und musikähnlich beabsichtigten Gehörreizen, gewisse, den einzelnen Volkssitten angepaßte, willkürlich erzeugte Geräusche in Anwendung gebracht, die in ihrer Wirkung auf das Ohr eher als unangenehm zu bezeichnen sind, bei genauer Überlegung aber als den, durch Klirrschmuck hervorgerufenen Wirkungen ähnlich gewertet werden müssen. So ist zum Beispiel bei der Bauernbevölkerung Österreichs der Brauch verbreitet, daß die frühmorgens mit ihrem Gespann auf das Feld fahrenden jungen Bauernknechte in geradezu meisterhafter Weise mit ihrer Peitsche knallen. Je kunstvoller dieses Knallen geübt wird, um so größeren Anwert findet es bei den Dorf-

schönen, die alsbald die Burschen nach diesen Geräuschen zu unterscheiden lernen. Und wenn ich gleich im Anschluß daran ein Beispiel „höchster Kultur" (!) anführen will, das aber in seiner Art dem Klirrschmuck der Naturvölker absolut gleichgestellt werden muß, so erinnere ich nur an die das weibliche Geschlecht elektrisierende Wirkung des Säbelrasselns und Sporenklirrens!

Diese Arten der Klangwirkungen kommen jedoch weniger in Betracht als drei andere nunmehr eingehend zu besprechende Arten, die alle auf eine verfeinerte, kultivierte Anwendung des Stimm- und Gehörapparates zurückgeführt werden müssen. Ich meine die Sprache, den Gesang und die Musik.

Ganz verschieden von der als „Sprache" der Tiere bezeichneten Anwendung der Naturlaute, die sich bald in den mannigfaltigsten Lock- und Warnungsrufen, bald in Angstschreien, bald wieder in dem Tod und Verderben verheißenden Gebrüll der wilden Tiere äußern, besitzt der Mensch in der artikulierten Sprache, in dem gewollt systematischen Aneinanderreihen ganz bestimmter Laute, ein über die ganze Welt verbreitetes, allerdings tausendfach verschieden gestaltetes Verständigungsmittel. Die Verschiedenartigkeit der Sprachen beruht darauf, daß die durch den menschlichen Kehlkopf und die Sprechwerkzeuge (Zunge, Lippen, Gaumen, Zähne) erzeugbaren Laute, die wir Vokale und Konsonanten nennen, verschiedenartig aneinandergereiht werden und so auch ganz verschiedenartige Klanggebilde zustande bringen, für deren Wertung und Deutung das Ohr entsprechend geschult und von frühester Jugend auf präpariert wird. Der Gebrauch dieser Sprechwerkzeuge und mit ihm die in unserem Ohr erzeugten Klangwirkungen gehören vereint zum Wesen des Begriffes einer Sprache. So kommt es denn auch, daß uns die Sprache eines Volkes unschön erscheinen mag, die vielleicht bei diesem Volke selbst als herrlichste Klangwirkung angesehen wird. Klangwirkung und Tongebung sind eben individuell differenzierbare Begriffe, auf die das Ohr sowie die Sprechwerkzeuge – soweit es sich um die Sprache handelt – in einer ganz bestimmten Art und Weise von Jugend auf eingestellt werden.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß auch die Sprache – allerdings ganz unbewußt – in den Dienst der Erotik gestellt werden kann. Denken wir doch daran, welch tiefe Wirkung das sonore Organ eines Redners in uns hervorzurufen vermag, wenn er die Sprache gleich einem Instrument zu verwenden versteht. Die Melodie der Sprache – wenn ich so sagen darf – ist es, die ein angenehmes Gefühl in uns wachruft; noch mehr aber die Melodie, verbunden mit dem seelischen Impuls, mit der Wirkung des Inhaltes der gesprochenen

Lancret: Verführung mit Worten

Lavreince: Zu früh!

Worte auf unser Denken und Fühlen. Eine Kombination also von Ausdrucksart und Inhalt der gesprochenen Worte!

Überlegen wir nun genauer, welcher Art die Rolle der Sprache in erotischer Beziehung ist, so lehrt uns die nüchterne Betrachtung der unscheinbarsten Ereignisse des Alltags, daß diese vorerst nur aktiv, also erotisierend, sein kann. Wenn wir von der bezaubernden und elektrisierenden Wirkung des Liebesgeflüsters und Liebesgeständnisses, das in seinem Unterton stets rein sexuellen Charakter hat und erotischen Zwecken dient, absehen, wenn wir dessen erotisierende Macht wohl nicht näher schildern zu müssen glauben, so sei doch auf den Umstand hingewiesen, daß ein dem Weibe auch fernstehender Mann durch den Klang seiner Stimme allein, durch die Kunst und Melodie seiner Sprache, die nicht ein einziges erotisierendes Wort gebraucht, dennoch auch erotisierend zu wirken imstande ist. Ich erinnere hier an die oft beobachtete, aber nur selten in ihrem Wesen analysierte Tatsache, daß ein Redner, Prediger, Schauspieler usw. sich viel müheloser das Herz und die Liebe eines Weibes zu erringen vermag als irgendein anderer „Alltagsmann". Mögen hier auch die Umgebung, der Nimbus, die Aufmachung gewiß mit eine Rolle spielen, so ist es doch erwiesen, daß die Wahl der gesprochenen Worte, verbunden mit der durch das Organ im weiblichen Ohr hervorgerufenen angenehmen Klangwirkung, vornehmlich das erotisierende Element liefert. Vielleicht wird diese Tatsache verständlicher, wenn wir erwähnen, daß die zu einem, ob seiner Schönheit bewunderten Manne im Herzen eines Weibes entfachte Zuneigung mit einem Schlage erheblich vermindert, ja manchmal sogar mit einem Schlag erlischt, wenn dieser Adonis zufällig ein – Stotterer ist!

Die erotische Wirkung der Sprache erscheint verschwindend klein im Vergleiche zu der Allmacht der beiden vollendetsten Gebrauchsmöglichkeiten von Klang und Klangwirkung, im Vergleiche zu Gesang und Musik. Gleich dem Gesange der Vögel, der in einem für unser Ohr angenehm empfundenen, gewollt modulierten Aneinanderreihen einzelner Töne besteht, ist auch der Gesang der Menschen in seinem ursprünglichsten Wesen als eine Lautäußerung mit gewollt angenehmer Klangwirkung aufzufassen. Während hingegen bei den Tieren dieser Gesang wohl nur als Ausdruck einer zufriedenen, fröhlichen Stimmung aufzufassen ist, kann der Gesang des Menschen jedwede Stimmung des Seelenlebens ausdrücken. Er kann ebenso Fröhlichkeit, Zufriedenheit und Behaglichkeit, wie auch Trauer, Schmerz und Verzweiflung wiedergeben. Und dies nicht bloß durch den Inhalt der gesungenen Worte, sondern schon durch Wirkung der Töne auf unser Gehörempfinden allein! Das An-

einanderreihen der Töne, die einzelnen Intervalle zwischen ihnen, die Stärke und die Länge der Töne sind es, die eine Melodie zu einer melancholischen oder heiteren machen können; das, was die Musiksprache Rhythmus, Dur und Moll nennt! Die Empfänglichkeit des menschlichen Ohres für diese Verschiedenartigkeit der Melodien und nicht die Melodien selbst zeitigen diesen Unterschied. Wer kennt nicht die schwermütigen Lieder slawischer Völker, die auch ohne Verständnis und Verstehen des Textes in uns ein trauriges Gefühl wachrufen? Wer kennt anderseits nicht die lustigen Studentenlieder, die Heiterkeit und Fröhlichkeit in das Herz eines jeden Menschen zu streuen vermögen?

Um wieviel wirksamer aber wird erst der Gesang, wenn seine Worte den entsprechenden Inhalt zum Ausdruck bringen? Um wieviel leichter erliegt das Weib solcher Wirkung als der Mann? Der Gesang steht, vom Standpunkte der Erotik betrachtet, dem Weibe in doppelter Beziehung zu Diensten, sowohl aktiv als auch passiv – erotisierend und erotisch. Die meisten Frauen unterliegen der Wirkung eines schönen Liedes, mag es auch vielleicht nicht schön gesungen sein, also der Wirkung der Melodie und des Inhaltes. Sie werden durch dieses in ihrem Stimmungsleben stark beeinflußt, namentlich dann, wenn das Lied von Liebeslust und Liebesleid handelt. Mit geschlossenen Augen, der Zeit und dem Orte entrückt, lauscht das Weib der süßen Melodie, dem schluchzenden Liede und erklärt sich das schnellere Schlagen seines Herzens mit allem eher als mit der wirklichen Tatsache, daß es – wenn auch vielleicht in geringem Grade – durch die Macht des Gesanges erotisiert wurde. Um wieviel diese erotisierende Wirkung gesteigert werden kann, wenn das Lied von einem Sänger mit schöner äußerer Erscheinung gesungen wird, wenn sich also zu dem Gehörsinn noch die Hilfe des Auges hinzugesellt, dafür gibt uns wohl die begeisterte Verehrung eines berühmten Sängers durch die Frauenwelt das beredtetste Zeugnis. Gibt es nicht der Beispiele genug, die uns beweisen, daß so manche Frau Haus, Mann und Kind verläßt, um, von einem Sänger betört, mit ihm in die weite Welt zu ziehen! Die Macht der Persönlichkeit, sie liegt hier nicht in dem Menschen als solchen, sondern ist vielmehr in der erotisierenden Macht seines Gesanges, seiner Stimme zu suchen.

Wie steht es mit der anderen Seite, mit der vom Weibe ausgehenden und ausgelösten erotischen Wirkung des Gesanges? Diese ist durch so viele Beispiele des Alltags bewiesen, in so vielen Beispielen der Geschichte wiedergegeben, daß es sich fast erübrigen würde, darüber noch eingehender zu sprechen. Das einfache Mädchen in der Stadt und am Lande lockt durch ein harmlos vor sich hingeträllertes Lied einen Mann ebenso an, wie etwa die gefeierte Sänge-

rin durch ihre Kunst das Herz der Männer höher schlagen macht. Der große Anwert, den gefeierte Künstlerinnen bei ihren Verehrern und Anbetern finden, liegt zunächst in der erotischen Kraft ihrer Stimme; mehr aber noch in dem geheimen Wunsch des Mannes, gerade solch ein „gottbegnadetes" Weib sein eigen nennen zu dürfen. Läßt sich die Wirkung des weiblichen Kunstgesanges im Lied kaum abschätzen, um wieviel weniger erst beim Gesang von der Bühne aus, wo noch als unterstützendes Moment die Handlung, die ganze Dramatik hinzukommt. Es ist sehr interessant, die Wirkung der verschiedenen Stimmgattungen des Weibes auf den Mann zu studieren. An erster Stelle steht wohl einwandfrei der Sopran mit seiner jubelnden Höhe, die sich in den schönsten Liebeshymnen so recht ausleben kann; der samtweiche Alt in seiner ihm anhaftenden Melancholie rangiert wohl unmittelbar danach. Ganz im Gegensatz dazu der Ziergesang der Koloraturen, der durch seine übergroße Kunst wohl faszinieren kann, doch aber fast immer das Herz der Zuhörer – „kalt" läßt.

All das, was wir bisher in Kürze über den Gesang sagten, tritt uns in weit höherem Maße in der Musik vor Augen. Die Macht der Musik ist von den Dichtern weniger gewürdigt als die Macht des Gesanges, und dennoch überflügelt sie diese ganz bedeutend. Musik als Effekt eines Instrumentes allein, Musik als Effekt mehrerer Instrumente, als orchestrale Wirkung! Die einzelnen Instrumente sind in dieser ihrer Wirkung auf das menschliche Ohr verschieden, je nachdem sie dem Klange der menschlichen Stimme, der Klangwirkung des menschlichen Gesanges näherzukommen vermögen oder nicht. Wer würde es leugnen, daß der Klang eines Cellos oder einer Geige das Gemüt des Menschen weit anders erregt, als etwa der Klang des Klaviers? Wer könnte wiederum in der Klangwirkung einer Pauke oder einer Baßgeige gar eine herzbewegende Wirkung suchen? Die Symphonie, das Zusammen- und Ineinanderklingen mehrerer Instrumente, stellt uns die höchste Vollendung der Musik dar; durch sie vermag der Komponist unserem Herzen all das nahe zu bringen, was er im eigenen Innern empfindet. Und wieder hier wie schon bei allen übrigen Betrachtungen über Klang und Klangwirkung der große Unterschied, der durch die Kultur des Menschen bedingt ist! Wo finden wir in der Musik roher Volksstämme auch nur annähernd unser Gefühlsleben berührende, schöne Momente? Wo finden wir auf der anderen Seite ein rohes Volk, auf das unsere Musik die gleiche Wirkung ausübt wie auf uns? Von Kindesbeinen an wird das Gehör, also das Empfinden für die verschiedenen Klangwirkungen, dem Menschen individuell verschieden anerzogen.

Doch kehren wir zu unserer Musik zurück! Wenn Richard Wagner so viele Gegner fand, wenn die modernste Strömung der Musik so viele Gegner findet, liegt der Grund hierfür darin, daß uns das Verständnis dessen, was der Komponist empfindet und in unserem Empfinden wachrufen will, fehlt, daß unser Ohr für diese Eindrücke ebenso noch nicht genug geschult ist, wie es die Ohren der Zeitgenossen Richard Wagners waren.

Die Musik als solche, ohne Gesang, ohne Unterstützung sprachlicher Ausdrücke, kann erotisierend auf den Menschen wirken und tut dies auch weit mehr, als man denken mag. Haben wir bei Besprechung des Gesanges einen Unterschied zwischen dem weiblichen und männlichen Geschlechte konstatieren können, so fällt dieser Unterschied bei der Musik vollkommen weg. Nur der Grad der Wirkung ist verschieden; der Effekt als solcher aber ist gleichbleibend, sofern es sich um für Musik überhaupt empfängliche, um musikalische Menschen handelt. Um wieviel mehr diese Wirkung gesteigert wird, wenn sie mit der Macht des Gesanges in Verbindung tritt, dafür liefert uns die Verwendung dieser beiden Arten in Liedern, noch mehr aber in den Opern die reichlichsten Beweise. Man denke doch bloß daran, daß jede der führenden Opern ihre „große Szene" hat, durch die sie auf das Publikum so recht wirken soll. Mag diese Wirkung nach außenhin auch noch so sehr unter dem Anschein des Erschütternden, Grauenhaften, Furchtbaren eines Menschenschicksals stehen, die Macht der Töne greift tief in das Menschenherz, peitscht alle Sinne auf, zu oberst den der Sexualität! Die modernste Art der Opern mit ihrer naturalistisch untermalenden Musik, ist sie nicht lüstern, verführend, im höchsten Grade erotisierend? Sie muß es sein, weil der Komponist in ihr und durch sie das Empfinden der handelnden Personen zum Ausdruck bringen will; und dieses ist bei den modernen Opern meist auf Sinnlichkeit und Erotik eingestellt. Ist auch die früher gemachte Äußerung, daß beide Geschlechter der Macht der Musik willenlos verfallen sind, als Tatsache hingestellt, so läßt sich bei aufmerksamer Beobachtung doch konstatieren, daß das weibliche Geschlecht gegenüber dem männlichen auch hier weit schneller und intensiver dieser erotisierenden Wirkung unterliegt. Aber nicht bloß das; die Nachwirkung währt beim Weibe länger, und nicht gar selten hat die letzte Szene des dritten und letzten Aktes von „Tristan und Isolde" die Basis zur ersten Liebesszene des ersten Aktes eines Liebesdramas zweier Menschenkinder abgegeben!

Das Auge.

Das Auge als wichtigstes Sinnesorgan – Schönheit und Schönheitsideal – Der Dimorphismus – Schönheitsbegriff und Kultur.

Verschwindend klein ihrer Wirkung und auch den angewandten Mitteln nach erscheinen uns alle bisher besprochenen, der Erotik dienenden Sinne im Vergleich zu dem höchsten, mächtigsten und auch tätigsten Organe, zum menschlichen Auge, welches wie kein zweites fast ausschließlich in den Dienst der Erotik gestellt ist. Ich bin mir bewußt, ob dieses Satzes einigen Zweifeln zu begegnen; und dennoch besteht er zu Recht, wenn wir bedenken, daß das menschliche Auge auch bei der oberflächlichsten und nichtssagendsten Betätigung in erster Linie immer ein und dasselbe sucht: das, was wir Schönheit und Schönheitsideal nennen. Und daß dieses Schönheitsideal den Inbegriff all dessen darstellt, was wir in der Liebe, was wir in der Erotik suchen, darüber besteht doch wohl kein Zweifel.

Schönheit! – Was sagen wir mit diesem kurzen Worte? Es bezeichnet die Summierung einer Unzahl kleinerer Reize, die in uns, durch das Auge übertragen, Gefühle des Angenehmen, Zufriedenen, des Bewunderns und Begehrens wachrufen. Wir bezeichnen ein Objekt dann als schön, wenn es in uns das Gefühl einer überaus angenehmen Lustempfindung wachruft, wie wir im gegenteiligen Falle, da, wo in uns Unlustgefühle wach werden, von Häßlichkeit sprechen. Wir suchen die Schönheit, weil wir Lustempfindungen suchen. Wir suchen die Schönheit in der geliebten Person, weil wir die Lustempfindung der Liebe und Wollust durch die Lustempfindung der Schönheit ins Maßlose gesteigert wissen wollen. Das Auge, jenes hochkomplizierte Sinnesorgan, das uns in seinen, im Sehzentrum gelegenen feinsten Nervenendigungen die Schwingungen des Äthers als Lichtempfindungen überträgt, ist es, das ich an die oberste aller in den Dienst der Erotik gestellten Sinnesorgane vorgerückt wissen will. Um so mehr als, wie ich schon jetzt vorwegnehmend betonen will, der größte Teil all der in den vorhergehenden Betrachtungen geschilderten Sinnesreize mehr oder minder der Mithilfe des Auges nicht entbehren kann. Sehen wir doch – wenn ich nur eines der früheren Beispiele herausgreife –, um wieviel wirksamer die Stimme eines Menschen in Sprache und Gesang werden kann, wenn sie durch die Schönheit der Person, also durch ein uns auf dem Wege des Auges übermitteltes Lustgefühl unterstützt wird. Es ist dies gleichzeitig ein Beispiel für jene

sinnlichen Reizerscheinungen, die wir späterhin als kombinierte erotische Reize betrachten werden.

Wir wollen wieder, wie wir es bisher taten, einen Blick in das Tierreich werfen. Der Alltagsmensch sieht die mannigfaltigsten Arten des Tierreiches rings um sich her und weiß vielleicht nicht, weshalb die Natur Männchen und Weibchen verschiedentlich gestaltet hat. Er weiß es nicht und denkt darüber wohl auch nicht nach. Er gibt sich zufrieden, die Kenntnis zu besitzen, daß der Löwe eine Mähne, der Hahn ein schönes Gefieder, der Hirsch ein prächtiges Geweih trägt, und weiß vielleicht sogar auch, daß diese Arten äußeren Schmuckes von der Natur nur den Männchen verliehen sind. Er weiß aber sicher nicht, daß ausnahmslos jede Tierart in ihrer äußeren Gestaltung eine Verschiedenheit des Männchens und des Weibchens aufweist. Eine Erscheinung, die der Naturwissenschaftler als Dimorphismus bezeichnet. Dieser Dimorphismus, diese Verschiedenheit in Gestalt und Wesen, ist aber tiefer begründet, als man meinen könnte; vorerst bloß im Aussehen der Tiere erkennbar, hat er seinen Ursprung in der sexuellen Verschiedenheit der Geschlechter, ist ihnen also schon in ihrer Urzelle mitgegeben. Mag er bei niedrig stehenden Tieren so gering sein, daß er dem Beobachter nur schwer oder gar nicht zum Bewußtsein kommen kann, so drängt er sich bei allen höher entwickelten Tierarten bereits durch unverkennbare Äußerlichkeiten auf. Das männliche Tier ist es, welches von der Natur mit Gaben bedacht wurde, die schon in der Verschiedenheit der Größe und Gestalt allein ohne äußere Pracht ihren Ausdruck finden. Um wieviel mehr erst, wenn das männliche Tier mit dem Schmuck eines farbenprächtigen Felles oder Gefieders, mit dem Schmuck eines mächtigen Geweihes weit über das unansehnliche Weibchen gestellt wurde! Und doch gibt es auch hier eine Ausnahme, den grauen Lappenfuß, der seiner Gefährtin das schöne Gefieder abgetreten hat und, sich selbst aber mit „weiblichen" Gepflogenheiten befassend, die Eier bebrütet.

Doch nicht von Ausnahmen wollen wir sprechen, sondern von der Regel, da nur diese uns den richtigen Blick vom Tierreich zum Menschengeschlecht hin gewähren kann. Der Pfau, der Truthahn, der Haushahn, wie sehr können sie uns Menschen mit ihrem prächtigen Gefieder imponieren! Um wieviel mehr erst ihren eigenen Weibchen, die von der Natur auf diese Art des Reizes vorgebildet und eingestellt sind. Geben uns diese Beispiele nicht den sprechendsten Beweis für den Dimorphismus im Tierreiche, wenn wir das schlichte, unansehnliche weibliche Tier neben solcher Farbenpracht im Hühnerhof sehen? Und wenn ich von den vielen tausenden, von der Naturwissen-

Formosanerin mit Ohrpflock

Nach Fr. v. Reitzenstein: „Das Weib bei den Naturvölkern"

Weib mit Oberlippenpflock (Deutsch-Ostafrika)

Weib mit Lippenpflock (Deutsch-Ostafrika)

Nach Fr. v. Reitzenstein: „Das Weib bei den Naturvölkern"

schaft erbrachten Beweisen dafür, daß dieser Dimorphismus sexuell begründet sei, nur einen einzigen hier wiedergeben will, so muß ich des herrlichen, farbenschillernden Gefieders des männlichen Paradiesvogels mit seinen zwei, zwischen Auge und Ohr hervortretenden dünnen Federn mit blauen Reflexen Erwähnung tun, die zweimal so lang sind wie der ganze Körper und beim Gehen wie Fähnchen in den Lüften flattern; Reizinstrumente des liebegirrenden Männchens, die es nach der Begattung – verliert! Wie noch klarer, wie jede andere Deutung unbedingt ausschließend wird dieser Beweis für die sexuelle Basis des Dimorphismus im Tierreiche, wenn das in frühester Jugend seiner Geschlechtsdrüsen beraubte männliche Tier – welcher Spezies auch immer – in seiner späteren Reife – all der sonst nachweisbaren männlichen Schönheitsattribute entbehrend – ganz dem Weibchen gleicht! Wir sehen also, zusammenfassend betrachtet, daß die äußere Schönheit der männlichen Tiere nur in den Dienst der Sexualität gestellt ist, daß die Männchen deshalb mit dieser Pracht ausgezeichnet wurden, um auf das Weibchen erotisierend zu wirken; daß diese Wirkung aber nur durch das Auge übertragen wird, ist ja selbstverständlich.

Wie gestaltet sich diese Frage nun beim Menschengeschlecht? Gibt es auch hier einen Dimorphismus im eben besprochenen Sinne? Gewiß! Wir haben schon bei der Beschreibung des weiblichen Körpers die Verschiedenheit desselben gegenüber dem des Mannes des öfteren betont; ein Dimorphismus, der hier aber in erster Linie der Zweckmäßigkeit des Körpers und seinen Funktionen, nicht aber, wie im Tierreiche durch bloße Äußerlichkeiten, durch äußere Pracht nur sexuellen Zwecken gewidmet erscheint. Und doch sucht auch das Menschengeschlecht dank seiner Sexualität in erster Linie immer wieder die Schönheit des Körpers. Der Mann sucht die Schönheit des weiblichen Körpers, weil er durch sie erotisiert wird; das Weib trachtet die Schönheit seines Körpers zu erhöhen, weil es weiß, daß es durch sie erotisierend wirken kann.

Wie verschiedenartig jedoch ist der Begriff der Schönheit! Verschiedenartig nach der Zeit, in der der Mensch lebt, verschiedenartig nach dem Weltteile, in dem er lebt, verschiedenartig nach der Rasse selbst. Jedes Volk der Erde, jede Zeit der Weltgeschichte hatten und haben ihre eigenen Schönheitsideale. Wenn ich hier kurz auf das verweise, was ich im ersten Abschnitte dieses Buches gelegentlich der Besprechung der weiblichen Brust sagte, würde ich wohl schon dem Beweise dieser Behauptung Genüge tun. Ein Blick aber in die entsprechenden Werke der Völkerkunde zeigt uns denn doch mehr. Dar-

win liefert uns in seinem Werke „Die Abstammung der Menschen" ein wenn auch geringes, so doch vielsagendes Beweismaterial hierfür: „Ich habe behaupten hören, daß Wilde in bezug auf die Schönheit ihrer Frauen völlig indifferent seien und dieselben nur als Sklaven schätzen; es dürfte daher der Mühe wert sein, zu bemerken, daß diese Folgerung durchaus nicht zu der Sorgfalt stimmt, welche die Frauen darauf verwenden, sich zu schmücken, ebensowenig wie zu ihrer Eitelkeit." Burchell gibt einen unterhaltenden Bericht über eine Buschmännin, welche soviel Fett, roten Ocker und glänzendes Pulver gebrauchte, daß sie „jeden anderen als einen sehr reichen Ehemann ruiniert haben würde". . . Hearne, welcher viele Jahre unter den amerikanischen Indianern lebte und ein ausgezeichneter Beobachter war, sagt, wo er von den Frauen spricht: „Man frage einen nördlichen Indianer, was Schönheit sei, und er wird antworten: ein breites, plattes Gesicht, kleine Augen, hohe Wangenknochen, drei oder vier schwarze Linien quer über jede Wange, eine niedrige Stirn, ein großes, breites Kinn, eine klobige Hakennase, eine gelbbraune Haut und bis zum Gürtel herabhängende Brüste . . .

Wohlbekannt ist es, daß bei vielen Hottentottenfrauen der hintere Teil des Körpers in einer sonderbaren Weise vorspringt; sie sind sehr steatopyg; und Sir Andrew Smith erklärt es für sicher, daß diese Eigentümlichkeit von den Männern sehr bewundert wird. Er sah einmal eine Frau, welche für eine Schönheit gehalten wurde. Dieselbe war hinten so ungeheuer entwickelt, daß, als sie sich auf ebenen Boden niedergesetzt hatte, sie nicht aufstehen konnte, sondern sich so weit fortziehen mußte, bis sie an einen Abhang kam. Manche von den Frauen in verschiedenen Negerstämmen sind ähnlich charakterisiert; einer Angabe von Burton zufolge sollen die Somalimänner ‚ihre Frauen auf die Weise wählen, daß sie alle in eine Reihe stellen und diejenige auswählen, welche am meisten a tergo (von hinten) vorspringt'. Nichts kann für einen Neger hassenswürdiger sein, als die entgegengesetzte Form."

Weit gründlichere und den modernen Forschungen eher entsprechende Darstellungen und Berichte solcher Art hat Ploß in seinem Werke niedergelegt. Wenn er aber das Klima und die Lebensweise ebenso wie die Stellung des Weibes und die durch diese „bewirkte Möglichkeit oder Verhinderung einer vollkommenen Entwicklung der Gesamtorganisation" für das weibliche Schönheitsideal verantwortlich machen will, so glaube ich dahin widersprechen zu müssen. Das Schönheitsideal hängt nicht vom Klima und von äußeren Lebensbedingungen ab, sondern ist ein, sich von Geschlecht zu Geschlecht vererbendes, der Rasse und der Nation eigenes Empfinden, das nur im Men-

schen selbst liegt und da zu suchen ist. Wenn manche Stämme die weiblichen Kinder schon in frühester Jugend tätowieren und mit tief in die Haut gehenden, längs und quer die Wangen durchfurchenden Einschnitten versehen, so tun sie dies deshalb, weil sie eben in jenen Dingen, die wir als Verunstaltung empfinden und bewerten, ihr größtes Schönheitsideal erblicken. Daß die Frauen aus den vorerwähnten Gründen diesen vom Manne stammenden Wünschen – und mögen sie für unsere Begriffe noch so schwer erfüllbar erscheinen – nach Möglichkeit entgegenzukommen trachten, dafür bieten uns nicht bloß Auswüchse der Sitten mancher rohen Völker genügend Beweise, sondern auch so manche Gepflogenheit unserer weißen Kulturrasse.

Nun noch einige Beispiele der Differenzierung im weiblichen Schönheitsideal! Nach der Ansicht Kirchhoffs sollen bei dem Volksstamme der Aînos die Männer bei ihren Frauen ein Schnurrbärtchen als etwas überaus Schönes ansehen, so zwar, daß die sorgsamen Mütter dem weiblichen Kinde im frühesten Alter über der Lippe einen blauschwarzen Schnurrbart eintätowieren. Als die japanische Regierung solche Tätowierung durch einen harten Erlaß verbieten ließ, klagten die Weiber darüber, „daß nunmehr ihre Töchter ja unmöglich Männer bekommen könnten". Fast alle Erforscher der dunklen Weltteile berichten uns, daß sowohl im Orient als insbesondere in Südafrika besonderer Fettreichtum, eine nach unseren Begriffen die übermäßigste Fettsucht weit übertreffende Körperfülle, als weibliches Schönheitsideal gewertet und als solches auch gewünscht und daher künstlich erzeugt werde. Eine im wahrsten Sinne des Wortes mit Milch und Mehlbrei durchgeführte Mästung bringt solche Schönheiten zuwege, über die uns Emin Pascha aus der Gegend des unteren Kagera berichtet: „Im nahen Dorfe ist eine so dicke Frau, daß sie nur mit Unterstützung gehen kann. Die fetten Frauen scheinen bei den Vahuma eine Art Familienerbstück zu sein, auf welches man sich viel einbildet. Rumanika hatte welche und Kabrega zeigte mir 1877 vier, die buchstäblich wie Bierfässer aussahen; unter ihnen wurden noch einige trainiert. Die armen Mädchen, von denen einige recht hübsch waren, bekamen nichts zu essen als süße Milch, von der sie jeden Tag ein bestimmtes Quantum zu verzehren hatten. Einmal in der Woche bekamen sie gesalzene Fleischbrühe und an diesem Tage etwas mehr Milch. Wasser niemals. Im Jahre 1880 erhielt ich vom Gouverneur von Chartum den Auftrag, die in Makraka sechs Tage westlich von Lado zurückgebliebene Frau eines Chartumers mit dem nächsten Dampfer dorthin zu senden. Da aber die Frau zu gehen unfähig und zum Tragen selbst für viele Leute zu schwer war, so mußte ich auf den Transport verzich-

ten, und die Frau ist später gestorben." Noch ein anderes Beispiel sei hier gegeben: „Unter den südnubischen Völkern herrschte der barbarische Brauch, die jungen Mädchen vor ihrer Verheiratung künstlich zu mästen. Denn Fettleibigkeit und Körperfülle gehören hier zu den ersten Schönheitsbedingungen des Weibes. Vierzig Tage vor der Hochzeit wird das Mädchen zu folgendem Regime gezwungen: Frühmorgens mit Tagesanbruch salbt man ihm den Körper über und über mit Fett ein, dann muß es einen Brei aus zirka einem Kilogramm Durrahmehl, mit Wasser ohne Salz und Würze gekocht, zu sich nehmen; es muß, denn neben ihm steht die hierin unerbittliche Mutter oder sonstige Verwandte, der das Heiratsprojekt am Herzen liegt, mit dem Stocke oder Kurbatsch aus Hippopotamushaut, und wehe ihm, wenn es die Schüssel nicht auf den Grund leert. Selbst wenn es die Übermaße der faden, widrigen Nahrung erbricht, wird es nicht dispensiert, sie wird von neuem gebracht und muß hinuntergeschluckt werden.

Nachmittags bekommt es ebenfalls Durrahbrei mit etwas gekochtem Fleisch, dessen Brühe die Sauce bildet. Abends dieselbe Quantität Brei wie am Morgen und endlich in der Nacht noch eine große Kürbisschale voll fetter Ziegenmilch. Dabei unablässige äußerliche Fetteinreibungen. Bei dieser Behandlung gewinnt der Körper des Mädchens fast sichtbar an Rundung, und wenn die vierzig Tage verflossen sind, gleicht er beinahe, um einen sudanesischen Vergleich zu gebrauchen, am Maße dem Nilpferde; doch entzückt das seinen Zukünftigen und erweckt den Neid seiner mageren Mitschwestern.

Die Fettleibigkeit ist eben Mode, und was tut und leidet die Evastochter nicht alles um der Mode willen?!" (Berghoff.)

Welch großer Gegensatz zwischen diesen Ansichten und den eben jetzt führenden Bestrebungen der modernen Frau, die ihr ganzes Leben in den Dienst des Schlagwortes „Linie" stellt. Fast könnte man dieses Streben des Weibes als eine Epidemie bezeichnen, die sich anmaßt, gegen die naturgewollte Körperbeschaffenheit anzukämpfen. Linie ist Trumpf! Sie zu erlangen, zu erhalten, immer vollkommener auszugestalten, ist seit Jahren eines der begehrtesten Ziele weiblicher Wünsche. Mit einer Hingebung ohnegleichen, die weniger einer flüchtigen Mode als einer neuen Einstellung zur Umwelt entspricht, wird der Göttin der Schlankheit von Frauen jeden Alters und jeden Standes gehuldigt und geopfert. Wie weit dieser Opfermut gehen darf, ohne dem Organismus ernstlichen Schaden zu bereiten, ist eine Frage von höchster Aktualität. Die Frau, die ihrem Äußeren zuliebe abmagert, muß sich vor allem darüber klar sein, wielange sie ihrem Körper und damit ihrem Aus-

Photo: „d'Ora", Wien

Selbstbewußt!

Photo: „d'Ora", Wien

Der Sonnenschirm

sehen nützt und wann sie ihm zu schaden beginnt. Dem Triumphzug der Körperkultur und des Sports haben sich die Frauen, die für alles Schöne und Neue das feinste Gefühl besitzen, begeistert angeschlossen. In unseren jungen Mädchen sehen wir ein neues, geschmeidiges, elastisches Geschlecht heranwachsen. Ärzte haben die Rückwirkungen der Fettlosigkeit auf die körperlichen Funktionen der Frau studiert, Maler und Bildhauer grüßen den neuen Frauentyp als ideales Vorbild für die Kunst. Die Frau selber, die sich und ihre Töchter in naturgemäßer und rationeller Weise zur schmiegsamen Schlankheit erzieht, geht nur scheinbar neue Wege. In Wahrheit läßt sie sich von der uralten Sehnsucht des weiblichen Geschlechtes leiten, die immer rege war und immer herrschend bleiben wird: von der großen, kein einziges Opfer scheuenden Sehnsucht – schön zu sein!

Wie verschwindend klein erscheint uns dieses Streben gegenüber jener furchtbaren – für unser Empfinden furchtbaren – Entstellung, die manche Indianerstämme dadurch hervorrufen, daß sie dem neugeborenen Kinde je ein kleines Brett möglichst fest auf die Stirne und den Hinterkopf legen, diese mit Bast und Hanf immer stärker zusammenziehen und diese Kopfpresse erst im dritten oder vierten Lebensjahre entfernen; die Köpfe werden plattgedrückt, weil nur ein solch platter Kopf diesen Stämmen als schön und bewundernswert erscheint. Otto Stoll führt uns hierfür viele Beispiele an, die wiederzugeben den Rahmen dieses Werkes übermäßig erweitern würden.

Den höchsten Grad, die höchste Vollendung einer nach unseren Begriffen als Verunstaltung wirkenden Korrektur der äußeren Körperdecke finden wir in dem Brauche der Tätowierung mit all ihren verschiedenen Arten, mit all ihren nahezu an das Kunstvolle grenzenden Finessen. Fast alle rohen Völkerschaften haben sich durch die Tätowierung, die an Mädchen im frühesten Alter, oder aber spätestens zur Zeit der ersten Periode vorgenommen wird, um deren Schönheit zu steigern, ihr eigenes Schönheitsideal erst geschaffen. Mag sich diese Tätowierung bloß auf die Gesichtshaut beziehen, mag sie den ganzen Körper betreffen, mag sie mit tief in das Fleisch dringenden kunst- und regelrecht angebrachten Einschnitten verbunden sein oder nicht – sie dient der Schönheit, dient der Sexualität! Die Tätowierung findet eine Unterstützung in anderen Bräuchen, die sich bald auf gewisse Haartrachten beschränken, bald aber wieder vor Nasenringen, vor Lippenblöckchen und ähnlichen „Modedingen" nicht haltmachen.

Wir wollen nun die wilden Völker verlassen und uns wieder unseren eigenen Verhältnissen zuwenden. Wir, die wir uns so turmhoch über diesen rohen Völ-

kern dünken, wandeln wir nicht in Dingen der äußeren Erscheinung auf ähnlichen Wegen wie sie? Ist nicht unser Schönheitsideal eigentlich auch gegen die Natur gerichtet? Trachten nicht unsere „Kulturweiber" auch, ihr Äußeres zu verschönern und zu verunstalten, je nachdem es unser Schönheitsideal erfordert? Das, was bei den rohen Völkern Mästung, Schädelverkrümmung, Haartracht und Tätowierung bezwecken und erreichen, ist es nicht – in unser Leben übertragen – gleichbedeutend mit all den vielen, durch die Mode diktierten Torheiten und gewaltsam hervorgebrachten Änderungen des Äußern? Wir wollen diese Frage etwas genauer beantworten, weil ja auch unser Weib nur allzugut weiß, daß es durch sein Äußeres auf den Mann erotisierend wirkt, weil es sein ganzes Leben dahin eingestellt hat, diese erotische Wirkung ohne Unterlaß zum Ausdruck bringen zu können. Wie sagt doch Mantegazza in seiner „Physiologie der Liebe": „Um einen Mann zu erobern, genügt eine mittelmäßige Schönheit oder auch nur eine gewisse körperliche gefällige Form, ja oft genügt nur das Vorhandensein des Weibes selbst!"

Mode und Erotik.

Die Kleidung – Die Mode des Schminkens – Der teilweise verhüllte Körper als erotischer Reiz – Das Dekolleté – Exhibition – Erotisierende Wirkung der Farben – Schmuck und Erotik.

Wir wollen nunmehr die vom Weibe auf den Mann gewollt ausgeübte erotisierende Wirkung mit all ihren angewandten Mitteln betrachten. Das Weib will – wie ich schon früher sagte – durch seinen Körper, durch die Schönheit seines Körpers auf den Mann wirken und hat sich infolgedessen, ob hoch oder niedrig, ob kultiviert oder unkultiviert, ob alt oder jung, fast ganz in den Dienst dieser Absicht, dieses Verlangens gestellt. Unterstützt wird diese seine Tätigkeit durch jenes Unding, jenes Phantasiegebilde, das die Frau so sehr beherrscht und den Namen – Mode führt!

Die Mode ist es, die das Weib bald schlank, bald korpulent verlangt, die die Haartracht des Weibes regelt; sie ist es, die den Körper in die unsinnigsten Formen zwängt, die die Kleidung nach ihren Phantasien verschiedenartig gestaltet. Wenn wir auch über Haartracht und Haarfarbe, mag sie nun künstlich oder natürlich sein, wenn wir über die künstlich erzielte Körpergestalt, die bald durch ein einzwängendes Mieder deformiert, bald wieder durch ausfüllende Wattebäusche korrigiert wird, mit diesen wenigen Worten rasch hinweggehen können, so müssen wir um so länger bei der gewollten

Veränderung des Gesichtes und des ganz in Kleidung gehüllten Körpers verweilen.

Ist die bei einem großen Teil des modernen weiblichen Geschlechtes verbreitete Gewohnheit des Schminkens mit all ihren Auswüchsen, die bald fahles Leichenblaß, bald wieder schreiende Röte auf die Wangen zaubert, bald die Augen in tiefdunklen Höhlen liegend, die Augenwimpern und Augenbrauen gefärbt und übermalt erscheinen läßt, bald wieder das natürliche, so schöne Lippenrot in künstliches Karmin und grelles Ziegelrot umwandelt, ist diese Gewohnheit nicht ebenso widernatürlich, so läppisch und kindisch, wie die von uns verlachte Tätowierungssucht der rohen Völker? Ist nicht das Frauenantlitz dann am schönsten, wenn es absolut natürlich ist? Sprechen wir nicht deshalb von dem blühenden, jugendfrischen Gesicht des heranwachsenden Mädchens, vergleichen wir dieses Gesicht nicht nur deshalb mit einer Apfelblüte, weil es in seiner Natürlichkeit, durch seine Naturpracht so wunderbar zu wirken vermag? Weib – du glaubst durch solche Künste das männliche Auge zu täuschen, und du täuschest dich selbst am meisten! Du glaubst der Natur nachhelfen zu müssen und ahnst es nicht, wie widerlich dieses dein Bestreben dem Manne ist. Und doch tust du es und wirst es immer tun, weil es der Männer genug gibt, die diesen deinen unnatürlichen Reizen – wenn auch nur vorübergehend – so leicht, so willig unterliegen! – –

Fast dünkt es, als würde ich mich auf die endlos verschlungenen Pfade eines Irrgartens begeben, wenn ich nunmehr daran gehe, all die Wirrnisse und Auswüchse der Mode zu beschreiben oder gar zu lösen. Solange es ein Weib gibt, ebensolange gibt es für dieses Weib eine Mode, ebensolange wird ihr das Weib verfallen bleiben. Dickbändige Werke befassen sich mit dieser Mode, mit der Bekleidung des Menschen von frühester Zeit an bis auf unsere Tage. Die Kostümkunde der verschiedenen Jahrhunderte zeigt uns so recht, wie die Mode den Lebenwünschen und -gepflogenheiten der Menschen jeweils angepaßt und geändert wurde. Vom einfachsten Gürtel der Somalinegerin, der als einziges Kleidungsstück den nackten Körper mit an der Vorder- oder Hinterseite herabhängenden Bastfasern umgibt, bis zu unserer Rasse, von der einfachen Tunika der Frau des klassischen Altertums bis zu der von Samt und Seide strotzenden Toilette der heutigen Modedame, unterliegt alles, womit das Weib seinen Körper behängt, einer gewissen, von ihm gewollten und befolgten, zeitlich begrenzten Gesetzmäßigkeit. So einfach diese auch in ihren ursprünglichen Formen gewesen sein mag, ebenso different und kompli-

ziert erscheint sie uns bereits in den ersten Jahrzehnten des Mittelalters, als die Rittersfrau ein Prunkgewand anlegte, wiewohl geschichtlich erwiesen ist, daß zu jener Zeit der Gebrauch eines – Hemdes noch nicht bekannt war! Ebenso wie einst nach den Berichten der klassischen Schriftsteller das Lösen des Gürtels als Symbol der weiblichen Hingabe an den Mann bewertet wurde, so finden wir später die Enthüllung des Körpers durch Ablegen des Gewandes als äußeres Zeichen des Willens zur geschlechtlichen Vereinigung. Wie dies zu erklären sei, ist leicht gesagt. Die Verhüllung des Körpers durch die Kleidung bewirkt eine Steigerung der Begierde des Gegengeschlechtes nach der Nacktheit des Körpers; eine Erfüllung dieses Verlangens geht niemals ohne höchste Steigerung der sexuellen Empfindungen vor sich. Das Nackte ist es, das wie kein zweites Element erotisierend wirkt, das wie kein zweites Element dem sexuellen Sinn des Menschen durch das Auge übertragen und nahegebracht wird. Diese Erkenntnis mag es auch wohl sein, welche die Mode der verschiedensten Zeiten derart gestaltete,daß das verhüllende Kleid entweder die Formen des Körpers irgendwie vermuten ließ, oder aber daß sie in einem wohldurchdachten Raffinement noch weiterging und einzelne Stellen des Körpers gänzlich nackt ließ. Wie wäre sonst die gewollt erotisierende Macht der durch die Mode nackten Arme zu erklären? Mag auch das Mittelalter in seinen, uns vielleicht starr erscheinenden Formen auf dieses Moment nackter Körperstellen verzichtet haben, es sogar absichtlich verabscheut haben, so wäre es dennoch ein arger Fehlschluß, hinter dem starren Gewand des Mittelalters nicht auch erotisierende Elemente suchen zu wollen. Man denke bloß daran, wie sehr das den Oberkörper eng umschließende Gewand die Brüste der Frau hervortreten ließ, wie mächtig nach allen Seiten hin ausladend die breiten Krinolinenröcke die üppigsten Formen des Gesäßes vortäuschen sollten. Lag nicht in diesem raffiniert gewollten Verhüllen, in diesem oft krampfhaften Verbergen selbst der kleinsten nackten Körperstelle die klare Absicht, die Reizwirkung auf den Ritter zu erhöhen, seine Phantasie und mit ihr seine Begierde nach Enthüllung der ungesehenen, jedoch vermuteten Reize ins Maßlose zu steigern?

Je raffinierter die Welt und mit ihr das Menschengeschlecht in seinem Leben und seinen Lebensansprüchen wurde, um so raffinierter wurde auch die Mode des Weibes. Das keusche, oder richtiger gesagt, das Keuschheit vortäuschende, aus schwerem Samt und schwerster Seide gefertigte Gewand des Mittelalters sollte nur allzubald dem losen Gewande des dekadenten Frankreich mit seinen dünnen, die Körperformen kaum verhüllenden oder stellen-

weise ganz nackt lassenden Stoffen weichen. Italien und Frankreich waren die ersten Länder, in denen die Mode des Dekolletés entstand, jenes Freilassens des Brustansatzes oder der Brüste, das doch nichts anderes beabsichtigt, als die lüsternen Blicke der Männerwelt zu fesseln. Die ersten Anfänge, jenes Bildes der Exhibition, jener absichtlichen Entblößung und Enthüllung einzelner Körperteile, die für eine erotische Reizwirkung in Betracht kommen. In erster Linie sind es die Brüste, die – wie jedes Weib nur zu gut weiß – den Mann überaus stark zu reizen vermögen, wenn sie ganz enthüllt sind, ihn vielleicht aber noch stärker reizen, wenn eine teilweise Verhüllung, wie wir sie beim Dekolleté finden, die ganze Nacktheit nur ahnen läßt. Ist nicht – um bei einem Beispiel unserer Zeit zu verbleiben – die eben herrschende Mode der kurzen Röcke gleichfalls eine gewisse Art von Exhibition, dahingehend, daß das Weib dem männlichen Geschlechte sein Bein fast bis zum Knie zeigen will, um so einen erotischen Reiz auszuüben? Ist es nicht auch Exhibition, wenn die Mode die Frau bei allen Gelegenheiten, die sie dem Manne vor den Augen anderer ganz nahe bringt, wie beim Tanze etwa, mit nackten Armen und tiefdekolletiert erscheinen läßt?

Die Gestaltung, die Form der Kleidung ist es also vornehmlich, die von der Mode diktiert, von dem Weibe aber sklavisch befolgt wird. Sie wird noch durch ein zweites Moment unterstützt: durch die Wirkung der Farben. Jedes Weib weiß, welche Farbe ihm „gut steht", welche Farbe das Kolorit seines eigenen Teints am besten zur Geltung bringt; und daraus resultiert die Vorliebe des Weibes für eine ganz bestimmte Farbe; für seine Lieblingsfarbe. Sie ist nicht die Lieblingsfarbe der Frau, weil sie von ihr geliebt, weil sie in ihr angenehme Farbenempfindungen wachruft, sie ist es deshalb, weil die Frau sie um ihrer, den Mann erotisierenden Wirkung willen liebt. Das Weib liebt aber nicht bloß diese eine bestimmte Farbe; es liebt auch die Farben als solche in ihrer Gesamtheit und kann sich von diesen Farben nur schwer emanzipieren. Es ist so, als wollte sich das Weib auf diese Weise durch die Anwendung künstlicher Mittel jenes Vorrecht der Farbenpracht anmaßen, das die Natur im Tierreiche dem Männchen verliehen hat, als wollte das Weib also durch eben diese Farbenpracht geradeso erotisierend auf den Mann wirken, wie es das Tiermännchen auf das Weibchen vermag. Nicht bloß die Frau der Kultur, die Frau der Stadt, sondern auch die Frau der rohen Völker, die Frau der niederen Stände unterliegt dieser Zaubermacht der Farben und dient ihr. Wie könnten wir uns sonst erklären, daß sich die Trachten verschiedener Völker und Stämme nicht nur ihrem Schnitte, sondern auch den oft grellsten und

verschiedenartigsten Farben nach seit Jahrhunderten gleichblieben? Wie können wir es uns erklären, daß die tschechischen Bäuerinnen beispielsweise in ihrem Festgewand nicht vollwertig gelten, wenn sie nicht die buntesten und grellsten Farbenbänder an sich tragen? Die Macht der Farben ist gerade bei der Bauernbevölkerung eine so große, daß ihr auch das männliche Geschlecht – wiewohl sonst nüchtern und nur der schwersten Arbeit ergeben – unterliegt und auch in seiner eigenen Nationaltracht die Wirkung der Farbenpracht übernommen hat.

Die Kultur auf der einen, die Unkultur auf der anderen Seite sind es, die die Empfindsamkeit für den Reiz der Farben und mit ihr die Anwendung derselben regulieren. So können wir beobachten, daß das kulturell tiefstehende Weib mit größter Vorliebe grellere Farben wählt; so finden wir als eine charakteristische Eigenschaft jener Frauen, welche aus ihrem Körper Gewinn suchen, der Prostituierten, die krankhafte Sucht, möglichst auffallende, schreiende Farben für ihre Kleider zu wählen, wohl auch nur deshalb, um erotisierend auf das männliche Geschlecht zu wirken.

Zu all den bisher erwähnten Details in der Frage der weiblichen Kleidung und der Mode kommt aber noch eines hinzu, das sowohl der Reizwirkung des Auges, als auch des Tastsinnes zu dienen hat; es ist dies die Art des Materials, aus dem die Kleidung verfertigt ist. Eingehende Studien, die namentlich Krafft-Ebing anstellte, haben den Beweis erbracht, daß glattes, glänzendes und haariges Material eine erotisierende Wirkung auf den Menschen auszuüben vermag. Samt und Seide sind in Berücksichtigung dieses Umstandes bei der Frauenwelt ebenso beliebt, wie die Verwendung eines weichen, molligen Pelzwerkes. Wird nicht immer ein in weiche, duftende Seide gehülltes Weib – mag es auch an Schönheit vielleicht weit zurückstehen – einer in rauhe Wolle gekleideten „Schönheit" unzweifelhaft vorgezogen? Anders, ganz anders würde gewiß diese Wahl ausfallen, wenn der Mann beide Frauen nackt vor sich sähe, wenn in ihm kein anderer Reiz der Erotik laut würde, als der Reiz des nackten Körpers, des Schönheitsideals als solchen!

Unvollständig wäre die Schilderung all der vom Weibe gewollten und auch tatsächlich angewandten Mittel zur Erhöhung seiner den Mann erotisierenden Wirkung, würde ich nicht auch noch auf ein Moment hinweisen, das wohl wie kein zweites für das weibliche Geschlecht spezifisch ist: die Sucht, den Körper nicht bloß zu verschönern, sondern ihn auch wertvoller erscheinen zu lassen. Ich meine die Sucht, die oft an das Krankhafte grenzende Vorliebe des Weibes für Schmuckgegenstände jeglicher Art. Wie sich die unkul-

Hans Holbein (1497—1543): Vornehme junge Engländerin

Photo: „d'Ora", Wien

Moderner Halbakt

tivierte Negerfrau mit vielen aus Glasperlen und Muscheln gefertigten Schnüren behängt, wie sich die Indianerfrau mit großen, aus Bernstein verfertigten Kugeln schmückt, so schmückt sich auch das heutige Kulturweib. Die Art des Schmuckes hat sich wohl im Laufe der Jahre geändert, die Sucht, sich zu schmücken, ist aber gleich geblieben.

Das Weib schmückt sich, um schöner zu sein, um durch seinen Schmuck aufzufallen, um durch den Schmuck seine natürliche Reizwirkung auf das männliche Geschlecht noch zu erhöhen. Die Liebe für Schmuck ist oft so groß, daß kein Mittel, ihn zu erreichen, keine Art des Schmuckes selbst schlecht genug ist, um dem Weibe zu genügen. Mag der „goldene" Ring auch aus Messing gefertigt sein, mag dessen „Edelstein" bloß ein Stückchen gefärbtes Glas sein – das Weib steckt ihn an und freut sich des Schmuckes, weil es durch ihn auffallen und wirken kann. Das Weib betrügt sich selbst, ebenso wie es glaubt, durch diesen Schmuck die Männerwelt täuschen zu können. Wie unklug gedacht, wie bar jeder Überlegung! Wenn ein Mann durch das Weib als solches so stark erotisiert wurde, daß er dieses Weib in wildem Verlangen gewinnen will, dann wahrlich denkt er nicht an Schmuck, nicht an Kleidung, nicht an all die vielen Äußerlichkeiten; es treibt ihn nur nach dem Besitze des Körpers, es drängt ihn nach der Schönheit, die in dem weiblichen Körper selbst liegt und nur dort zu suchen ist. Nur sie ist echt, nur sie übertrifft all die bisher aufgezählten künstlichen, vom Weibe gesuchten und oft so sinnlos angewandten Mittel.

Wäre es nicht wünschenswert, wäre es nicht in seiner Wirkung überaus segenbringend, wenn das Weib diese Tatsache endlich nicht nur einsehen, sondern auch in die Praxis umsetzen würde?! Weib, bedenke doch, daß das Schönste an Dir dein Körper in seiner Natürlichkeit ist! Du hast es nicht nötig, ihn mit allen möglichen Mitteln zu verschönern, die ihn in Wahrheit nur verunstalten! Weib, bedenke, daß die Welt genau weiß und fühlt, daß Du besonders dann zu solchen Mitteln zu greifen pflegst, wenn Du von der Natur nicht so reichlich bedacht wurdest, wie Du es wünschtest! Die Beurteilung dieser Frage entzieht sich aber vollständig Deinem Wissen und Vermögen; denn nicht Dein Urteil, sondern das Urteil des Mannes, auf den Du wirken willst, für den allein Du so schön sein willst, entscheidet! – –

In ähnlicher Weise, wie wir beim Weibe die Sucht, schön zu sein, zumindest aber schön zu erscheinen, nachweisen konnten, läßt sich der Beweis erbringen, daß das männliche Geschlecht durch sein Äußeres auf das weibliche

Geschlecht wirken will, daß es daher auch bemüht ist, diese seine Wirkung nach besten Kräften zu erhöhen. Was aber beim Weibe äußere Schönheit, Tand und Flitterwerk ist, das wird beim Manne zu ganz anderen Attributen – zur Größe, Kraft und Stärke. Nicht durch die Schönheit des Kleides, des Gesichtes oder zumindest nicht durch sie allein kann und will der Mann dem Weibe imponieren. Er will es durch seine körperlichen und geistigen Eigenschaften, durch all das, was ihn eben zum Manne macht.

Ich spreche hier von dem normalen Manne, nicht von jenen verweichlichten, weibischen Männern, die als Gecken und Modeaffen einherstolzieren und durch ihr Äußeres zu wirken glauben. Ich spreche hier von dem Manne des Alltags, mag er nun welcher Rasse, welchen Standes, welchen Alters immer sein; von dem Manne als Arbeitsmenschen, der nicht die Zeit findet, verschiedenen Modetorheiten nachzugehen, der im Erwerb stehend, das ist, was er sein soll: der Erhalter des Menschengeschlechtes, der Förderer des Wohlstandes, der Kultur und jener geordneten Verhältnisse, die zu eben derselben Erhaltung des Menschengeschlechtes unumgänglich notwendig sind. Ich spreche hier von dem geistigen Arbeiter, von dem Handwerker und Bauern ebenso wie von dem wilden Neger, der hinauszieht auf die Jagd, um das Wild zu erlegen, von dem er sich und die Seinen ernährt.

Das Weib schätzt und verehrt in dem Manne vornehmlich die rohe körperliche Kraft, und dennoch unterliegt es den Verlockungen rein äußerer Erscheinungsformen. So wie das Weib des Mittelalters dem im Turniere siegenden Ritter als Zeichen der Bewunderung seiner Kraft und seines Mutes die Hand zum Kusse reichte, von ihm aber neben seiner Kraft immerhin „eine schmucke Wehr" und „flatternden Schmuck der glitzernden Wehr" erwartete, so sucht auch das Weib von heute überall neben der Stärke und Kraft des Mannes ein gewisses Maß von Äußerlichkeiten, fordert es von dem Manne äußere Schönheit, sucht es in ihm sein Schönheitsideal zu verwirklichen. Das Auge des Weibes will durch den Anblick eines schönes Mannes einen erotischen Reiz empfangen! Also auch hier die Wirkung der Kleidung und der Farben! Es sei bloß auf die allbekannte Allmacht der Uniform hingewiesen! Auch hier die Wirkung der Mode! Die Mode der männlichen Kleidung, die Haar- und Barttracht, alles erscheint hier wieder, wenn auch nicht zu solchen Auswüchsen führend wie beim weiblichen Geschlecht. Beim Manne fällt die Liebe zur Farbenpracht, so weit es sich wenigstens um den Städter handelt, fast gänzlich weg; ebenso wie auch hier die Sucht, den Körper zu schmükken, fast ganz fehlt, weil der Mann als der nehmende, erobernde Teil es

nicht nötig hat, aufzufallen; er wartet nicht so wie das Weib darauf, endlich zur Liebesbezeugung und zur Liebe erwählt zu werden, da er es ist, der wählt.

Bezeichnend dafür, daß seit urdenklichen Zeiten die Sucht der Eigenverschönerung fast ein Privileg des Weibes gewesen sei, ist auch, daß wir kein einziges kulturhistorisches Werk durchblättern können, ohne in ihm über die Schönheit des weiblichen Körpers als solchen Angaben zu finden. Überall auch die im Laufe der Zeit versuchten und geübten Maßnahmen, diese Schönheit womöglich zu vergrößern und deren Bestehen zu verlängern. Ich komme hier – wie schon so oft – wieder auf die Literatur der alten Inder zurück, die sich mit dem Liebesleben und der Erotik befaßte; ich könnte aus dieser wohl ältesten Quelle unzählige Stellen zitieren, die das Thema der Schönheit des weiblichen Körpers – und zwar nur des weiblichen Körpers – ausführlich behandeln. Wenn wir uns an die Beispiele erinnern, die ich bei der Besprechung des Körpers über die Schönheitsideale und Schönheitsbegriffe der indischen Erotik brachte, erscheinen sie alle verschwindend gering und nichtssagend gegenüber all den Vorschriften, gegenüber all den in der Geheimlehre der Inder angegebenen Mitteln, um den Körper zu verschönern. Wir finden da Mittel zur Erlangung einer hellen Gesichtsfarbe, zur Verschönerung des Gesichtsteints, zur Entfernung unschöner Haare (Lomasatana), Mittel zur Verschönerung der Scheide und des Bauches, aber auch solche zur Beseitigung des übelriechenden Atems und des übermäßigen Schweißgeruches. Wie intensiv mag sich wohl das Volk der Inder mit der Schönheit seiner Frauen beschäftigt haben, wenn dickleibige Bände nur von solchen, dem Liebesleben geweihten Künsten handeln!

Und wie steht es in denselben Werken um den Mann? Ist er wirklich ganz stiefmütterlich behandelt? Fällt sein Äußeres, seine Schönheit gar nicht in die Wagschale, so wie sie auch heutigen Tags mit vollem Recht nicht sehr in Frage kommen sollte? Auch er ist in diesen Werken mit den verschiedensten Ratschlägen und geheimen Mitteln bedacht worden; allein, sie alle zielen auf ganz andere Wirkungen hin: auf die Erhöhung seiner Potenz, auf die Verlängerung seiner Geschlechtstätigkeit und -tüchtigkeit, auf die Vergrößerung seiner Geschlechtsteile, mit einem Worte bloß auf Dinge, die mit der Begattung in innigstem Zusammenhang stehen.

Boucher: Venus

(gestochen von Huck)

Tizian (1477—1576): Ruhende Venus

Erotik der Körperbewegungen.

Die Grazie des Weibes – Der Tanz – Tanz und Erotik – Der Tanz der Salome – Einzeltanz und Reigentänze – Die kombinierte Erotik des Tanzes – Sport und Erotik.

Wir haben bisher all die Dinge erwähnt, die durch den äußeren Anblick, durch die Gestaltung des Körpers, durch die von der Natur dem Weibe mitgegebenen Vorzüge in den Dienst der Erotik gestellt sind; wir haben in Kürze auch davon gesprochen, wie die Sitten und die Moden der verschiedensten Völker und Jahrhunderte bestrebt waren, diese natürlichen Vorzüge zu verschönern und zu steigern. In der weiteren Analyse der Frage müssen wir nun zugestehen, daß der Eindruck und Wirkung eines Körpers erst durch das in ihm pulsierende Leben so recht zum Ausdruck kommt. Leben äußert sich in Bewegung. Ein starr blickendes Auge wirkt leblos, und mag es selbst noch so schön sein. Eine dem Leben kunstvoll nachgeahmte, von den berühmtesten Künstlerhänden geformte Wachsfigur, ein bewegungsloser Körper, wirkt er nicht tot, verliert er nicht an Schönheit gegenüber dem sich bewegenden Körper? Die Bewegung gibt dem Körper Leben; und nur der sich bewegende Körper ist es, der auf die höchste Stufe erotischer Reizwirkung zu stellen ist. Er ist es also auch, der – ob männlich oder weiblich – erst in dieser Beziehung so recht bewertet und beschrieben zu werden verdient.

Wenn ich von dem Mienenspiel, von den feinen Muskelbewegungen im Gesichte des Weibes, die da und dort ein Grübchen erscheinen, bald wieder die lockend perlenweißen Zähne zwischen den sich sanft wölbenden, roten Lippen hervorschimmern lassen, wenn ich von einem sanften Lächeln, von einem streng strafenden Blick, von einem verschämten Augenaufschlag absehen will, so muß ich nunmehr die Bewegungen des übrigen Körpers genau beschreiben.

Bei aufmerksamer Betrachtung läßt sich mühelos zwischen den Körperbewegungen des Weibes und denen des Mannes ein scharfer Unterschied feststellen; das, was wir beim Weibe Grazie nennen, ist nichts anderes als der Ausdruck der sanften Harmonie aller vom weiblichen Körper ausgeführten Bewegungen. Wir sprechen von einem graziösen Gang und schätzen in ihm das sanfte Wiegen der Hüften, das sanfte Heben der Beine; wir sprechen von einer graziösen Handbewegung und meinen damit die uns schön erscheinende Harmonie bei der Aktivierung der bewegten Hand mit ihren Einzelheiten. Wir suchen beim Weibe die Grazie, die Harmonie, welche wir beim Manne

verächtlich finden, da wir in dessen Bewegungen ja vornehmlich seine Kraft, sein ungestüm eroberndes Wesen suchen. In dieser Differenzierung zwischen Mann und Weib ist auch die Differenzierung des Körpers gelegen. Die weichen Rundungen der Frau sind der Ausdruck der weniger entwickelten, sanften Muskulatur, während die Muskelstärke und der kräftige Körper des Mannes uns das Bild und den Effekt der von Kindheit auf geübten robusten und schweren Muskelarbeit darstellen. Finden wir diesen Unterschied nicht auch im Tierreiche, wo das Männchen den wilderen, erobernden, also stärkeren Teil, das Weibchen hingegen nur Sanftmut und Weichheit – die sich allerdings gar oft dann zu wilder Stärke umwandelt, wenn es gilt, die eigenen Jungen vor drohender Gefahr zu schützen – veranschaulicht?

Nicht die Bewegungen des weiblichen Körpers allein, sondern in weitaus verstärktem Maße die harmonische, vom Willen des Weibes gelenkte und abgetönte Art der Bewegung seines Körpers ist es auch, die im höchsten Grade erotisierend zu wirken vermag. Diese Bewegung, dieses harmonische Ineinandergreifen der einzelnen Muskelpartien des Körpers, sie kommt beim Neigen des Kopfes ebenso zur Geltung, wie etwa dann, wenn das Weib langsam den Arm hebt, um von einem Baume eine Frucht zu pflücken. Die höchste Stufe der erotisierenden Wirkung auf den Mann erlangt das Weib jedoch in jener harmonischen, rhythmischen, willkürlichen Bewegung des Körpers, die wir Tanz nennen.

Die Harmonie dieser Bewegung liegt in der zum Teil angeborenen, zum Teile anerzogenen Grazie des Weibes. Immer ist sie eine im Bewußtsein der Frau begründete, in ihrer Wirkung auf den Mann richtig gewertete. Die Harmonie sowohl wie auch der Rhythmus ist ganz ähnlich, wie wir es bei den Schönheitsidealen sahen, individuell und ethnologisch sehr differenziert. Liegt die Harmonie in der Wesensart des Weibes selbst, so wird der Rhythmus von der durch die Kultur und Entwicklungsstufe eines Volkes bedingten Eigenart diktiert, und zwar in der Art, daß er durch andere äußere Eindrücke vorgeschrieben wird. Mit anderen Worten: der Rhythmus des Tanzes steht in Abhängigkeit von der Musik, die allerdings nicht Musik im großen erhabenen Sinne des Wortes zu sein braucht, sondern sich sogar auf ein rhythmisches, in einem gewissen Takt sich wiederholendes Klatschen der Hände, Stampfen der Füße, Schlagen einer Trommel usw. beschränken kann.

Ein Blick auf die Sitten und Gebräuche aller Zeiten und aller Länder bringt uns den Beweis dafür, daß der Tanz von altersher bei allen Völkern gepflegt und geübt wurde. Ist es nicht Sache jeden ernsten Forschers, darüber nach-

zudenken, wieso und warum jedes Volk seine ihm eigenen Tänze hatte? Muß nicht bei allen über die weite Welt verbreiteten Menschenkindern ein und dieselbe Ursache vorhanden gewesen sein, ein und derselbe Grund das auslösende Moment für den Tanz als solchen abgegeben haben? Wenn wir von den Völkern absehen, welche zum Zeichen ihrer Trauer jene Totentänze veranstalten, die mit ernsten, gravitätischen Bewegungen den Schmerz zum Ausdruck bringen sollen, und unseren Blick auf die heitere, erhebende Seite des Tanzes lenken, so müssen wir dieses allen Menschen gemeinsame auslösende Moment in einem auch allen Menschen gemeinsamen Trieb suchen. Welcher Trieb wäre neben Hunger und Durst gemeinsamer als der Geschlechtstrieb, welche Ursache wäre erklärlicher als das ursächlichste Moment der Erotik?

Ich kann im Rahmen dieses Buches unmöglich eine Beschreibung der geschichtlichen Entwicklung des Tanzes geben; wir finden aber eine Gliederung dieser Art des sich bewegenden Körpers in geradezu vorbildlicher Weise in dem von mir schon so oft zitierten Werke Stolls wiedergegeben, der so wie ich das erotische Grundmoment im Tanze anerkennt. Wenn wir geneigt sind, die zappelnden und trippelnden Bewegungen eines kleinen Kindes, die es freudig mit affenartiger Geschwindigkeit, so wie es sie von den Eltern gesehen, nachzuahmen sich bemüht, als primitivstes Grundelement des Tanzes aufzufassen, so werden wir in Analogie mit der – auch im übrigen Leben bemerkbaren – Naivität roher Völker deren primitive Tänze als den Ausdruck ihrer Freude leichter verstehen können. Das, was wir bei den Tänzen höher kultivierter Völker suchen und finden, die Rhythmik und Grazie des sich bewegenden Körpers, scheint bei diesen fast ganz zu fehlen; und doch gibt uns das Mienenspiel der Tanzenden einen deutlichen Beweis dafür, was in ihrem Innern durch den Tanz wachgerufen wird, was sich in ihm abspielt.

Die Tänze der Wilden neigen in der Regel zu jener Tanzart hin, die wir als Reigentanz bezeichnen, also zu einer Kombination mehrerer tanzender Personen beiderlei Geschlechtes; dieselben Reigentänze, wie wir sie heute bei den meisten Typen der Landbevölkerung wiederfinden, nur in primitiver und für unser Empfinden unverständlicher Art. Jedwede Gelegenheit, die zur Freude Anlaß bietet, wird zu einem Fest umgewandelt, und jedes dieser Feste ist von solchen Reigentänzen begleitet. Mag es sich um jene Feierlichkeiten handeln, die um die Zeit der Geschlechtsreife eines Mädchens veranstaltet werden, um die Feierlichkeiten anläßlich eines Sieges über einen Nachbarstamm, anläßlich der Geburt eines Kindes, einer Hochzeit oder anderer Gelegenheiten, immer und immer sind sie mit einem höheren Kult in Verbindung gebracht;

Inst. f. Sex.-Forsch., Wien

Salome

Ölgemälde von S. Rodriguez

Charlotte Berend: Anita Berber

und so wurde vorerst der von der Erotik diktierte Tanz als ein der Ehre der Gottheit gewidmeter Tanz gedeutet. Dieser Auffassung folgend wurde dann selbstverständlich auch die Auslösung und Stillung aller durch den Tanz gehobenen Erotik als religiös angesehen.

Doch auch bei den Tänzen unserer Kultur, bei den Tänzen der Landbevölkerung spielt das religiöse Moment eine nicht zu leugnende Rolle. Denken wir doch an die Festlichkeiten, die zur Zeit des Frühlingsbeginnes, zur Zeit der Sonnenwende veranstaltet werden! Hier haben eben die Jahreszeiten, die mit dem Monde zusammenhängenden Naturerscheinungen die Rolle der Gottheit übernommen. All diese Feste haben ihren eigenen Tanz, und jeder dieser Tänze endet mit sexueller Betätigung. Ja noch mehr! Wir finden Aufzeichnungen über gewisse Arten von Reigentänzen, die in ihrer Bewegung schon eine – Paraphrase des Geschlechtsaktes, wenn ich so sagen darf, darstellen. Tänze oder Reigenspiele, bei denen sich zum Beispiel die Burschen mit gespreizten Beinen auf die Erde setzen und das auserwählte Mädchen zwischen ihre Beine nehmen, um nach dem Spiel mit eben diesem Mädchen in das Dunkel der Nacht zu verschwinden! Solcher Beispiele gibt es genug. Das, was sich bei dieser soeben geschilderten Art der Reigentänze in immerhin noch dezenter Art abspielt, artet bei den wilden Völkerschaften oft in die wildesten erotischen und erotisierenden Bewegungen aus. Ein Blick auf die unimmer wieder von solchen Völkern vorgeführten Bauchtänze genügt wohl, um die Richtigkeit dieser Behauptung einzusehen.

Das Element der Erotik im Tanze spiegelt sich in zweierlei Art wieder; aktiv und passiv, erotisierend und erotisch. Der Anblick eines sich rhythmisch, harmonisch bewegenden Körpers wirkt unbedingt erotisierend, und zwar dadurch, daß Formen und Formveränderungen des Körpers absichtlich dem Auge des Zuschauers nähergebracht werden. Dies gilt vornehmlich dann, wenn diese Tänze als Einzeltänze, als Schautänze vor den Zuschauern und für die Zuschauer aufgeführt werden. Man denke bloß an Zweck und Wirkung des Balletts, man überzeuge sich doch bloß, mit welcher Aufmerksamkeit, mit welchen vor Erregung geröteten Köpfen die Lebegreise in den vordersten Reihen der Theater sitzen und, mit einem Fernglas bewaffnet, jedwede Bewegung der Balletteusen verfolgen; wie sie darauf lauern, in dieser Bewegung das zu finden, was sie suchen: die Gelegenheit, Körperstellen oder Körperstellungen, wenn auch bloß mit einem einzigen Blick, zu erhaschen, um durch eben diesen Blick erotisch empfinden zu können. Man denke doch bloß an das geschichtliche Beispiel der Salome, die durch ihren wohl mehr als ero-

tisch wirkenden Tanz den lüsternen Herodes ganz von Sinnen machte, um, der eigenen Wollust dienend, den Kopf des Johannes als Preis zu gewinnen!

Ganz anders in seinen die Erotik auslösenden Momenten wirkt der Tanz da, wo er sich als ein Bruchteil der Reigentänze derart gestaltet, daß er von einem Menschenpaar ausgeführt wird. Die innige Berührung der beiden Körper, die bei den Begriffen über Moral, Keuschheit und Schamgefühl auf andere Weise öffentlich wohl niemals geduldet würde, wirkt durch den Tastsinn, sogar schon durch das Gefühl des Naheseins erotisch; die raschere Atmung, das schnellere Pulsieren des Blutes teilen sich dem Partner unvermerkt mit; die gesteigerte Transpiration, die Ausdünstung des Körpers, der Duft des Haares mit seinen kitzelnden, erotischen Wirkungen – all diese Faktoren vereinigen sich zu einer großen Macht, die noch durch das Liebesgeflüster, durch einen auf die Hand oder Schulter gedrückten Kuß verstärkt und bis zur höchsten Höhe gesteigert werden kann. Daß hier aber das Auge auch seine Dienste leistet, das Auge des Mannes, welches so gerne in das Dekolleté seiner Partnerin blickt, das Auge des Weibes, das so oft in dem liebetrunkenen Blick des Mannes all dessen Begierden zu erraten versteht, erscheint als erwiesene Tatsache.

Unvermerkt und ungewollt gelangte ich hier wieder zu einem Beispiel jener erotischen Reizwirkungen im Menschenleben, das in das Gebiet der kombinierten Reize gehört. Wir wollen von den Extremen des Tanzes in erotischer Beziehung absehen, wollen hier nicht Beispiele jener rohen Völker anführen, die durch ihre Tänze nicht bloß auf das Gegengeschlecht erotisch wirken wollen, die vielmehr durch den Tanz in eigener Person in einen Zustand größter Ekstase geraten, der nicht anders aufzufassen ist, als der Zustand der höchst gesteigerten eigenen Erotik. Ist die Leidenschaft, mit der das moderne Weib heute dem Tanze ergeben ist, nicht auch etwa ein solcher der Ekstase ähnlicher, oder mit einer solchen zumindest in Verbindung zu bringender Zustand, der auch Mädchen Gelegenheit gibt, ihre durch Keuschheit und Schamhaftigkeit so mühsam unterdrückte Sexualität irgendwie ausleben zu lassen? Immer und immer wieder wird vom weiblichen Geschlecht eine solche Mutmaßung hartnäckig bestritten; und doch sprechen die gerötеten Wangen, die lüstern glänzenden Augen eines „leidenschaftlich tanzenden" Weibes beredte Worte! Das Weib empfindet im Tanze erotisch, das Weib wirkt durch den Tanz erotisierend. Darin allein ist die Ursache zu suchen, weshalb sich dieser vom Standpunkt des richtig urteilenden Menschen wohl schon längst überholte Brauch noch immer erhalten hat. Unwillkürlich fällt

mir bei Besprechung des Tanzes, bei Betrachtung der jetzt in der Kulturwelt verbreiteten, modernen Tänze der staunende Blick eines Großmütterchens ein, das ich einst mit offenem Mund sprachlos die tanzende Jugend von heute beobachten sah. Ununterbrochen schüttelte es den Kopf, als schien es sich darüber zu wundern, daß Dinge, die in seiner guten alten Zeit nur im Dunkel der Verborgenheit geschehen konnten, hier öffentlich, vor aller Augen, im hellerleuchteten Saale nachgeahmt würden!

Haben wir so die erotische Komponente des Tanzes klarzulegen versucht und, wie ich glaube, den Beweis ihrer Größe erbracht, so müssen wir nun auch erwähnen, daß es noch andere Bewegungsarten des Körpers gibt, die erotische Wirkungen hervorzurufen vermögen. Vornehmlich all jene Bewegungsarten, die uns durch die verschiedenen Zweige des Sportes vertraut erscheinen.

So wie bei allen Formen der Tanzproduktionen die teilweise Bekleidung des Körpers – man denke doch an die kaum verschleierte Nacktheit der Tänzerin, an das zarte Ballkleid des jungen Mädchens – mit eine große Rolle spielt, so mag auch bei den verschiedenen Arten des Sportes die Gewandung an sich wirksam sein. Das im Herrensattel reitende, das in engen Hosen radfahrende Weib wirkt sicher schon durch die Beinkleider als solche auf den Mann erotisierend; um wieviel mehr aber erst dann, wenn die Bewegungen der Beine die Formen der Oberschenkel und des Gesäßes deutlich hervortreten lassen. Im Gegensatz hiezu wirkt der Boxer, der Ringkämpfer, der Trapezkünstler gewiß durch seinen stellenweise weit über das herkömmliche Maß entblößten Körper erotisierend auf das Weib, wobei die Bewegungen seines Körpers, das Hervortreten einzelner Muskelpartien diese erotische Wirkung noch zu steigern vermögen. Gewollte und gesuchte Reize des männlichen und weiblichen Geschlechtes, eine gewollte und gesuchte Steigerung der in unserem Innern schlummernden Erotik!

Fast scheint es, als wären solche Steigerungen unbewußt auch beim Kulturmenschen – ebenso wie etwa die Festlichkeiten der Naturvölker – in der Art ihrer Auslösung an gewisse Jahreszeiten gebunden. Der Winter hat seinen Tanz. Der Sommer bringt durch seine klimatischen Eigenheiten aber die Gelegenheit zur höchsten Entfaltung einerseits, zur größtmöglichen Aufnahmsfähigkeit solcher Reize andererseits. Das Weib, der Mann im Bade! Gibt es eine bessere, schönere Gelegenheit, den sich bewegenden so weit als möglich entblößten Körper in aktiver und passiver Erotik wirken zu lassen? Fast scheint es, als hätte das Weib im sommerlichen Strandbade all seine Scham verloren, als lechze das Weib danach, endlich frei vor aller Augen

durch die Schönheit seines Körpers wirken zu können, mit ihr größtmöglichen Staat zu machen!

Weib, Du giltst als Rätsel und bist es doch nicht! Zumindest nicht bei der Betrachtung Deines Wesens, Deines Gehabens, wenn Du Dich zu einem Freibade rüstest! Der Zweck des Bades, das Dir in heißen Sommertagen Abkühlung und Erquickung bringen soll, wird Dir zur Nebensache; Du scheinst ihn sogar ganz zu vergessen unter der gewaltigen Wucht der „Sorgen", welche Dir die Wahl Deines Badekostüms bereitet! Dieses soll Dich ja „möglichst fesch" kleiden, soll Deine Formen möglichst zur Geltung bringen, soll die Männer „verrückt" machen!

Liegt es wirklich in einer Dekadenz der Sitten, daß in den letzten Jahren das Vergnügen des gemeinsamen Bades so sehr propagiert wird? Der freidenkende Mensch freut sich darüber, daß endlich die Sittenfreiheit so weit gediehen sei, daß dieses Sommervergnügen in Mode kam; der „sittenstrenge" Mensch, wendet sich aber entrüstet von diesem „furchtbaren Schauspiel" ab, – sofern er sich selbst beobachtet wähnt! Nein – gegen das gemeinsame Bad, gegen das „Familienbad", ist sicher nichts einzuwenden; wohl aber gegen die fast an das Krankhafte grenzende Manie des weiblichen Geschlechtes, all seine Reize, nunmehr plötzlich den Blicken Aller preiszugeben, den eigenen Körper, die Schönheit des Körpers möglichst raffiniert in den Dienst der Erotik zu stellen. Das enganliegende durchsichtige Trikot, die Begrenzung seines Dekolletés nach oben und unten hin, die Bekleidung der Füße, die Farbe des Badekostüms, die Mode der Badehaube, all dies wird vom Weibe gewissenhaft erwogen und sorgsam ausprobiert, nur zu dem allerdings nicht immer bewußten, wohl aber immer geleugneten Zwecke, dem männlichen Geschlechte möglichst zu gefallen, dasselbe möglichst zu reizen, aufzuregen! Der Mann hingegen in seinem Badekostüm, das trotz vieler Jahrzehnte gar keine Umwandlung erfahren hat, macht das Weib durch seine Nähe, durch die Nacktheit seines Körpers im höchsten Grade erotisch; beide Geschlechter freuen sich der frohen Stunden, die sie zu höchster erotischer Erregung führen können – und das noch dazu vor den Augen der „guten Mitwelt" – mehr, als der Erfrischung und wohltuenden Wirkung des Bades selbst!

All die letztgenannten Beispiele zeigten uns neben der erotischen Wirkung des sich bewegenden Körpers auch den Einfluß, welchen das Nackte auf das Sinnenleben des Menschen ausübt. Ich hatte schon Gelegenheit, bei der Besprechung des weiblichen Schamgefühles darauf hinzuweisen, daß die Kultur oder Unkultur eines Volkes sich in der Schamhaftigkeit des Weibes wider-

Sommerfreuden (nach Boucher)

Oskar Larsen: Frauenliebe

spiegelt, jener Schamhaftigkeit, die vornehmlich durch das ängstliche Verbergen des nackten Körpers, durch die Bekleidung des Körpers ihren Ausdruck findet. Die uns von Kindesbeinen an beigebrachten Begriffe der Schamhaftigkeit, die anerzogene Scheu vor dem Nackten bringen es mit sich, daß der nackte Körper in späteren Jahren unseres Lebens erotisierend zu wirken vermag.

Wieder lehrt uns hier die Geschichte der wilden Völkerschaften, daß diese Wirkung nur durch ein Übermaß des Ungewöhnlichen und Ungewohnten zustandekommen kann. Ist es nicht selbstverständlich, daß das junge Mädchen, welches jahrelang vor dem Anblick eines nackten Mannes bewahrt wurde, welches durch die, ihm von Kultur und Sitte aufgedrängten Anschauungen sich selbst vor einem solchen Anblick scheute, über alle Maßen erotisiert werden muß, wenn es plötzlich auch bloß nur einen nackten Teil des männlichen Körpers zu sehen Gelegenheit hat, wenn es vielleicht sogar jene Stellen zu sehen bekommt, welche Bildhauer so gerne mit einem Feigenblatt verdekken? Die sich im Weibe mit dem erwachenden Geschlechtstriebe mehrende Neugierde bringt es mit sich, daß die jungen Mädchen, vornehmlich in Pensionaten, Schulen und ähnlichen Kongregationen, von einer wahren Sucht befallen werden, ihre Erotik zu steigern, sich selbst zu erotisieren. Daß zu diesem Zwecke alle nur erdenklichen Mittel gewählt werden, ist nicht verwunderlich. In erster Linie tritt hier wieder das Auge in Aktion, das dem Mädchen beim Anblicke nackter Gestalten, mögen sie auch vorerst bloß durch die Hand eines Malers oder Bildhauers dargestellt sein, die ersten erotischen Impulse übermittelt. Wer kann das Kichern, heimliche Flüstern und Stoßen junger Backfische in einem Museum vor einem Bilde, das nackte Menschen darstellt, anders deuten, als den Ausdruck der eben erst erweckten Erotik? Immer wieder kehren die Blicke dieser Mädchen zu jenen Bildern zurück, immer wieder mustern sie den in Mamor gehauenen Körper und trachten mit geröteten Wangen und glänzenden Augen wenigstens mit einem Blicke hinter dem verhüllenden Feigenblatt das zu finden, was zu sehen verboten ist! Die Forderungen der Keuschheit und der Schamhaftigkeit, diese von dem Weibe gewollte und in ihm gesuchte Unterdrückung seiner eigenen Sexualität, findet hier endlich Gelegenheit, wenn auch bloß auf Augenblicke, ihre Fesseln abzustreifen. Je weniger und je später das Weib den männlichen Körper sieht, um so größer wird seine Neugierde, um so größer wird aber auch die erotische Wirkung eines solchen durch das Auge übermittelten Sinneseindruckes.

Wie verschieden zu solcher Einstellung ist doch das Sinnen und Denken jener Mädchen und Frauen, die frei von jenen Fesseln erzogen werden, denen durch berufene Menschen frühzeitig die Augen über das Aussehen und das Wesen des menschlichen Körpers geöffnet wurden. Der enthüllte menschliche Körper sollte endlich aufhören, nur das Nackte darzustellen, das heißt auf das Gemüt des Menschen nur erotisierend zu wirken. Dann würde auch die Erotik des Weibes alsbald in andere Bahnen gelenkt werden, in Bahnen, die der Natur, der Bedeutung des sexuellen Lebens entsprechen würden. Das Auge aber, dieses wunderbarste aller Sinnesorgane, würde dann dem Sinnenleben beim Anblick eines nackten Körpers nur das Schöne, Erhabene dieses Meisterwerkes der Natur übermitteln.

Die gesuchte Erotik.

Die schaffende Kunst im Dienste der Erotik – Das obszöne Bild – Das geschriebene Wort – Die Zote – Theater und Erotik – Das Weib als Dienerin der Erotik.

Wir sprachen bisher von jenen Diensten, welche die verschiedenen Sinnesorgane mehr oder minder unbemerkt und unbewußt im Sinne der Erotik dem Menschengeschlechte leisten. Nun aber wollen wir unser Augenmerk auf jene Fälle lenken, in denen wir all unsere Sinne absichtlich, also gewollt und bewußt, zum Zwecke der Steigerung der Erotik in Aktion treten lassen. Wir gelangen so zu dem Kapitel der gewollten Erotik, zu jenem weitverbreiteten und von jedem Menschen gewünschten und gesuchten Kapitel des menschlichen Lebens, das fälschlich so gerne mit dem Sammelnamen des Zotentums bezeichnet wird. Zote in Bildwerken, Schrift und Sprache und in Gebräuchen! Sind sie nicht alle dazu geschaffen, unsere Erotik künstlich zu steigern, sind sie nicht an sich schon der Ausdruck einer gesteigerten Erotik?

Ich sagte, daß alle Menschen ausnahmslos nach solcher Steigerung streben und kann daher eine Ausnahme auch für das weibliche Geschlecht nicht anerkennen. Ich bin mir dessen bewußt, einen Sturm der Entrüstung vonseiten des weiblichen Geschlechtes auf mich zu laden, weil ich es wage, in dieser Beziehung nichts als die Wahrheit zu sagen; aber sie ist nun einmal das Leitmotiv dieser meiner Betrachtungen und darf daher unter keinerlei Umständen vergewaltigt werden.

So wie das junge Mädchen im Museum das Nackte sucht, um seine Erotik

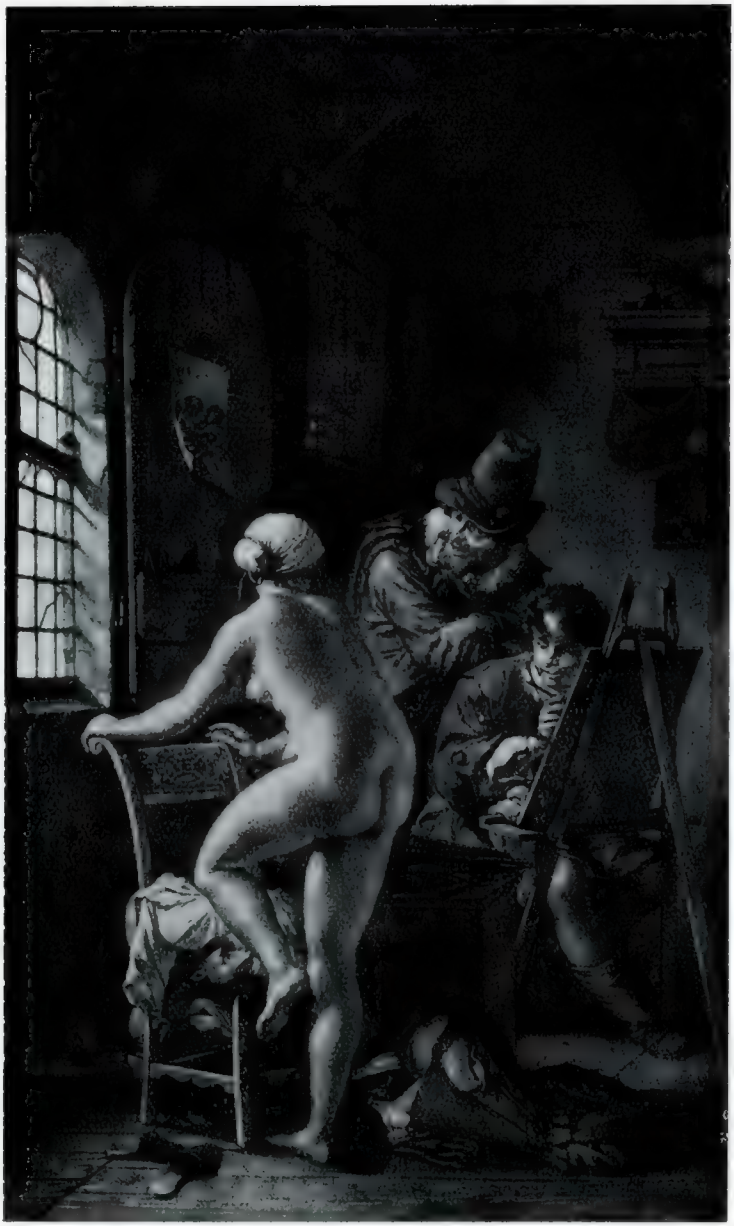
zu steigern, so sucht auch das reife Weib das Nackte des lebenden Körpers zu demselben Zwecke. Die höhere Entwicklung des Sexuallebens, die genaue, durch die Betätigung des Geschlechtstriebes gesteigerte Kenntnis der Wirkung solcher erotisierender Momente bringen es mit sich, daß der Gedankenkreis des voll entwickelten Weibes automatisch in dieser Beziehung ein ganz anderer wird, als der des unerfahrenen keuschen Mädchens. Wirkt auf dieses schon der Anblick eines in strammer Stellung gemalten Körpers erotisierend, so wird auf die reife Frau derselbe Körper erst dann zu wirken beginnen, wenn er in seiner Stellung irgend etwas dem Sexualleben Nahestehendes, der Betätigung des Geschlechtstriebes Ausdruckgebendes an sich hat. Wann könnte aber dieser Ausdruck besser getroffen werden als dann, wenn der Geschlechtsakt als solcher dargestellt wird? Die große Menge obszöner Bilder ist viel weiter verbreitet, als man glauben könnte. Das Weib sieht derartige Bilder ebenso gerne wie der Mann; deshalb, weil es sich ebenso gerne erotisieren läßt wie der Mann. Will es vorerst die so hervorgerufene Erotisierung allein oder bestenfalls mit einer gleichgestimmten Freundin genießen, so liegt der Grund hierfür darin, daß das Weib die ihm anerzogene Schamhaftigkeit beim Anblick einer solchen Darstellung selbst vor dem eigenen Ehegatten nicht abstreifen will. Und doch würde der Mann so gerne das Mienenspiel, das aufleuchtende Auge, die sich rötenden Wangen des Weibes beobachten wollen, weil er durch diese Beobachtungen selbst wieder erotisiert wird.

Stellen diese Arten einer gewollten Steigerung der Erotik wohl bereits weit vorgeschrittene Formen dar, so will ich nun – vornehmlich zur Beruhigung der Gemüter meiner weiblichen Leser – ein anderes, etwas harmloser erscheinendes Kapitel besprechen: die Steigerung der eigenen Erotik durch das gelesene und geschriebene Wort. Wo in aller Welt gäbe es ein Weib, das nicht gerne als unumgänglich nötige Zutat seiner großen, hehren Liebe einen Liebesbrief, ein Liebesgedicht von der Hand des Auserkorenen besitzen würde. Ein Liebesbrief kann, so unschuldig und nichtssagend er auch gedacht und abgefaßt sein mag – eine Form, die wohl niemals zutrifft –, immerhin die Erotik des Weibes steigern; selbst steigert das Weib seine Erotik dadurch, daß es einen solchen Brief immer und immer wieder liest, daß es sich in wachen Träumen Situationen vorzaubert, die eine Umarmung, ein Kuß, eine Vereinigung mit dem Schreiber dieses Briefes hervorbringen könnte. Um wieviel stärker muß eine solche Wirkung eintreten, wenn dieser Liebesbrief, dieses Liebesgedicht vom Manne so abgefaßt wurde, daß es, in oder zwischen den Zeilen versteckt,

erotisierende Andeutungen enthält!? Vom Manne gewolltes, vom Weibe selbst gesteigertes erotisches Empfinden!

Von diesem primitivsten Beispiel abgehend, führt uns die stets helle Begeisterung des Backfisches erweckende Lektüre eines Romanes, in welchem das Liebespaar immer wieder neuen Schwierigkeiten seiner Vereinigung begegnet, hinüber zu jenen Fällen, in denen das gedruckte Wort das enthüllt, wofür die Bezeichnung des Zotenhaften erst wirklich zu passen scheint: die ganze große Literatur der Erotik, beginnend bei den eine Zweideutigkeit enthaltenden Reimen der verschiedensten Volkslieder, bis hinauf zu der fast endlosen Zahl mehr oder minder guter Witze mit erotischem Hintergrund, bis hinauf zu jenen Büchern, die von Obszönitäten, von widerlicher Pornographie strotzen! Gibt es einen Backfisch, der nicht im Geheimen einen oder den anderen Roman Zolas gelesen hätte? Gibt es ein Weib, das nicht etliche Kapitel aus dem weltberühmten Dekamerone Boccaccios mit glühenden Wangen studiert hätte? Gibt es ein Weib der niederen Stände, das nicht so manche seiner freien Stunden der Lektüre schauderhafter Liebesromane gewidmet hätte? Warum stellt das weibliche Geschlecht die besten Abnehmer für die naturalistischen Romane und Liebesgeschichten dar? Warum liest das Weib mit staunenswerten Eifer, mit „Begeisterung" all diese Liebesromane, während der Mann seine Schauer ernsthafteren Kapiteln des Lebens zu entlehnen trachtet?

Weininger betont in seinem Werke „Geschlecht und Charakter", daß die in jedem weiblichen Wesen vermutete Sucht zur Kuppelei schon darin einen Gefallen, eine Sättigung finde, wenn das Weib die Vereinigung des Liebespaares im Romane oder auf der Bühne so gespannt verfolge, daß es einen inneren Kitzel, eine innere Freude daran empfinde, Zeuge der endlichen Vereinigung sein zu können. Finden wir nicht den treffenden Beweis für die dem Weibe eigne Sucht, die Erotik zu steigern, auch schon darin gegeben, daß – um ein konkretes Beispiel anzuführen – Schnitzlers vielumstrittener „Reigen" gerade bei der weiblichen Gesellschaft solchen Anklang findet? Mehr als der Mann neigt das Weib dieser Art einer gewollten Steigerung seiner Erotik durch das geschriebene, durch das gelesene Wort zu. Ganz verfehlt wäre es zu glauben, daß dies jedoch nur ein Privileg der kultivierten Menschenrassen sei. Es gibt kein Volk auf der Welt, welches nicht über Dokumente derartiger Literatur verfügen würde. Wir finden vornehmlich in den Werken der alten Griechen und Römer ganze Bände, die nur erotischen Inhaltes sind; weltberühmt sind ja die aus der indischen, japanischen und chinesischen Lite-



Verkolje nach Houbraken: Das Modell

Faun

(Glyptothek München)

ratur der frühesten Jahrhunderte bis auf den heutigen Tag überkommenen Anekdoten und Geschichten der wildesten Erotik, Sammlungen wildester, gemeinster Zoten mit reichlichem Bilderschmuck!

Im Zusammenhange mit der durch die Schrift gesteigerten Erotik steht jene Gruppe von Sinneseindrücken, die durch den Gehörsinn übertragen werden. Steht doch auch das geschriebene mit dem gehörten Wort insofern im innigsten Zusammenhange, als das laute Lesen die Empfangsstelle für diese beiden Sinneseindrücke ändert. Hier das Auge, dort das Ohr! Das Weib ist auch für alle durch den Gehörsinn übermittelten Sinneseindrücke weitaus empfänglicher als der Mann. Beweisend hierfür ist die Macht des Liebesgeflüsters, die Macht der süßen, bezaubernden Worte, die aus dem Munde eines Mannes das keusche Weib in ein gerne gewährendes Wesen umzuwandeln vermögen. Es ist so, als stünde das Weib gewissermaßen ganz hilflos der suggestiven Kraft solcher Liebesworte gegenüber. Doch nicht von dieser Art der Erotik sei jetzt gesprochen, wiewohl sie als vom Weibe gewünscht und nur allzu gerne gewollt ja auch mit in das Gebiet „gesuchter" Erotik gehört, sondern von jenen Arten derberer Natur, die durch die sogenannten „Scheinzoten" ausgelöst werden. Bei allen Völkern, in jeder Sprache gibt es eine Unzahl von Rätseln und Rätselfragen, die durch ihren Wortlaut, durch ihre Form den Glauben wachrufen, als handle es sich um eine arge Zote, deren Beantwortung aber dann einen ganz harmlosen Charakter ergibt. Diese Form der Rätselfragen nennt gewöhnlich in verblümter Weise jene Gegenstände und Handlungen, die mit den Geschlechtsteilen oder dem Geschlechtsakte selbst in Verbindung stehen oder zumindest gebracht werden können. Ein kurzer Schritt nur führt von diesen Scheinzoten dann hinüber zu all den gesuchten, namentlich von der Männerwelt oftmals angewandten Zweideutigkeiten und von diesen wieder zu dem ausgesprochen zweideutig-eindeutigen Witz; zu dem „guten" Witz, den die Frauen, wenn auch mit geschickt zu Boden geschlagenen Augen, verschämt aber gerne hören! Wollen sie auch immer den Anschein erwecken, als verstünden sie den Sinn nicht, sind sie auch dem Erzähler „wirklich böse" – ihr schalkhaft verlangender Blick spricht doch ein: „Bitte weiter!"

Als Lüsternheit wird diese Art des Benehmens der Frauen so gerne bezeichnet; und doch hat es mit wahrer Lüsternheit nichts zu tun. Wäre dem wirklich so, dann müßte man auch die Vorliebe des Weibes für die Liebesdramen unserer Dramatiker, die ja alle eines erotischen Untertones nicht entbehren, als Lüsternheit bezeichnen. Die wahre Lüsternheit äußert sich bloß in Hand-

lungen; und solche weiß das Weib immer recht gut zu vermeiden. Wohl aber ist eines anderen Umstandes Erwähnung zu tun, nämlich der Tatsache, daß sich das Interesse des Weibes, völlig abgehend von der früheren Vorliebe für die eben erwähnten Dramen der Klassiker, einer neuen, als modern geltenden, ganz besonderen Art dichterischer Schöpfungen zugewendet hat, was wieder zur Folge hatte, daß die Autoren der letzten Jahre, dieses Interesse würdigend, ihre Schöpfungen in dieses gewollte Gebiet gelenkt haben. Ist es nicht wunderlich, wieso es in den letzten Jahren kommen konnte, daß die heranwachsende weibliche Jugend gerade an den Dichtungen eines Ibsen, Strindberg und Maeterlinck mehr Gefallen findet, als etwa an den Werken unserer Klassiker, die für langweilig und uninteressant erklärt werden? Ist es nicht des Nachdenkens wert, zu ergründen, wieso diese Wandlung kam? Liegt sie wirklich nur auf seiten der Schriftsteller, liegt sie nicht auch darin, daß sich die Erziehungsmethoden und die Lebensart änderten, daß die möglichst frühe und möglichst einfache Aufklärung der weiblichen Jugend dahin führte, in ihr das Verständnis für das Weib zu wecken? Nicht etwa für jene Idealgestalt des Weibes, wie sie uns immer in den Dramen der alten Klassiker vorgezaubert wurde, sondern für das Weib mit all seiner Liebe und Erotik. Da alle Dramen, welche die Schwächen des Weibes schildern, eines sexuellen Untergrundes denn doch nicht entbehren können, muß nun bei weiterer Ausführung meines Gedankens jedwedes auf die Bühne gebrachte Drama mit sexuellem Hintergrund auf die Zuhörerinnen erotisierend wirken.

Ich kann dieses Thema unmöglich verlassen, ohne mit einem kurzen Blick das Prototyp eines in dieser Richtung schaffenden Geistes, Strindberg, zu streifen. Allbekannt ist sein Frauenhaß, allbekannt ist der durch ihn geschaffene Wandel in der Literatur, der aus dem einem Engel gleichenden Weibe plötzlich die Bestie, das Urbild alles Schlechten, Verwerflichen und Verkommenen, machte. Ein Blick auf das Leben dieses unglücklichen Dichters sagt uns aber, daß er, „der Sohn einer Magd" – wie er sich in seiner Selbstbiographie nennt – nicht anders empfinden, nicht anders schreiben konnte. Waren doch all die Weiber, die in seinem Leben eine Rolle spielten, nichts anderes als jener Typus Weib, den er in seinem Werke „Beichte eines Toren" in höchster Verworfenheit schildert: „Sexuelle Perversitäten, die sich auch den Hausmädchen gegenüber äußerten, Männersucht, der oft der Nächste der Beste ist, Habgier, Eifersucht, Tücke, Trägheit, Verständnislosigkeit für hohe Regungen, Verlogenheit, Trunksucht, Unfähigkeit für die Aufgaben der Mutterschaft und der Häuslichkeit, dabei klettenhafte Zudringlichkeit und sinnesverwirrende

Photo: E. Barakowich, Wien

Maskenfreiheit

Photo: Manassé, Wien

Halbblut!

Heuchelei, alles in einem weiblichen Wesen und Unhold vereinigt, das heimlich die Nahrung des Gatten von seinem Teller stiehlt, um sie dem Lieblingsköter vorzusetzen!" Abgesehen von dem Momente des Mitleids, das sich in allen seinen Werken für den armen, gequälten Helden männlichen Geschlechtes in dem Herzen der Zuhörer und vielleicht auch der Zuhörerinnen regen mag, ist es gewiß auch die Betonung des Sexuellen im Wesen der von ihm auf die Bühne gestellten Frauen, welche ihm ein solch große Begeisterung und unerhörte Gefolgschaft des weiblichen Publikums sichern mußte.

Noch mehr aber finden wir diese seine Tendenz verwirklicht, ja oft sogar bis ins Unheimliche gesteigert bei seinen Epigonen, die in ihren Dramen das ausgesprochenste Dirnentum des Weibes gleichsam auf das Piedestal einer Religion gestellt haben und vor der Schilderung gemeinster Ehebrüche und verabscheuungswürdigster Blutschande ebensowenig zurückschrecken, wie etwa vor Kindesmord oder ähnlichen Scheußlichkeiten menschlicher Verkommenheit.

Man beobachte einmal mit kritischem Auge, was sich in den Mienen des weiblichen Publikums lesen läßt, und vergegenwärtige sich, was sich im Innern dieses weiblichen Publikums wohl abspielen mag, wenn es mit verhaltenem Atem all den sich auf der Bühne abspielenden Dingen lauscht. Nichts anderes ist hinter solchem Nervenkitzel zu suchen, als eine gewollte, eine gesuchte Steigerung erotischen Empfindens, die nach Schluß des Stückes laut nach Befriedigung schreit.

Stellt uns die soeben geschilderte Art und Wirkung des von der Bühne gesprochenen Wortes eine Form der Übertragung erotischer Reize durch dritte Personen dar, so können wir im Sinne des Auto-Erotismus Havelock Ellis' all die bisher erwähnten Sinneseindrücke auch durch das Individuum selbst ohne äußere Einflüsse, bloß durch Erinnerungsbilder, betätigt finden. Treten von diesem Standpunkte aus betrachtet der Gehörsinn und Tastsinn auch in den Hintergrund, so erscheint die Wirkung des Auges und des Geruchsinnes in Bezug auf Dauer fast unbegrenzt. Die von jedem Liebespaar, von Mann und Weib geforderte und aufbewahrte Haarlocke, das namentlich von Männern gleich einer Reliquie behütete Taschentuch der Liebsten wirken vornehmlich durch den Geruchsinn in Kombination mit dem Auge. Nicht das unscheinbare Ding als solches ist es, das eine erotische Steigerung des Empfindens auch noch nach Jahren bewirkt; die Erinnerungsbilder an alle Situationen selbst, die sich an einen solchen Gegenstand knüpfen, sie wirken in wunderbarer Weise im Gehirne des Menschen nach, sie sind es, die mit photo-

graphischer Genauigkeit das Individuum die schönen Seiten der Situation wiedererleben lassen und dadurch erst die gewollte Wirkung erzielen. Wenn wir auch unbedingt geneigt sind, derartige Empfindungen als etwas Normales zu betrachten, so leiten sie uns doch unvermerkt und unbedingt in das Gebiet des Krankhaften dann über, wenn diese an sich harmlose Gepflogenheit in die Sucht ausartet, sich nicht bloß Gegenstände der geliebten Person zu solchen Zwecken anzueignen, sondern auch Attribute fremder Menschen. Diese krankhafte Seite, die in dem Kapitel der Sexualpathologie unter dem Namen Fetischismus behandelt wird, führt zu jenen extremsten Fällen, die zu beschreiben nicht meine Aufgabe ist. Wenn wir jedoch die Möglichkeit eines Normalfetischismus zugestehen wollen, dann wahrlich gibt es keinen Menschen, der nicht dieser Neigung anheimfiele, da es ja auch keinen einzigen Menschen gibt, der nicht in gewissem Grade dem Auto-Erotismus zuneigen würde.

Fälschlich bezeichnet man diejenigen Menschen, in denen eine so große Neigung zur Erotik vorherrschend ist, daß sie sich nicht durch irgend welche Hemmungen verleugnen oder gar eindämmen läßt, als „erotische" und legt diesem Worte eine mehr oder minder verurteilende Bedeutung bei. In dem Sinne, als „erotisch" etwa bedeuten sollte, daß man geneigt sei, alle übermittelten Reize, alle uns umgebenden Reize zur Steigerung der Erotik zu verwenden, in diesem Sinne ist jeder Mensch „erotisch". „Hocherotisch" veranlagt aber – und nur diese Bezeichnung ist die richtige und kann vom Standpunkte der Forschung anerkannt werden – sind nur jene Menschen, deren Sinnen und Trachten dahin geht, hinter jedem Ding, hinter jeder Äußerung etwas Erotisierendes zu finden, die gleichsam ihr ganzes Leben nur in den Dienst der Erotik gestellt zu haben scheinen. Es ist ganz ungerechtfertigt, wenn man so gerne gerade den Männern diesen Vorwurf macht. Die Erfahrung und eine richtige Beurteilung des Lebens und der Lebensgepflogenheiten des Weibes lehrt uns, daß in seinen Reihen sehr viele solcher hocherotisch veranlagter Individuen zu finden seien, daß sie es allerdings meisterhaft verstehen, durch Verstellung, Prüderie und erheuchelte Scham den Eindruck der Naivität und einer fast an Geschlechtslosigkeit grenzenden Interesselosigkeit an sexuellen Dingen vorzutäuschen.

Sagte ich in einem früheren Kapitel, „das Weib ist und bleibt Sexualität", so will ich hier den Satz hinzufügen: „Das Weib bleibt in seiner Sexualität die treueste Dienerin der Erotik!"

Der Beweis hierfür läßt sich einwandfrei durch ein einziges Beispiel er-

bringen. Man stelle sich ein Weib vor, das die Absicht hat, ein Ballfest zu besuchen, und vergegenwärtige sich all die Vorbereitungen, welche von ihm für die wenigen Stunden dieser Unterhaltung getroffen werden. Sie alle dienen bei kritischester Betrachtung – und solche wollen wir hier verwerten – nur einem Zwecke: dem Wunsche, während der wenigen Stunden des Balles erotisierend zu wirken und selbst erotisch empfinden zu können.

Die Verschönerung des äußeren Anblickes beginnt beim Kopfe und endet bei den Füßen. Eine ganz ungewohnte Frisur soll das Haar in möglichst günstiger Form erscheinen lassen; all die vielen angewandten Mittel der Kosmetik und der Gesichtspflege sollen die geringste Unregelmäßigkeit und Unreinheit des Teints beseitigen, der selbst wieder je nach Vorschrift der Mode bald durch übergroße Blässe, bald wieder durch künstlich angehauchte Röte, durch ein kokett angebrachtes Schönheitspflaster verschönert wird. Die kritisch, der „herrschenden" Farbe und Mode nach gewählte Balltoilette, das möglichst tiefe Dekolleté lassen Brust und Rücken, Arme und Beine teilweise oder ganz frei; – Exhibitionen, wie wir es früher nannten! Der Seidenstrumpf, der feine, kleine – wenn auch in der Regel maßlos drückende – Ballschuh sollen das sich im Tanze bewegende Bein schön und zierlich formen. Das ganze Äußere, der ganze Körper soll mit einem Worte noch viel schöner werden als das größte Schönheitsideal, soll den Männern imponieren, soll strahlender wirken als all der Glanz des reichlich angelegten Schmuckes! Raffiniert gewählte Parfüms sollen, vermengt mit dem eigenen Körperduft, durch ihre Wirkung auf die Geruchsorgane der Männer diese „wahnsinnig machen!" Steigert das Weib durch all diese von ihm getroffenen Vorbereitungen vielleicht wirklich die Erotik des Mannes, so bringt es der Tanz und die ganze Aufmachung solcher Feste leicht zuwege, das Weib selbst zu erotisieren.

Die schwüle, mit verschiedenen Gerüchen geschwängerte Luft des Tanzsaales, der strahlende Glanz der Lichter, das harmonische Klingen der Musik, die enge körperliche Berührung mit dem Tänzer, das Liebesgeflüster – alles steht im Dienste der Erotik, nur zum Zwecke der Erotik ersonnen und erdacht und gewiß nur deshalb so beliebt!

Gleich diesen gewiß von Niemandem zu leugnenden, richtigen Beobachtungen finden wir bei vielen anderen Gelegenheiten ähnliche Gepflogenheiten wieder. Vornehmlich bei fast allen Arten des Sportes, auf den ich schon früher hingewiesen habe. Ich überlasse es dem Leser selbst, sich auf Grund der kurzen Mitteilungen, die ich eben durch die Schilderung des Tanzes, die ich früher bei Besprechung des Schwimmsportes gab, sein diesbezügliches Urteil

über die beliebtesten Zweige des Sportes zu bilden; mag er vielleicht noch so ungläubig meinen bisherigen Darlegungen gefolgt sein, mag er vielleicht nach außenhin die Richtigkeit derselben zu leugnen versuchen – tief drinnen in seinem Innersten wird und muß er sie restlos anerkennen.

Kultur und Erotik.

Stadt und Land – Erotik der Naturvölker – Die „Lehre vom Beischlaf" – „Hilfsmittel des Coitus" – Die „Kunst des Beischlafes" – Erotik des Altertums – Erotik der modernen Frau – Frauenemanzipation und Erotik.

Unsere bisher angestellten Betrachtungen über die Erotik des Weibes befaßten sich vornehmlich damit, uns ein klares Bild davon zu geben, wie und durch welche Reize diese zustandekommt und gesteigert werden kann. Wir wählten absichtlich bei diesen Erläuterungen das normale Weib als Beispiel, jenes Weib des Alltagslebens, das „Kulturweib", das mit uns und um uns lebt. Ich müßte mich selbst der Nachlässigkeit und Oberflächlichkeit zeihen, würde ich hier nicht auch andere Typen des Weibes zu beschreiben trachten, die uns ein anderes Bild bieten, wenngleich das Endresultat ja doch immer dasselbe bleibt. Ist, wie ich schon erwähnte, jeder Mensch erotisch, so steht natürlich die Art der von ihm gewählten erotischen Hilfsmittel in unmittelbarem Zusammenhang mit seiner Intelligenzstufe einerseits, mit den Gewohnheiten und Gepflogenheiten, in denen er lebt, andererseits. Mit einem Worte: das „Milieu" ist es, welches so, wie das ganze andere Leben auch das sexuelle Leben und mit ihm die Erotik lenkt und bestimmt.

Das ungezwungene, fast aller Hemmungen entbehrende Leben des Weibes der niederen Klassen, ebenso wie des Weibes des Bauernstandes, bringt es mit sich, daß dessen Ausdrucksformen der Erotik grob gewählt und nach unseren, von Bildung und Erfahrung geleiteten Ansichten auch grob wirkend erscheinen müssen. Das „niedrige Weib" neigt in bezug auf alle im Dienste der Erotik stehenden Sinneseindrücke schwereren Formen zu, bedarf somit auch eines gewissen Übermaßes, einer gewissen, überaus großen Intensität aller Reize, um selbst erotisiert werden zu können. Vornehmlich tritt uns diese Erscheinung in dem Gebiete des Gehör- und Tastsinnes entgegen. Die absichtlich gewählten, härtesten und gröbsten sprachlichen Ausdrücke, sie genügen eben erst, um zu wirken, gleich wie die Empfindungen des Tastsinnes nicht etwa auf feinste Reize abgestimmt sind, sondern gleichfalls auf ein gro-

bes Maß gestellt erscheinen. Ist die Ursache all dessen wirklich nur in einem Unterempfinden dieser Kategorie des Weibes gegenüber allen Reizen zu suchen? Ist nicht vielmehr das Milieu dafür verantwortlich zu machen, oder aber noch weit mehr die Lebensgewohnheiten? Ist es nicht einleuchtend, daß das Weib des Proletariats seinen Gedankenkreis ganz anders abgestimmt hat, als das von Wohlstand und Luxus umgebene, nur seiner eigenen Bequemlichkeit lebende, vornehme Weib? Liegt in dem Ausdrucke Kultur nicht an und für sich schon eine Überkultur aller Sinne?

Die schwielige, von Arbeit durchfurchte Hand der Arbeiterin hat ihr feines Tastvermögen ebenso verloren wie die des Arbeiters. Das zarte Streicheln einer feingepflegten Hand, muß es nicht hier durch eine derbe Handbewegung ersetzt werden? Genügt der vornehmen Welt bei den Tänzen das Aneinanderschmiegen zweier Körper, um erotisierende Wirkungen zu erzielen, so wird diese Wirkung beim niederen Volke wohl weitaus mehr als ein zartes Anschmiegen beanspruchen. Der Alltagston des Gespräches, welcher in den besseren Ständen all das geflissentlich vermeidet, was an das Zotenhafte auch nur anzuklingen scheint, bewegt sich bei den niederen Klassen in groben, mehr als zotenhaften Ausdrücken, so daß das gesprochene Wort fast Zote der Zote sein muß, um hier erotisierend zu wirken. Der Mangel an ästhetischem Sinn, der nicht geübte oder gewollte Blick für das wirklich Schöne mag es sein, der in dem Weibe des Proletariats den Schönheitssinn und mit ihm das Schönheitsideal in, für uns ganz unglaubliche, ganz unverständliche Bahnen zu leiten vermochte. Nicht die Harmonie, nicht die Feinheit des Farbenüberganges kommt hier in Betracht, sondern das Grelle, das Schreiende wird gesucht und lenkt das Schönheitsideal in uns oft lächerlich erscheinende Formen.

Ganz ähnlich ist auch der vierte in Betracht kommende Sinn, der Geruchsinn hier von der Natur so stiefmütterlich bedacht, daß seine Wesenskraft in erotisierter Beziehung fast völlig verneint werden könnte.

So wie die modernsten Bestrebungen dahin gehen, das äußere Leben der arbeitenden Klasse in allen möglichen Richtungen zu verbessern, so sollten sie auch dahin gehen, das Sinnesleben dieser Menschen auf eine Stufe zu heben, die allen Ansprüchen gerecht zu werden vermag. Das arbeitende Weib sollte genau so wie jedes andere Weib wissen, wie seine Sinnesorgane gestaltet sind, worin der Zweck und das Wesen all der vielen Lebenseinrichtungen, an denen es bisher achtlos vorüberging oder vorübergehen mußte, bestehen. Mit der Hebung der Bildung sollte auch eine Besserung des Milieus Hand in Hand gehen und umgekehrt. Dahingestellt bleibt natürlich, ob es mit zum

Lebenszweck, mit zum Leben gehört, alle Sinnesorgane in den Dienst der Erotik zu stellen.

Gehen wir einen Schritt weiter und betrachten wir das Weib des Bauernstandes, so finden wir hier die Sitten und Gebräuche und mit ihnen die Normalerotik und deren Steigerungsmöglichkeit auf einer wohl noch tieferen, aber sicherlich weit natürlicheren Stufe. Das Landleben als solches bringt schon das junge Kind mit Dingen und Sinneseindrücken in Verbindung, die für einen Städter zum Gegenstande höchster Begierde und größten Erstaunens werden. Der Akt der Zeugung ist es vornehmlich, der sich fast alltäglich vor den Augen des Kindes abspielt und somit jenen Nervenkitzel, der für das Kind der Stadt in Allem, was mit Erotik im Zusammenhang steht, beinhaltet ist, wesentlich abschwächt oder fast ganz ertötet. Das junge Bauernmädchen sieht die Begattungsvorgänge im Hühnerhof, das geile, sich oft wiederholende Springen des Hahnes auf die Hennen, und weiß schon in den frühesten Jahren ganz genau, wozu dieses „Spiel" der Tiere dient und führt. Mehr noch als das! Sieht es nicht draußen auf der Weide, wo es die brünstigen Kühe zu überwachen hat, ganz unbefangen und interesselos zu, wie der Gemeindestier die Kühe bespringt? Ist es nicht oft Zeuge des Aktes der Begattung einer brünstigen Stute, bei dem es sogar seinen Vater und den Großknecht dem feurigen Hengst Hilfe leisten sieht? Bald sieht es diese dem Tierreich abgeschauten Vorgänge auch von den Menschen ausgeführt, vielleicht sogar von den eigenen Eltern, in deren Stube es schläft, noch öfters aber von den Mägden und Knechten draußen im Kornfeld, am Dorfweiher oder am Heuboden. Die Ungezwungenheit des Landlebens bringt es mit sich, daß all die Dinge, welche für den Städter im höchsten Grade erotisierend zu wirken vermögen, für die Bauernbevölkerung ganz harmlos werden und in ihrer Wirkungsmöglichkeit fast auf den Nullpunkt herabgesunken sind. Sie ebenso wie die draußen viel früher erwachte Sexualität und die mit ihr früher einsetzende Betätigung derselben! So kommt es denn, daß alle Sinne in erotischer Beziehung auf das Derbe eingestellt werden, daß nur die höchsten Grade dieser Sinneseindrücke es vermögen, der Erotik zu dienen. Das Bauernmädchen sieht in dem nackten Körper eines Mannes nichts Neues, weil es ja schon als kleines Kind gemeinsam mit den Dorfjungen zu baden pflegte, weil es tagtäglich das Gegengeschlecht alle körperlichen Funktionen frei und ungezwungen erledigen sieht, weil es nicht selten von frühester Kindheit an mit dem Bauernburschen schläft und sich gemeinsam mit ihm der ersten Regung der Sexualität unbeaufsichtigt und ungezwungen hingibt.

All das, was wir hier vielleicht als Mangel an Kultur, als Mangel an Hemmungen oder sogar als Sittenlosigkeit hinstellen, erscheint uns jedoch noch turmhoch erhaben gegenüber all den wirklichen Auswüchsen der Erotik, welche wir heute noch bei den verschiedensten rohen Völkerschaften vorfinden.

Insofern wir die Bezeichnung einer „erotischen Spannung" anerkennen wollen, wodurch ausgedrückt werden soll, daß die Erotik in einem Zusammenhang mit der gewollten Größe und Höhe des Wollustgefühles steht, können wir bei diesen Völkern von einer „Überspannung" der Erotik sprechen. Finden wir doch in allen uns überlieferten Schilderungen das Wesen derselben durchaus nicht etwa in einer Steigerung der einzelnen, von mir geschilderten Sinneseindrücke begründet, sondern vielmehr nur auf den Akt der geschlechtlichen Verbindung als solchen beschränkt. All die Hilfstruppen der Sinnesorgane, welche bei den zivilisierten Völkern mehr oder minder auf die ganze Umgebung, auf den Körper selbst gelenkt sind, erscheinen fast ausgeschaltet oder zumindest derart verringert, daß sie nur mit den gröbsten Mitteln gereizt werden können. Nur der Tastsinn tritt in den Vordergrund, und zwar hier auch direkt auf die Geschlechtsorgane selbst lokalisiert! Man ist berechtigt, anzunehmen, daß diese eine Tatsache schon ein genügender Beweis dafür sei, wie sehr es diesen Naturvölkern an Feinheit der Empfindungen, an Feinheit der überentwickelten Sinnesorgane mangle, sodaß sie nur auf die deutlichsten, gröbsten Reize reagieren. Die von mir schon so oft zitierten Beispiele der indischen Erotik liefern uns hierfür die schlagkräftigsten Belege! Gab ich im ersten Kapitel dieses Werkes eine Einteilung wieder, welche die Frau Indiens ihrem Körperbau nach bewertet, so finden wir eine ähnliche Einteilung dem Temperament nach, das sich vornehmlich in Liebesdingen verrät. Wir finden die phlegmatische im Gegensatz zur „galligen" Frau, die eine erotischen Reizen gegenüber indifferent, die andere „während des Liebesgenusses sehr ungestüm".

Welch große Bedeutung aber gerade dem Liebesgenuß als solchem beigemessen wurde, läßt sich am besten dadurch beurteilen, daß dieselbe indische Erotik ungezählte Aufzeichnungen über eine „Lehre vom Beischlaf", über eine Lehre von „Umarmungen und Küssen", insbesondere über eine Lehre von dem „Verhältnis der Frau während der Liebesbezeugungen" enthält.

Hier finden wir Angaben, auf welche Art und Weise das Stadium der Tumeszenz möglichst gesteigert werden kann, wie sich die Frau benehmen soll, um ihre eigenen Empfindungen zu steigern und auszunützen, um sie gleichzeitig

aber dem Manne möglichst angenehm zu gestalten. Der Anangaranga des Kalyanamalla, „die Bühne des Liebesgottes", sagt: „Solange die Frau bei dem Liebesgenusse nicht vor dem Manne in Orgasmus gerät, solange lohnt der Genuß nicht. Daher müssen die in den Künsten der Liebe bewanderten Weisen sich Mühe geben, daß die Frau vorher in Orgasmus gerät. Schwer zu erkennen ist das Wesen der einzelnen Arten, besonders auch wegen der Vermischung; daher und weil diese Sache überaus fein ist, bleibt sie unzugänglich wie die Mondsichel. Daher wird zu Nutz und Frommen der Menschheit und zur Ermöglichung der Freude des Ehegatten unter Aufzählung mannigfaltiger Heilkräuter die Praxis für die Erzielung des Orgasmus angegeben. Die Gebeugtleibige, in deren Scheide mit Honig vermischtes Ghosapulver getan wird, gerät vor dem Manne in Orgasmus. Gereinigter Samen von Shamkara, in dem Safte des Jiti verrieben und in die Scheide getan, bringt die Frau während des Verkehrs zum Orgasmus. Cincafrucht samt Mennige, mit Bienenhonig versehen, bringt die Frauen, in deren Scham sie gelegt wird, vorher zum Orgasmus. Der Mann, der sein Glied mit Kampfer,Borax,Samblusamen, diese drei zu gleichen Teilen, samt Honig salbt, bringt die geliebte Frau zum Orgasmus . . . Der Mann, welcher das Glied mit dem Samen marica (Pfefferstaude) und Manaka, zusammen mit Pippali und Lodhra und vermischt mit reinem Honig, einreibt, bringt sicherlich eine nur schwer zu gewinnende Frau mit entschwundener Liebesleidenschaft in dem Getändel des Liebeskampfes in die richtige Verfassung." (A. Schmidt, Beiträge zur indischen Erotik).

Ist es nach dieser Probe noch nötig, weitere Beispiele dafür anzuführen, daß zu jener Zeit alle nur überhaupt möglichen Reizmittel gewählt wurden und in höchstem Ansehen gestanden haben? Reizmittel, die eine Nachahmung und einen Ersatz des männlichen Gliedes darstellen.

An anderer Stelle erwähnte ich schon die Tatsache, daß sich derartige, dem Gliede nachgeahmte Instrumente großer Beliebtheit im Dienste der Onanie nicht bloß bei den Naturvölkern, sondern im Mittelalter auch in Frankreich, Italien und Deutschland erfreuten. Ich erwähnte gleichzeitig aber auch die uns ganz unglaublich erscheinende, unserem Empfinden stets unverständlich bleibende Vorliebe des Naturweibes, das Glied des Mannes durch eine Anzahl von Vorrichtungen in seinen Dimensionen zu vergrößern, um dadurch das eigene Wollustgefühl während des Beischlafes steigern zu können. Mantegazza überschreibt ein Kapitel seines Werkes „Geschlechtsverhältnisse der Menschen" mit den Worten: „Die Hilfsmittel des Koitus" und leitet die-

Geschlechtsverkehr und Befruchtung

Text siehe Rückseite

Geschlechtsverkehr und Befruchtung

1. Zaubergerät der Orang Sennoi (Malakka) zur Steigerung des Geschlechtstriebes der Weiber. (Nach Stevens.)
2. Guesquel der patagonischen Indianer. (Nach Stoll.)
3. Reizmittel, von Männern im Penis getragen (Dajak, Borneo). (Original.)
4. Woronfo, Beschneidungsmesser der Abessinier. (Nach Anthropophyteia.)
5. Defloration sinstrument der Gomoneger. (Nach Anthropophyteia.)
6. Tür aus Neu-Guinea, Kind im Mutterleibe darstellend. (Nach de Clerq.)
7. Debata idup, männliche und weibliche Figur; von Weibern auf dem Rücken getragen für Kindersegen (Sumatra). (Museum für Völkerkunde, Berlin.)
8. Vorderteil einer ledernen Genitalbinde der Ostjakenweiber; mit Umrissen der weiblichen Geschlechtsteile. (Nach Stoll.)
9. Hüftgehänge der Gomonegerinnen (Äthiopien). Die Näpfchen geben die Zahl der vom Weibe vollzogenen Beiwohnungen an. (Nach Anthropophyteia.)
10. Se, Idol zum Kindersegen der Evhe. (Nach Schurtz.)
11. Liebeszauber der Tschipeway-Indianer (ein Zauberer schlägt die Trommel). (Nach Schoolcraft.)
12. Indianischer Liebeszauber. (Aus Globus.)

ses mit folgenden Worten ein:, ‚Der Mensch, mit der natürlichen Wollust des Koitus nicht zufrieden, hat zu allen Zeiten versucht, den Genuß durch verschiedenartige Hilfsmittel noch zu erhöhen!"

In dieser hochinteressanten Schilderung all der vielen, von den Menschen der verschiedenen Erdteile angewandten Methoden zur Erreichung dieses Wunsches – der gewollten Erotik also – spielt der bei einigen Naturvölkern so beliebte „Ampalang" eine große Rolle. Er stellt ein vom Weibe gewünschtes, von ihm dem Manne gleichsam aufgedrängtes Liebesinstrument dar, das eine Änderung des männlichen Gliedes bezweckt, um die normale Reizwirkung der Nervenempfindungen in der weiblichen Scheide maßlos zu erhöhen. Ehe ich daran gehe, einige demselben Werke Mantegazzas entnommene Schilderungen dieser Art hier wiederzugeben, sei darauf hingewiesen, daß diese „Kulturerrungenschaft" – als solche wird sie ja von diesen Völkern betrachtet – wohl den tatkräftigsten Beweis für meine Ansicht liefert, daß sich die Erotik der unkultivierten Frau in ganz anderen Bahnen bewegt, als die des Kulturweibes, nämlich in den Bahnen des Geschlechtsaktes selbst!

Und nun einige Beispiele: „Van Grafin von Batavia, der erste Europäer, welcher im Innern von Borneo große Reisen gemacht hat, gab den russischen Reisenden sehr viele Details über die sonderbaren Sitten der Dayaken. Die Operation wird nur an Erwachsenen vollzogen. Man zieht die Vorhaut zurück, schließt das Glied zwischen zwei Bambusbrettchen ein und acht bis zehn Tage lang bedeckt man dasselbe mit Tüchern, die in kaltem Wasser stark angefeuchtet sind. Darauf wird die Eichel mit einem scharfen Bambusstäbchen durchbohrt und in die Wunde führt man eine in Öl getauchte Taubenfeder ein, die jeden Tag erneuert wird, bis die Wunde vernarbt ist. Während der ganzen Zeit werden unausgesetzt kalte Umschläge gemacht.

Während die Dayaken reisen und arbeiten, tragen sie in diesem so ausgebohrten Kanal durch die Eichel eine Feder. Sobald sie der Liebe pflegen wollen, ziehen sie die Feder heraus und setzen den Ampalang an ihre Stelle.

Der Ampalang ist ein Stäbchen aus Kupfer, Silber oder Gold, vier Zentimeter lang und zwei Millimeter dick. An dem einen Ende des Stäbchens befindet sich ein Kügelchen oder eine birnenförmige Anschwellung von Achat oder Metall und auf das andere Ende steckt man ein zweites Kügelchen, sobald der Ampalang in die rechte Lage gebracht ist. Der ganze Apparat hat, sobald er fertiggestellt ist, eine Länge von fünf Zentimetern und eine Stärke von fünf Millimetern.

Die Frau hat verschiedene, aber sehr anständige Formen, um das von ihr

gewünschte Maß des Ampalangs auszudrücken. Entweder verbirgt sie in einer ihrem Gatten angebotenen Schüssel Reis ein zusammengerolltes Betelblatt, in das eine Zigarette eingewickelt ist, oder sie bezeichnet das gewünschte Maß durch die zwischen ihre Zähne gelegten Finger der rechten Hand.

Die Frauen der Dayaken haben das Recht, den Ampalang zu verlangen, und wenn der Mann nicht einwilligt, so können sie sich von ihm trennen. Sie sagen, daß der Koitus ohne diesen Schmuck wie Reis ist, daß er aber mit ihm wie Reis mit Salz ist.

Van Grafin hat nun einen Dayaken gesehen, der zwei Ampalangs, einen hinter dem anderen, trug. Riedel versicherte Maklucho, daß auch im Norden von Celebes der Ampalang im Gebrauch wäre, daß er dort aber ‚Kamboing', oder ‚Kambi' genannt würde und in den beiden äußersten Enden kleine Schnürchen hätte, wahrscheinlich um die Richtung verändern zu können. Er sagt, daß man dort auch die Wimpern einer Ziege mit ihren relativen Borsten um die Wurzel der Eichel zu legen pflegt.

Auch auf Java binden sie sich oft mehrere Zentimeter breite Streifen aus Ziegenfell um die Eichel. Zuweilen wird das ganze Glied in eine Art von behaartem Futteral gesteckt, aus dem nur die Eichel heraussieht." Weiters zitiert Mantegazza in diesem Kapitel eine Stelle, die er den Reisen Nicolo di Contis entnimmt: „Vom Fluß und der Stadt Ara und von einer angenehmen Sitte, welche daselbst herrscht":

„Dort findet man eine heitere Sitte, von der ich nun, um euch zum Lachen zu bringen, erzählen und euch beschreiben will, was ich sah und was ich hörte. Es gibt dort einige alte Frauen, die, um ihr tägliches Brot zu verdienen, kein anderes Handwerk treiben, als Glöckchen aus Gold, Silber oder Kupfer zu verkaufen, die so klein sind wie kleine Nußschalen und mit großer Kunst hergestellt sind. Sobald der Mann das Alter erreicht hat, um mit einer Frau zu verkehren, oder daß er sich verheiraten will, so befestigt man ihm das besagte kleine Glöckchen an dem Gliede, und zwar zwischen Haut und Fleisch, denn ohne dieselben würde er einfach zurückgewiesen werden. Je nach der Stellung der Person kaufen diese entweder goldene oder silberne Glöckchen, und dieselben Frauen, welche sie verkaufen, befestigen sie auch, indem sie an verschiedenen Stellen die Haut lösen, die Glöckchen hineinhängen und zunähen. Schon nach wenigen Tagen schließen sich die Wunden. Manche hängen sich ein Dutzend und noch mehr an, je nach deren eigenen Willen, dann nähen sie es auch so gut, daß es schon nach wenigen Tagen vernarbt ist. Diese so geschmückten Männer stehen bei den Frauen in großer Gunst und hohem An-

sehen, und wenn sie durch die Straße gehen, so halten sie es für sehr ehrenvoll, wenn man den Klang der ihnen angehängten Glöckchen vernimmt."

Und in dem in der Ambrosianischen Bibliothek in Mailand bewahrten Manuskript des Pigafetta liest man [auf Seite 94 Zebu]: „Alle, sowohl Große als Kleine, haben ihre Rute in der Nähe der Eichel durchbohrt, und durch dieses Loch geht ein kleiner goldener oder bleierner Zylinder von der Stärke einer Gänsefeder, der zwei Köpfe hat, entweder eine Art von Sternen mit Strahlen oder eine Scheibe gleich dem Kopfe eines Nagels. Der kleine Zylinder läßt jedoch das Loch für den Urin frei. Die Sache schien mir so sonderbar, daß ich nicht daran glauben konnte, und so wollte ich mich selbst überzeugen. Sowohl die Alten wie die Jungen nehmen weder den Zylinder noch die Sterne heraus und sagen, daß ihre Frauen es so wollen. Trotz dieser sonderbaren Zierart lieben die Frauen uns doch mehr als ihre Männer." – – – –

Wie mancher wird beim Lesen dieser Zeilen ungläubig den Kopf geschüttelt haben. Wie mancher wird die Rohheit dieser rohen Völker wohl noch ärger beurteilen als sie tatsächlich ist! Und doch scheint Mantegazza nicht ganz dieser Ansicht zu sein, wenn er gegen Schluß dieser seiner Besprechungen sagt: „Ich weiß, daß man heute auch in Europa Ampalang eingeführt hat, die zwar weniger grausam, aber ebenso lasterhaft sind wie die der Dayaken, und daß man sich in Paris flaumige Streifen von Gänsefedern um das Glied bindet und Kautschukringe mit Sternen verkauft."

Gehen wir von diesen gewiß nicht erheiternden Dingen ab und fragen wir uns, welche Dinge das Weib der Naturvölker noch ausfindig machte, um ihre eigenen erotischen Gefühle möglichst zu steigern, so kommen wir nunmehr zu den verschiedensten Arten des Verhaltens der Frau während des Beischlafes selbst. Eine nur allzu verständliche Tatsache, wenn wir die Stellung des Weibes ins Auge fassen und uns vergegenwärtigen, daß die Frau bei den unkultivierten Völkern nun einmal nichts anderes ist als eine Dienerin des Herrn, die vornehmlich alle häuslichen Arbeiten zu erledigen hat, die es sich aber als Ehre anrechnen muß, von ihrem Manne geschlechtlich gebraucht zu werden. Die Vielweiberei bringt es mit sich, daß ein solches weibliches Wesen wohl nur selten den Liebesgenuß voll und ganz empfinden kann, bringt es aber auch mit sich, daß Frauen ihr ganzes Sinnen und Trachten darauf richten, dieses seltene Vergnügen in seiner Intensität möglichst zu steigern. Eine Beobachtung, die wohl am ehesten mit den sittenlosen Gepflogenheiten der mohammedanischen Völker in Vergleich gebracht werden könnte, deren Weiber ja auch die lange Zeit des Wartens in der Gefangenschaft

des Harems, die Zeit des Nichtstuns durch nichts anderes würzen können und wollen, als durch tausend wollüstige Gedanken, die alle in den Dienst der Erotik gestellt werden. Nur so mag es zu erklären sein, wenn uns verschiedene Afrikaforscher berichten, daß bei manchen Völkerschaften schon die kleinen Mädchen von den alten Frauen des Stammes in der „Kunst des Beischlafes" unterwiesen werden, daß es oft eines „Studiums" von dreißig bis vierzig Tagen bedarf, bis diese gelehrigen Schülerinnen als „ausgebildet" befunden werden. Ploß berichtet uns, daß auch in Niederländisch-Indien derartige Sitten verbreitet seien, daß es wohl als die schwerste Beleidigung einer Frau gilt, wenn man ihr den Vorwurf macht, daß sie in diesen Künsten nicht voll bewandert sei.

Wie stand es nun mit der Erotik des Weibes im grauen Altertum? Das Leben der Völker jenes Zeitabschnittes, vorerst auf das Leben eines Naturvolkes eingestellt, drehte sich vornehmlich um den Kultus verschiedener Götter, die je nach der Art des in ihnen verkörperten Symbols im Range verschieden hoch bewertet wurden. Kann es uns wundernehmen, daß die Gottheit der Fruchtbarkeit, sei es der des Bodens oder der der Menschheit, höchste Ehre genossen haben? Im alten Griechenland, im alten Rom und im ältesten Ägypten, allüberall derselbe Kultus, die Verehrung derselben Götter, welche nur dem Namen nach verschieden bald als Isis und Osiris, bald als Demeter und Dionysos erschienen, bis Gott Priapus als ausgesprochenster Vertreter der Fruchtbarkeit an die höchste Spitze gestellt wurde. Ja, der Vertreter der Fruchtbarkeit wurde mit seinem ureigensten Symbole ausgestattet. Konnte dieses Symbol besser gewählt erscheinen, als in der Darstellung des Leben spendenden und Leben erhaltenden männlichen Gliedes, des Phallus?

Der Phalluskultus wurde von einem Volk auf das andere übernommen; selbst das Christentum vermochte nur vorübergehend die Auswüchse desselben, die sich alsbald in den zuchtlosesten Orgien bewegten, einzudämmen. Der Gegenstand der Verehrung und der durch ihn unter dem Motto religiöser Verpflichtungen mühelos erreichbare Zweck einer erotischen Betätigung brachte es mit sich, daß der Phallus sich schnell über die ganze Welt verbreitete, daß er in Tausenden von Exemplaren in den Museen der verschiedensten Zeitepochen uns heute noch einen Beweis seiner Macht liefern kann. Er, als ursprünglich göttliches Attribut, sank allmählich zu einem Hilfsmittel derbster Erotik herab, und nur diesem Umstande ist es zuzuschreiben, daß wir ihn in der Malerei und Skulptur in obszönsten Verbindungen so schamlos dargestellt finden können.

Ist es noch verwunderlich, daß bei solchen religiösen Sitten die moralische Bewertung des Weibes im alten Rom und Griechenland fast auf ein Minimum sinken mußte, daß wir daher insbesondere von einem Sittenverfall des Weibes jener Zeit hören? Die Erotik beherrschte das ganze Leben; die Erotik in ihren primitivsten, ebenso wie in ihren, an jeder nur möglichen Art geschlechtlicher Ausschweifungen Gefallen findenden Formen. – –

Nachdem wir so das Weib des Erdballes betrachtet haben, wollen wir wieder zu uns, in unsere Zeit zurückkehren und uns die Frage vorlegen, ob wir berechtigt sind, dem Weibe aus seinen erotischen Gefühlen einen Vorwurf zu machen, ob wir imstande sind, das, was heutigen Tags so gerne als moderner Sittenverfall hingestellt wird, wissenschaftlich auch zu erklären.

Das Weib hat sich im Verlaufe der letzten zwei Jahrzehnte bedeutend geändert. Nicht mehr beherrschen wie einst Unerfahrenheit und Unwissenheit sein ganzes Leben und Denken, nicht mehr herrscht jenes Übermaß an Heuchelei, Duckmäuserei, an Betrug gegen die Mitwelt, wie wir es ja noch vor kaum dreißig Jahren vorfinden. Die „gute alte Zeit" stellte das Weib auf ein hohes, von einem Glorienschein umgebenes Piedestal, umhüllte die Weibesgestalt mit jenen undurchdringlichen Schleiern, die kein Mensch herabzureißen wagte, weil kein Mensch so viel Mut aufbrachte, die Wahrheit zu sagen: dem weiblichen Geschlechte selbst, gleichzeitig aber auch der Gesellschaft, dem Gesetze, der Kirche! Die letztgenannte war es vornehmlich, die diese Verschleierung guthieß, die es anderseits jedoch durch ihre Satzungen, vornehmlich durch das Privileg der Beichte, als ein nur für sie reserviertes Recht erachtete, in die Geheimnisse der menschlichen Erotik einzudringen. Hätte selbst noch vor fünf Jahrzehnten jemand gewagt, öffentlich über dieses heikle Thema zu sprechen oder gar zu schreiben, er wäre sicherlich in Acht und Bann getan worden.

Das moderne Weib ist nicht schlechter geworden als es etwa damals war; wohl aber ist es etwas vernünftiger geworden! Insoferne, als es heute seine Prüderie und Scham wenigstens so weit abgelegt hat, um sich von ernsten, erfahrenen Männern aufklären zu lassen, um in Form von Vorträgen auf der einen Seite, in Form von Lektüre entsprechender Werke auf der anderen Seite die wichtigsten Wahrheiten über sich selbst hören und lesen zu wollen.

Ich muß hier unbedingt betonen, daß diese Strömung sehr viel dazu beigetragen hat, das Weib zu läutern; daß es nur dem Einflusse dieser aufklärenden Belehrungen und dem durch sie geweckten Interesse für die eigenen Lebensfunktionen zuzuschreiben ist, wenn das Weib von heute in seinen Ansich-

ten und Sitten, in seinem ganzen Leben freier und hemmungsloser ist, als es vordem war, wenn es gleichzeitig aber auch vor manchem Schaden an Körper und Seele bewahrt wird! –

Fälschlich maßt sich die weltbewegende Strömung der Frauenemanzipation das Verdienst an, das Weib des Weltalls aufgeklärt und gebessert sowie ihm jene Stelle, die ihm gebührt, eingeräumt zu haben.

Mag man deren Bestrebungen beurteilen wie immer man wolle, man findet bei skeptischer Betrachtung, bei dem Versuche, das treibende Moment dieser ganzen Bewegung zu ergründen, denn doch auch hier das erotische Moment als maßgebenden Faktor wieder vor.

Sind nicht die ganzen Versuche einer Gleichstellung mit dem Manne ein ohnmächtiger Aufschrei gegen die untergeordnete Rolle, welche das Weib vornehmlich in sexueller Beziehung spielt? Hören wir nicht aus dem Munde der Frauenrechtlerinnen immer wieder die Forderung an das männliche Geschlecht, daß es das Weib nicht bloß als Freudenobjekt betrachten und benützen dürfe, daß etwas geschehen müsse, um der unehelichen Mutter eine rechtliche Stellung im Staate einzuräumen?! Liegt in dieser Forderung nicht gleichzeitig das Verlangen verborgen, das Weib ebenso sorgenlos seinem Sexualtriebe, seiner Erotik leben zu lassen wie den Mann? Läßt sich ein sexuell erotisches Moment nicht auch darin finden, wenn wir die Gleichberechtigung der beiden Geschlechter im Berufsleben betrachten, wenn wir vornehmlich das Anfangsstadium dieser Bewegung kritisch beleuchten und über die große Zahl der Weiber staunen müssen, die sich zu jenen Berufen drängen, die mit dem Gegengeschlecht, die mit irgend einer geschlechtlichen Freiheit in Zusammenhang gebracht werden dürfen? Sittenfreiheit und Lebensfreiheit des Weibes sind gleichbedeutend mit Freiheit der Liebe und Freiheit des Liebesgenusses. Doch die Natur läßt sich keine Fesseln auferlegen. Das Weib ist zur Fortpflanzung bestimmt; es ist nun einmal dazu auserkoren, dieser Fortpflanzung aktiv durch die Schwangerschaft und durch den Akt der Geburt zu dienen. Solange diese Gesetze nicht umgestoßen werden können, ebenso lange wird und muß jede Bestrebung der Frauenemanzipation ohnmächtig in sich zusammenstürzen!

Wie mächtig der Trieb des Weibes ist, seine Erotik durch äußere Handlungen unter irgendeinem Vorwand zu betätigen, konnten wir am besten während des Krieges beobachten, wir, die wir das ganze traurige Leben jener Zeit mit dem nüchternen Auge wissenschaftlicher Beobachtung betrachteten. Man

glaube ja nicht, daß von den Tausenden von Frauen, die plötzlich ihre mildtätige Güte, ihre Barmherzigkeit entdeckten und, durch diese getrieben, sich den verschiedensten Spitälern als Pflegerinnen anboten, auch wirklich alle die an sie gestellten Forderungen erfüllten.

Ein großer Teil von ihnen mag wohl sicherlich unter dem Deckmantel der christlichen Nächstenliebe einen geheimen erotischen Zweck verfolgt haben. Wer so wie ich Gelegenheit hatte zu beobachten, wie diese Frauen und Mädchen mit staunenswerter Beharrlichkeit vor dem Spiegel standen, sich kokett das weiße Häubchen richteten und sich wohlgefällig in ihrem Ornat betrachteten, ehe sie zu dem schweren Dienst, zu der traurigen Arbeit in den Krankensaal gingen, wer so wie ich Zeuge der unliebsamsten Szenen war, in denen sich die armen Verwundeten nur mit Mühe der Zudringlichkeiten dieser „mildtätigen" Schwestern erwehren konnten, der muß auch den Mut haben, die Wahrheit seines Empfindens über dieses Treiben des Weibes auszusprechen. Nicht nur schlecht veranlagte, moralisch tiefstehende Dirnen waren es, die dieses Kontingent lieferten, sondern gerade Frauen und Mädchen der besseren Stände welche hier die Gelegenheit suchten, durch den täglichen Kontakt mit dem männlichen Geschlechte alle Fesseln des Alltags abzustreifen. Ein Nervenkitzel war es, der aber sicherlich einer erotischen Komponente nicht entbehrte!

Weib, ich habe Dir durch meine letzten Bemerkungen sehr wehe getan! Ich konnte aber nicht anders, da die ungeschminkte Wahrheit das Leitmotiv meiner Betrachtungen über Dich ist und bleiben muß!

Wie wir Männer unsere Ansichten über Dich änderten und läuterten, so bist auch Du heute nicht mehr das Weib von ehedem. Du sollst es zumindest nicht mehr sein. Du mußt wissen, wie und warum in Deinem Innern das unheimliche Ringen nach Macht und Schönheit lebt, und mußt erkennen, daß Dein ganzes Leben von der Macht der Sexualität, von der Macht der Erotik diktiert, geleitet und zu dem von Dir erträumten Sieg über das männliche Geschlecht geführt wird.

Magst Du Dich nun der Frauenbewegung anschließen oder nicht, Deine Macht über den Mann schlummert in Dir selbst, ist größer als die Macht unzähliger, in Erz gehauener Gesetze! Bescheide Dich mit dieser Deiner Macht und Du wirst einsehen, daß Du nicht Sklavin, sondern – Herrscherin bist!

Weib und Mann

Das Menschenpaar.

Das Weib als Einzelindividuum – Die Aktivität des Weibes im Leben – Das Ziel des Lebens.

All unsere bisher angestellten Betrachtungen befaßten sich mit dem Weibe als solchem, mußten aber notgedrungen immer wieder einen kleinen Hinweis auf seine Stellung im Leben der einzelnen Völker, auf die Stellung zu seinen Mitmenschen, vornehmlich aber zum Manne enthalten.

Das Weib als Einzelindividuum zu betrachten und sachgemäß zu beschreiben, das von seiner Umgebung losgelöste, in absoluter Unabhängigkeit dastehende Weib in all seinen Eigenschaften und Empfindungen zu analysieren, ist deshalb ganz unmöglich, weil es ja bloß den einen Teil jenes zum Menschentum unumgänglich nötigen Paares darstellt, ohne das ein Leben, ein Erhalten und Bestehen des Menschengeschlechtes undenkbar wäre. Die Idee, die Vorstellung des Menschentums kann sich weder in einem einzelnen Mann, noch in einem einzelnen Weib verkörpern, beschreiben und erfassen lassen. So wie das ganze Menschentum, aufgebaut auf das Leben zweier Urmenschen, durch die geschlechtliche Verbindung des ersten Menschenpaares entstanden ist, so ist sein Bestehen auch weiterhin an das Menschenpaar gebunden, so kann und könnte es niemals aussterben, wenn auch bloß ein einziges Menschenpaar übrig bliebe.

In diesem Menschenpaar spielt die Frau die ihm von der Natur aus bestimmte Rolle höchster Aktivität. Sie ist es, die das befruchtete Ei bis zur erlangten Lebensfähigkeit in sich trägt, sie ist es, die durch den Akt der Geburt das neue Menschenkind dem Leben, dem Menschentum, der – Welt gibt!

Wie groß ist diese Aktivität gegenüber der minimalen Tätigkeit des Mannes, dessen befruchtender Samen bloß den Bruchteil einer Minute beansprucht, um seine Bestimmung zu erfüllen! Um wieviel größer könnte diese Aktivität des Weibes in ihrer Beziehung zur Erhaltung der Menschheit werden, wenn es die ihm von der Natur gebotenen Möglichkeiten der Fortpflanzung unein-

geschränkt erfüllen würde, in jenem Zeitraum erfüllen müßte, der es zu dieser Funktion befähigt!

Gleich als hätte die Natur eine Überbetätigung dieser Aktivität verhüten und verhindern, gleich als hätte sie einer dadurch unabwendbaren Vergreisung und Verkümmerung des Menschengeschlechtes Einhalt gebieten wollen, hat sie die Zeit der geschlechtlichen Funktionstüchtigkeit beim Weibe eingeschränkt. Diese Zeit, in der Regel drei Jahrzehnte umfassend – wird aber vom Weibe durchaus nicht müßig verbracht; sie ebensowenig wie die ihr vorhergehende und die ihr folgende Zeitepoche. Die der inneren Bestimmung, dem Daseinszweck des Weibes gleichsam angeborene Kenntnis dieser seiner Aktivität ist es, die das Weib unaufhörlich in den Dienst seiner Bestimmung stellt. Und mag sich auch der effektive Erfolg dieser seiner geschlechtlichen Aktivität an der Zahl der geborenen Kinder ermessen lassen, unermeßlich, unzählbar, überdimensional sind die Erfolge, die unsichtbaren Früchte dieser Aktivität; jene Erfolge, die sich in dem ganzen Leben des Weibes, in den Erscheinungen seines Körpers, seiner Seele, seines Empfindens widerspiegeln.

Aktiv in seinem Sexualleben und in seiner Erotik, aktiv in seinem ganzen Sein und Lassen, steht das Weib niemals als Einzelindividuum im großen Weltall. All die tausend und abertausend Fäden dieser seiner Aktivität spinnen unaufhörlich hin zum Gegengeschlechte, zum Manne! –

Fanden wir diese Tatsache bereits in allen von uns besprochenen Kapiteln dieses Werkes zur Genüge erwähnt, so ist es doch unerläßlich, eingehender das Verhältnis des Weibes zum Manne in allen von Natur und Sitte, von Religion und Gesetz gegebenen Beziehungsformen zu betrachten. Ist es doch eine nicht zu unterschätzende Forderung, die Verschiedenheit im Empfindungsleben des Weibes und des Mannes so zu schildern, wie sie tatsächlich ist und aufgefaßt werden muß.

Remy de Gourmont schreibt in seinem ausgezeichneten Werke „Die Physik der Liebe“: „Was ist das Ziel des Lebens? Die Erhaltung des Lebens! – –

Die Eintagsfliege, die des Abends geboren wird, vollzieht allsogleich den Akt der Paarung, während der Nachtzeit legt das Weibchen seine Eier und am Morgen – ist das Paar tot, ohne auch nur einen Sonnenstrahl gesehen zu haben. Diese kleinen Tierchen sind so sehr nur zur Liebe bestimmt, daß sie nicht einmal Freßwerkzeuge besitzen. Sie nehmen weder Speise noch Trank zu sich. In weißen Schwärmen, wie kleine Wölkchen, schweben sie über dem

Wasserspiegel zwischen dem Schilfe; die Männchen sind in der Überzahl, sie erfüllen mehrmals ihre Liebespflicht und sinken erschöpft dahin." – – – – –

Aufsteigend von der Reihe der tiefstehenden Tiere, von den einzelligen Wesen, die durch Teilung neue Zellen bildend sich vermehren, läßt sich dieser einzige Endzweck des Lebens durch die ganze Reihe der Lebewesen verfolgen. Eine Auflehnung gegen diese Forderungen der Natur gibt es ebensowenig, wie es eine Auflehnung gegen das Leben als solches gibt. Bis ins letzte Detail gehend wurden durch die von Naturforschern angestellten Versuche und Studien die Prinzipien der Vermehrung, die Beweise der Richtigkeit des vorerwähnten Satzes bestätigt.

Eine klare und nüchterne Betrachtung des menschlichen Lebens zeigt uns, daß diese Wahrheit sich auch auf das Menschengeschlecht bezieht. Auch für den Menschen gilt der Satz, daß die Erhaltung des Lebens das Ziel des Lebens darstellt. Und wenn wir wieder von dem Menschenpaare das Weib auf die Gültigkeit dieser Behauptung hin prüfen und beschreiben wollten, so müßten wir nichts anderes tun, als das Gesagte wiederholen.

Wie deutlich wird uns doch dieses auch im Weibe unbewußt schlummernde Bewußtsein klar, wenn wir eine oft gehörte Redensart kleiner Mädchen bedenken, die in ihrer Naivität ohne Verständnis des Sinnes ihrer Worte sagen, sie wollten „heiraten, um Kinder zu bekommen"! Dieser naive Satz enthält zwei Worte, die für unsere nun folgenden Betrachtungen von Wichtigkeit sind: Heirat – Kindersegen! In diesen beiden Worten spiegelt sich ja all das wider, was ich an anderer Stelle als im Urkeime, in der Urzelle dem Weibe mitgegeben, als dem Weibe angeboren bezeichnet habe, spiegelt sich das wider, was ich „das Weib im Weibe" nannte!

Heiraten! Stellt sich das Kind unter diesem Worte etwas anderes vor, als jene Handlung, die den Beginn zu der von ihm gesehenen Gemeinschaft zwischen Mutter und Vater, zwischen Weib und Mann, darstellt; jene im kindlichen Gemüte so harmlos erscheinenden Gemeinschaftsformen, die wir als Ehe, freie Liebe, Konkubinat bezeichnen?

Die Geschlechtsgemeinschaft.

Die Promiskuitätsehe – Die Gruppenehe – Die Raubehe – Das Weib als Raubgut und Lustobjekt – Die Kaufehe – Kaufpreis und Mitgift.

Seit vielen Jahren tobt unter den Gelehrten ein Streit darüber, wie wohl die geschlechtliche Gemeinschaft in der grauen Vorzeit gewesen sein mag, ob

sich bereits aus den Uranfängen menschlichen Seins Schlüsse auf das Bestehen einer, der Ehe ähnlichen Verbindung ziehen lassen. Besitzen wir in den Sagen und Legenden der meisten Völker, die bis in jene Zeit zurückgehen, zwar Beweise und Andeutungen, welche eine der Ehe ähnliche Gemeinschaft vermuten lassen, so ist in Erwägung zu ziehen, daß die Urmenschen gewiß den Begriff einer Ehe, eines der Ehe auch nur ähnlichen Verhältnisses zwischen Mann und Weib absolut nicht kannten.

Die zu einer Bande, Sippe oder Horde vereinigten Menschen lebten gemeinsam, als nicht seßhaft, bald hier, bald dort, nährten sich von den kargen Erträgnissen des Landes einerseits, von den erlegten Tieren anderseits. War es die Pflicht der Männer, dieses Gemeinwesen vor jedem äußeren Feind und vor wilden Tieren zu schützen, war es ihre Aufgabe, das Wild zu erlegen und für Ordnung zu sorgen, so war es schon damals Aufgabe des Weibes, für „Haus und Herd" – soweit derartige Begriffe für die damaligen Verhältnisse überhaupt anwendbar erscheinen – zu sorgen. Wohl aber in erster Linie, die ihm von der Natur gestellte Pflicht zu erfüllen, Kinder zu gebären und so ein Aussterben der Sippe und der Rasse zu verhüten. Allzu natürlich erscheint es, daß sich in jener kulturlosen Urzeit der Menschen wohl vorerst die Gemeinschaft des ganzen Lebens auch auf eine Gemeinschaft in geschlechtlicher Beziehung übertragen haben mag. Der Begriff einer Promiskuität, das heißt einer wilden geschlechtlichen Vermischung der Frauen mit den Männern derselben Sippe, derselben Horde, derselben Gemeinschaft, erscheint von diesem Standpunkte aus betrachtet, durchaus verständlich und erklärlich, und es ist nicht einzusehen, weshalb ernste Forscher mit aller Macht den Bestand einer solchen Promiskuität in jahrelangem Streite zu widerlegen trachten. Es kann nicht meine Aufgabe sein, im Rahmen dieses Werkes die Argumente dieses Streites zu erläutern, es kann auch nicht meine Aufgabe sein, an der Hand zahlreicher Beispiele kundzutun, daß meiner Ansicht nach der bedeutendste Gegner dieser Promiskuitätstheorie Westermark („Geschichte der menschlichen Ehe") den vollgültigen Beweis für seine Anschauung schuldig blieb. Dies haben die dazu berufenen Forscher der Ethnologie zur Genüge getan! Ich will zur Präzisierung meiner Anschauung bloß erwähnen, daß ich mich ganz den Ansichten Iwan Blochs anschließe, der sich folgendermaßen äußert: „Wer die Natur des Geschlechtstriebes kennt, wer sich über den Gang der Entwicklung des Menschengeschlechtes klar geworden ist, und wer endlich die noch heute herrschenden Zustände auf dem geschlechtlichen Gebiete bei den primitiven

Völkern und modernen Kulturvölkern studiert, dem kann gar kein Zweifel darüber aufkommen, daß in den Anfängen der Menschheitsentwicklung tatsächlich ein Zustand der geschlechtlichen Promiskuität geherrscht hat." Wir dürfen doch unter keinerlei Umständen vergessen, daß der Geschlechtstrieb ein Naturtrieb ist, der sicherlich von jenen Urvölkern ganz hemmungslos, tierisch, gestillt wurde.

Die uns hier interessierende Frage geht jedoch dahin, welche Stellung Weib und Kind der damaligen Zeit eingenommen haben.

Kulturhistorische Beweise bestätigen einwandfrei, daß sich aus dem Stadium wilder Promiskuität nach und nach ein anderes Stadium entwickelt hat, welches zu dem Bilde einer Gruppenbildung innerhalb der einzelnen Horden führte. Von dieser war zu dem Begriffe der Gruppenehe nur ein Schritt. Doch auch diese Form der geschlechtlichen Vereinigung bezog sich durchaus nicht auf die Verbindung einzelner Individuen untereinander, sondern auf die Verbindung ganzer Gruppen männlichen und weiblichen Geschlechtes der einen Gemeinschaft mit denen der anderen. In dieser Zeit der Gruppenbildung finden wir schon die ersten Andeutungen jener Erscheinungen, die wir heute noch bei einzelnen rohen Völkern Australiens, Afrikas und Amerikas nachweisen können. Das Moment der Blutsverwandtschaft der, durch ein „Totem", das heißt durch das Symbol eines Tieres, durch das Abbild einer Pflanze charakterisierten Geschlechter. Eine innerhalb eines solchen Totems eingegangene geschlechtliche Verbindung würde unseren heutigen Begriffen nach als Blutschande gedeutet werden müssen und war auch tatsächlich verpönt und verboten. Noch war die kulturelle Entwicklung der Völker nicht so weit gediehen, daß sich die geschlechtliche Vereinigung der Mitglieder zweier verschiedener Totems der Zahl nach hätte beschränken lassen. Wenn ein Mann einer Gruppengemeinschaft in eine andere übertrat, so erwarb er sich gleichzeitig das Recht der geschlechtlichen Vereinigung mit sämtlichen Weibern der anderen Gemeinschaft, ebenso wie ein übertretendes Weib Gemeingut aller Männer geworden ist. Also auch hier noch immer die Andeutung dessen, was als „Promiskuitätsehe" in seinem Bestehen so sehr bekämpft wird; auch hier noch immer jener Zustand, der eine nicht einmal angedeutete Klärung in der Frage der Vaterschaft zuläßt. Ein Zustand der Vielweiberei und Vielmännerei, wie er sich nach den Berichten einzelner Afrikaforscher selbst heute noch bei manchen niederen Volksstämmen nachweisen läßt.

Und doch hat die stets aufwärts steigende, sich rastlos fortentwickelnde Kultur des Menschengeschlechtes sogar hier alsbald die Uranfänge eines Rechtszustandes geschaffen. Da sich die Vaterschaft bei einer solchen Ehegemeinschaft nicht einwandfrei feststellen lassen konnte, waren die Kinder vornehmlich der Gewalt des Weibes anvertraut, welche sich in allen Formen zu äußern begann. Es entwickelten sich nach und nach jene Rechtszustände, die uns unter dem Begriffe des Matriarchats, des Mutterrechtes, begegnen. Nicht der Vater war der bevorzugte, mächtigere, berechtigte Teil des Elternpaares, sondern das Weib, die Mutter; nicht der Vater hatte Gewalt über Leben und Tod der Kinder, sondern vielmehr der Bruder der Mutter, als der zunächst stehende männliche Verwandte des Weibes. Dasselbe Verhältnis also, das, wie uns Ploß in seinem oft zitierten Werke mitteilt, Dr. Otto Schütt über die Völkerstämme im Becken des Kongo berichtet: „Bei den Kongonegern kann der Mann als Gatte so oft gewechselt werden, daß es manchmal schwer zu entscheiden sein wird, wer der Vater eines Kindes ist, und die Neger betrachten auch bei den meisten Stämmen den Verkehr ihrer Frauen mit anderen Männern nicht für schändend, sehen darüber hinweg oder gestatten ihn sogar, wenn er nur lukrativ ist. Die Kinder erben nicht Rang, Vermögen und Namen vom Vater, sondern vom Onkel."

Gilt der Bestand einer nach Ansicht vieler Forscher aus dem Matriarchat entwickelten Weiberherrschaft, welche die Männer vollständig unterjochte, als nicht sicher nachgewiesen, so ist die Existenz eines Mutterrechtes schon deshalb als unbedingt erwiesen zu betrachten, weil sich ein solches mannigfaltig bis auf den heutigen Tag erhalten hat, weil es ja auch zu natürlich ist, daß der Kontakt des Kindes mit der „sicheren" Mutter weitaus inniger sein mußte, als der mit dem „zweifelhaften" Vater.

Wie und zu welcher Zeit sich der Umschwung der ganzen Verhältnisse dahin geltend machte, daß die Macht und die Stellung des Weibes gegenüber der des Mannes in den Hintergrund treten sollte, ist nur schwer nachzuweisen. Tatsache ist, daß wir das Mutterrecht nach und nach verblassen sehen, daß an seine Stelle das Vaterrecht tritt, welches nicht bloß die Macht über das Kind, sondern auch über das Weib in sich beinhaltet. Erst mit diesem Vaterrecht, mit dieser bevorzugten Stellung des Mannes, erscheint uns der Beginn einer Form der Geschlechtsvereinigung gegeben, welche wohl die Urform einer Ehe darstellt. Ob dieselbe sich fernab von Vielweiberei und Vielmännerei bewegte oder nicht, ob diese Ehe, an dem Maßstabe unserer heutigen Ansicht gemessen, sittlich oder unsittlich gedeutet werden mag – sie

legte den ersten Grundstein zu dem Begriffe einer Familie, zu jener auf nur wenige Menschen beschränkten Gruppe eines Gruppenlebens. Der Mann als der mächtigere Teil der beiden Geschlechter, sich in dieser seiner Macht immer mehr und mehr entfaltend, läßt sich nicht mehr durch die Satzungen des Totems, durch die Gebote seiner Gruppengemeinschaft die Wahl des Weibes, mit dem er sich eine kleine Einzelgruppe, eine Familie gründen will, diktieren; er maßt sich das Recht und die Macht an, nach seinem eigenen Willen zu wählen, durch seine eigene Kraft das Weib gewaltsam zu erwerben – zu rauben. Und damit erscheint auch schon der Übergang zu der Grundform der Ehe, zu der Raubehe gegeben.

Wenn auch von dieser Urform der Ehe bis zu jenem Begriffe, den wir Kulturmenschen unter Ehe verstehen, ein weiter Weg liegt, wollen wir doch diesen Weg zur vollen Erläuterung unseres Themas betreten. Alle uns auf dieser Wanderung begegnenden Formen der Ehe, alle uns begegnenden Fragen wollen wir eingehend erörtern, um, wie ich schon jetzt vorwegnehmend erwähnen will, zu dem Schlusse und zu der vollen Überzeugung zu gelangen, daß die dem Menschen von Kirche und Staatsgesetzen aufgedrängte Form der heutigen monogamen Ehe nichts anderes darstellt als eine brüske Vergewaltigung des Menschengeschlechtes. – –

Wenn wir auf die allbekannte Legende vom Raub der Sabinerinnen hinweisen wollen, so haben wir in ihr ein geschichtlich überliefertes Beispiel jener primitivsten Form der Raubehe, die wir kulturhistorisch nachgewiesen bei vielen Völkern selbst heute noch vorfinden können. Von den vielen uns hierüber erhaltenen Überlieferungen seien im Folgenden des Interesses halber einige genauer geschildert.

„Die Stämme, unter welchen die Gewohnheit, ihre Frauen durch Gewalt oder List sich anzueignen, noch jetzt vorherrscht oder vorgeherrscht hat, sind sowohl zahlreich als auch weit verbreitet. Wir werden sie in Amerika, in Australien, Neuseeland, auf mehreren Inseln des Stillen Ozeans und in verschiedenen Teilen von Asien und Europa antreffen.

Unter den amerikanischen Indianerstämmen findet sich diese Gewohnheit zu ihrer größten Vollkommenheit ausgebildet; besonders finden wir sie voll entwickelt am Orinoko und am Amazonenstrom, in der Tat überall, von dem karaïbischen See bis zum Kap Horn. Die elenden Feuerländer haben diesen Brauch in einer abgeänderten und symbolisierten Gestalt bei den Eheschließungen von Männern und Frauen, welche zu Gruppen gehören, die miteinander in Frieden leben; aber sie kennen sowohl die Wirklichkeit, als die sym-

bolische Form. Zwischen vielen ihrer Stämme herrscht ein beständiger Kriegszustand. – Auch bei den Pferde-Indianern von Patagonien stehen die Stämme einander oder den Kanoë-Indianern feindlich gegenüber, und der Zweck des Sieges ist in jedem Falle der Raub von Weibern und die Niedermetzelung von Männern. – Noch weiter nördlich kommen wir der Reihe nach zu den Stämmen am Amazonenstrom und Orinoko, welche sämtliche, ausgenommen die Stämme, welche unter der Leitung der Missionäre stehen, in beständiger Fehde miteinander leben und bald Überfluß, bald Mangel an Weibern haben, während Gefühle gegenseitigen Hasses und das Verlangen nach Unterhaltsmitteln als Ursachen zum Kriege mit hinzukommen."

Es bedarf keines Beweises, um zu zeigen, daß, wenn Weiber, wie eben erwähnt, planmäßig geraubt werden, dieser Raub nur den Zweck hat, die Geraubten geschlechtlich zu gebrauchen und den Nachwuchs zu sichern.

Bezüglich der Stämme der großen karaïbischen Nation besitzen wir einen sehr hübschen Bericht aus der Feder Alexander von Humboldts. Die Karaïben zerfallen in kleine Familien oder Gruppen, welche oft nicht mehr als vierzig bis fünfzig Personen umfassen. Humboldt nimmt oft Gelegenheit zu sagen, daß ein Indianerstamm in der Tat nichts mehr als eine Familie ist. Wo einzelne Gruppen sich in kleinere Abteilungen spalten, wozu sie gerne geneigt sind, und abgesondert voneinander leben, stellt es sich heraus, daß diese Abteilungen, obgleich untereinander blutsverwandt und von derselben Muttersprache stammend, bald voneinander verschiedene Dialekte sprechen, daß sie sich nicht mehr verstehen. Sie werden einander feind und waren, da sie, wenigstens zur Zeit, als Humboldt schrieb, Kannibalen waren, nicht allein geneigt, einander totzuschlagen, sondern auch sich aufzufressen. „Wir müssen uns vorstellen, daß, während in ihren Kriegen die männlichen Gefangenen ihnen als Nahrungsmittel dienten, die Frauen aufgehoben wurden, um ihre Weiber zu werden, oder als – Leckerbissen. Bis zu dem Grade übten die Stämme der karaïbischen Nation den Weiberraub aus und waren dem Angriff ihrer Weiber wegen ausgesetzt, da die Weiber eines Stammes verschiedenen anderen Stämmen und Stämmen anderer Nationen angehörten, und zwar so, daß sich nirgends Männer und Frauen der karaïbischen Rasse fanden, die dieselbe Sprache redeten." (M'Lennan: „Primitive mariage".)

Noch anschaulicher wird uns die Art und Durchführung der Raubehe, wenn wir jene Verhältnisse betrachten, die wir bei den Völkern Australiens finden. Sir John Lubbock schildert uns dieselben in seiner „Entstehung der Zivilisation" (übersetzt von Passow), wie folgt: „In Australien," sagt

Inst. f. Sex.-Forsch., Wien

Die Entführung

Kupferstich von Baudouin, 18. Jahrhundert

Oskar Larsen: Skizze zu „Raub der Sabinerinnen“

Oldfield, „ist ebenfalls das männliche Geschlecht ungleich stärker vertreten als das weibliche; folglich gibt es in jedem Stamme viele frauenlose Männer. Zu einem behaglichen Leben bedürfen sie jedoch unbedingt eines Weibes, das ihnen in des Wortes umfassender Bedeutung als ein Lasttier, ein Nahrung schaffendes Wesen und ein willenloses Opfer gilt, an dem sie ihre Leidenschaften, welche sie im gegenseitigen Verkehre nicht zu äußern wagen, auslassen. Daher sehen sich diejenigen, welche ein Verlangen nach einem solchen Luxusartikel haben, in die Notwendigkeit versetzt, sich ein Weib aus einem anderen Stamme zu rauben, und unternehmen sie einen Streifzug zur Ausführung dieses lobenswerten Vorsatzes, so unterwerfen sie sich freudig den Strapazen und Gefahren, die ihnen auf den Pfaden der Blutrache zu drohen pflegen. Fällt ihnen bei einem solchen Ausfluge ein unbeschütztes Frauenzimmer in die Hände, so gehen sie gerade nicht allzu zart mit ihm um. Sie betäuben es durch einen Schlag ihrer Davaks (vielleicht um ihm die Liebe einzubleuen), schleifen es an den Haaren in das nächste Gebüsch und warten, bis ihm die Besinnung wiederkehrt. Erwacht es aus seiner Ohnmacht, so muß es ihnen folgen, und da das arme Geschöpf im schlimmsten Falle nur aus der Hand eines brutalen Gebieters in die eines anderen übergeht, so macht es gewöhnlich gute Miene zum bösen Spiel und sucht ebensowenig zu entfliehen, als wenn es aus eigener, freier Wahl mitginge."

Die in der Umgebung von Sidney wohnenden Eingeborenen pflegen sich nach Colin's Schilderung ihre Weiber auf folgende Weise zu verschaffen: „Das unglückliche Mädchen wird in Abwesenheit ihrer Beschützer geraubt. Zuerst versetzt der Entführer ihm auf den Kopf, Nacken und Schultern so heftige Schläge mit der Keule oder einer Holzwaffe, daß das Blut stromweise hervorquillt und es betäubt zusammenbricht. Dann wird es mit solcher Ausdauer und Heftigkeit durch das Gestrüpp geschleift, daß man meinen sollte, der Arm müsse ihm aus dem Gelenke gerissen werden. Auf die Steine oder Baumäste, die etwa im Wege liegen, achtet der Liebhaber oder vielmehr Räuber natürlich nicht; sein einziges Sinnen und Trachten ist vielmehr darauf gerichtet, seine Beute bei seiner Horde in Sicherheit zu bringen, und ist dies geschehen, so erfolgt nun eine Szene, die so haarsträubend ist, daß ich sie nicht zu schildern vermag. Die Verwandten des Mädchens rächen einen solchen Eingriff in ihre Rechte nicht. Sie entschädigen sich nur bei nächster Gelegenheit durch eine ähnliche Tat."

Mögen uns diese hier geschilderten Handlungsweisen in Staunen versetzen und fast unglaublich erscheinen, so haben wir für sie immer noch die Ent-

schuldigung, daß es wilde, rohe, noch auf einer tiefen Kulturstufe stehende oder stehengebliebene Völker sind, die sie vollbringen. Wie wenige Menschen aber mag es geben, die davon Kenntnis haben, daß ähnliche Sitten und Gebräuche der Raubehe heute noch bei manchen Stämmen Rußlands gang und gäbe sind, wie sie uns in hervorragender Weise von Bernhard Stern in seiner „Geschichte der öffentlichen Sittlichkeit in Rußland" überliefert werden.

„Bei einigen Völkern Kaukasiens, vornehmlich bei den Tscherkessen, gilt diese Form der Eheschließung geradezu als noch die einzig übliche, wenn auch der Entführer durch die Sitte verpflichtet ist, nach Zurücklegung einer bestimmten Strecke Weges durch einige Alarmschüsse die Angehörigen der meist zur Nachtzeit geraubten Geliebten von diesem Raube zu verständigen. Das Mädchen vor sich im Sattel, jagt der Räuber auf flinkem Rosse dahin, von dessen Schnelligkeit es allein abhängt, ob er seine Beute behalten darf oder nicht. Wird das Paar von den Verfolgern eingeholt, so verliert der Räuber die Beute, dazu sein Pferd und seine Waffen; gelingt aber die Flucht, so darf ihm die Braut nicht mehr entrissen werden." Auch bei den im nördlichen Rußland wohnenden Letten werden die Mädchen geraubt, ebenso in Estland und bei den Wotjäken, bei denen der Raub der Mädchen sogar am hellen Tage wider ihren Willen vom Felde weg geschieht, bei denen manchmal auch die im Hause der Eltern schlummernde Tochter des Nachts in ihrem Bette überfallen und fortgeschleppt wird. „Bei den Tscheremissen, an der Wolga, ist der Raub noch jetzt die üblichste Form der Eheschließung. Es gibt Dörfer, wo seit hundert Jahren keine regelmäßigen Heiraten stattgefunden haben. Smirnow führt ein Dorf an, in dem im Laufe von siebzig Jahren nur zwei regelmäßige Hochzeiten stattgefunden haben. Im Kreise Malmysch raubt man die Frau aus dem Chorowod (Reigen) zur Zeit der Feste, im Walde beim Sammeln der Schwämme und Beeren, am Flusse, wenn sie wäscht."

Haben wir so darzutun versucht, daß die Raubehe wohl als die primitivste, gleichzeitig aber als die grausamste Art der Frauenwahl und des Frauenerwerbes aufzufassen ist, so ist in ihr auch der schlagendste Beweis dafür gegeben, wie hoch oder besser gesagt wie niedrig das Weib in dieser Zeit und bei diesen Völkern im Ansehen stand.

Einem Dinge, einer leblosen Sache, jedem anderen Raubgut gleich bewertet, war das Weib bloß Gegenstand, bloß Lustobjekt, das sich der Mann gewaltsam aneignete, um seine tierische Sinnlichkeit zu befriedigen. Wie das Weib diesem roh-kräftigen Manne gegenüber im Kampfe hilflos erliegen mußte, ebenso willenlos mag es auch späterhin im Dienste für diesen Mann all seinen

Wünschen und Begierden unterlegen sein. Dies um so mehr, als ja in jedem Falle einer Raubehe von all den psychischen Vorgängen, die wir gelegentlich unserer Betrachtungen über das Sexualempfinden des Weibes besprachen, von Liebe, Zuneigung und geschlechtlichem Verlangen doch unter keiner Bedingung die Rede sein konnte! Gleich dem gehetzten Weibchen einer Tiergattung, das schließlich und endlich dem verfolgenden Männchen kraftlos unterliegen muß, unterlag auch das geraubte Weib dem Sieger. Kann es uns unter solchen Umständen wundernehmen, daß auch der Mann alles eher denn Achtung oder Zuneigung diesem Weibe gegenüber empfunden haben mag. Kann es uns irgendwie wundernehmen, daß diese rohen Sitten eine maßlose Betätigung des geschlechtlichen Verlangens von seiten des Mannes mit sich brachten, nnd schließlich zur Vielweiberei führen mußten? Solange der Mann über Kraft verfügte, konnte er den Raub irgend eines Weibes wagen und unternehmen. War doch nur die körperliche Stärke, der Mut, die Güte seiner Waffen in dem Kampfe um das geraubte Weib entscheidend!

Hat auch die primitivste Form der Raubehe im wahrsten Sinne des Wortes an Verbreitung ganz wesentlich abgenommen, hat sich also das Rauben des Weibes bis zum heutigen Tage nur noch bei wenigen, vornehmlich auf sehr tiefer Kulturstufe stehenden Völkern erhalten, so blieb dennoch in Anlehnung an diese Raubehe bis in unsere Zeit eine Unzahl von Gebräuchen und Sitten bestehen, welche die Raubehe als solche gleichsam symbolisieren sollen.

Bei einigen Völkerschaften, so etwa bei den Südslawen, Magyaren und einzelnen südländischen Stämmen Europas, besteht heute noch der Brauch, daß das mit voller Zustimmung angetraute Weib dennoch von dem Bräutigam aus dem Hause der Eltern – allerdings mit großem Pomp und großen Feierlichkeiten – entführt wird.

Ist nicht der bei uns Kulturvölkern noch immer übliche Brauch einer Hochzeitsreise auch in gewisse Beziehungen zu der Raubehe zu bringen? Ist die moderne Hochzeitsreise, jenes Umherreisen und Umherirren in fremden Gegenden, nicht auch ein Symbol dafür, daß der junge Ehegatte das Weib entführen, daß er es endlich aus den oft so harten Fesseln seiner Eltern, seiner Verwandtschaft befreien will?

Es ist nicht meine Aufgabe, schon an dieser Stelle den Brauch der Hochzeitsreise vom ärztlichen und hygienischen Standpunkte aus genauer zu betrachten und wegen seiner vielen bösen Folgen, wegen der vielen Strapazen und Unbequemlichkeiten, welche das Weib gerade in den ersten Tagen der Ehe so sehr vermeiden sollte, durchaus zu verpönen und zu verurteilen.

Immerhin jedoch müssen wir die Sitte der Hochzeitsreise als eine überaus verfeinerte Art, als ein kulturell entstandenes Symbol der Raubehe, jener Grundform einer Eheschließung ansehen. Sie und auch ein zweites Symbol, welches so gering und nebensächlich eingeschätzt wird, mit dessen Entstehung und Deutung sich jedoch manche Forscher beschäftigten, den Ehering. Die alten Römer boten ihren Bräuten nebst anderen Geschenken einen eisernen Ring ohne jegliche Zierat an; er sollte das Symbol der innigen Verkettung zwischen Mann und Weib sein, als Ring einer eisernen Kette. Erst viel später wurde dieser Brauch nach und nach verfeinert. An Stelle des Eisenringes trat der Goldreif des heutigen Eheringes, das Symbol des Ringes einer goldenen Kette, durch die zwei – manchmal tief unglückliche – Menschen aneinandergekettet erscheinen! Ursprünglich nur dem Weibe vom Bräutigam an dessen Finger gesteckt, wurde er im Laufe der Zeit auch dem Manne gegeben, denn auch er sollte nach den Satzungen der christlichen Religion unlösbar an sein Eheweib gekettet sein, sollte schon nach außen hin sichtbar, dieses Symbol einer goldenen Kette tragen!

Mit der Zeit entwickelte sich aus dem primitivsten Stadium der Raubehe eine zweite Art der Eheschließung, die der Kaufehe. Der Mann wählte irgendein Mädchen, das er zur Mutter seiner Kinder machen wollte. Und da ja die Frau nur als Sklavin, als minderwertiges Geschöpf, als Sache gleichsam, betrachtet wurde, war nichts erklärlicher, als daß der Mann dieses Weib seiner Wahl den Eltern abkaufen mußte. Die Frau besaß eben doch noch einen gewissen Wert und konnte nur um einen ganz bestimmten Preis, der dem Vater zu zahlen war, in das Eigentum des Mannes übergehen.

Es ist ganz interessant und wirft kulturhistorisch auf die Sitten und Ansichten der einzelnen Völkerschaften ein grelles Licht, wenn wir einige der landläufigsten Kaufpreise anführen. Wird bei einigen Völkern Australiens der Preis für ein Weib bloß mit einem Messer, einer Glasflasche, einem Nasenring bewertet, so steigt er bei den kulturell vorgeschrittenen Völkerschaften Indiens schon etwas höher und bewegt sich zwischen einem Schwein und zwanzig Ochsen, oder etwa zwischen zehn Stück Großvieh und einigen Pferden, je nach Stand, Alter und Aussehen des Weibes. In Island soll der geringste Preis – eine Mark betragen, in Friesland etwa acht Pfund. Im allgemeinen sehen wir aber, daß die Einschätzung der Frau gewiß alles eher denn hoch ist. Sie wird eben ähnlich den notwendigsten Gebrauchsgegenständen oder dem Vieh bewertet, und es gibt der Anekdoten genug, welche uns diese Tatsache bestätigen. So soll einstmals ein Häupling der Fidschi-Indianer von einem

Schiffskapitän einer Expeditionstruppe eine ganz minderwertige Flinte erstanden haben, und als Kaufpreis sollen zwei Schweine ausbedungen worden sein. Als er aber ans Land kam und mit schwerer Mühe bloß ein Schwein auftreiben konnte, schickte er dieses an Bord des Schiffes und als Ersatz für das zweite – ein junges weibliches Wesen! Daß die Frau wirklich käuflichen Sachen gleichgestellt und gleich bewertet wurde, geht auch aus den zahlreichen Berichten über die besonders im Orient entwickelten Frauenmärkte und über den Sklavinnenhandel hervor, über jene öffentlich abgehaltenen Lizitationen, bei denen weibliche Wesen an den Meistbietenden glattweg verkauft werden.

Wieder muß ich nun auf unsere Zeit zurückkommen, auf das vorerwähnte Werk Sterns hinweisen, der uns einwandfrei berichtet, daß der Kauf des Weibes heute noch in ganz Rußland überaus stark verbreitet sein soll. So in Kaukasien, bei den Kirgisen, Kalmücken, Tataren und überall in Sibirien. „Wenn beispielsweise der Burjate heiraten, richtiger eine Frau ‚erwerben' will, ist er genötigt, sich in aller Form eine Braut von dem glücklichen Besitzer von Töchtern zu kaufen. Der Kaufpreis beträgt in der Regel fünfhundert bis siebenhundert Rubel, in besonders günstigen Fällen zwei- bis dreihundert Rubel, wozu noch häufig Vieh und Schafe kommen. Bei der großen Armut der Burjaten erscheint es begreiflich, daß sich der hohe Kaufpreis wie eine schwere Last auf ihn legt, an der er sein ganzes Leben zu tragen hat. Um das Geld zu beschaffen, ist der heiratslustige Burjate gezwungen, Schulden zu machen, die er erst dann in der Regel abzuschütteln vermag, wenn seine Ehe mit Töchtern gesegnet ist, bei deren Verheiratung er erst den für seine eigene Frau gezahlten Preis zurückerhalten kann. Auf die Ehe blickt der Burjate daher vom rein praktischen Standpunkt; die Liebe kennt er nicht, er bedarf der Arbeitskräfte, die er in seiner Frau und in seinen zukünftigen Kindern zu finden hofft." „Ob ein Verschwinden der barbarischen Sitten von einer fortschreitenden kulturellen Entwicklung der Burjaten zu erwarten wäre, bleibt fraglich, da der Brauch des Frauenkaufes auch im eigentlich zivilisierten Rußland nicht nur vorhanden ist, sondern statt abzunehmen immer mehr zunimmt und sich selbst in Gegenden einbürgert, wo er früher nicht bestanden hat. Bei solchem Kauf geht es ganz so zu wie bei jedem anderen Handel; man schlägt einander in die Hand, trinkt dazu, wendet das Mädchen hin und her, von einer Seite nach der anderen, gleich einer Ware. Genügt dem Käufer jedoch das bloße Schauen nicht, so wird das Mädchen von den weiblichen Verwandten des Käufers in die Badestube geführt und dort auf die eingehendste Art untersucht. In einigen südlichen Steppengegenden wird das Mädchen

förmlich an den Meistbietenden versteigert; seine Tränen und Drohungen, sich das Leben zu nehmen, lassen sie vollständig kalt." Allbekannt ist, daß in Petersburg und Moskau zu Ostern und Pfingsten öffentliche Heiratsmärkte abgehalten wurden, bei denen die heiratsfähigen Mädchen, auf das schönste geputzt, sich auf den Kirchenplätzen versammelten; die heiratsfähigen Burschen musterten die Schönen vom Kopf bis zum Fuß und trafen endlich ihre Wahl. War dies geschehen, so wurde erst der Kaufpreis vereinbart und alsbald die Ehe geschlossen.

Kann es uns wundernehmen, daß unter solchen Verhältnissen, wo das Weib doch nichts anderes als Ware ist, die wüsteste Polygamie herrscht, daß ein Mann so viele Weiber erstehen kann, als es seine Tasche erlaubt? Der Gatte muß eben nur den Kaufpreis bezahlen, der mit dem tatarischen Worte „kalim" bezeichnet wird, und alles andere ist Nebensache. Mantegazza spricht in seinem, schon von uns zitierten Werke auch über dieses Thema und hebt vornehmlich die Sitten des Stammes der Ostjaken und Samojeden hervor: „Wer sich eine genaue Vorstellung von einem ‚kalim' machen will, für den lasse ich hier den für ein ostjakisches Mädchen gezahlten Preis folgen: vierzig Rubel in Gold, zwei Fischfelle, sechs Meter rotes Tuch, Tuch zu drei Männerröcken, eine große Eisenkasserolle, zwei kleinere Kasserollen, drei Frauenkleider, vier Frauenpelze, zwanzig Weißfuchsfelle, vier Biberfelle. Auch die Samojeden kaufen ihre Frauen, indem sie dieselben mit Renntieren bezahlen, manche Mädchen können mit hundert bis hundertfünfzig Renntieren bezahlt werden. Ist der Mann mit seiner Frau unzufrieden, so kann er sie zu ihrer Familie zurücksenden. Da der Preis eines Mädchens so hoch ist, begreift man, warum auch die reichsten Samojeden selten mehr als fünf Frauen haben."

Nur allzu leicht verständlich muß es uns erscheinen, daß bei der geringen Wertschätzung und Einschätzung, welche das Weib in Rußland besitzt, der Mann sich auch oft das Recht anmaßt, über dieses, sein „käuflich erworbenes" Weib frei zu verfügen, es zu tauschen, ja selbst wieder – weiter zu verkaufen. In dem uns als Quelle dienenden, schon zitierten Werk Sterns finden wir hierüber folgende hochinteressante Mitteilungen: „Wen kann es da wundernehmen, daß das Volk im Menschenhandel, im Verkauf von Mädchen und im Tauschen von Weibern nichts Unehrenhaftes oder Unsittliches sieht. Findet ein Tunguse, daß seine Frau einem Nachbarn gefällt, so tauscht er sie gern gegen die Gattin des anderen bei Aufzahlung einer Blase voll Tran ein; und die Weiber finden gegen solchen Handel nichts einzuwenden. Im Oktober 1902 hatten zwei Ehemänner des Dorfes Kljutschi im Gouvernement Saara-

tow eines Tages verschiedene Geschäfte miteinander zu erledigen. Da es an barem Gelde mangelte, wurden die gegenseitigen Verbindlichkeiten durch einen Tauschhandel abgewickelt. Man hatte bereits Pferde, Kühe, Wagen und mancherlei andere Wirtschaftsgegenstände getauscht, aber die Rechnung wollte sich noch immer nicht ausgleichen. Man begann abermals zu tauschen, erhielt aber schließlich stets noch einen Rest. Die Situation gestaltete sich immer schwieriger, zumal aus verschiedenen Gründen die Beziehungen zwischen den Bauern geregelt werden mußten. Da durchzuckte plötzlich ein Geistesblitz das Hirn eines der biederen Landleute. ‚Gott,' rief er, ‚wollen wir unsere Frauen auf die Wagschale werfen!' Das leuchtete auch dem Partner ein, und nun begann ein Handeln und Feilschen von dem selbst Pferdehändler lernen könnten! Die zu vertauschenden Objekte, in diesem Falle die Frauen, wurden nun von ihren glücklichen Besitzern als Inbegriff aller Tugenden bis in den Himmel gehoben. Jeder suchte seine Frau so hoch als möglich zu bewerten, um das Geschäft zu seinem Vorteil abzuschließen. Schließlich wurde auch eine Einigung erzielt und in üblicher Weise durch Handschlag und die unvermeidliche ‚Margaritsch' besiegelt. Alsdann ging es an die Erfüllung der eingegangenen Verpflichtungen, wobei es sich erwies, daß die Rechnung ohne den Wirt gemacht worden war. Als nämlich ein Bäuerlein, seine Hütte erreicht, seiner besseren Hälfte Mitteilung von dem abgeschlossenen Geschäft gemacht hatte und diese zu ihrem neuen Herrn führen wollte, wurde ihm in Worten und Taten ein Empfang zuteil, der ihn veranlaßte, schleunigst das Weite zu suchen. Kleinlaut teilte er seinem Gläubiger mit, daß seine Frau nicht parieren wolle und manches gegen den Handel einzuwenden habe. Dieser wollte von einem Vertragsbruch nichts wissen, bestand hartnäckig auf der Erfüllung aller eingegangeneu Verpflichtungen, und als dieses nichts half, suchte er durch das Gemeindegericht zu seinem ‚Rechte' zu gelangen. Als letzteres sich außerstande sah, dem Vertrag Gesetzeskraft zu verschaffen, nahmen die Bauern die Entscheidung kopfschüttelnd an."

Noch krasser schildert uns aber der nun folgende Fall die Verhältnisse: „Im Dezember 1903 berichteten russische Blätter aus Irkutsk, daß ein Bauer aus dem Dorfe Petrowka an den Polizeichef des Kreises folgendes Schreiben gerichtet habe: ‚Ich habe die Ehre, Euer Hochwohlgeboren ergebenst zu bitten, in den Zeitungen die Bekanntmachung zu erlassen, daß in Petrowka eine zwanzigjährige Frau – meine Frau! – und zwei Ferkel verkauft werden sollen – alles zusammen für fünfundzwanzig Rubel. Die Frau ist sehr hübsch, eine tüchtige Wirtin, aber streitsüchtig und boshaft; die Ferkel sind gut ge-

nährt und fett. Auf Wunsch bin ich bereit, die Frau und die Ferkel gegen Nachnahme zu versenden.' – Als der Kreischef dieses Schreiben empfing, fuhr er sofort nach Petrowka, da er der Meinung war, daß der Briefschreiber nicht ganz zurechnungsfähig sei. Seine Zweifel waren jedoch unbegründet. Der Bauer war ein sehr vernünftiger Mensch und durchaus normal. Er erklärte, daß er die Frau verkaufen müsse, weil sie ihm das Leben verbittere. Der Kreischef ließ dann die Frau rufen und fragte sie, was sie von dem Plane ihres Mannes halte. Sie war natürlich nicht sehr erbaut davon, aber etwas Absonderliches fand sie nicht darin!"

Man glaube aber ja nicht, daß diese Sitte oder Unsitte des Verkaufens der Gattin nur ein Privileg des unkultivierten Rußland sei. Wir besitzen der Dokumente genug, die uns beweisen, daß sowohl in China, als auch in England, Norwegen und Island, allerdings in früheren Zeiten die mißliebige Ehefrau von dem Manne verschenkt oder verkauft werden konnte. Nach Dr. Gustav Klemms Werk: „Die Frauen" wurden noch im neunzehnten Jahrhundert in England die Frauen von ihren Männern öffentlich verkauft: „Wenn die Frau die Unzufriedenheit ihres Gatten erregt hatte, durfte dieser sie binden, mit einem Stricke sie auf den Viehmarkt schleppen und um einige Schillinge an einen Witwer oder Junggesellen verkaufen. Die so gekaufte Frau wurde ohne weitere Zeremonie die legitime Gattin ihres Besitzers, und die aus dieser Ehe entsprossenen Kinder waren in jeder Beziehung legitim."

Bei den Chinesen existiert seit unvordenklichenZeiten eine besonders eigenartige Sitte, die durch die Not des Bürgerkrieges und der Mißernte im modernen China wieder aufgetaucht ist: der Gatte vermietet seine Ehefrau gegen einen bestimmten Tarif. Diese Vermietung, die sich unter der armen Bevölkerung der Provinzen Kansu und Sinkian immer mehr einbürgert, darf niemals zur Bestrafung der Frau für irgendwelche Vergehen gegenüber dem Gatten, sondern immer nur aus wirtschaftlichen Ursachen erfolgen. Eine Frau kann also in China noch so streitsüchtig, verschwenderisch, geizig, eifersüchtig, treulos sein und braucht darum noch immer nicht zu befürchten, daß sie deshalb an einen anderen Manne vermietet werden könne. Vermag aber der Gatte die wirtschaftlichen Lasten nicht mehr zu ertragen, so verschafft er sich durch Vermietung seiner Frau ein kleines Nebeneinkommen. Mit dem Mietvertrag ist keine besondere Zeremonie verbunden, sondern man begnügt sich damit, Dauer des Mietverhältnisses und Preis schriftlich zu fixieren. Der Durchschnittspreis beträgt monatlich 10 Dollar, doch werden für besonders schöne Frauen manchmal sogar 50 Dollar monatlich bezahlt. Der Mietpreis

ist im vorhinein zu erlegen und es ist der Frau strengstens untersagt, den Mieter während der Dauer des Mietverhältnisses mit ihrem Gatten zu betrügen. Die während der Vermietung geborenen Kinder gelten gesetzlich als Kinder des Mieters, dem sie auch nach Lösung des Vertrages verbleiben.

Bei richtiger Beurteilung aller Formen der Kaufehe erscheint es uns geradezu natürlich, daß sich aus ihr, ebenso wie aus der reinen Raubehe, nach und nach Kombinationsformen der Eheschließung entwickelten, bei denen auch das Empfinden und Gefühl der Beteiligten in Frage zu kommen schienen. Ich meine damit, daß sich der Kauf des Mädchens dann langsam in ein ähnliches Symbol umwandelte, wie etwa die Hochzeitsreise zum Symbol der Raubehe wird, wenn auch Liebe und Zuneigung zu sprechen begannen. Ja noch mehr! Die Art des Kaufes erfuhr nach und nach eine ganz in das Gegenteil umschlagende Änderung in dem Sinne, daß vorerst der Kaufpreis nicht mehr den Eltern des Mädchens gezahlt, sondern in Form eines Brautgeschenkes an das Mädchen selbst abgestattet wurde, später jedoch der Bräutigam derjenige wurde, der das Mädchen und überdies noch einen Kaufschilling beanspruchte und auch bekam. Die Begründung und Erklärung dieser Art des Kaufes – das ausschlaggebende Moment eines Geschäftes bleibt ja noch immer bestehen – gingen dahin, daß der Mann von nun an für die Erhaltung des Weibes zu sorgen habe und hiefür eine ihm entsprechende Summe zu verlangen berechtigt sei. Diese Summe, bald höher, bald tiefer bemessen, wandelt sich im Laufe der Zeit in den uns bekannten und geläufigen Begriff einer Mitgift um.

Finden wir in den historischen Berichten unserer Vorfahren, vorerst nur bei Eheschließungen edler, gekrönter Häupter, der großen Summe Geldes, der großen Menge von Edelsteinen und Gold Erwähnung getan, die der Bräutigam den Brauteltern durch den Brautwerber übersenden ließ, so liefern uns spätere Zeiten die Beweise für die dem Bräutigam geleisteten Heiratsgaben.

All unsere bisherigen Betrachtungen machten wir von der Voraussetzung ausgehend, durch sie eine Schilderung der Entwicklung einer festgefügten Ehegemeinschaft geben zu können; einer Ehegemeinschaft, die, wenn auch noch durch den Bestand der Vielweiberei ebenso wie der Vielmännerei in ihrer nach unseren Begriffen ethischen Bedeutung gefährdet, immerhin schon einer gesetzlichen Grundlage nicht entbehrte. Durch das Moment des Kaufes oder Raubes deklarierte der Mann den Übergang des Weibes in seinen Besitz, mußte er dieses Weib also gleichzeitig vor seinen Stammesbrüdern, vor den übrigen Angehörigen des Landes legitimieren. Die Dauer der so geschlossenen

Ehen war allerdings durch die Art der Schließung, bei der der Mann die Rolle des Räubers oder Käufers spielte, nur von seinem Willen abhängig; ebenso aber auch die Zahl der erworbenen Frauen und die Stellung, welche eine dieser Frauen gegenüber den anderen einnahm.

Wenn wir beim Studium der Geschichte der Ehe selbst bei den alten Germanen der Sitte Erwähnung finden, daß der Mann eine Hauptfrau und mehrere Kebs- oder Nebenfrauen hatte, so ist diese Sitte durch die eben von mir geschilderten Betrachtungen zur Genüge erklärt. Ebenso erklärt ist aber auch die noch heute im Orient gültige Vielweiberei. Vielleicht ist es ein Stehenbleiben dieser Völker auf einer gewissen Stufe vorzeitlicher oder mittelalterlicher Kultur, vielleicht aber eine richtige Bewertung der menschlichen Veranlagung und Rechte.

Nunmehr sei ein vorurteilsloser Blick auf unsere Eheform getan; auf die moderne Ehe, welche so viele Züge der Vergangenheit an sich trägt, die aber alle Anklänge an die rohen Sitten der unkultivierten Völker so beharrlich abzuleugnen und anders zu deuten bestrebt ist. Mag die alte Form der Raubehe heute auf die seltenen Fälle der Entführung eines Mädchens aus dem Elternhaus beschränkt bleiben, so haben sich alle Merkmale, alle Vor- und Nachteile der Kaufehe unverändert bis in unsere Zeit erhalten. „Wir Europäer, wir Menschen mit der feinen Haut, aber mit einem undurchdringlichen Panzer der Heuchelei, wir nennen den Preis der Ehe Mitgift. Aber in unzähligen Fällen handelt es sich einfach um einen Kauf- und Verkaufskontrakt, nur mit dem Unterschiede, daß, indem der Kaffer den Eltern das Mädchen bezahlt, er der Frau damit das Nest beilegt, und bei uns der Mann sich zur Auktion stellt und im Tausche für sich ein junges, schönes Mädchen mit einer guten Mitgift will.

Ich will nicht ein zu großer Pessimist sein und weiß sehr wohl, daß der Kampf des Lebens und das Nest der Familie die Verbindungen zweier Familien verlangen, wie die Vereinigung zweier Körper und zweier Seelen; aber das ökonomische Problem der Familie muß dem Problem der Liebe, der harmonischen Übereinstimmung zweier Neigungen, zweier Körper, zweier Charaktere untergeordnet sein. Statt dessen verheiraten zwei Elternpaare ihre Kinder nur mit der Absicht, zwei Vermögen zusammenzubringen. Das Gefühl der Liebe wird um seine Meinung nicht gefragt und es wäre auch unnütz. Die Liebe wird später kommen, wird langsam wachsen wie das Gras auf der Wiese, wird eine gute Gewohnheit werden, gesund und hygienisch wie Flanell, bequem wie ein alter Lehnstuhl. –

Statt der Liebe aber entsteht sehr häufig zwischen Gatten, die man gekauft und verkauft hat, gegenseitige Abneigung, und die Frau, die mehr noch als der Mann einen glühenden Durst nach einer wahren, aufrichtigen, tiefen Leidenschaft hat, sucht auf den Nebenwegen des Ehebruches jene Freuden, auf welche sie ein Anrecht hat. Darum sind so viele Ehen nichts als Handelsfirmen zur Fabrikation oder besser gesagt zur Legitimation von Kindern." (Mantegazza, Geschlechtsverhältnisse des Menschen.)

Ich habe absichtlich diese Betrachtung des anerkannten Forschers meinen weiteren Erörterungen über dieses Thema vorausgeschickt. Sie beleuchten in ihrer drastischen, nackten, wahren Form so eindringlich die Verhältnisse unserer modernen Welt, daß wir uns als sittlich hochstehende Menschen eigentlich schämen müßten, dieser Welt anzugehören. Liebe, Zuneigung, innere Triebe, sie alle werden geflissentlich in den Hintergrund gestellt, da das moderne Liebes- und Eheleben nur eine Reihe von, mit ganz gewissen Schlagworten bezeichneten Formen der Ehe anerkennen will, an deren letztem Ende erst die Liebesehe, die wirklich ideal aufgefaßte Liebesehe, mühsam nachhumpelt. Geld-, Konvenienz-, Vernunftehe – Formen und Variationen, die wir nun gleich erörtern wollen –, sie alle werden anerkannt, begrüßt und für richtig befunden! Nur wenn zwei vermögenslose Menschenkinder aus wirklicher Liebe, aus wirklicher Zuneigung ohne jedes materielle Interesse sich zur Ehe vereinigen, schüttelt alles die Köpfe, als wären diese beiden Menschen reif fürs Irrenhaus! Wer hätte noch nicht in solchen Fällen die so alte und immer wieder von neuem aufgetischte Redensart gehört: „Ja, was geschieht denn, wenn die Liebe vergeht und an ihre Stelle Hunger und Armut treten?!" Mag die Welt denken wie sie will, ich getraue mich einzugestehen, daß ich unbedingt an den Satz „Raum ist in der kleinsten Hütte" glaube und eine Verunglimpfung des heiligsten Gefühles der Menschen für das größte Verbrechen, für die größte Schmach des Menschengeschlechtes halte. – – –

Monogamie und Ehe.

Der Begriff der Monogamie – Polygamie und Polyandrie – Der polygam veranlagte Mann – Die Vernunftehe – Die morganatische Ehe – Die Liebesehe – Probeheirat.

Wenn wir von der modernen Ehe als solcher sprechen, so meinen wir natürlich nur die unseren Verhältnissen vertraute Einehe, das heißt die Verbindung eines Mannes mit einem Weibe zum Zwecke der Gründung einer

Familie, zum Zwecke des von uns einleitend genannten Lebenszieles. Daß sich diese Art der Einehe fast über die ganze Welt verbreiten und zu einer so großen, von allen Gesetzen anerkannten Macht gedeihen konnte, ist letzten Endes gewiß nur auf den Einfluß der katholischen Kirche zurückzuführen. Sie war es, die durch das heilige Sakrament der Ehe sowie durch die Schaffung des Begriffes der ehelichen Treue die Grundlage für unsere monogamischen Anschauungen und Verhältnisse schuf.

Ganz unmöglich ist es, auch nur einen Teil all der vielen Werke anzuführen, die sich mit dem hochinteressanten Thema der Einehe, gleichzeitig aber mit der Frage der Monogamie, Polygamie und Polyandrie befaßt haben. Monogamie, die eheliche Verbindung eines Mannes mit einer Frau, Polygamie, die eheliche Verbindung eines Mannes mit mehreren Frauen, Polyandrie, die Verbindung eines Weibes mit mehreren Männern.

„Die Monogamie, die Vereinigung eines Mannes mit einer Frau, zeitlebens ein Eheverhältnis, das nur durch den Tod getrennt werden kann, ist eine hauptsächliche Basis der Religion Christi und genügte, um dem neuen Glauben Ehre zu verschaffen, als er das Schmerzenskreuz vor der heidnischen, wollustberauschten und der Ausschweifung müden Gesellschaft aufrichtete." (Mantegazza). Ist in diesen Worten das ursächlichste Moment der Monogamie, wie wir Kulturmenschen sie aufzufassen genötigt sind wiedergegeben, so haben wir immerhin auch Beweise dafür, daß bei wilden Völkerschaften, die fern von jedem christlichen Einfluß lebten und leben, gleichfalls das Prinzip der Monogamie besteht; hier allerdings nicht durch Religionen vorgeschrieben, sondern etwa durch Gründe hoher, im Menschen schlummernder, moralischer Ansichten oder durch Gründe der Sparsamkeit, der Not diktiert. So wird uns berichtet, daß die Bewohner der Küsten von Kalifornien ebenso wie die Bewohner des alten Mexiko einwandfrei monogam leben, allerdings zeitlich monogam, da sie immerhin ihre Frauen nach Belieben wechseln können. Die Monogamie bezieht sich also bei diesen Völkern auf die Dauer der Verbindung mit einem Weibe; das heißt, daß der Mann immer nur ein Weib, nicht aber gleichzeitig zwei oder mehrere Weiber hat. Ob für diese Art der Ausdruck Monogamie überhaupt noch berechtigt sei oder nicht, ist mehr als zweifelhaft. Die moderne Auffassung der Monogamie beinhaltet ja nicht bloß den Begriff der Einheit des Weibes, sondern auch den Begriff der „ewigen" Einheit, der unlösbaren Gemeinschaft mit diesem einen Weibe. Schon von diesem Standpunkte aus ist die Forderung der Monogamie absolut unrichtig und unberechtigt, da dieselbe Kirche, die sie fordert, niemals –

auch nicht durch einen Konsens – die Bewilligung zur Wiederverehelichung geschiedener Menschen geben dürfte!

Die Forderungen der Monogamie erscheinen aber auch von einem anderen Standpunkt aus als willkürlich und widerrechtlich; von dem Standpunkt naturwissenschaftlicher Betrachtungen. Wohl werden uns aus dem Tierreiche einige Beispiele angeführt, in denen ein Männchen zeitlebens an ein Weibchen gebunden bleibt und umgekehrt. Stellen diese Beispiele auch Ausnahmefälle dar, so sind sie immerhin als solche einigen Interesses wert. Es geht aber nicht an, aus diesen Ausnahmefällen auf die Veranlagung des Menschen, als des „höchsten Tieres", falsche Schlüsse zu ziehen, noch weniger aber, an ihn dieselben Forderungen zu stellen, wie an das Tier.

Man ist gerne geneigt, die Forderungen der Monogamie, also der Einehe, der „einehelichen Verbindung", in ihrer Berechtigung dem Manne und dem Weibe gegenüber zu differenzieren und in der Richtung zu modifizieren, daß man unter Hinweis auf die anatomischen und physiologischen Verhältnisse der beiden Geschlechter dem Weibe die Monogamie unbedingt auferlegen, dem Manne aber freistellen will. In der Bestimmung des Weibes, das Kind bis zu seiner Lebensfähigkeit in sich zu tragen, das Kind zu gebären, in der Unmöglichkeit, während der Zeit der Schwangerschaft von einem anderen Manne neuerlich geschwängert zu werden, suchte man die natürliche Begründung der absolut monogamen Veranlagung des Weibes. Erhärtet wird diese Ansicht damit, daß das Weib ja durch die Geburt eines Kindes die erste Grundlage einer Familie lege, daß diese aber bei einem Verkehr des Weibes mit mehreren Männern zweifelhaft werden könnte. Während der Mann mit mehreren Frauen geschlechtlich verkehren kann, ohne daß jemals irgendein Zweifel bezüglich der Vaterschaft etwaiger Kinder entstehen könnte, liegen also beim Weibe die Verhältnisse gerade umgekehrt. Erscheinen diese Erörterungen auch absolut klar, so haben sie dennoch mit Monogamie nichts zu tun. Dieses aus dem Griechischen abgeleitete Wort beinhaltet den Begriff des Heiratens, also auch den Begriff der Ehe. Die Forderungen hingegen berücksichtigen nur die Verhältnisse eines gleichzeitigen geschlechtlichen Verkehres des Weibes mit einem oder mehreren Männern. Infolgedessen wäre statt der Bezeichnung Monogamie wohl die Bezeichnung „Monandrie" = Einmännerei (nach Eberstadt) als Gegensatz zur „Polyandrie", zur Vielmännerei, zu setzen. Mit Rücksicht auf diese Erklärung erscheint es uns auch klar, daß die landläufige Bezeichnung polygamer oder monogamer Veranlagung eigentlich ganz falsch sei, da sie einerseits den Begriff

einer ehelichen Verbindung beinhaltet, welche bei richtiger Beurteilung der in Frage stehenden Betrachtungen nicht ins Gewicht fallen kann; ob der Mensch andererseits zur Einehe oder Vielehe, ob er zur Ehe überhaupt veranlagt sei, läßt sich von niemandem beurteilen. Wohl aber läßt sich darüber sprechen, ob er von Natur aus zur geschlechtlichen Vereinigung mit zwei oder mehreren Objekten des Gegengeschlechtes bestimmt sei oder nicht.

Der Begriff der Polygamie ist ein durch viele Jahrhunderte im Sprachgebrauche derartig eingebürgerter, daß wir ihn auch in unseren, jetzt folgenden Betrachtungen beibehalten wollen, wiewohl wir nochmals auf den Inhalt unserer letzten Sätze hinweisen zu müssen glauben. Schon die Entwicklungsgeschichte der Ehe aus den Formen der Raub- und Kaufehe bewies uns, daß der Mann – wir wollen vorerst von diesem sprechen – in seiner geschlechtlichen Betätigung scheinbar eine gewisse Art von Abwechslung für sich beanspruchen zu dürfen glaubte und dieses sich angemaßte Recht je nach den Verhältnissen seiner körperlichen Kraft oder seines Vermögens in die Tat umsetzte. Dieser Umstand, sowie die schon von mir betonte, allzu geringe Einschätzung des Weibes, das einem Gebrauchsgegenstand vergleichbar, geraubt, gekauft, beiseite gelegt und getauscht werden konnte, ließ die Polygamie als etwas ganz Selbstverständliches erscheinen. Ebenso selbstverständlich wurde es aber auch, daß das Weib selbst dem Manne gegenüber dasselbe Prinzip vertrat, vertreten mußte. Wie sollte auch das Weib nur dem einen Mann treu bleiben, welcher es erwarb, wenn er es verleihen durfte? Warum sollte es nicht an einem anderen Manne mehr Gefallen finden als an seinem Herrn? Daß sich demgemäß die Sitte einer Polygynie = Vielweiberei entwickelte und selbst bis auf den heutigen Tag noch bei vielen Völkern erhalten hat, ist nur zu begreiflich. Ebenso begreiflich ist es aber auch, daß sich dieselben Völker den Forderungen der bei ihnen erscheinenden Missionäre nach monogamen Ehen mit aller Macht widersetzen, und diese selbst als etwas ganz Unverständliches und Unnatürliches betrachten. Dennoch herrschen auch ohne kirchlichen Segen, auch ohne den Schutz eines wohldurchdachten Gesetzes bei solchen rohen Völkern die strengsten Vorschriften und die strengsten Auffassungen über den Begriff der Ehe! Sie ist zu einer, trotz der Vielweiberei wohlgeordneten Institution geworden, die in den meisten Fällen strenge Zucht und Sitte des Weibes fordert, noch strenger aber ein Vergehen gegen diese Forderungen zu bestrafen weiß. Immer und fast überall finden wir ein Hauptweib, eine Lieblingsfrau, welche die Oberherrschaft über die

anderen Frauen führt, bis sie etwa selbst in Ungnade fällt und diese Würde einem anderen, durch die Wahl des Gatten bestimmten Weib übertragen wird.

Eine wirklich polygame oder richtiger gesagt polyandrische Veranlagung und Umsetzung derselben in die Tat finden wir bei den Weibern der unkultivierten Völker in der Regel fast nur vor der Eheschließung. Der freie Geschlechtsverkehr mit mehreren Männern desselben oder eines Nachbarstammes endet mit dem Moment der Eheschließung; ein etwaiger Treubruch wird mit Todesstrafe gesühnt. Dennoch aber gibt es auch jetzt noch einige Völkerschaften, bei denen eine Polyandrie des Weibes auch während der Ehe besteht. So beispielsweise in Tibet, wo die Sitte herrscht, daß alle jüngeren Brüder gleichzeitig Gatten der gewählten Frau werden, sobald sich der ältere mit ihr verheiratet. Die Kinder aus diesen Ehen nennen alle Gatten ihrer Mutter – Vater. Ja noch mehr! Wie einige Forscher berichten, soll bei diesen Stämmen eine Frau manchmal sogar vier Männer gleichzeitig haben, außerdem aber noch das Recht besitzen, sich einen oder mehrere andere Männer als Gatten zu wählen. Mantegazza berichtet über seine eigenen Beobachtungen, die er auf einigen Inseln Polynesiens und auch im südlichen Indien über den Bestand und über die Verbreitung der Polyandrie machte. Darnach soll es bei den höheren Klassen Sitte sein, daß Polygamie sowohl vonseiten des Mannes, als auch vonseiten der Frau gleichzeitig nebeneinander in dem Sinne bestehe, daß ein Mann so viele Frauen nehmen kann als ihm beliebt, daß aber auch die Frau dasselbe Recht in bezug auf die Männer hat. Daß bei den Eskimos der allgemeine Tiefstand sittlicher Entwicklung auch Polygamie in jeder Form, selbst in der Form der wahrsten Blutschande, mit sich brachte, ist erwiesen, und wird uns auch heute stets durch neue Berichte bestätigt.

Haben wir so die Polygamie im Sinne der Vielmännerei und Vielweiberei bei den rohen Völkern kurz zu beschreiben versucht, so drängt sich uns nun mit elementarer Macht die Frage auf, wie es eigentlich mit dieser so interessanten Angelegenheit in unserer Zeit, in unserem Kulturleben bestellt ist.

Trotz aller gegenteiligen Behauptungen, die sich vornehmlich von dem Standpunkte der Moral und Ethik leiten lassen, gilt es als unumstößliche Tatsache, daß der Mensch seiner Veranlagung nach durchaus nicht in das System eines, nur auf eine einzige Person beschränkten Geschlechtsverkehres einzureihen ist, daß in ihm vielmehr, ob Mann oder Weib, das Verlangen nach Abwechslung und Variation bestehe, dessen Stillung von der Art und dem Grade der verschiedensten Hemmungen abhängig ist. „In Europa ruht die

Gesellschaft auf der sehr moralischen Basis der Monogamie, aber wieviel Männer gibt es, die nur eine einzige Frau besessen haben, und wieviel Frauen, die keinen anderen Mann als ihren legitimen, einzigen Gatten begehrt und geliebkost haben? In der Liebe haben wir verschiedene, auch entgegengesetzte Kräfte, die sich das Terrain streitig machen, darum ist die Tat immer der letzte Ausdruck einer Diagonale verschiedener Kräfte.

Die Begierde nähert einen Mann einer Frau und besiegelt mit der gemeinschaftlichen Erinnerung an eine zusammen genossene Wollust die erste Umarmung. Ob nun diese Liebe mit Weihwasser besprengt oder durch Tinte eines Standesbeamten geweiht oder durch ein Wort unter vier Augen beschworen worden ist, immer sind viele Gründe vorhanden, damit sie lange dauern und unverletzt bleiben kann."

So beginnt Mantegazza seine Betrachtungen über die Monogamie. Ich will sie restlos anerkennen, weise aber besonders auf das letzte Wort, auf das Wörtchen „kann" hin! In diesem Worte liegt das Um und Auf der Betrachtungen über Berechtigung, Zweck, Möglichkeit und Erfüllung der Monogamie.

Das, was wir Moral, was wir Anstand und gute Sitte nennen, zeitigte in unserem Gesellschaftsleben die allgemein anerkannte und als richtig empfundene Ansicht, daß die Monogamie, die Einehe, die einzig mögliche Verbindungsart zwischen Mann und Weib darstelle. Wie schon erwähnt, ist sie aber, da durch die Satzungen der Kirche in ihren Uranfängen gewollt, ein dem Menschengeschlecht unnatürliches und gewaltsam aufgedrängtes Gebot, ohne das allerdings das große Gebäude der Sozial-Ethik, der ganzen staatlichen Einrichtungen und des Volkswohles seiner mächtigsten Stütze beraubt erscheinen würde. Werden die durch die Einehe verfolgten Ziele und Zwecke auch von den meisten Menschen als vollgültig anerkannt, so werden gleichzeitig die durch sie aufgestellten Forderungen – weil unnatürlich – von den wenigsten befolgt. All die tausenden von kirchlichen und geschichtlichen Legenden, die für die Berechtigung dieser Forderungen angeführt werden, gehören in das Gebiet des Märchenreiches. Der Mann sowie die Frau unterliegen den Lockungen ihrer Sexualität – und diese bleibt fast nie auf ein einziges Wesen beschränkt – früher oder später, offensichtlich oder im geheimen.

Nur da, wo tief im Herzen zweier Menschen liegende Gründe und Empfindungen, die aus dem Menschen geboren und in ihm festgebannt, fernab von jeder Rücksichtnahme auf Moral, Ethik und sonstige Bewertung der Handlungen von seiten der Mitwelt jenen Grad von „Hemmungen" zeitigten, der den Begriff

Inst. f. Sex.-Forsch., Wien

Die Vernunftehe

Lithographie von Victor Adam

absolutester, unwandelbarer Treue beinhaltet – nur da gibt es wahre, echte Monogamie!

Es gibt Menschen solcher Art, und nur für diese gilt das, was ich an früherer Stelle über die wahre Liebesehe sagte, gilt der Glaube an den Satz „Raum ist in der kleinsten Hütte". Bei ihnen entspringt das Empfinden für die Monogamie einem inneren Fühlen und ist daher absolut zwanglos.

Ganz anders verhält es sich aber bei jenen Menschen, die allen Forderungen der Monogamie nur durch ein Übermaß an, der Außenwelt entspringenden Hemmungen nachkommen, Hemmungen, welche auf Moral, Ethik, Mitwelt, Gesetze und dergleichen mehr aufgebaut und entwickelt erscheinen. Eine endlose Kette eng ineinander greifender Bedenken also, deren ein Glied sich jedoch früher oder später leicht lösen kann. Vornehmlich sind es die Männer, die, auf eine natürliche Veranlagung pochend, sich geradezu das Recht anmaßen, ihren polygamen Gelüsten zu frönen; sie beanspruchen für sich jenes Recht, das sie dem Weibe rücksichtslos und streng deshalb versagen, weil sie immer auf die Möglichkeit und Gefahr einer Schwangerschaft hinweisen. Eine Ungerechtigkeit, die solange bestehen bleiben muß, als die Gesellschaftsordnung ihre Ansichten über Moral nicht ändert, als die heuchlerische Welt eine uneheliche Mutter und das uneheliche Kind in Acht und Bann tut.

Die Rücksichtnahme auf Moral und Welt ist es, die neben den Gesetzen der Kirche und des Staates auf diese Weise das Menschengeschlecht geradezu zu ehelichem Betrug, zur Heuchelei treiben muß. Sie ist es, die für die Unmoral der heutigen Lebensordnung verantwortlich gemacht werden müßte! Aus dieser Erkenntnis und aus der richtigen Bewertung dieser Gründe entwickelten sich wie von selbst die Bestrebungen und vielfach übertriebenen Forderungen nach Anerkennung der freien Liebe, über die zu sprechen wir noch Gelegenheit haben werden.

Vorerst wollen wir die bei uns üblichen Formen der Ehe ein wenig genauer beleuchten, um umso klarer ersehen zu können, daß man in der modernen Ehe überhaupt wohl selten oder fast gar nie irgendwelche Forderungen nach wahrer Ethik, Moral und Liebe aufstellen kann.

Trotzdem wir uns himmelhoch über die rohen Völker erhaben dünken, herrscht bei uns im wesentlichen noch immer das Prinzip der Kaufehe vor. Das reale Denken der Zeit mag es mit sich gebracht haben, daß heute nicht nach Wesensart, und Charakterbildung, nach Anständigkeit gefragt wird, sondern Rang, Name, Vermögen und sonstige äußere Vorteile bei einer Eheschließung die erste Rolle spielen. Kaufte früher ein Mann um eine ganz be-

stimmte Summe die Tochter der Eltern, so gilt heute die Sitte, daß reiche Eltern für ihre Tochter einen Mann kaufen, daß sich also der Mann im wahrsten Sinne des Wortes zu verkaufen pflegt. Die Kaufsumme führt den schönen Titel Mitgift und richtet sich in ihrer Höhe nach Stellung, Vermögen, Alter und Ansehen des Mannes; wohl aber auch nach dem Äußern des Mädchens. Ist es doch Tatsache, daß die Eltern unschöner Töchter gerne kein „Opfer" scheuen, um diese „an den Mann zu bringen". Die Kaufehe der Jetztzeit frägt nicht nach Vorleben, Gesundheit und Charakter des Mannes, denkt nicht daran, daß diese Dinge für ein künftiges Glück, soweit ein solches überhaupt gesucht und erhofft wird, ausschlaggebender seien als Geld und Gold. Sie frägt aber leider auch nicht nach den Empfindungen des Mädchens, da in der Regel nicht dieses, sondern die Eltern, fürsorglich auf sein Wohl bedacht, die Wahl treffen. Das gute, alte, aber häufig widerlegte Märchen von einer sich erst mit oder in der Ehe entwickelnden Zuneigung und Liebe des Gatten wird den jungen Mädchen unserer Zeit immer noch aufgetischt, und eben dieses Märchen ist es auch, das, umstrahlt von dem Glanze des Geldes, schon so manches Unglück gestiftet hat. Das junge, „unerfahrene" Mädchen schenkt den Worten der „erfahrenen" Eltern und Tanten, die es „so gut mit ihm meinen", vollen Glauben, begräbt endlich all seine langgehegten und wohlgepflegten Ideale und tritt schon mit dem Bewußtsein, sich zu verkaufen, wohl aber auch mit der Hoffnung auf einen baldigen Ehebruch, in die Ehe. Der gleiche Gedanke leitet in noch weit verstärktem Maße den Mann, der all die schönen Gewohnheiten seines Junggesellentums durch das Geld des Mädchens noch weitaus intensiver betreiben zu können hofft, der die Unannehmlichkeiten eines ungeliebten, häßlichen, ihm angetrauten Weibes gerne mit in Kauf nimmt, wenn ihm nur anderwärts Vorteile und Annehmlichkeiten aus einem solch guten Geschäfte erstehen können. „Die gute Partie", sie wird zur schlechtesten, wenn das Vermögen die einzige Stütze solcher Ehen, verloren wird, wenn mit dessen Verlust auch alle Vorteile des Lebens mit einem Schlage geschwunden sind. Eine schlechte Geschäftsspekulation, die gar oft mit elendem Bankrott endet!

Begegnen wir diesen traurigen Bildern der wahreu Kaufehe auf Schritt und Tritt, so finden wir ähnliche in etwas übertragenem Sinne da, wo man von einer „Konvenienzehe", von einer „Vernunftehe" spricht. Hier spielt nicht mehr das Geld als solches die große Rolle, als vielmehr eine Unzahl von Umständen, die durch die Eheschließung Vorteile irgendwelcher Art für das weitere Leben erwarten lassen. In das Kapitel der Vernunftehe

gehört ebenso die „Einheirat" eines jungen Mannes in ein bereits bestehendes Unternehmen des Schwiegervaters, wie etwa die Verehelichung eines Mädchens mit einem, wenn auch ganz verkrachten Kavalier eines alten Adelsgeschlechtes. Auf der einen Seite die Aussicht auf eine segensreiche, durch Wohlstand und Ansehen gesicherte Zukunft, auf der anderen Seite jenes lockende, gleißende Wappenschild, das aus dem bürgerlichen Mädchen plötzlich eine Gräfin macht, das dem bürgerlichen Vater plötzlich einen Schwiegersohn mit blauem Blute bringt! Wie dumm ist doch der mit der hohen Gabe der Vernunft ausgestattete Mensch!

Konvenienz, hier wie dort, die sich eigentlich durch gar nichts von jenen Motiven unterscheidet, welche für die „Vernunftehe" im engeren Sinne des Wortes maßgebend sind. Als typische Beispiele einer reinen Vernunftehe möchte ich auch jene Fälle anführen, in denen ein armes Mädchen an einen alten, gebrechlichen, wohl aber vermögenden Mann verheiratet oder besser gesagt verkuppelt wird. Die Jugend des Mädchens, und alle in ihm schlummernden Begierden und Erwartungen, die es an das lachende Leben knüpfte, werden mit einem Schlage durch die Vernunftgründe begraben, welche ihm eine „sorgenlose" Gegenwart, solange der alte Mann eben noch lebt, eine noch sorgenlosere Zukunft nach dessen Tode durch die zu erwartende Erbschaft sichern.

Liegt nicht in dieser Form der Ehe ein solches Übermaß an Gemeinheit, an Lieblosigkeit und – Verbrechen von seiten der Eltern, daß sie geradezu gesetzlich verboten sein müßte?! Was soll ein solch junges, verkuppeltes Mädchen mit all seinen sexuellen Begierden, mit all seinen Wünschen nach Betätigung des lautschreienden Naturtriebes beginnen? Wird es nicht geradezu gewaltsam auf den Weg der Prostitution, des Betruges, der Gemeinheit gedrängt, selbst dann, wenn es seiner Veranlagung nach edelster Gesinnung gewesen sein mag? Fragen, die sich scheinbar die „guten und so vernünftigen" Eltern niemals vorlegen! Die bisher geschilderten Formen der modernen Ehe mögen genügen, um zu beweisen, daß solche Arten der Eheschließungen nicht als Verbindungen zweier Menschen zu dem hohen Zwecke der Gründung einer Familie, sondern nur als Geschäft aufgefaßt werden müssen.

In gewissem Sinne finden wir Vernunft- und Konvenienzehen jedoch auch da bestehen, wo die geschäftliche Seite gegenüber anderen Interessen in den Hintergrund tritt. Ich erinnere hier an die allbekannte Tatsache, daß die aktiven Offiziere Österreichs und Deutschlands bei einer Eheschließung dienst-

lich verpflichtet waren, darauf zu achten, daß die Ehe „standesgemäß" sei. Die Gesetze der genannten Staaten hatten in der „Kaution" geradezu eine Art materieller Sicherstellung des Offiziers durch das Geld seiner Gattin geschaffen, die ihm ein „standesgemäßes" Leben gewährleisten sollte. Ob dieses Geld allerdings von der Tochter eines Gastwirtes, eines Selchermeisters oder aber eines Rittergutsbesitzers stammte, darüber wurde kurzerhand hinweggegangen, wenn nur dem Scheine der „standesgemäßen Frau" Genüge geleistet wurde. So kam es denn auch, daß sich die Töchter vermögender Eltern jederzeit einen ordensgeschmückten, säbelrasselnden Offizier „kaufen" konnten. Noch krasser als hier wurde jedoch die Einführung wahrster Konvenienz in allen jenen Fällen, in denen vornehmlich bei Abkömmlingen adeliger Geschlechter eine Ehe nur mit standesgemäßen, „ebenbürtigen" Mitgliedern eines anderen Geschlechtes möglich war. Das Heiratssystem, wie es an den Höfen der Potentaten herrschte und heute noch herrscht, zeigt uns die Unzweckmäßigkeit dieser Art von Vernunftehen, die in den meisten Fällen auch deshalb Vernunftehen zu nennen sind, weil mit ihnen immer andere Interessen, vornehmlich politischer Art, in Verbindung stehen. Wagte es aber eines dieser Mitglieder doch, seinen Herzensneigungen nachzugehen, dann mußte es auf den Stand, Namen und alle übrigen Vorzüge seiner Geburt verzichten und mußte eine morganatische Ehe schließen, die von Haus aus den Begriff einer im Rechte geminderten Erbfolge beinhaltete und gleichzeitig die „nicht ebenbürtige" Gattin verachtete, in ihrer Stellung tief herabsetzte.

Ganz im Gegensatz zu den eben beschriebenen Ehen steht die so oft verlachte, so gerne in ihrem Bestande oder in der Berechtigung ihres Bestandes angezweifelte Liebesehe. Sie, über die wir schon an anderer Stelle sprachen, sie, die nur deshalb so leicht angezweifelt wird, weil eben das Grundmotiv der Liebe von den Menschen nur gar zu oft falsch gedeutet wird. Insoferne man unter einer Liebesehe diejenige Ehe versteht, deren Liebe und Liebesrausch eigentlich mit nichts anderem als mit der Libido, mit dem reinen Geschlechtsverlangen in all seinen Auswüchsen, identisch ist, kann ihrer Verurteilung keinerlei Entschuldigung entgegengestellt werden. Ist es doch eine bekannte Tatsache, daß die „wahnsinnige" Liebe, daß die „bis in den Tod währende" Treue sehr rasch verblaßt, wenn einmal das sexuelle Verlangen geringer zu werden beginnt, um schließlich bald ganz zu verlöschen; und dies ist gewöhnlich dann der Fall, wenn die gegenseitige geschlechtliche Vereinigung einige Male stattgefunden hat, wenn jener Reiz, der jedweder Tumeszenz vorausgehen muß, abgestumpft oder vollkommen geschwunden ist. Auf

die Zeit eines solchen Liebesrausches, eines solchen „Liebeswahnsinnes" folgt schnell eine vollständige Ernüchterung, die so weit gehen kann, daß sich die früher bestandene Liebe in ihr Gegenteil, in Haß, Ekel und Überdruß, verwandelt. Dies um so leichter, als die wahre Veranlagung, die wahre, echte Art des Charakters erst in oder mit einer Gemeinschaft zweier Personen zutage tritt. All die vor der Ehe kunstvoll angewandten, vorgetäuschten und erheuchelten, schönen und vornehmen Charakterzüge werden schneller als man je denken, rücksichtsloser als man je vermuten würde, abgestreift, und der vordem „bis über die Ohren" verliebt gewesene Mann sieht nun mit nüchternen Augen das, auch in seiner Seele nackt vor ihm dastehende Weib, und umgekehrt. Von der richtigen Erkenntnis der Art und des Wesens einer solchen Liebe ausgehend, müssen wir einsehen, daß eine, auf solcher „Liebe" aufgebaute „Liebesehe" von keinem allzu langen Bestand sein kann. Liebe und sexuelles Verlangen sind eben zwei verschiedene Dinge! Ich habe schon bei meinen Betrachtungen über das Sexualleben des Weibes darauf hingewiesen, daß ich unter wahrer Liebe nicht ein Gefühl, sondern die Summierung einer Anzahl von Gefühlen, die sich in dem unbedingten Bewußtsein inniger Zusammengehörigkeit äußern, verstehe. Diese Zusammengehörigkeit muß vornehmlich auf einem gemeinsamen Lebensinteresse beruhen, das aber keineswegs rein materiellen Ursprungs sein darf! Eine auf solche Basis der Liebe aufgebaute Liebesehe aber wird bestehen; sie allein bietet die Gewähr dafür, daß die beiden beteiligten Menschenkinder keiner äußeren Hemmungen bedürfen, um die eheliche Treue zu halten, daß vielmehr all diese Hemmungen eben dieser inneren Zusammengehörigkeit wie von selbst entspringen. Daß zur Basis einer solchen Liebesehe auch mit eine genaue Kenntnis der gegenseitigen Charaktere, Schwächen und Lebensgewohnheiten gehört, ist schon in dem Begriffe eines echten Zusammengehörigkeitsgefühles beinhaltet.

Wie verhält es sich mit der Ehe bei den tiefer stehenden Menschenklassen, bei dem Proletariat und dem Bauernstande? Auch dort finden wir eine Anlehnung an früher bestandene oder heute noch bei weniger kultivierten Völkerschaften bestehende Sitten, die unter dem Namen der sogenannten Probeheirat überliefert werden. Es sind dies jene Einrichtungen, jene gesetzlich anerkannten Sitten und Bräuche, die es dem Manne ebenso wie dem Weibe gestatten, miteinander außerehelich längere oder kürzere Zeit hindurch geschlechtlich zu verkehren, teilweise, um sich dadurch nähertreten zu können, teilweise aber auch – und dies ist bloß bei den tiefstehenden Völkern der Fall – um auf diese Weise die qualitative Befähigung des Weibes zur Mutterschaft

erproben zu können. Sowohl in Indien als auch in den Gebieten Südamerikas und Australiens gibt es Völkerschaften, bei denen ein Weib nur dann als vollwertig, als zur Ehe geeignet befunden wird, wenn es den Beweis der Mutterschaft bereits erbracht hat; mit anderen Worten, wenn es ein uneheliches Kind geboren hat. Gilt doch eben bei diesen Völkern Unfruchtbarkeit des Weibes als die größte Schmach!

Die Gepflogenheit des vorehelichen Geschlechtsverkehres blieb (wahrscheinlich in Anlehnung an solche Bräuche) bis zum heutigen Tage bei den vorerwähnten Ständen auch unseres Landes bestehen. Es ist bei diesen gang und gäbe, daß der Mann mit dem Mädchen vor der Ehe geschlechtlich verkehrt; ebenso gilt es als Regel, daß eine Schwängerung oder die Geburt eines unehelichen Kindes zur dringlichsten Ursache einer Eheschließung wird. Hier frägt man nicht nach Reichtum, Stand und sonstigen ähnlichen Vorzügen, hier entscheidet nur die Liebe in jener Form ihrer falschen Deutung, die statt der Bezeichnung eines sexuellen Triebes oder Verlangens gebraucht wird. Diese Zuneigung, dieses sexuelle Verlangen, diese sogenannte Liebe erlischt hier, wo die Sitten, die Ansichten über Lebenszweck und Lebensziel noch ganz unbestimmt sind, oft vielleicht schon im Verlaufe der ersten Flitterwochen. Das Liebesgirren von einst verwandelt sich in Fluchen und Schimpfen, an die Stelle des Kusses tritt oft der Stock!

Die moderne Ehe.

Die Heiratsvermittlung – Das Zeitungsinserat – Stellung der Frau in der Ehe – Die Frau als Geliebte – Liebe und Ehe – Schamgefühl und Ehe – Freundschaft und Ehe – Die unglückliche Ehe.

Wie wesentlich ist doch der Unterschied der Gründe, die das männliche und das weibliche Geschlecht zu einer Eheschließung drängen! Der so oft zitierte, von dem Standpunkte der idealen Lebensauffassung diktierte Zweck einer Eheschließung, der darin besteht, daß die Ehe die Gründung einer Familie und die Erhaltung der Rasse zum Zwecke habe, kann bei kritischer Beobachtung nicht zu Recht bestehen bleiben. Gibt es nicht eine große Anzahl von Ehen, bei denen dieses Moment von Haus aus dem Rahmen der Betrachtungen entzogen erscheint? Werden nicht die meisten modernen Ehen von heute sogar in der bestimmten Absicht geschlossen – unter keinerlei Umständen Kinder zu bekommen? Wird nicht alles versucht und getan, um einen Kindersegen zu vermeiden?

Fürwahr, der Gedanke an die Erhaltung der Rasse ist wirklich nicht mehr die maßgebende Triebkraft, welche das Menschengeschlecht zur Ehe führt. Immer erscheinen andere Gründe in den Vordergrund der Überlegung gestellt, die vornehmlich dahin gehen, durch die Ehe oder in der Ehe Vorteile irgend welcher Art zu finden. Mögen diese Vorteile sich auf eine bessere, sorgenlosere Lebensführung beziehen – diese Überlegung ist wohl heute beim männlichen Geschlechte die vorherrschende – oder mögen sie dahin zielen, bisher von der Welt, von den Eltern gewaltsam angelegte Fesseln in der Lebensführung abzustreifen – ein Moment, welches sich besonders beim Weibe geltend macht; dieses, und der Gedanke an eine Versorgung, der Gedanke, den Zweck der Natur, wenn auch bei vorläufig gewollter Kinderlosigkeit, durch die Stellung als Ehegattin vielleicht denn doch einmal zu erfüllen. Dieser letztgenannte Grund ist es auch, der bei dem Weibe jene Charaktereigentümlichkeiten zeitigt, die Weininger als unbedingten Hang zur Kuppelei bezeichnet.

Das Weib als Kupplerin zeigt sich in dieser seiner Eigenschaft nirgends und niemals so deutlich, als bei der uns wohlvertrauten „Kultureinrichtung", der Ballfeste – da, wo die Mütter ihre schön geschmückten Töchter den Männern vorführen, oder besser gesagt zuführen, beseelt von dem geheimen Gedanken, daß solch ein Ballfest den ersten Schritt in eine Ehe bedeuten möge. Die Mutter verkuppelt in gewissem Sinne ihre Tochter durch diese Art der Zuführung, wohl aber auch durch die überlaut und übergroß den Männern kundgetanen Lobeshymnen all der wirklichen oder bloß in der Phantasie der Mutter bestehenden Vorzüge des Mädchens. Sie verkuppelt sie aber ebenso zielbewußt bei allen anderen Gelegenheiten, die unter Wahrung der gesellschaftlichen Form den Kontakt des Mädchens mit mehreren Männern ermöglicht. Steht auch der Vater all diesen Bestrebungen und Versuchen vorerst ablehnend gegenüber, so versteht es seine Gattin recht gut, ihm nach und nach die Notwendigkeit der Verehelichung der Tochter derart dringend darzustellen, daß auch er schließlich jedem nur möglichen Mittel zur Erlangung dieses Zweckes beistimmt.

Wie wäre es sonst erklärlich, daß wir in den Tageblättern die verschiedensten Heiratsannoncen lesen können, in denen neben „ehrenwörtlich verbürgter Diskretion" in kurzen Zügen alle wirklichen, noch mehr aber alle erdichteten Vorzüge des Mädchens angepriesen werden?! Wie wäre es sonst möglich und erklärlich, daß auch die Männerwelt „mangels anderer Möglichkeiten" zu dieser Art der Bekanntschaft mit heiratsfähigen Mädchen ihre Zuflucht nähme?!

Sprechen derartige Heiratsannoncen schon den tiefsten Hohn gegen jede moralische Auffassung der Ehe aus, so wird der höchste Grad eines in dieser Beziehung sittlichen Verfalles wohl dann erreicht, wenn die Eltern des Mädchens ebenso wie der Mann so tief herabsinken, daß sie die Tätigkeit und gut bezahlte Arbeit eines Heiratsvermittlers in Anspruch nehmen. Die Sorge der Eltern, ihre Tochter unter die Haube zu bringen, die Sucht des Mannes, durch die Ehe ein günstiges Geschäft abschließen zu können, lassen beide vergessen, daß zwischen ihnen ein lebendes Geschöpf, ein Menschenkind mit freiem Wunsch und Willen, mit Empfindungen ausgestattet, steht. Wie leicht wird solch ein Geschäft abgeschlossen, wenn auf der einen Seite die Kuppelei der Mutter riesengroß, auf der anderen Seite der Ekel des Mannes vor den Unbequemlichkeiten des Junggesellentums nicht minder stark geworden ist. Zwei einander würdige Verbündete, die sich über den Kopf des Mädchens hin verständnisvoll die Hände reichen! – –

Man sollte glauben, daß der Fortschritt der Kultur, unterstützt durch die weltumfassende Bewegung der Frauenemanzipation, das Weib selbst zu der Erkenntnis gebracht hätte, daß in der Ehe durchaus nicht jenes große Ideal zu sehen und zu suchen sei, welches seit Jahrhunderten gleichsam als Tradition überliefert wurde. Die Auffassungen über die Ehe sind je nach dem Standpunkt, von dem aus die Betrachtungen dieser Institution angestellt werden, grundverschieden. Gleichbleibend für alle aber ist selbst heute noch die Ansicht geblieben, daß das Weib zur Ehe dränge, zur Mutterschaft geboren sei. Ich vermag mit dem besten Willen nicht, diese allgemein verbreitete Überzeugung klarer zu manifestieren als dadurch, daß ich hier eine, wenn auch belletristisch abgefaßte Arbeit wiedergebe, die in Form eines Feuilletons von Alfred Hedenstjerna vor mehreren Jahren in einer deutschen Zeitschrift erschien. Er schreibt: „Man hat cholerische Frauen und phlegmatische, sanguinische und melancholische, große und kleine, junge und alte, magere und dicke, häßliche und hübsche, schlechte und gute, schwarze, blonde und rote; Frauen die kochen können, und solche, die nicht kochen können, liebenswürdige und unverträgliche, klatschsüchtige, verständige, dumme, langweilige und interessante Frauen; aber in einer Hinsicht sind sie alle gleich – sie wollen alle heiraten.

Sie opfern Vater, Mutter, Brüder und Schwestern, Sonntagsschulen, Leben und Gesundheit auf, um einen Mann zu bekommen, ja, man hat Beispiele, daß Fünfzehnjährige sogar ihre Puppe wegstellen, sobald sich ein Anbeter zeigte.

Photo: „d'Ora", Wien

Standpredigt!

Sie sehen, daß ihre verheirateten Freundinnen mager, bleich und kränklich werden, ihr Haar und ihre Munterkeit verlieren; sie sehen, wie sie ihre Seidenschals dazu benützen, um kleine, schreiende Wesen hineinzuwickeln, und wie ihre falschen Zähne morgens um elf noch in einem Wasserglas liegen, während sie selbst noch mit fünfunddreißig Jahren jung und frisch bleiben, kräftig, rüstig, unschuldig, stets gut frisiert, heiter, schlank und interessant sind. Und trotzdem beneiden sie alle, welche das eheliche Joch auf den Schultern tragen. Ich begreife die Mädchen nicht, nein, wirklich nicht!

Sie sind so furchtsam, daß sie nicht einmal ein allerliebstes Krebschen anzufassen und in den Kessel zu werfen sich getrauen; aber wenn sie fünf Walzer und drei Polkas mit einem dreißigjährigen, bärtigen Herrn getanzt haben, sind manche imstande, ihm um den Hals zu fallen, ihn zu küssen und ihn zu liebkosen, daß man sich wirklich darüber wundern muß.

Ich kenne eine Frau, die davonlief vor einer alten, gutmütigen Kuh, die in ihrem Leben noch niemanden etwas Böses getan hatte; sie fürchtete sich aber keineswegs vor einem Marineoffizier, der in englischen Diensten sowohl etliche Sudanesen als auch Hindus totgeprügelt hatte.

Die Frauen bedenken sich dreimal, bis sie sich einen Hut aussuchen, aber nicht ein einziges Mal, wenn es gilt, einen Mann zu nehmen. Die Herren liegen auch nicht so geduldig wartend auf Lager wie ein Hut im Laden.

Müssen die Damen ein neues Kleid haben, so ziehen viele erst genaue Erkundigungen ein über die Qualität des Fabrikates, aber niemals ist es vorgekommen, daß sie vor ihrer Verlobung zu der Mutter ihres Anbeters gegangen wären und gefragt hätten, was eigentlich an dem jungen Menschen sei.

Der schlimmste Fehler der Frauen ist ihre Unkonsequenz. Eines Abends ersuchte ich ein junges Mädchen darum, zehn Minuten mit mir im Garten spazieren zu gehen. Sie weigerte sich aus Furcht, sich zu erkälten. Am nächsten Tage war sie mit einem Tenoristen nach England durchgegangen, und das Wetter war keinesfalls freundlicher geworden.

Wenn sie nur heiraten können, dann lassen sie sich von nichts abschrecken! Ein Mädchen, das einem Tierschutzverein angehört, nimmt sogar einen Schlächter, eine junge Dame, die an keinen Gott glaubt, einen Prediger, ein streng religiös erzogenes Mädchen einen Freigeist. Wenn ein Mädchen die Kasse eines Vereines, der arme Heidenkinder mit Taschenbibeln versieht, in Verwahrung hat, dann ist es sogar imstande, das nötige Geld aus der Kasse zu nehmen und mit einem Zirkusreiter durchzubrennen, sobald er ihm bloß zwei Dinge klargemacht hat; erstens, daß er es liebe, und zweitens, daß sein

Verein auf einer falschen Grundlage beruhe, weil nach paradiesischer Mode gekleidete Kinder unmöglich Taschenbibeln gebrauchen können!

Alle politischen Parteien, namentlich die Sozialisten, würden vernünftig tun, wenn sie ihre Lehren durch Personen von vorteilhaftem Äußern verkünden ließen. Denn kennt auch ein junges Mädchen seine Mutter schon fünfundzwanzig Jahre lang und den Geliebten fünfundzwanzig Tage, so wird es doch eher den Worten glauben, die er leise flüstert, als denen seiner Mutter.

Wenn ein frommer Mann um die Hand eines christlich gesinnten Mädchens anhält, dann nimmt es ihn aus Sympathie; wenn ein Atheist nach seiner Hand strebt, so nimmt es ihn, um ein gottgefälliges Werk zu tun und ihn zu bekehren.

Wenn ein alter Mann um ein junges Mädchen freit, nimmt es ihn, um sein Alter aufzuheitern, und wenn eine alte Frau einen jungen Mann bekommen kann, nimmt sie ihn, um ihm als mütterliche Stütze zu dienen.

Eigentlich gibt es nur zwei Dinge, die eine Frau des neunzehnten Jahrhunderts dazu bestimmen können, einen Korb auszuteilen: sie ist entweder nicht richtig im Kopfe oder – sie hat etwas Besseres in Aussicht. Aber im letzteren Falle ist es nicht von Übel, sich, wenn auch des Besseren gewärtig, auf Probe zu verloben, denn für einen vernünftigen Mann unserer Zeit bedeutet ein Verlobungsring: ‚Es lebe die Konkurrenz!' und durchaus nicht: ‚Schon vergeben!'

Ein Mann, der kein Dummkopf ist, kein Mann der Wissenschaft, kein Philantrop, Handelsreisender oder Kondukteur, muß, um die Leere seines Herzens auszufüllen und seine vielen müßigen Stunden totzuschlagen, wählen zwischen der Flasche, einer Geliebten oder einer Frau. Aber Trunk und Liebschaften regen nur auf und machen ihn zum Sklaven. Eine Frau dagegen macht in bestem Falle ihren Mann zu einem Abgott, den sie liebt und verehrt, im schlimmsten Falle zu einem Mastkalb, das sie füttert und pflegt.

Eine Frau, die keine Schauspielerin ist, nicht zu einem frommen Verein oder zur Heilsarmee gehört, muß, um der Wärme ihres Herzens einen Abzug zu verschaffen, wählen zwischen einem Mops, einem Kanarienvogel oder einem Mann. Glücklich die, die einen Mops wählt!

Nimmt sie ihn, wenn er noch klein ist, dann ist sie seine erste Liebe; pflegt sie ihn gebührend und gibt sie ihm, was ihm zukommt, so bleibt sie auch seine letzte, was in bezug auf ihren Mann, wenn sie vor ihm stirbt, sehr fraglich ist. Böse, schlecht erzogene Männer haben oft die Gewohnheit, ihre treue Pflegerin anzuknurren und vor anderen Frauen mit dem Schweife zu wedeln. Ich habe viele alte, böse Möpse gesehen, aber nicht einen einzigen, der so etwas getan hätte.

Wenn der Mops auf Händen und Füßen, oder besser gesagt auf vier Beinen geht, so entspricht das ganz seiner Natur. Aber wenn ein Mann nach einem Gelage auf Händen und Füßen nach Hause kommt, dann muß er nasse Umschläge auf seinen rot geschwollenen Kopf haben, und er scheut sich nicht, am folgenden Morgen eine Predigt über den zu luxuriös eingerichteten Haushalt zu halten. In bestem Falle klingt das so: ‚Liebes Kind, wir müssen wirklich weniger ausgeben!'; antwortet die Hausfrau ebenfalls in freundlichem Tone: ‚Das ist nach dem gestern Geschehenen sehr vernünftig von dir!', ja, dann ist der Teufel los.

Der Mops liegt still und artig unter einem Stuhl, aber ein Mann liegt nicht unter einem Stuhl und ist ebensowenig still. Wenn der Mops alt wird, fallen ihm die Zähne aus, und er sitzt ruhig in seinem Korbe und kaut an seinen Pfoten; wenn der Mann alt wird, beißt er noch mehr um sich als früher und schnappt am meisten – nach seiner eigenen Frau. Es kommt zwar manchmal vor, daß der Mops den Teppich verunreinigt, aber dafür raucht er keine Zigarren und verdirbt nicht die Gardinen.

Hier auf Erden ist nichts von Dauer, alle sind vergänglich: Möpse sowohl als verheiratete Männer. Aber wenn der Mops stirbt, so kauft man einen neuen, der sich nicht ärgert über den gebeugten Rücken seiner Herrin oder über die Runzeln auf ihrer Stirn, und der die siebzigjährige Hand mit derselben Wärme leckt wie die siebzehnjährige. Tritt dagegen der Mann von der Weltbühne ab, so hat er durch sein rohes Benehmen seiner Frau gewöhnlich so viele graue Haare verschafft, daß sie auf eine Heirat keinerlei Aussichten mehr hat.

Glücklich ist auch die Frau, die einen Kanarienvogel wählt! Ich frage Sie, was angenehmer ist: wenn man aus seinem Morgenschlummer geweckt wird durch eine schwere, brummige Stimme, die den Teufel anruft, weil die Stiefel nicht da sind, und ironisch fragt: ‚Bist du denn nicht imstande, dem Dienstmädchen ein wenig Ordnung anzugewöhnen ?' oder durch den fröhlichen Gesang eines Vogels ? Hat das Tierchen sein Futter bekommen, dann ißt es nach Herzenslust und dankt mit einem freundlichen Blick; aber wenn ‚Er' sein Beefsteak kriegt, nimmt er ein Märtyrergesicht an und fragt: ‚In welcher Gerberei hast du denn das wieder geholt ?'; und hat der Vogel sein Wassertöpfchen erhalten, dann plantscht er vergnügt und dankbar darin herum, aber bringt man ‚Ihm' das Rasierwasser, dann macht er Augen wie ein Besessener und sagt, ‚Glaubst du, ich sei ein Schwein, das gebrüht werden muß ?' oder ‚Wie kannst du mir solches Eiswasser bringen' oder ‚Nimm die Kinder weg, sonst geschieht ein Unglück!' Und stirbt ihr Vogel, dann kann sie ihn ausstopfen lassen und

als Schmuck vor den Spiegel stellen. Stirbt aber ihr Mann, so hat sie außer der Trauer noch die Sorge, ihn begraben zu lassen, und muß viel Geld ausgeben, um auf sein Grab ein würdiges Denkmal setzen zu lassen, so schwer wie seine alltägliche Laune und so groß wie ihre Erlösung!

Aber heiraten wollen sie trotzdem alle." – –

Ist dieser Aufsatz gewiß in einer Form abgefaßt, die den Leser durch Ironie und Humor zu amüsieren bestrebt ist, gebührt ihm, wissenschaftlich betrachtet, nicht der geringste Grad einer Bedeutung, so ist er immerhin charakteristisch für die Meinung der großen Menge über Zweck und Wesen der Ehe sowie über die Stellung der Frau und des Mannes in der Ehe.

Ich habe schon anderen Ortes darauf hingewiesen, daß die Stellung des Weibes in der Ehe eigentlich eine ganz andere sein sollte, als jene der „guten Hausfrau", der „guten Mutter", der „braven Ehefrau". Die Auffassung über das Weib hat ja im Laufe der Jahrhunderte, vornehmlich aber im Laufe des letzten Jahrhunderts, in dem Sinne einen Wandel durchgemacht, daß das Weib durchaus nicht mehr, so wie einst der Sklavin der rohen Völker vergleichbar, nur die Wirtschafterin im Haushalte vorzustellen hat. Gewiß bleibt der Grundsatz unumstößlich, daß die Frau die Seele des Hauses und auch die beseelende Kraft der Ehe ist. Die Basis, auf welcher die Ehe aufgebaut erscheint, macht diese Seele des Hauses bald zur mithelfenden, mitschaffenden Kraft, bald wieder nur zur geistig lenkenden Macht im Haushalte. Die Frau muß aber in der Ehe unter allen Umständen in erster Linie Weib sein und Weib bleiben; Freundin und Geliebte des Mannes in einer Person! Freundin in dem Sinne, daß sie als Weib der wirklich beste, ehrlichste und aufopferndste Freund des Mannes sei, der an Leid und Freud, an Glück und Unglück mit wahrem Interesse teilnimmt, der die Sorgen des Mannes anerkennend und teilend, den Kampf des Lebens, den Kampf um das Dasein mitkämpft! Diese Freundschaft kann nur dann möglich sein, wenn das Weib bestrebt ist, sich in die Gedanken des Mannes ebenso einzuleben, wie in den großen Kreis seiner Interessensphären; sie kann nur dann möglich sein, wenn etwa vorhandener kalter Egoismus einem ausgesprochensten Altruismus weicht, der mühelos das eigene Ich in den Hintergrund zu stellen vermag. Sie kann aber auch nur dann bestehen, wenn sie mit gleicher Freundschaft von seiten des Mannes restlos vergolten wird.

Die Frau soll in der Ehe aber auch, wie ich bereits betonte, die Geliebte des Mannes sein und – bleiben. Ist sie es bei allen auf idealer Basis geschlossenen Ehen in der ersten Zeit unzweifelhaft, muß sie es hier sein, weil die große

Macht der Sexualität die erste Zeit jeglicher Ehe regiert, so soll sie es auch fernerhin die ganze Ehe hindurch bleiben. Wenn H. de Balzac in seiner „Physiologie der Ehe" den Satz aufstellt: „In der Ehe gibt es einen unaufhörlichen Kampf gegen ein Ungeheuer, das alles verschlingt: die Gewohnheit", so ist es Sache des Weibes, gegen dieses Ungeheuer mit allen Mitteln zu kämpfen, unaufhörlich danach zu streben, dieses Ungehörer zu töten. Das Weib soll und muß es verstehen, alles zu vermeiden, was seinen Liebreiz in den Augen des Mannes irgendwie herabsetzen könnte; das Weib muß es vermeiden, durch ein Verblassen seines Schamgefühles, das, wie ich schon erwähnte, ein steter Anreiz für den Mann ist, das Verlangen des Mannes gleichzeitig verblassen zu lassen; das Weib muß alles tun, um von dem Manne stets von neuem umworben und schließlich erobert zu werden. All das also, was es auf dem großen Wege von den ersten Empfindungen einer Liebe bis zur endlichen Vereinigung begleitet und geleitet hat, all die Künste des Gewährens und gleichzeitigen Versagens sollen auch in der Ehe bestehen bleiben; nur dann kann das Weib ohne Unterlaß die Geliebte des Mannes, wird es seine einzige Geliebte sein!

Wehe aber, wenn sich das Bild der Liebe, wenn sich das Bild des Weibes selbst in der Ehe ändert! Jene Mißachtung, welche die Frau dem Manne gegenüber dadurch beweist, daß sie die Schamhaftigkeit beiseite stellt, daß sie es nicht mehr für nötig hält, sich für ihn jung und schön zu erhalten, sich für ihn zu schmücken, ihn stets auf neue Art zu reizen, wird bald zu einer Nichtbeachtung, zu einer Verachtung des Weibes von seiten des Mannes führen. Sie ist es, die in neunzig von hundert Fällen den ersten Grundstein zu einer unglücklichen Ehe legt; denn sie war es, die den „polygamen" Mann zuerst veranlaßte, anderwärts das zu suchen, was er bei seiner eigenen Frau verloren hatte, nicht mehr finden konnte – die Geliebte!

Noch krasser wird natürlich dieses Bild, wenn – wie dies fast bei allen Vernunft- und Konvenienzehen der Fall ist – selbst die ersten Spuren einer wirklichen Liebe niemals bestanden haben. Das schon von mir erwähnte Märchen von der erst in der Ehe und mit der Ehe sich entwickelnden Liebe, es kommt wohl kaum über das „Es war einmal . . ." hinaus! Der Mann geht ein solches Ehegeschäft schon mit dem Bewußtsein, mit dem ganz bestimmten Vorsatz ein, sich eine Freundin, seine Geliebte, seine Mätresse außerhalb der Ehe möglichst bald zu suchen; flackert auch vielleicht hie und da eine kleine Flamme der Liebe auf, so erstickt sie schon in ihren ersten Anfängen, da das, was Liebe genannt wird, hier nichts anderes ist als ein tierischer Geschlechtstrieb ohne jedweden inneren Zusammenhang der beiden Wesen. Dieser Man-

gel des inneren Zusammenhanges geht bald auch dahin über, daß jene Freundschaft, von der ich sprach, wohl kaum über den Begriff einer flüchtigen Bekanntschaft, eines kaum angedeuteten Interesses hinaus gedeiht. „Wozu auch? Ist Geld nicht mächtiger als Freundschaft?“ So der Gedankengang zweier Menschen, die sich vereinigen, um eine Familie zu gründen! Glück einer solchen Vereinigung, wenn sie kinderlos bleibt! – –

Ist die naturgewollte, an das Weib gestellte Forderung, die Geliebte des Mannes zu sein und zu bleiben, gewiß relativ leicht zu erfüllen, wenn wahre, echte, reine Liebe die beiden Menschen eint, so wird sie dann zu einer Unmöglichkeit, wenn bloß reale Interessen die Ehe begründeten. Die zweite Forderung, die der Freundschaft von seiten des Weibes, wird nur schwer oder gar nicht erfüllbar. Namentlich dann, wenn die Interessensphären der beiden Gatten anfangs ganz verschieden sind, wenn der Bildungsgrad des einen turmhoch über dem des anderen erhaben ist. Und doch wird es auch hier die liebende, vernünftige Frau verstehen, einen Ausgleich herbeizuführen, um so die Basis für eine Freundschaft zu schaffen. Wer kennt nicht Fälle, in denen eine junge Frau dies oder jenes lernte, verschiedene Lücken ihrer Bildung auszufüllen trachtete, um mit und für den geliebten Mann denken und fühlen zu können! Wer kennt nicht jene Fälle, in denen der Mann es war, der von einer oft überhohen Stufe der Bildung gerne herabstieg zur einfachen Denkungsart eines geliebten Weibes. Goethe und Christiane Vulpius! „Glücklich, wer eine Frau befreit! Wer sie loslöst aus der physischen Notwendigkeit, in welche die Natur sie bannte, aus der Hilflosigkeit ihrer Einsamkeit, von so viel Leid und Hindernis! Glücklich, wer sie belehrt, erzieht, sie kräftigt, sie ganz zu der Seinen macht! – – – Er hat nicht nur sie befreit, er hat sich selbst befreit!“ (Michelet, Die Liebe.)

Freundschaft! Ich komme wieder auf sie zurück, weil nur sie es ist, die dem Weibe jene Stellung geben kann, die ihm in der Ehe gebührt, weil nur sie es ist, die, wenn vom Weibe dem Manne wirklich entgegengebracht, von ihm tausendfache Vergeltung findet. Ich komme aber auch deshalb auf sie zurück, weil die dem Weibe gleichsam angeboren weiblichen, typisch weiblichen Charaktereigenschaften die mächtigsten Feinde einer solchen Freundschaft sind. Muß sie bei allem Verständnis für die Schwächen eines Mannes – und deren gibt es wahrlich genug – nicht in erster Linie auch die Befähigung zu dulden beinhalten? Das Weib als Dulderin in der Ehe! Wie oft hören wir diese Sentenz, wie viel wurde über dieses Thema geschrieben! Ja, offen und freimütig sei es bekannt, daß das Weib in gewissem Grade in jeder Ehe

dulden muß; dieses Dulden soll aber unter keinen Umständen so aufgefaßt werden, als wäre es gleichbedeutend mit dem Tragen einer dornenreichen Märtyrerkrone. Dulden bloß als Ausdruck eines Übermaßes an Vernunft, des Verstehens der vielen Schwächen des Mannes! Dulden als Ausdruck des Unterdrückens einiger seiner eigenen Empfindungen, um dadurch den Frieden der Ehe nicht zu stören, um nicht die Grundfesten der Liebe zu erschüttern!

Das duldende Weib auf der einen, das keifende Weib auf der anderen Seite! Ich stelle diese beiden Typen absichtlich gegenüber, weil sie in sich das Wesen einer glücklichen, ungestörten, friedvollen Ehe auf der einen Seite, einer unglücklichen, in Zank und Streit verlaufenden Ehe auf der anderen Seite beinhalten. Wollen wir über die vielen tausend Grundursachen hinweggehen, die das Weib wirklich dazu berechtigen könnten, sich unzufrieden, unglücklich zu fühlen und diesem Unmut laut Ausdruck zu verleihen, so wollen wir uns um so eindringlicher mit dem duldenden Weibe selbst befassen. Wie ist das Dulden des Weibes aufzufassen, worin soll es bestehen? Es ist wohl begreiflich, daß der Mann, der sich in jahrelangem, ungebundenem Alleinleben eine ganze Unzahl von Sitten und auch Unsitten angeeignet hat, einer gewissen Zeit bedarf, bis er mit Rücksicht auf sein Weib eine oder die andere Gewohnheit ablegt, bis er langsam einsieht, daß er jetzt denn doch anders leben müsse als früher. Und doch gibt es der Unsitten und Gewohnheiten so mächtige, daß selbst der stärkste Mann bei größter Liebe und Verehrung seiner Frau ihnen nicht widerstehen zu können wähnt. Ich erinnere hier nur an drei alltägliche Beispiele, an den „passionierten" Raucher, Trinker und Spieler.

Wer konnte, wer durfte ihm früher verbieten, einer dieser Leidenschaften zu frönen? Wer und welche Macht wäre so stark, ihn plötzlich so zu ändern, daß er dem entsage, was ihm früher so viel bedeutete?! Die unvernünftige Frau, die den ersten Beweis ihrer Unvernunft schon dadurch gab, daß sie solch einen Mann heiratete, wird nicht ermangeln, alsbald ihren Einfluß dahin geltend machen zu wollen, der ganzen Welt und Umgebung zu beweisen, daß nur sie es sei, die solche Macht über den Gatten besitze, daß sie es sei, der er jedes Opfer bringe. Gelingt es ihr, dann wahrlich ist nicht sie, sondern der Mann zu bewundern, dann ist es nicht ihre Macht, sondern vielmehr die Macht der Liebe des Mannes gewesen, die dieses Kunststück zuwege brachte. Wehe aber, wenn es ihr nicht gelänge! Die Frau empfindet nicht, wie unklug ihr Unternehmen sei, sie ahnt nicht und will nicht einsehen, daß jeder Versuch schon vom Haus aus ganz zwecklos und erfolglos bleiben müsse. Sie fühlt sich in ihrem Ehrgeiz, in ihrer eingebildeten

Macht gekränkt, vor sich selbst, noch mehr aber vor der anderen Mitwelt erniedrigt! Der Grund zum Unfrieden ist gegeben und mit ihm auch der Beginn des Erkaltens aller Gefühle zum Manne, aller Gefühle des Mannes zu ihr. Ein ewiges Schelten und Streiten tritt dahin, wo einst Liebe, wo einst Harmonie bestand! Wie anders gestaltet sich dieses selbe Bild, wenn es die Frau versteht zu „dulden"! Nicht strenges Versagen und Verbieten, nicht Keifen und Zanken ebnen ihr den Weg zum Herzen und zur Einsicht des Mannes! Er selbst ist es, der sein Unrecht langsam begreift, der bald seiner Schwächen bewußt, voll Scham eingesteht, daß er die Liebe und Güte seiner Frau irgendwie vergelten müsse. Das duldende Weib siegt dadurch, daß es sich selbst besiegt!

Es sei mir gestattet, vorwegnehmend meinen späteren Erläuterungen, an dieser Stelle das Weib auch in jener Situation zu schildern, die ihm wirklich die Dornenkrone einer Märtyrerin aufs Haupt drückt. Ich denke an jene unliebsamen und gewiß schwer zu ertragenden Situationen, in denen der Mann, pochend auf sein angemaßtes Recht der Polygamie, einen sogenannten Treubruch der Ehe begeht. Wie verschieden stellen sich in solchen Fällen die beiden Typen des Weibes unseren Blicken dar. Wieder auf der einen Seite das keifende, tobende, rasende Weib, das, sich und seine Würde vergessend, am liebsten in alle Welt hinausposaunen würde, „wie gemein" sich der Mann benommen habe, das in seinem Sinnen und Trachten als das einzige Ziel nur das Ziel der Rache verfolgt! Wohin die Taktik eines solchen Weibes führt, ist uns ja bekannt. – – – – Wie so ganz anders aber das wahrhaft duldende Weib! Überzeugt von der eigenen Größe und Würde, stolz auf sein eigenes Ich, pochend auf den Wert seiner eigenen Persönlichkeit, wird es auch in dieser traurigen Situation dulden, wird blutenden Herzens all der Liebe gedenken, welche einst die Basis seines Glückes war. Eingedenk dieser Liebe, wird es sich und den Gatten nicht in den Kot zerren, sich nicht den sensationslüsternen Mitmenschen zum Gegenstand bedauernder Schadenfreude machen. Die Dulderin weint, wenn sie allein ist, sie trauert um ihr verlorenes Glück! Dies aber nur dann, wenn sie die volle Erkenntnis darüber besitzt, daß sie nicht bloß den Mann, sondern auch dessen Liebe verloren hat. Wie oft pflegt doch der „polygam veranlagte" Mann ohne jedwedes Interesse, ohne jedwede tief empfindende Liebe, nur geleitet durch eine momentane Laune, nur verführt durch eine günstige Gelegenheit, einen Treubruch zu begehen! Wie oft bereut er solch einen Schritt, kaum daß er ihn getan! Ein Treubruch rein körperlicher Art, bei dem die Seele und mit ihr die Liebe unangetastet bleiben.

Freudenberger: Schule des Ehebruchs

Ch. Eisen: Vergeblicher Widerstand

Ein tierisches Erfüllen seines Geschlechtstriebes und nichts anderes! Die Erkenntnis dieser Tatsache fällt dem Weibe ebenso schwer, wie ihm das Verständnis für dieselbe nicht klar werden kann. Nur wenn die Vernunft wirklich auf einer hohen Stufe steht, nur wenn das Weib in seinem Innersten nach wie vor fühlt, daß sich in dem Empfinden des Mannes, in der Liebe des Gatten so gar nichts geändert haben kann, nur dann könnten die heißen Tränen versiegen, könnte das Weib den Mann verstehen, könnte es ihm vergeben. All dies, wenn es solch ein Idealweib wirklich gäbe! In der Praxis ist es fast undenkbar; schon deshalb, weil sich ja doch immer wenigstens ein oder der andere „mitfühlende" Mitmensch findet, der in das Herz des besten, vernünftigsten und duldsamsten Weibes brennendes Gift träufelt. Das Weib will die polygame Veranlagung des Mannes nicht anerkennen, kann eine geschlechtliche Verbindung ohne Liebe nicht verstehen. Das Weib bleibt in seinem Stolz zu tief gekränkt, als daß es solche Schmach überwinden könnte! Es weint und duldet! Der Mann aber fühlt, wie schwer er sich vergangen, fühlt, was er seinem wirklich geliebten, guten Weibe angetan, und trachtet, dieses sein Vergehen durch tausendfach vergoltene Liebe wieder gutzumachen. Er verflucht die Stunde, in der das Tier in ihm über Vernunft und Liebe – wenn auch bloß vorübergehend – siegen konnte. Seine Eigensühne ist weitaus wirksamer, weitaus läuternder als die lauten, drohenden Vorwürfe eines keifenden Weibes, durch die der Stolz und die Eigenliebe des Mannes gekränkt, und gleichzeitig der letzte Rest der Zusammengehörigkeit ertötet werden muß. Der zugleich wach werdende Widerspruchsgeist treibt den Mann und seine Gedanken immer weiter weg von dem keifenden Weibe, weg von seinem Heim, das ihm nunmehr unerträglich geworden ist, und läßt ihn nun erst recht in den Armen einer anderen, wenn auch neuerdings nicht geliebten Frau die Freuden der Sinnlichkeit, die Freuden des sogenannten ruhigen Glückes suchen und finden. Wie viel des Unglückes könnte doch verhütet werden, würde die richtige Erkenntnis dieser wahrhaft geschilderten Tatsachen in die Vernunft des Weibes Eingang finden!

Wohl weiß ich, daß diese eben gegebenen Darstellungen bei manchen Menschen ein ungläubiges Kopfschütteln, ja sogar ein ironisches Lächeln hervorrufen, daß ich als Träumer, als ein Idealist betrachtet werden dürfte. Nein; nicht Idealismus ist es, der mir diese Worte diktierte, sondern die Erkenntnis und richtige Bewertung all der vielen Erfahrungen, die ich im Laufe der Jahre durch das Studium der Frauenseele sammeln konnte. – –

Einseitig und unvollkommen wären meine bisherigen Auseinandersetzun-

gen, würde ich nicht auch die Stellung des Mannes in der Ehe ein wenig beleuchten. Man könnte mir den Vorwurf machen, daß meine Betrachtungen, nur von dem Standpunkte des Frauenarztes aus gesehen, nicht objektiv genug seien. Und doch sind sie objektiv, denn das Eheweib ist ebenso in seinem Glücke wie in seiner Not eigentlich doch bloß ein Abklatsch des Benehmens seines eigenen Mannes.

Glücklich kann eine Ehe nur dann sein, wenn nicht bloß das Weib die Rolle der Geliebten und Freundin des Mannes spielt, sondern wenn auch der Mann sich seiner Pflichten dem Weibe gegenüber voll bewußt wird. Alle Ungezwungenheit und Ungebundenheit, die er sich als Junggeselle erlaubte, muß er eindämmen, muß er in ein gewisses Verhältnis zu der Empfindsamkeit, zu den Wünschen und Ansichten seiner Gattin zu bringen verstehen. Ein brüskes Verharren auf dem Standpunkte absoluter Selbstherrlichkeit darf es nicht geben. Beruht doch das, was man gegenseitiges Abschleifen, gegenseitiges Ergänzen in der Ehe nennt, auf nichts anderem als auf einem Nachgeben, auf einem Verzichten, auf einem Erfüllen der Wünsche des Gegengeschlechtes. So wie das Weib bestrebt sein soll, dem Mann immer schön und rein, immer von neuem verlockend zu erscheinen, so muß auch der Mann jener schwärmerische, liebegirrende, rücksichtsvolle, aufmerksame Liebhaber bleiben, der er einst als Bräutigam war. Fernab von jeder Gleichgültigkeit soll er dem Weibe nicht bloß das gleiche Maß an Verehrung schenken, er soll vielmehr diese Verehrung stetig steigern zum Danke dafür, daß er beim Weibe die restlose Erfüllung seiner großen Liebeswünsche findet. Die Aufmerksamkeit des Gatten bleibt für das Weib immer ein Maßstab für den Grad der Verehrung, ebenso wie die Gleichgültigkeit der beste Index für ein Verblassen der Liebe ist.

Was wird aber nicht alles vom Weibe als Gleichgültigkeit gedeutet, was wird nicht alles in puncto Liebe falsch aufgefaßt! Man denke bloß an das bekannte Beispiel des überarbeiteten, durch die Sorgen des Berufes und des Alltags ermüdet heimkehrenden Gatten, der nicht immer über jenen hohen Grad von Selbstzucht und von Energie verfügt, um all seine Sorgen mit einem Schlage von sich zu streifen. Man denke doch bloß an das Beispiel des ewig forschenden und grübelnden Wissenschaftlers, der von der Fülle seiner Gedanken so sehr in Anspruch genommen ist, daß sie ihn überallhin verfolgen. Man denke daran, daß diese beiden Typen von ihren unverständigen Frauen gerne der Gleichgültigkeit und Lieblosigkeit geziehen werden. Und dennoch lieben beide ihr Weib, dennoch schaffen sie unaufhaltsam nur für dieses geliebte Weib! In gewissem Sinne aber doch ein berechtigtes Mißverstehen, weil der Mann die

Sorgen und Mühen des Alltags nicht mit in sein Heim, mit zu seinem Weibe nehmen darf! Der Mann muß so viel Energie aufbringen, um, wenn er bei seinem Weibe ist, nur ihm anzugehören; er vermag diese Forderung jedoch nur dann zu erfüllen, wenn er bei seiner Frau wieder die vorerwähnte Freundschaft, das Verständnis für seine Sorgen findet. Nur dann wird sich das Band der Liebe und Freundschaft zu einem, die beiden fest umschlingenden Band gestalten! Auch der Mann muß Freund sein, auch er muß jenes Verständnis aufzubringen wissen, das die Frau für die vielen, kleinen, in ihren Augen großen Sorgen ihres Alltaglebens beansprucht. So ferne dieses Verständnis dem Manne auch liegen mag, so nichtssagend ihm all die weiblichen Sorgen dünken mögen, er muß, um nicht gleichgültig zu erscheinen, manchmal sogar zum Ausfluchtsmittel eines geheuchelten Interesses greifen. Denn auch damit begnügt sich das Weib. Wieder begegnet uns hier das schon einmal von mir zitierte Sprichwort: Mundus vult decipi, ergo decipiatur! Hier ist das Weib der betrogene Teil! Dieser Betrug ist aber so harmlos, daß ihn das Weib gerne über sich ergehen läßt! – –

Das Eherecht.

Religion und Ehe – Nationalität und Ehe – Exogamie und Endogamie – Ehegesetze – Inzucht – Ehescheidung – Die katholische Religion und die Ehe – Zwangsehe.

Selbstverständlich können die wenigen hier angeführten Grundregeln des Verhaltens von Mann und Weib in der Ehe nur relativ aufgefaßt werden. Die Verschiedenheit der Charaktere auf der einen Seite, die Verschiedenheit der früheren oder der durch die Ehe neugeschaffenen Lebensbedingungen auf der anderen Seite sind vornehmlich in der ersten Zeit der Ehe so gewaltige, daß es wohl des ganzen guten Willens beider Teile bedarf, um die sich ergebenden Meinungsdifferenzen auszugleichen, um kunstvoll die schroffen Klippen zu umsegeln, die sonst unvermeidlich zu einem Bruch jeder Ehe – selbst einer echten Liebesehe – führen müßten. Das gegenseitige Vertrauen, die gegenseitige Hochachtung und Wertschätzung des Menschen im Menschen sind es, die leicht und gefahrlos über solche Klippen hinweghelfen können. Nur allzu erklärlich, daß eine Ehe, die vom Haus aus eines solchen unerschütterlichen Vertrauens entbehrt, leichter und schneller in Brüche gehen, scheitern muß! Das typische Beispiel sehen wir alltäglich in jenen Fällen, in denen zwei der Rasse oder Religion nach verschiedene Menschen durch eine anfangs scheinbar

alle Gegensätze überbrückende Scheinliebe verbunden, endlich doch Opfer dieser Gegensätze werden. Hier ist es nicht die Verschiedenheit der Charaktere als solche, welche zerstörend wirkt, sondern, bei genauem Studium leicht erkennbar, der von Haus aus in dem Menschen vorhandene Mangel an Vertrauen zum Gegenmenschen, der dem Menschen von Kindesbeinen an eingeimpfte Haß gegen eine andere Religion oder Nation. Das, was man Nationalitäts- oder Religionsgefühl nennt. Diese beiden Empfindungen schlummern in jedem Menschen und sind gerne geneigt, bei jeder sich ergebenden Gelegenheit wieder aufzuflackern. Die weisesten Gesetze und religiösen Satzungen haben in richtiger Erkenntnis dieses Rassen- und Religionshaßproblems einen Ausgleich, eine Gleichheit des Glaubensbekenntnisses wenigstens auf dem Papiere verlangt. Die an diese Satzungen geknüpften Hoffnungen blieben aber in der Praxis unerfüllt und müssen so lange unerfüllt bleiben, als Religions- und Völkerhaß geradezu gepredigt wird! Gewiß können wir Ausnahmefälle finden, in denen trotz solcher bestehender Verschiedenheiten die größte Harmonie in der Ehe herrscht; dies aber nur dann, wenn eine tief begründete, echte Liebe und die Vernunft der beiden Ehegatten über all diese Gegensätze machtvoll hinweghelfen.

Nicht nur die kulturell hochstehenden Völker und deren Gesetze haben die Nachteile einer Eheschließung zwischen solchen, durch Rasse und Religion differenzierten Individuen frühzeitig richtig erkannt und dagegen mit aller Macht anzukämpfen versucht; auch die Sitten und Gebräuche der rohen Völkerschaften geben uns ein beredtes Zeugnis dieser Erkenntnis dadurch, daß sie in ihren Ehevorschriften die Vereinigung ungleicher Elemente geradezu verbieten. Im Gegensatze hierzu wieder die Naivität jener Vorschriften, die das einzige Heil und Glück der Ehe und Nachkommenschaft in der Verbindung zweier blutsverwandter oder stammesverwandter Individuen erblicken! Sie führen zu den Begriffen der Epigamie, Exogamie und Endogamie. Für jede dieser drei Arten sei zu ihrer Erklärung ein Beispiel angeführt!

Als den Typus der Epigamie können wir die Ehegesetze der Hebräer hinstellen, die zwar eine Ehe mit der Stiefmutter, Stieftochter, Schwiegermutter, Schwiegertochter, Tochter des Stiefsohnes und der Stieftochter, der Frau des Bruders oder des Vaterbruders Frau verbieten. Hat aber der verstorbene Bruder mit seiner Frau keinen Sohn erzeugt, so war die Ehe mit dessen Witwe nicht bloß erlaubt, sondern sogar nach staatlichen und religiösen Gesetzen gefordert. (Ich verweise auf meinen gelegentlich der Erklärung der Onanie gegebenen Hinweis auf Onan, den Sohn des Juda und Enkel des Israel.)

Die Exogamie verbietet die Ehe innerhalb eines Stammes, eines Totems, einer Familie, besteht also in der Vorschrift, daß Männer eines Stammes nur Frauen eines anderen Stammes ehelichen dürfen. In übertriebener Deutung dieser Vorschrift darf heute noch in Indien ein Brahmane kein Weib heiraten, das, wenn auch meilenweit von ihm entfernt geboren und lebend, denselben Stammesnamen führt, darf ein Chinese kein Weib ehelichen, wenn es bloß denselben Zunamen führt.

Ganz im Gegensatze zu diesen beiden Arten steht die Endogamie mit ihren für uns unverständlichen Forderungen einer Eheschließung nur zwischen Verwandten und Stammesbrüdern. Von dem medizinisch absolut als unrichtig zu bezeichnenden Standpunkte ausgehend, nur so eine Reinheit der Rasse, des Blutes zu erreichen, führt sie erwiesenermaßen zu Degenerationserscheinungen, wie wir deren zur Genüge an dem noch heute üblichen Beispiele der standesgemäßen Ehe an Fürstenhöfen und in Herrscherhäusern leicht nachzuweisen vermögen. Diese Ehen sind ja Endogamie im strengsten Sinne des Wortes und führen deshalb im strengsten Sinne des Wortes zum unvermeidlichen – Kretinismus! Die Auffrischung der Rassen ist gleichbedeutend mit einer Mischung der Rassen. Bleibt diese aus, so fördert die Inzucht im Sinne Darwins im Laufe der Generationen stets minderwertigere Individuen zutage. Auf dieser wissenschaftlich nachgewiesenen, unumstößlichen Erkenntnis mag auch jenes in fast allen Staaten bestehende Verbot beruhen, das eine Eheschließung zwischen engsten Blutsverwandten untersagt.

Einseitig denkende, gewissermaßen als fanatisch zu bezeichnende Forscher des achtzehnten Jahrhunderts stellen die Forderung auf, durch Gesetze eine Eheschließung nicht bloß zwischen Blutsverwandten, sondern auch zwischen Angehörigen verschiedener Glaubensbekenntnisse zu verbieten. Die Frage ist zu wichtig, als daß ich über sie hinweggehen könnte. Naturgeschichtlich betrachtet, ist der Mensch in erster Linie Mensch; das heißt, er ist die Verkörperung eines Individuums einer ganz bestimmten Gattung, vielleicht – wenn wir der Darwinschen Lehre folgen – der Gattung des höchststehenden Tieres, des mit der Gabe der Vernunft ausgestatteten Tieres. Jedweder Glaube, jedwede Religion ist gleichsam ein Erbgut, etwas uns von den Eltern Gegebenes, etwas willkürlich Gewolltes. Läßt sich solch ein äußerliches Attribut – wenn ich das Glaubensbekenntnis so nennen darf – durch Gesetz und Recht von den Eltern auf die Kinder übertragen und vererben, so ist es durch seine Äußerlichkeit anders zu bewerten als all die vielen, durch die Urzelle bei der Zeugung dem neuerstehenden Individuum mitgegebenen innerlichen

Attribute. Wohl geht dieses äußerliche Attribut im Verlaufe der ganzen Erziehung und durch die Art der Erziehung nach und nach in ein das Individuum streng charakterisierendes inneres Attribut über, es bedarf aber hierzu unbedingt der Vernunft und des Willens des Individuums ebenso wie eines gewissen Alters, um wirksam werden zu können. Wie so ganz anders ist also schon nach diesen kurzen Erläuterungen die Religionsfrage zu beurteilen als die Frage aller anderen wirklich ererbten, schon im Keim gelegenen Eigentümlichkeiten! Wie ganz unbegründet und in ein Nichts zusammenfallend erscheint sie, wenn wir berücksichtigen, daß der Mensch berechtigt ist, seinen Glauben willkürlich zu wechseln, ebenso wie er ganz willkürlich seine Ansichten über diese oder jene Nation im Laufe seines Lebens ändern kann! Wenn einmal die Gegensätze zwischen Rassen und Religionen aus der Welt geschafft sein würden, wenn jener Idealzustand, der nur den Menschen im Menschen kennt und beurteilt, jemals bestehen sollte, dann erst könnten auch in der Ehe alle auf Verschiedenheit der Religionen und Rassen begründeten Vorurteile in sich selbst zusammenfallen.

Ehe und Religion! Muß es uns nicht unbedingt zu tiefstem Denken veranlassen, wieso von alters her die Religionen Einfluß auf die Verbindung zweier Menschen nehmen konnten? Müssen wir nicht die Gründe zu finden trachten, welche das Menschengeschlecht veranlassen konnten, sich einer solchen Patronanz zu unterwerfen?

Wenn wir uns an die ursprünglichste Art der Ehe, an die Promiskuitätsehe erinnern, so finden wir in ihr ein wahlloses, aber gleichzeitig sittenloses geschlechtliches Zusammenleben zwischen Mann und Weib, das bloß in der tierischen Befriedigung des Sexualtriebes bestand und auf den Nachwuchs, auf die Kinder, keinerlei Rücksicht nahm. Erst viel später tritt durch das sogenannte Matriarchat, durch das Recht der Mutter an ihren Kindern, der erste Grad eines Sittengesetzes, eines Rechtes zutage, das wieder abgelöst durch das Patriarchat, den Mann als Vater und Begründer, als Schützer und Erhalter der Familie hinstellt. Schon die Entwicklung dieser beiden Rechtsbegriffe muß auf einer durch Sitten und Gebräuche bedingten Einordnung der Rechte und Pflichten der Eltern beruht haben, muß durch eine höhere Macht oder zumindest durch den Glauben an eine höhere Macht unterstützt worden sein. So wie es in dem naiven Denken der Urvölker und der noch heute lebenden rohen Völker fast für jedwedes Ding, für jedwede Handlung einen Gott, einen Dämon, eine überirdische Macht gab und gibt, so ist es auch zur Schaffung ganz bestimmter Gottheiten der Ehe gekommen. Mit

diesen erscheint der Einfluß der Religionen auf die Verbindung zweier Menschen begründet.

Mögen wir welche Religion immer in Betracht ziehen, wir finden in jeder ganz bestimmte Satzungen, ganz bestimmte Gebote und Verbote für die Ehe. Je mehr sich im Laufe der menschlichen Geschichte die Kultur entwickelte, um so größeren Einfluß maßten sich die Religionen in dieser Beziehung an; gewiß zunächst geleitet von dem Wunsch und Willen, durch ihre Satzungen die Ethik und Sittlichkeit des Menschengeschlechtes als solchen zu fördern und zu heben, gleichzeitig aber die Bewertung der Ehe auf eine möglichst hohe Stufe zu stellen. Gestattete die mosaische Religion trotz ihrer harten Vorschriften einen Wechsel des Mannes oder der Frau, gestattete sie also die Eheschließung mehrmals, so erscheinen die Ehevorschriften der anderen Religionen bald milder, bald wieder strenger, bis sie in der katholischen Religion wohl die höchste Stufe härtester Strenge erlangen sollten. Würde es mich gewiß allzu weit führen, wenn ich die vielen Sitten und Gesetze über Ehe und Eheschließung aller Religionen hier erwähnen wollte, so muß ich dennoch zumindest eine kritische Beleuchtung der Verhältnisse geben, wie sie unserer Kulturwelt, unserer Gegenwart entsprechen.

Die mosaische Religion steht heute noch auf dem Standpunkt, eine Veränderlichkeit im Denken und Empfinden zweier Menschen anzuerkennen, somit auch auf dem Standpunkte der Lösbarkeit einer Ehe durch Scheidung und der Möglichkeit einer Wiederverehelichung – sogar einer oftmaligen Wiederverehelichung! Es ist wohl natürlich, daß diese Freiheit arg mißbraucht und ausgenützt wird, wiewohl dieselbe Religion für die den einzelnen Ehen entstammenden Kinder die strengsten Satzungen im Sinne des Patriarchates vorgesehen hat.

Im Gegensatz hierzu die katholische Kirche mit ihrer zu einem heiligen Sakrament erhobenen Ehe.

Die beiden Hauptforderungen dieser Religion in bezug auf die Ehe bestehen in der Unlösbarkeit der Ehe und in dem Gelöbnis einer „unwandelbaren Treue“ der beiden Ehegatten. Nur der Tod eines der beiden Menschen scheidet die Ehe! Bedenken wir, welches Übermaß an Härte, fast könnte man sagen an Unvernunft, in dieser Forderung allein enthalten ist! Nimmt die mosaische Religion auf die Schwankungen und Veränderlichkeit menschlichen Empfindens Rücksicht, und befreit sie in dieser richtigen Erkenntnis oftmals Menschen von den schweren Fesseln der Ehe, so will die katholische Kirche eine solche Änderung des Empfindens und der Gesinnung unter keinerlei Um-

ständen anerkennen, macht sie das verbindende Band zu einer harten, bleiern schweren, einschneidenden Kette, durch die vereinigt, zwei Menschen bis an ihr Lebensende schmachten müssen.

Mögen diese Forderungen der katholischen Kirche für die Zeit ihres Entstehens vielleicht wohldurchdacht und angebracht gewesen sein, mögen die trostlosen, verwilderten Sitten des damaligen Menschentums vielleicht eine solche Härte erheischt und verdient haben, so können sie für den heutigen Kulturmenschen absolut nicht mehr als richtig und berechtigt anerkannt werden. Eine Tatsache, deren Erkenntnis sich nicht etwa erst in den letzten Jahrzehnten entwickelte, die vielmehr schon seit vielen Jahrhunderten zu einem Problem der Menschheit geworden ist. Deshalb Problem, weil sich die katholische Kirche noch immer hartnäckig der richtigen Erkenntnis dieser Vergewaltigung des menschlichen Willens und Empfindens verschließt, deshalb Problem, weil der richtige Weg zur Lösung dieser Frage noch immer nicht gefunden werden konnte! Die Literatur, die sich mit diesem, so überaus schwerwiegenden Thema beschäftigt, geht bis in das Mittelalter zurück, bis in jene Zeit, wo Luther durch die Satzungen seiner Religion auch Änderungen in bezug auf die Lösbarkeit der Ehe gab, als deren Folge die protestantische Lehre die Ehescheidung und Wiederverehelichung zugesteht. Unermeßlich viel wurde über dieses Thema geschrieben, ganze Gruppen von Denkern und Rechtslehrern traten wiederholt für die Regelung dieser Frage ein, und dennoch blieb alles ergebnislos, scheiterte alles an dem unbeugsamen, starren System des Katholizismus.

Graf L. Tolstoi gibt uns in seinem Nachwort zur Kreuzersonate eine ganz vorzügliche Schilderung seiner Ansichten über die in der Unlösbarkeit der katholischen Ehe gelegene Vergewaltigung des Menschengeschlechtes und gelangt schließlich zu dem Schlusse, daß es eine christliche Ehe überhaupt nicht geben kann: „Die kirchlichen, sogenannten christlichen Lehren setzen in bezug auf die Erscheinungen des Lebens an die Stelle der Lehre des Ideals Christi die äußerlichen Bestimmungen und Regeln, welche dem Geist der Lehre widersprechen. Das geschah in bezug auf die Obrigkeit, das Gericht, das Heer, die Kirche, den Gottesdienst. Das geschah auch in bezug auf die Ehe, obwohl Christus nicht nur niemals die Ehe eingesetzt,sondern,wenn man nach äußerlichen Bestimmungen suchen will, sie eher verneint hat. (Verlasse dein Weib und folge mir nach!)

Die sogenannten christlichen Lehren setzten die Ehe ein als christliche Institution, das heißt, sie setzten äußere Bedingungen fest, unter welchen die

Ch. Eisen: Wie man in Europa liebt

Lafrensen : Ja oder nein?

sinnliche Liebe für den Christen sündlos und ganz gesetzmäßig sein sollte.

Aber da in der wirklichen christlichen Lehre keine Grundlage für die Institution der Ehe vorhanden war, so kam es dahin, daß die Leute unserer Welt von einem Ufer abstießen und das andere nicht erreichten; das heißt, sie glaubten in Wirklichkeit nicht an die kirchlichen Bestimmungen über die Ehe, da sie fühlten, daß diese Institution in der christlichen Lehre keine Grundlage hat und weil sie zugleich das durch die christliche Lehre verdeckte Ideal Christi – das Streben nach voller Keuschheit – nicht vor sich sahen. Und so blieben sie in bezug auf die Ehe ohne alle Wegweisung. Daher kommt auch die anfangs seltsam erscheinende Tatsache, daß bei den Hebräern, Mohammedanern, Lamaisten und anderen, deren religiöse Lehren auf bedeutend niedrigerer Stufe stehen als die christliche, welche aber genaue äußerliche Bestimmungen über die Ehe haben – die Familienherrschaft und die eheliche Treue unvergleichlich fester stehen als bei den sogenannten Christen. Bei jenen existiert das gesetzliche Konkubinat, die Vielweiberei in gewissen Grenzen. Bei uns herrscht vollkommene Sittenlosigkeit, sowohl Konkubinat als Vielweiberei und Vielmännerei, welche durch keinerlei Bestimmungen eingeschränkt sind und sich unter dem Scheine eines Ehelebens verbergen.

Nur deshalb, weil über einen gewissen Teil der sich Vereinigenden von der Geistlichkeit für Geld eine gewisse Zeremonie ausgeführt wird, welche kirchliche Trauung genannt wird, bilden sich die Leute unserer Welt naiver- und heuchlerischerweise ein, daß sie in Monogamie leben. Eine christliche Ehe kann es nicht geben und hat es nie gegeben, ebenso wie es niemals einen christlichen Gottesdienst gegeben hat noch geben konnte, noch christliche Lehrer und Kirchenväter, noch ein christliches Eigentum, Heer oder Gericht, noch eine christliche Regierung.

So wurde das immer verstanden von den Christen der ersten und folgenden Jahrhunderte. Das Ideal der Christen ist die Liebe zum Nächsten und zu Gott; es gibt eine Selbstverleugnung im Dienste Gottes und des Nächsten; die sinnliche Liebe aber, die Ehe ist ein Dienst der eigenen Person, und darum ist sie in jedem Falle ein Hindernis für den Dienst Gottes und der Menschen und demzufolge vom christlichen Standpunkte aus – ein Fall, eine Sünde.

Der Eintritt in die Ehe kann nicht mitwirken im Dienste Gottes und der Menschen, selbst in dem Falle, wenn die in die Ehe Tretenden die Fortpflanzung des Menschengeschlechtes sich zum Ziele setzen . . ."

Dem Vorwurfe, daß ich vielleicht mit Absicht diese scheinbar ketzerischen Worte zitiere, begegne ich mit der Antwort, daß sie von all den vielen, die katholische Ehe bekämpfenden Schriften anderer hervorragender Autoren wohl zu den glimpflichsten und zahmsten gerechnet werden müssen. Sie verneinen die christliche Ehe vom Standpunkt des Christentums! Wie ganz anders gestaltet sich erst die Tendenz jener Werke, welche die katholische Ehe vom Standpunkt des Menschentums verneinen?!

Die Basis, auf der ein ersprießliches Eheleben aufgebaut sein soll, ist neben aller Zuneigung, neben allem gegenseitigen Vertrauen vornehmlich darin zu suchen, daß den beiden Menschen sowohl durch die Gesetze des Staates und der Religionen, als auch durch die, von diesen Menschen für sich selbst geschaffenen Gesetze die vollste Freiheit ihrer Person gewahrt bleibt. Dies vom Standpunkte des vernünftig denkenden und die Welt mit klaren Augen beurteilenden Beobachters. Und eben diese Freiheit wird durch die katholische Kirche gewaltsam unterbunden. Ein Zwang, den nur wenige hochstehende Menschen scheinbar über sich ergehen lassen, der aus einer „aus freiem Willen" geschlossenen Gemeinschaft das Produkt einer Zwangsehe schafft. Es ist begreiflich, daß in solch einer gewollten Zwangsehe die Blüte der Liebe welkt, die Offenheit und Harmlosigkeit aller Gefühle und Handlungen abgetötet werden müssen. Kann doch Liebe nur da bestehen, wo sie sich aus einem inneren Bedürfnis heraus entwickelt, nicht aber, wo sie zur Pflicht gestempelt wird. Ja noch mehr! Die katholische Kirche verlangt die restlose Erfüllung dieser Pflicht auch dann noch, wenn es den beiden Ehegatten voll zum Bewußtsein kam, daß sie unter ihr maßlos leiden, wenn also an die Stelle der Zuneigung blinder Haß getreten ist. Die katholische Zwangsehe pfercht das freieMenschengeschlecht in eine, wohl keiner anderen Knechtschaft vergleichbare Unfreiheit, die um so drückender empfunden wird, als sie ja bis an das Lebensende bestehen muß! Eine lebenslängliche Freiheitsstrafe als Strafe für die „Freiheit menschlichen Handelns"! Dafür verhängt, daß zwei Menschenkinder glaubten, miteinander glücklich werden zu können! – – –

Gleich als hätte die katholische Religion mit dieser Forderung noch nicht genug gehabt, legt sie eben diesen beiden zu „lebenslänglicher" Strafe verurteilten „Verbrechern" noch eine weitere Buße dadurch auf, daß sie von ihnen die „unverbrüchliche eheliche Treue" verlangt. Die Veranlagung des Menschen, mag sie nun zur Polygamie oder Monogamie weisen, kann sich wohl eine Zeit hindurch gewissen, von außen stammenden Gesetzen unterwerfen;

sie bleibt aber doch unter allen Umständen Siegerin gegenüber all den Hemmungen, die eine solche Unterwerfung erzeugen muß. Es ist nur eine Frage der Zeit, wann die wahre Veranlagung des Menschentums zum Durchbruch kommt; gleichzeitig aber auch eine Frage der Größe und Beständigkeit jener Gefühle, welche den Lebensbegriff ausmachen.

Nehmen wir nun ein konkretes Beispiel zur Beurteilung all der „Segnungen", die uns die katholische Kirche durch das „heilige Sakrament der Ehe" gibt: Zwei junge, auf der Höhe ihres Sexualempfindens stehende Menschen glauben, ineinander das Ideal ihrer Wünsche gefunden zu haben, glauben, zueinander wahre, ehrlich gemeinte Liebe zu empfinden und schließen, von diesem Glauben getrieben, eine Ehe nach katholischem Ritus. Kurze Zeit nach dieser Eheschließung – die hellodernden Flammen der sexuellen Begierde sind langsam verloschen – beginnen die beiden ihre gegenseitigen Fehler aufmerksam zu beurteilen, nach und nach unangenehm zu empfinden, und bald wird in ihnen das Bewußtsein wach, daß sie sich ineinander getäuscht hätten. Ein oder der andere Teil lernt zufällig einen anderen Menschen kennen, der nunmehr – nach der unterdessen vollzogenen Läuterung des Denkens und Fühlens – als das wirkliche Ideal eines Ehepartners erscheinen mag. Die katholische Kirche verbietet zwar Liebe und Liebesbezeugung mit diesem neuen Ideal, gestattet wohl die Trennung der Ehe, gebietet aber gleichzeitig, daß trotz der Scheidung die Zusammengehörigkeit der beiden, einander vielleicht schon hassenden Ehegatten weiterhin bestehen bleiben müsse. Unfrei waren sie in der Ehe, unfrei bleiben sie nach vollzogener Scheidung! Überdies drohen ihnen aber noch schwere kirchliche Strafen und Bußen, wenn sie etwa einen Treubruch, den sie an dem von ihnen bereits getrennt lebenden Wesen begangen haben, als „reuige Sünder" beichten. Zu all dem kommen ferner noch die staatlichen Gesetze mit ihren schweren Strafen für Ehebruch und – Bigamie, da, wo schon längst keine Ehe, keine Monogamie mehr herrscht! Welche Unmenge von Widersprüchen, welcher Mangel an Sinn und Verständnis für menschliche Empfindungen! Welche Einschränkung jeglicher Freiheit im Denken und Handeln, welches Unrecht an der ganzen Menschheit!

Zu einer wahren Sünde, zu einem Verbrechen an der Menschheit wird aber dieses von Kirche und Staat gestiftete Unrecht erst dadurch, daß es selbst die besten und edelsten Charaktere zu Lüge und Betrug drängt und zwingt. Die „vor Gott" freiwillig geschlossene Ehe wird zu einem erzwungenen Zusammenleben zweier Menschen, die ihre eigenen, geheimen Wege gehen. Eine

Abtötung jeglicher Ethik, ein gewaltsames Unterdrücken jeglicher Ehrlichkeit; ein Wachrufen der unedelsten Empfindungen, die alsbald zu Haß und Verachtung gegen jenen Menschen führen, an den man durch die „heilige" Ehe, durch die „heilige" Kirche zeitlebens gekettet bleiben muß!

Ich unterlasse es absichtlich, gegen die Berechtigung der katholischen Ehegesetze weitere Beweise anzuführen, deren es noch unzählige gibt. Nicht unterlassen kann ich es aber, auf die notwendigsten und alltäglichsten Folgeerscheinungen derselben hinzuweisen.

Wozu führt die heilige, unlösbare katholische Ehe? Die Verwirklichung des von ihr angestrebten Zieles einer lebenslänglichen, unverbrüchlichen Treue gehört wohl zu den größten Seltenheiten; deshalb, weil sich auch nur äußerst selten zwei Menschen finden, welche sich selbst in ihren Gefühlen treu bleiben. Ein Idealbild der Ehe, das auf dem Ideal einer „ewigen" Liebe aufgebaut ist! Wie selten diese „ewige" Liebe aber tatsächlich angetroffen wird, davon haben wir schon an anderer Stelle gesprochen.

Freie Ehegemeinschaft.

Die unglückliche, unlösbare Ehe – Konkubinat – Die uneheliche Mutter – Die freie Liebe.

Ganz anders, als von der katholischen Kirche gedacht, haben sich die Folgeerscheinungen der katholischen Ehe dann ausgebildet, wenn einer der beiden Partner seine Gefühle änderte. Die gewaltsame, „ewige", nur durch den Tod zu scheidende Vereinigung bleibt nach außen hin durch die Bande der Kirche bestehen; sie hindert jedoch durchaus nicht die Betätigung geänderter Liebestendenzen, zwingt vielmehr die Menschen zum Eingehen einer Lebensgemeinschaft, die einer Ehe ganz ähnlich, jedoch ohne den Segen der Kirche und ohne Beglaubigung des Staates geschlossen wird. Wir stehen vor dem Bilde des Konkubinats, welches gewöhnlich derart erklärt wird, daß es in einem mehr oder minder freien, außerehelichen Geschlechtsverkehr bestehe, dessen Ursachen in der Liebe, in dem Sexualtrieb oder in sonstigen Konvenienzgründen zu suchen seien.

Die geschichtlichen Überlieferungen sagen uns, daß die Einführung des Konkubinats als gesetzliche Gemeinschaftsform bereits in das Altertum zurückdatiert werden muß. Im alten Griechenland sowie im alten Rom finden wir neben der Hauptfrau eine Zahl von Kebsweibern, von Konkubinen, die ausschließlich dem Vergnügen des Mannes zu dienen hatten. Ebenso fin-

den wir in der Geschichte der alten Germanen Angaben darüber, daß Kebsweiber, in friedlicher Eintracht mit der Hauptfrau lebend, von den Angehörigen des Stammes voll anerkannt und geachtet werden; vergleichbar etwa den vielen Nebenfrauen, die heute noch im Orient neben einer Favoritin den Harem der reichen Männer bevölkern. Geben all diese Formen des gesetzlich anerkannten Konkubinats, das allerdings mit dem Entstehen des Christentums nach und nach aus der Geschichte verschwindet, eigentlich das Bild der ausgesprochenen Polygamie wieder, so verstehen wir heute unter dem Konkubinat etwas ganz anderes. Es beinhaltet die freie, gewollte, außereheliche Gemeinschaft zweier Menschen, die sich von einer anderen Form des außerehelichen Geschlechtsverkehres, etwa von dem „Verhältnis", im wesentlichen dadurch unterscheidet, daß der Haushalt, die Wohnung, das ganze Leben ein gemeinschaftliches sind, daß das Weib diesem Hauswesen vorsteht, gleich als wäre es nach Recht und Sitte mit dem Manne verheiratet. Eine Ehe also im wahrsten Sinne, jedoch ohne die Anerkennung der Kirche und der Gesellschaft. Auf das letzte Wort möchte ich ganz besonders Nachdruck gelegt wissen. Haben zwei, sich zueinander hingezogen fühlende, freidenkende Menschen so viel Energie in sich, sind sie von ihrer gegenseitigen Zuneigung so felsenfest überzeugt, daß sie – gewöhnlich durch eine früher abgeschlossene und jetzt noch von Rechts wegen bestehende, unglückliche Ehe gewitzigt – auf einen neuerlichen Segen der katholischen Kirche verzichten, so ist noch immer nicht damit gesagt, daß sie auch auf das ihnen gebührende Ansehen von seiten der Mitwelt verzichten müssen, daß irgend jemand das Recht hat, ihnen dieses Ansehen zu versagen. Doch das Konkubinat gilt nach unseren Gesetzen als etwas Illegitimes, und die Gesellschaft findet es für recht und billig, zwei in freier Ehegemeinschaft lebende Menschen über die Achsel ansehen zu dürfen.

Die Illegitimität des Konkubinates ist den verschiedenen Gesetzen entsprechend auch verschieden verfolgt und bestraft worden; so gelten beispielsweise heute noch in Deutschland die strengsten Vorschriften, die so weit gehen, daß sie sogar den, ein solches Paar beherbergenden Hauswirt bestrafen. Solche staatliche Einrichtungen in Verbindung mit dem Odium, das der illegitimen Mutter und ihren Kindern anhaftet, bringen es mit sich, daß die Gesellschaft es wagt, das Konkubinat zu mißachten. Wie ungerechtfertigt solche Ansichten sind, läßt sich schon dadurch beweisen, daß wohl kein Mensch sagen kann, was er selbst täte, wenn er in dieselbe Situation geraten würde. Wie leicht ist doch Verachtung, wie erniedrigend zugleich!

Die unlösbare, vor Gott geschlossene Ehe als Einehe gedacht, bleibt beim Konkubinat als Scheinehe weiter bestehen. Das Konkubinat selbst aber figuriert auch als eine Art von Scheinehe gegenüber der „guten, lieben Mitwelt", als eine Ehe ohne Anerkennung von seiten des Staates und der Kirche! Die strengen Vorschriften dieser katholischen Kirche sind es auch, deren sich eine von ihrem Gatten „betrogene" Gattin so gerne bedient, um all ihren Groll, all ihre Eifersucht austoben zu lassen. Die beiderseits gewünschte und gewiß nur als Wohltat empfundene Scheidung wird in diesem Falle vom Weibe verweigert, weil es dem Manne nicht die Freiheit geben will. Eine Strafe, eine Vergeltung an dem Manne, gleichzeitig aber der Ausdruck und die mächtigste Bestätigung der Eifersucht und des Zornes jenem neuen Weibe gegenüber, welches den Mann nun einmal nicht frei besitzen soll! Die Verweigerung der Scheidung ist in neunzig von hundert Fällen die grundlegende Ursache für ein Konkubinat.

Es ist wohl natürlich, daß die Bestrebungen der modernen Zeit das durch die strengen Kirchengesetze in die Welt gebrachte System der Lüge und Verachtung mit aller Macht zu bekämpfen trachtet. Strenge Kirchengesetze auf der einen Seite, Mißachtung ihrer Forderungen und deren natürliche Folgen auf der anderen Seite! Konkubinat! Gibt es für all diese Dinge ein treffenderes Beispiel als den altbekannten Typus des geistlichen Herren und der Köchin? Sie führt ihm die Wirtschaft, sie sorgt für sein körperliches und seelisches Wohl; er sorgt für ihr seelisches Wohl durch herzerhebende Predigten, für ihr leibliches Wohl durch – gute Behandlung! Und dies trotz der strengsten Vorschriften des Zölibats, trotz Acht und Bann, mit dem die heilige Kirche das Konkubinat belegt! – – –

Die Frauenbewegung war es, welche von ihrem Standpunkt aus in all diesen Fragen in erster Linie das Weib benachteiligt sehen wollte, welche trotz dieses Fehlschlusses aber dennoch „wohlberechtigte" Forderungen aufstellte. Sie verlangte die vollständige Unabhängigkeit des Weibes in ökonomischer und sozialer Beziehung und wollte schon durch die erhoffte und angestrebte Gleichberechtigung im ganzen Leben auch eine Gleichberechtigung in Liebes- und Ehefragen für das Weib erobern: „In der Liebeswahl ist die Frau so gut wie der Mann frei und ungehindert. Sie freit oder läßt sich freien und schließt den Bund aus keiner anderen Rücksicht als auf ihre Neigung. Dieser Bund ist ein Privatvertrag ohne Dazwischentreten irgendeines Funktionärs, wie die Ehe bis ins späte Mittelalter ein Privatvertrag war. Der Sozialismus schafft also hier nichts Neues, sondern stellt nur auf höherer Kulturstufe und unter

neuen, gesellschaftlichen Formen her, was auf primitiverer Kulturstufe, und ehe das Privateigentum die Gesellschaft beherrschte, allgemeine Geltung hatte.

Der Mensch soll in der Lage sein, über seinen stärksten Trieb ebenso frei verfügen zu können als über jeden anderen Naturtrieb. Die Befriedigung des Geschlechtstriebes ist genau ebenso jedes einzelnen persönliche Sache, wie die Befriedigung jedes anderen Naturtriebes. Es hat niemand darüber anderen Rechenschaft abzugeben, und kein Unberufener hat sich einzumischen. Einsicht, Bildung, Unabhängigkeit, Eigenschaften, die durch die Erziehung und durch die Verhältnisse in der künftigen Gesellschaft als naturgemäß erscheinen, werden die Wahl erleichtern und leiten. Stellen sich Unverträglichkeit, Enttäuschung oder Abneigung heraus, so gebietet die Moral, die unnatürliche und darum unsittlich gewordene Verbindung zu lösen. Da Männer und Frauen an Zahl gleich sind und alle Umstände verschwinden werden, die bisher eine große Zahl von Frauen zur Ehelosigkeit oder zum Verkaufe ihres Körpers verurteilten, so ist die Männerwelt nicht mehr in der Lage, irgendwelches Übergewicht zu ihren Gunsten geltend zu machen. Andererseits hat der gänzlich veränderte Sozialzustand die vielen Hemmungen und Störungen beseitigt, die – wie oben angeführt wurde – heute das Eheleben beeinflussen, es so oft zu einer Entfaltung nicht gelangen lassen oder es gänzlich unmöglich machen." Mit diesen Sätzen präzisiert A. Bebel in seinem Werke „Die Frau und der Sozialismus" Grundsätze, die auch jedem nicht sozialistisch denkenden Menschen einleuchtend und berechtigt erscheinen müssen; jedenfalls berechtigter als die altverzopften, ungerechten, jeder Freiheit im Denken und Handeln hohnsprechenden Gesetze der christlichen Religion. – –

„Das Problem der freien Liebe ist die brennende Frage unserer Zeit. Von seiner richtigen Lösung hängen die Zukunft der Kultur und die endgültige Erlösung und Befreiung aus den durch die Zwangsehe geschaffenen schmachvollen Zuständen des Liebeslebens der Gegenwart ab. Das ist unsere feste Überzeugung, unser inniger Glaube, den wir mit vielen, und nicht den schlechtesten Geistern teilen." Iwan Bloch leitet mit diesen Worten seine umfangreichen Erläuterungen und Erklärungen über die freie Liebe ein und gibt gleichzeitig mit ihnen ein Glaubensbekenntnis seiner selbst, aber auch das Glaubensbekenntnis jedes vernünftig denkenden Forschers ab.

Auch die ganze Menschheit muß sich dieser Ansicht anschließen, wenn die freie Liebe als ein Idealzustand aufgefaßt wird, der fern von jedem schlech-

ten und unethischen Gedanken eine Vereinigung zweier Menschen ohne „Weihwasser und Tinte eines Standesbeamten" beinhaltet. Nicht aber jene freie Liebe, die zum geflügelten Worte geworden, dem Menschen das freie Recht eines maßlosen, durch keine Sitten irgendwie beschränkten Geschlechtsverkehres gibt. Leider wird die freie Liebe von den meisten Menschen nur in diesem Sinne aufgefaßt; sie muß aber in dieser Auffassung unbedingt in das Kapitel der Prostitution eingereiht werden. Sie ist dann im Sinne Blochs nicht mehr freie Liebe, sondern wilde Liebe. Jene Form eines Gemeinschaftsverhältnisses, das auf nichts anderem als auf Sexualität aufgebaut ist, das jeglichen inneren Zusammenhanges der beiden „liebenden" Menschen vollständig entbehrt!

Jene freie Liebe hingegen, die als der Idealzustand einer menschlichen Vereinigung aufgefaßt und erwünscht wird, ist in großen Zügen nichts anderes, als die eben von Bebel entwickelte Form der Vereinigung zweier in jeder Beziehung freier Menschen. Sie ist nur dann möglich, wenn diese beiden Menschen auch von einem hochentwickelten Verantwortlichkeitsgefühl erfüllt sind, einem Verantwortlichkeitsgefühl gegenüber ihren eigenen Personen, gegenüber der Mitwelt, in erster Linie gegenüber allen Folgen einer solchen freien Liebe. Mit diesen Worten ist zur Genüge auf jene Momente hingewiesen, welche eigentlich die Grundidee der freien Liebe beinhalten. Sie ist und bleibt solange undenkbar, solange die Gesetze nicht eine ganz bedeutende Änderung in dem Sinne erfahren, daß den unehelichen Kindern ebenso wie den unehelichen Müttern eine vollgültige Stellung eingeräumt wird. Sie ist nur dann möglich, wenn es den angeblich polygam veranlagten Männern nicht so bequem gemacht wird, ihre Liebesbedürfnisse da und dort befriedigen und einen „unglücklichen Zufall", ein uneheliches Kind, mit einer kleineren oder größeren Geldsumme abtun zu können. Das Verantwortlichkeitsgefühl, von dem ich sprach, muß besonders in dieser Richtung hoch entwickelt sein! Nur dann kann die freie Liebe als eine Art von Zeitehe aufgefaßt werden, als ein Vertrag zwischen zwei liebenden Menschen zum Zwecke einer Geschlechtsgemeinschaft, die im Gegensatz zu einem auf der Basis der katholischen Kirche abgeschlossenen Ehevertrag zeitlich begrenzt und von beiden Teilen jederzeit lösbar ist. Eine Zeitehe also, wie wir sie bei manchen rohen Völkerschaften antreffen, wie sie die größten Denker, unter anderen auch Goethe, Schopenhauer und Nietzsche, eingeführt wissen wollten.

Daß durch diese neu zu schaffenden Gesellschaftsprinzipien, daß durch diese neu zu schaffende Art einer absolut einwandfrei anerkannten Gemeinschafts-

Verliebte Kurtisane (nach F. Boucher)

Ch. Eisen: Venus und Amor

form in erster Linie Lug und Trug aus der Welt geschafft werden könnten, ist wohl klar; ebenso klar ist es aber auch, daß durch sie eine der größten Kulturschanden, die Prostitution, ganz wesentlich eingedämmt würde. Es würde auch durch sie eine Änderung des ganzen Ehewesens Platz greifen, es würde die „heilige Institution" der Ehe nur dann und von solchen Menschen beansprucht werden, welche in sich das Verlangen fühlen, ewig miteinander verkettet zu bleiben. Vielleicht würde aber dieses Verlangen erst nach vorhergegangener gegenseitiger Prüfung auf Grund einer solchen Zeitehe wach werden. Jedenfalls aber – und das steht unzweifelhaft fest – hätte die Anerkennung der freien Liebe von Staat und Kirche zur Folge, daß eine eheliche Verbindung und Gemeinschaft der Menschen im Gegensatz zu den heutigen Prinzipien vornehmlich durch das Gefühlsleben, nicht mehr aber aus Interesse und mit Rücksicht auf Reichtum und Macht eingegangen würde. Und zu all dem ist nach Ansicht einiger weniger Männer unsere jetzige Welt noch nicht reif genug! Ist es nicht denkbar, daß umgekehrt diese Gegner der freien Liebe – allerdings in anderer Beziehung – noch nicht geistig reif genug sind, um die Fähigkeiten unserer jetzigen Welt zu beurteilen? – –

Ehe ich dieses so wichtige Kapitel der freien Liebe verlasse, muß ich doch noch auf eine der bedeutendsten Frauen hinweisen, die sich in dieser Frage durch ihre geistvollen Auseinandersetzungen des Ansehens aller Forscher erfreut, Ellen Key. Wenn wir im nachstehenden Worte wiedergeben, mit denen sie ihre Ausführungen über die Ehereform beschließt, glauben wir am besten den Standpunkt präzisieren zu können, den auch wir in dieser Frage einnehmen sollen: „Es ist nur eine Zeitfrage, wann die Achtung der Gesellschaft für eine Geschlechtsverbindung nicht von der Form des Zusammenlebens abhängen wird, das zwei Menschen zu Eltern macht, sondern nur von dem Werte der Kinder, die sie zu Gliedern in der Kette der Geschlechter schaffen. Männer und Frauen werden dann ihrer geistigen und körperlichen Vervollkommnung für die Geschlechtsaufgabe denselben religiösen Ernst widmen, den die Christen der Seligkeit ihrer Seelen weihen. Anstatt göttlicher Gesetze über die Sittlichkeit des Geschlechtsverhältnisses werden der Wille zur Hebung des Menschengeschlechtes und die Verantwortung dafür die Stütze der Sitten sein. Aber die Überzeugung der Eltern, daß der Sinn des Lebens auch ihr eigenes Leben ist, daß sie also nicht nur um der Kinder willen da sind, dürfte sie von anderen Gewissenspflichten befreien, die sie jetzt in bezug auf die Kinder binden, vor allem von der Pflicht, eine Verbindung aufrechtzuerhalten, in der sie selbst untergehen. Das Heim wird vielleicht

mehr als jetzt eins mit der Mutter werden, was – weit davon entfernt, den Vater auszuschließen – den Keim eines neuen und höheren Familienrechtes in sich trägt.

Ein großer und gesunder Lebenswille in bezug auf die erotischen Gefühle und Forderungen – dies ist es, was unsere Zeit braucht. Hier drohen von weiblicher Seite wirkliche Gefahren. Und unter anderem auch, um diese Gefahren abzuwenden, müssen neue Formen der Ehe geschaffen werden.

Immer mehr wertvolles und entwicklungsfähiges Menschenmaterial, dies ist es, was wir in erster Linie schaffen müssen. Die Möglichkeit, es zu erhalten, kann unter festen Formen des Geschlechtslebens im Niedergang begriffen sein, unter freien aber im Aufsteigen, und umgekehrt. Nicht nur, weil die Gegenwart mehr Freiheit verlangt, sind ihre Forderungen verheißungsvoll, sondern weil die Forderungen sich immer mehr dem Mittelpunkt der Frage nähern – der Überzeugung, daß die Liebe die vornehmste Bedingung für die Lebenssteigerung der Menschheit und der einzelnen ist." – –

Menschenschicksal und Ehe.

Ehe und Sexualität – Freundschaft als Ersatz der Liebe – Die Witwe – Die lustige Witwe – Witwenverbrennung in Indien – Der Witwer.

In meinen bisherigen Ausführungen glaube ich die Stellung der Frau in der anerkannten Form der Geschlechtsgemeinschaft, in der Ehe, sowie in den anderen Arten der sogenannten illegitimen Form zur Genüge erörtert zu haben. Es obliegt mir noch die Aufgabe, zu ergründen, wie sich das Verhältnis der beiden Geschlechter gestaltet, wenn eine solche Gemeinschaft durchaus glücklich, durchaus ungetrübt viele Jahre hindurch bestanden hat. Daß jede Form einer solchen Geschlechtsgemeinschaft durch das Kind ein festeres Gefüge erhält, ist klar; das Kind stellt die Verbindung zwischen Mann und Weib, stellt als lebendes Produkt einer solchen Verbindung das Urbild der Verjüngung und der Unvergänglichkeit des Menschengeschlechtes dar. Daher auch das Glücksgefühl und die Freude der Eltern an ihren Kindern! Fragen wir uns aber, wieso es zur Schaffung dieses Kindes kommt, vergegenwärtigen wir uns, daß der Geschlechtsverkehr, daß die Zeugung die grundlegende Handlung für das Werden und Entstehen des Kindes geben, so kommen wir wieder dahin zurück, als das Hauptmoment jeder glücklichen Ehe die Sexualität zu erkennen. Laut drängt sich uns nach dieser Erläuterung die Frage auf, ob es nicht natürlich wäre, daß jedwede Ehe mit dem Erlöschen

der Sexualität, der gegenseitigen geschlechtlichen Anziehungskraft, zugrunde gehen müsse. Eine ganz unberechtigte Frage, wenn wir uns daran erinnern, wie wir die Liebe definierten, wenn wir daran denken, daß wir unter der Liebe ein großes, unwandelbares Zusammengehörigkeitsgefühl verstehen und daß wir als Grundpfeiler der glücklichen Ehe eben diese Liebe und die – Freundschaft hinstellten.

Ich habe schon darauf hingewiesen, daß manche Philosophen und Forscher ein Erkalten der Liebe während der Ehe annehmen wollen, habe bereits auf Balzac hingewiesen, der in der Gewohnheit den ärgsten Feind der Ehe erblikken will. Gewiß muß zugestanden werden, daß nach den stürmischen Jahren der Jugend, nach den ersten, nur der Leidenschaft und der Liebe geweihten Jahren der Ehe eine gewisse Beruhigung in sexueller Beziehung einzutreten pflegt; ich sage mit Bedacht Beruhigung und vermeide das Wort Erkaltung. In der Beruhigung liegt das Wesen der Abklärung, der richtigen Auffassung und Erkenntnis des Ehebegriffes als Freundschafts- und Liebesbund zugleich. Da wo früher die Flammen der Leidenschaft hell aufloderten, walten nunmehr die Sorge und das Bestreben um das höchste Wohl; da wo früher die liebende Leidenschaft an erster Stelle und die Freundschaft an zweiter Stelle stand, tritt nunmehr eine Umkehrung ein; nicht aber bloß in der Reihenfolge der Empfindungen, sondern auch in deren Größe. Die Abschwächung der sexuellen Neigung beinhaltet nicht gleichzeitig eine Abschwächung der Liebe als solcher. Sie macht die Liebe bloß ruhig und geht nach und nach in treueste Freundschaft über. Nur so ist es zu erklären, daß das Glück einer Ehe auch dann weiterbestehen kann, wenn die sexuellen Begierden erloschen sind.

All dies gilt für jene Ehe, in der wirkliche Liebe vorhanden war, nicht aber für jene Formen der Ehe, die von Haus aus eigentlich als Scheinehen aufgefaßt werden müssen; für alle jene Vernunft- und Konvenienzehen, in denen die erwartete Liebe nie oder nur spärlich auftritt, in denen sie alsbald auch durch eine Art von Freundschaft ersetzt werden muß. Diese Freundschaft ist dann aber nichts anderes als der Ausdruck des Mitleids mit dem Partner, als der Ausdruck irgendeiner Entschuldigungsform für das Fehlen wahrer und echter Liebe. Ich stehe unverrückbar auf dem Standpunkt, daß ein solches versöhnendes Freundschaftsempfinden zweier Ehegatten unter keiner Bedingung anzuerkennen ist; am wenigsten dann, wenn einer solchen Ehe Kinder entstammen, die ja aus Liebe und nicht aus Freundschaft gezeugt werden sollten. Ich stimme hier mit der Ansicht v. Gleichen-Rußwurms überein, der in seiner psychologischen Studie „Freundschaft" sagt: „Der immer und

immer wieder angebahnte Versuch, aus einer unglücklichen Liebe eine glückliche Freundschaft zu machen, ist wohl selten von ernstlichem Erfolg begleitet. Es entsteht höchstens aus einer unglücklichen Liebe eine wehmütige Freundschaft, eine abgeschwächte, unglückliche Liebe, wenn die gequälten, verhungerten Sinne zwar endlich schweigen, aber zu schwer getroffen sind, um die Freude geistiger Harmonie zu gestatten. Schallt dem brünstigen, schmachtenden Liebesruf der Hirsche etwa der Tod als Antwort, oder dem balzenden Hahn, so ist dies ein Symbol für die Antwort, die auch dem verliebten Locken des menschlichen Sehnens gerne zuteil wird. Stets sieht der Tod der Liebe über die Schultern. Ist sie nicht eigentlich eine Todessehnsucht, eine Sehnsucht, zu vergehen, aufgelöst zu sein, zu vergessen, endlich auszuruhen? Und schließlich ist die Erfüllung nichts als ein schönes Sterben, ein Verblühen im Individuum, das Neue zu zeugen."

Und doch glaubt fast die ganze Menschheit an die Möglichkeit solch einer die Harmonie des Liebeslebens ersetzenden Freundschaft. Wer kennt nicht Fälle aus seinen Bekanntenkreisen, in denen die beiden Gatten, verlustig jeglichen sexuellen Ansporns, sich dahin einigen, mit Rücksicht auf ihre Kinder, mit Rücksicht auf die Welt, als „gute Freunde" nebeneinander zu leben, als „gute Freunde", die in Wahrheit die „bösesten Feinde" sind.

Wir wollen uns in unseren Betrachtungen jedoch nicht allzusehr von den Entartungserscheinungen der Ehe leiten lassen; wir wollen das Weib und seine Stellung beschreiben, nicht bloß wie es tatsächlich ist, sondern auch so wie es gewissermaßen sein sollte. Wenn wir diese Absicht weiter verfolgen, wenn wir uns also eine beständig, ohne Heuchelei durch das Leben geschleppte Ehegemeinschaft vor Augen halten, so müssen wir nunmehr all jene Fragen in den Rahmen unserer Besprechung ziehen, die sich damit beschäftigen, was aus der Frau dann wird, wie sich das Weib dann verhält, wie das Weib dann empfindet, wenn der Gatte, der Vater seiner Kinder, vorzeitig stirbt – wenn es Witwe wird. Die uns überlieferten Kulturwerke griechischer und römischer Literatur enthalten genügend Beweise über die Stellung der Witwe, die dann verachtet und verabscheut wurde, wenn das Ende ihres Mannes ein schmachvolles gewesen, die aber mit den höchsten Ehren ausgezeichnet wurde, wenn ihr Gatte als Held gefallen war. Die Furcht des Weibes, den Gatten zu verlieren, war immer verbunden mit dem innigen Verlangen, ihn nur als „Helden" verlieren zu können. Eine Tatsache, für die wir in den Schriften Homers zahlreiche Belege finden, die wir in dem allbekannten Gedichte „Hektor und Andromache" so trefflich geschildert finden.

Nach Zeit und Rasse, nach Kultur und Bildung, ebenso wie nach Sitte und Religion ganz verschieden erscheint uns bei den Völkern die Stellung des Weibes als Witwe. Wenn uns Herodot überliefert, daß bei den Thrakern der Brauch bestand, daß von den vielen, einen Mann überlebenden Weibern – dort herrschte ja die Vielweiberei – „das, welches von ihm am meisten geliebt worden sei, das, welches den Vorzug vor allen erhielt, unter Lobpreisen der Männer und Frauen von seinen nächsten Anverwandten im Grab geschlachtet und alsdann mit seinem Manne begraben wird", so erscheint uns die Sitte gewiß als unmenschlich, als grausam, als unverständlich. Sie erscheint uns jedoch geradezu als harmlos, wenn wir den Brauch der Witwenverbrennung etwas genauer betrachten, wie er als allbekannte Kulturerscheinung in Indien besteht. So viel des Unwahren, Erdichteten und Übertriebenen herrscht in dem Glauben des großen Publikums über diese Sitte, daß ich mich veranlaßt sehe, aus einem überaus gründlichen Werke über Sitten und Gebräuche Indiens, aus E. Schlagintweits „Indien in Wort und Bild", eine Beschreibung derselben wiederzugeben: „Die Unsitte, daß Witwen mit ihren verstorbenen Ehegatten den Scheiterhaufen teilen, herrschte in Indien in ältester Zeit nicht; in ‚Rigweda' findet sich eine Andeutung, daß man von einer Witwe verlangte, dem Hauswesen nach dem Tode ihres Gatten mit Eifer vorzustehen. Die Puränas, deren ältester nicht über das sechste christliche Jahrhundert zurückreicht, erklären dagegen nur jene Witwe für wahrhaft tugendhaft, welche den für ihren Ehemann errichteten Scheiterhaufen besteigt; nur dieser sei der Himmel sicher. Witwen, die sich über den Verlust trösten und sogar wieder heiraten, werden in den heiligen Schriften als nicht würdig erklärt, im Jenseits neben ihren Gebietern einen Platz einzunehmen; sie sollen von Früchten und Beeren leben und gelten im Volke als Schandfleck der Familie. An diesem Makel haben die modernen Vereine für Witwenverheiratung nur wenig geändert; eine Witwe schreitet noch immer schwer zu zweiter Ehe. Verschieden von europäischen Sitten, sind in Indien Witwen von siebzehn bis zwanzig Jahren keine Seltenheit, sondern geradezu häufig; selbst Witwen aus besserer Kaste werden unter der Unmöglichkeit anständiger Versorgung zu Geliebten von Mitgliedern der religiösen Orden, wenn nicht zu Prostituierten. Während bei uns uneheliche Geburten unter Mädchen vorkommen, sind sie in Indien in der Regel unter Witwen; deshalb bestraft das indische Gesetzbuch Kindesmord mit Gefangenschaft bis zu zehn Jahren.

Die englischen Leiter der indischen Verwaltung verhehlten ihren Abscheu gegen die Witwenverbrennung nicht; Ram Mohuß Roy trat auf die Seite der

Engländer und schrieb seit 1819 gegen Satî in seiner Zeitung. Die Orthodoxen gründeten im Jahre 1820 ein Blatt zur Verteidigung dieses, wie auch sonstiger Bräuche, aber der Erfolg blieb auf seiten Ram Mohuß Roys. Unterm 4. Dezember 1829 erließ Lord William Benting, damals Generalgouverneur, ein Gesetz, betitelt: „A regulation for declaring the practice of Satî abolished", welches das Verbrennen von Witwen für alle Zeiten verbietet. Dem Vollzuge dieses Verwaltungsgesetzes stellten sich ganz unerwartete Schwierigkeiten entgegen: Frauen, von Brahmanen aufgehetzt, verlangten so ungestüm, mit der Leiche ihrer Gatten verbrannt zu werden, daß die Verbrennung unter behördlicher Aufsicht gestattet werden mußte, da bei Weigerung bedenkliche Ausbrüche des Fanatismus zu befürchten waren. Die Ausstellung eines Reverses seitens der Angehörigen der Witwe, ihrerseits keiner ihrer Frauen seinerzeit die Selbstverbrennung aufzuerlegen, bewirkte scheinbar ein Aussterben der Unsitte im englischen Indien; aber 1860, nach Unterwerfung des Sipahi-Aufstandes, wurden Satîs in Audh offen abgehalten, so daß nur die Verurteilung der Veranstalter als Totschläger Abnahme brachte; noch 1875 wurde bei Lakhnau eine Satî vollzogen, aber das Gericht verurteilte alle Teilnehmer, dreißig an der Zahl, wegen Mordes. Im englischen Reichsgebiet ist seither kein Fall von Satî mehr verzeichnet; in den Vasallenstaaten dagegen ist der Brauch noch immer nicht unterdrückt . . .

Wo eine Satî nicht heimlich und in der Stille, sondern offen stattfindet, wird sie zu einem Feste, das Zuschauer aus nah und fern anzieht. Festlich geschmückt und geputzt wie eine Braut, gestützt auf die nächsten Verwandten, umgeben von Brahmanen und religiösen Fanatikern, begleitet von rauschender Musik, wird die Unglückliche, die sich dem Feuertode widmet, zu dem Scheiterhaufen geführt. Der Weg von ihrer Wohnung bis dahin ist gewöhnlich bestreut mit Betelblättern, mit Palmzweigen und mit Blumen. Die Frau teilt, sofern sie dazu noch Kraft und Besinnung genug besitzt, Kupfermünzen unter die Anwesenden aus; doch wird das arme Geschöpf gewöhnlich in ganz unzurechnungsfähigem Zustande zu dem Scheiterhaufen gebracht. Nicht durch geistige Getränke sucht man sie zu betäuben, sondern durch schnell und sicher wirkende narkotische Stoffe, wie Bhang, ein Hanfpräparat. In lautloser, unheimlicher Stille umgibt eine zahllose Menschenmenge den Scheiterhaufen, um welchen die Witwe dreimal langsamen Schrittes geht. Hierauf besteigt sie ihr Todeslager, gestützt und begleitet von Brahmanen; nach wenigen Schritten schon findet sie sich bei dem Leichnam ihres Mannes, der zu ihren Füßen, horizontal ausgebreitet, auf dem Scheiterhaufen liegt; zuweilen

legt man ihr den Kopf in den Schoß. Mittels eines Strickes wird die Witwe an einen hohen, hölzernen Pfahl gebunden, der sich in der Mitte des aufgetürmten Holzhaufens befindet. Leute begießen den Scheiterhaufen mit Öl, andere eilen mit Fackeln herbei, um ihn anzuzünden; ist dann der entsetzliche Moment gekommen, in welchem unter der fürchterlichen Todesangst auch der stärkste Geist anfängt seine Fassung zu verlieren, verdüstert und umnachtet sich der Geist der Witwe, dann beginnen die Brahmanen, laut Gebete herzusagen und Hymnen zu singen; die Religiösen erheben ein Geheul, Trompeten schmettern, von allen Seiten begleitet von Trommel- und Paukenschlägen. Diese lärmende Musik soll die Schmerzenslaute übertönen, welche die Unglückliche in ihrer Seelenangst ausstößt, dann aber auch ihre letzten Worte unhörbar verhallen zu lassen, welche meistenteils den Verwandten nur Unheil verkünden und als prophetische Aussprüche gelten.

Wenn die Flammen von allen Seiten hell auflodern, an den Füßen der unglücklichen Witwe hinanzüngeln und ihre Kleider erfassen, dann kommt es vor – und es geschah dies mehr als einmal –, daß die Betäubte, Gequälte mit einem Male ernüchtert wird. Sie erkennt und übersieht das Entsetzliche und Schreckliche ihrer qualvollen Lage; ein gellender, die lärmende Musik weit übertönender Schrei wird hörbar; mit fast übermenschlicher Kraft zersprengt sie ihre schmachvollen Bande, und mit einem kühnen, gewagten Sprunge sucht die Gepeinigte dem sie von allen Seiten umgebenden Flammenmeere zu entgehen. Die unmenschlichen Brahmanen, welche den Scheiterhaufen umringen, eilen ihr aber nach, ergreifen sie wieder und schleudern sie wutentbrannt in die Flammen zurück.

Ein Sträuben der Witwe, überhaupt irgendein Widerstand von ihrer Seite gegen das gräßliche, ihr bevorstehende Los gilt den Brahmanen sowohl als auch den Verwandten als schlimmes Zeichen; es wird dahin gedeutet, daß die Seele des verstorbenen Mannes nach seinem Tode keine Ruhe finden könne. Um jedem Widerstand vorzubeugen, wurden häufig der Unglücklichen, sowie sie den Scheiterhaufen bestiegen hatte, lange Bambusstöcke über die Schultern gelegt, mittels welcher sie niedergestoßen wurde, wenn sie den Versuch machte, zu entkommen. So war es in Kathmandu geschehen, der Hauptstadt des Himalaja-Staates Nepal, kurz ehe mein Bruder Hermann an die Verbrennungsstätte gekommen war. Die Menge zerstreute sich lautlos, während der Scheiterhaufen noch glimmte. Die Verbrennung ist stets eine sehr unvollkommene; ist der Scheiterhaufen ausgebrannt, so werden die Überreste der Leichen gesammelt."

Die Erklärung des Brauches geht, wie die Erklärung fast aller Nationalbräuche, auf rein religiöse Momente, in diesem Falle gewiß auf einen religiösen Fanatismus zurück. Wohl mag aber neben den religiösen Bedenken auch das Gefühl der innigen Zusammengehörigkeit von Mann und Weib für dessen allgemeine Anerkennung maßgebend gewesen sein. – –

Leben wir auch fernab von jener Unkultur, ist bei uns auch das religiöse Empfinden, besonders aber der religiöse Fanatismus völlig geschwunden oder auf ein Mindestmaß gesunken, so hat sich der Glaube an eine innige Verbindung zwischen Mann und Weib auch über den Tod hinaus hie und da denn doch noch erhalten; Fälle, in denen ein Weib durch Selbstmord dem Manne in den Tod folgt, können nicht allzu selten beobachtet werden. Eine von keinem, auch noch so strengen Standpunkt aus zu verstehende Überschwenglichkeit, die geradezu zum Verbrechen ausartet, wenn Kinder vorhanden sind. Diesen und ihrer Erziehung sollte sich die Witwe nach dem Tode ihres Gatten widmen, und schon deshalb darin ihren einzigen, weiteren Lebensinhalt und Lebenszweck erblicken, weil sie in den Kindern das Ebenbild ihres verstorbenen Gatten sehen sollte. Diese vom ethischen Standpunkte aus vielleicht nur allzu verständliche Forderung wird in der Praxis leider höchst selten befolgt. Am allerwenigsten dann, wenn das Weib in verhältnismäßig jungen Jahren zur Witwe wurde. Hier tritt wieder der mächtige Sexualtrieb in Aktion.

Eine Zeit hindurch trauert die junge Witwe – ich spreche hier von der Mehrzahl der Fälle – dem Gatten nach und leistet tausend Eide, daß mit seinem Tode das eigene Leben verwirkt und abgeschlossen sei; ebensoviel Eide leistet sie dafür, daß sie nur mit Rücksicht auf ihre Kinder nicht Selbstmord verübe, nicht dem Beispiele der indischen Witwe folge! Doch bald beginnt in dem Weibe ein mächtiger Widerstreit zwischen zwei sich auf das heftigste bekämpfenden Gefühlen; auf der einen Seite das treue Gedenken, das Andenken an die dem Gatten einst gelobte Treue, auf der anderen Seite die immer mächtiger sich meldenden Gefühle der neu erwachten Sexualität, die sich zwar eine Zeit hindurch eindämmen, nicht aber vollkommen ertöten läßt. „Bei tief ethischer oder schwärmerisch religiöser Anlage pflegt der erste, bei niedrigerer, eventuell vernünftigerer der zweite Gefühlskomplex zu siegen, wenn die sexuelle Begehrlichkeit die gleiche ist." (Forel.) Können wir nach unseren über das Sexualleben des Weibes angestellten Betrachtungen noch zweifeln, daß fast immer die Sexualität Siegerin in diesem Kampfe bleibt!?!

Das sittlich höchststehende Weib vergißt alle Sittlichkeit, vergißt seine Pflichten den Kindern gegenüber, vergißt in den Armen eines anderen Man-

Inst. f. Sex.-Forsch., Wien

Witwenverbrennung in Indien

Tizian (1477—1576): Kopf der Ehebrecherin

nes vollkommen den einst geliebten, verstorbenen Gatten, dessen Andenken nur noch in graueste Ferne entrückt bestehen bleibt! Der Typus der lustigen Witwe, die sich von neuem ihres Lebens, ihrer Jugend, ihrer Sexualität zu erfreuen beginnt!

Noch lustiger wird diese Witwe dann, wenn ihre Ehe nicht ein Himmel voller Geigen, sondern ein Tal des Jammers und des Zwistes gewesen ist.

Haben wir so das leichtlebige Weib als Witwe geschildert, so finden wir auf der anderen Seite – allerdings als Ausnahmen – all jene Frauen, die wirklich nur ihren Kindern, nur dem Andenken des verlorenen Gatten leben; Frauen, die mit sich selbst, mit jedem Lebensgenusse, mit jeder Lebensfreude endgültig abgeschlossen haben. Müssen wir vom Standpunkte der Ethik und Moral dieser letzteren Klasse die Krone aufs Haupt drücken, so müssen wir andererseits vom medizinischen Standpunkte den erstgenannten Typus als den normalen anerkennen. Sehen wir doch immer wieder, daß eine mühsam erkämpfte und gewollte Enthaltsamkeit nach einer jahrelangen Gewöhnung an alle, durch die Begattung hervorgerufenen Wollustgefühle auf das Seelenleben des Weibes schädigend einwirkt. Ein großer Teil der schweren, fast unheilbaren Fälle von Hysterie und Melancholie ist bei Witwen nur auf die Nichterfüllung sexueller Begierden zurückzuführen.

Soviel über die wichtigsten Typen der Witwe, wie sie uns im Alltagsleben begegnen. Wir wollen nun notgedrungen auch ein klein wenig des Mannes Erwähnung tun und freimütig darüber sprechen, wie er sich als Witwer zu benehmen pflegt. Der „polygam" veranlagte Mann läßt den vorerwähnten, beim Weibe beobachteten Widerstreit zwischen treuem Gedenken und treulosem Verlangen in seinem Innern gar nicht aufkommen. Schon nach kurzer Zeit hat er den würdigen, öfters wohl den unwürdigsten Ersatz für das einst angebetete Weib gefunden; der Außenwelt gegenüber mag sein Benehmen wohl darauf schließen lassen. Bewiesen aber müßte erst werden, ob dieser Mann nur seiner Sexualität erliegt, in seinen Gefühlen, im Empfinden aber dem Andenken an sein verblichenes Weib denn doch treu blieb, oder ob er, alles Gewesene mit einem Male vergessend, eine neue Quelle für seine Liebe und mit ihr für seine Sexualität gesucht und gefunden hat.

Freud und Leid der Ehe, wir haben sie, wie ich wohl glauben darf, zur Genüge beschrieben, so wie sie wirklich sind, befreit von jeder idealistischen Auffassung, befreit von all dem Flitterwerk und Glanz, der ihnen so gerne in überschwenglicher Weise beigelegt wird. Wir haben mit diesen unseren Bemerkungen nur der vollen, unverblümten Wahrheit zu dienen getrachtet;

eben diese Wahrheit sagt uns aber deutlich, daß zu den beiden, von mir an anderer Stelle erwähnten Grundpfeilern einer glücklichen Ehegemeinschaft, zu der Liebe und Freundschaft, noch ein drittes, in seiner Wichtigkeit nicht hoch genug einzuschätzendes Moment hinzutreten müsse: die absoluteste Freiheit der beiden Ehegatten. Freiheit im Denken und im Handeln, die bei Vorhandensein der beiden ersterwähnten Idealbegriffe automatisch nur das zu tun vermögen, was beiden Teilen frommt.

Diese Forderung nach Freiheit mag anscheinend vielleicht verschiedenen Zielen zustreben, und doch wird und muß sie sich früher oder später in einem einzigen Zielpunkte treffen, in dem Zielpunkte des gemeinsam vorhandenen Wunsches nach einem Kinde. Nicht der Wille der Frau, nicht der des Mannes allein darf hier maßgebend sein. Die richtige Auffassung des Ehelebens und des Eheglückes, des Zweckes einer geschlechtlichen Gemeinschaft, muß diesem gemeinsamen Ziele zustreben. Diese Freiheit allein bleibt die richtige, nicht aber jene „Freiheit", die von der Frauenrechtsbewegung als Leitmotiv in goldenen Lettern auf das Panier geschrieben wurde, jenes Schlagwort, unter dem das „Los vom Manne" prangt. Wohin diese falsche Deutung der Freiheit führt, welche furchtbaren Folgen nicht etwa für die Gesamtheit der Menschheit, sondern für das Weib allein eine solche Freiheit haben kann, dafür gibt es der Beweise genug. Klar und deutlich verficht Rohleder in seinem Werke „Geschlechtstrieb im Geschlechtsleben des Menschen" den Standpunkt, welcher in dieser Frage der Frauenmanzipation eingenommen werden muß: „Welche Gefahren die modernen Frauenrechtsbewegungen für das Geschlechtsleben des Weibes besitzen, das sieht man bereits an den Folgen, welche die nordamerikanische Frauenemanzipation für das Weib als Gattin und Mutter gezeitigt hat. Man hat drüben alles getan, wie ein geistvoller Journalist sich ausdrückt, ‚die Puppe in ein selbsttätiges Geschöpf' zu verwandeln, die Hilflose erwerbsfähig zu machen, und der Erfolg war glänzend. Die amerikanische Frau hat sich aller Berufsgattungen bemächtigt, sie zeichnet sich auf allen Gebieten aus, die ehedem als männlicher Reservatbesitz galten; sie ist Arzt, Jurist, Kaufmann, Professor, ihr Boudoir ist ein Kontor geworden, das häufig mit einem besonderen Draht mit dem Stock-Exchange in Verbindung steht; sie besitzt auch gesetzlich alle Rechte, die der Mann genießt; ist in vielen Staaten wahlfähig und wählbar, hat sich in allen Stücken von der alten Vormundschaft des Mannes losgerissen und kann es heute mit ihrem höchsten Diskant zum Himmel jubeln: ‚Ich bin frei, ich bin selbständig, ich bin emanzipiert, ich bin ich!' Und siehe, nachdem man alles

getan, um die Frau zum Manne zu machen, handelte sie nun auch im Punkte der Liebe, als ob sie keine Frau mehr wäre. Die Amerikanerin will nicht mehr heiraten; vielleicht weil sie nicht mehr kann. Sie hat sich so eifrigst und so lange männlicher Beschäftigung hingegeben, bis möglicherweise auch ihre innerste Frauennatur sich umwandelte und zu einer Art neutraler Wunschlosigkeit sich bekehrte. Jedenfalls ist die Ehelust dieses modernen ‚befreiten' Weibes in erschreckender Weise geschwunden, die Zahl der Geburten hat im Lande bedeutend abgenommen, und drohend erscheint das Gespenst der Entvölkerung vor den Einheimischen." Ist es nach Erkenntnis solcher Tatsachen noch nötig, darüber zu sprechen, wie unrichtig das Wort „Freiheit" aufgefaßt wird? Das „Los vom Manne", es wird zum „Los vom Weibe", es ertötet das Weib im Weibe! Und solches darf unter keinen Umständen geschehen!

Weininger, dessen Werk „Geschlecht und Charakter" seit drei Jahrzehnten die Aufmerksamkeit fast der ganzen Menschheit in Atem hält, hat es bekanntlich versucht, die Differenzierung des Menschengeschlechtes dahin durchzuführen, daß er es aufgibt, von Mann und Weib zu sprechen, sondern schlechtweg vom Männlichen und vom Weiblichen spricht, das er mit M und W bezeichnet, also mit zwei Elementbegriffen, aus denen er jedes Geschöpf zusammengesetzt wissen will. Je nach dem Vorherrschen eines dieser beiden Elemente im Menschen müßten mehr männliche oder mehr weibliche Charakterzüge sich im Leben bemerkbar machen. In seiner fast an das Krankhafte grenzenden Sucht, dem Weibe womöglich alles Schlechte, alles Verwerfliche anzudichten, sieht er sein Ideal in jenen Menschen, die über möglichst viel M verfügen, und trachtet diesen seinen Standpunkt ebenso auf psychologischem wie insbesondere auf sexuellem Gebiete nachzuweisen. „Das Geistige im Weibe sind seine Anteile an M. Das M im Weibe ist das, was sich emanzipieren will; W ist nichts als Sexualität; M ist sexuell und noch etwas darüber. Bei W sind Denken und Fühlen geschieden, für M sind sie auseinanderzuhalten . . . . . Der sexuelle Typus W liefert zwei verschiedene Grundrichtungen: die Dirne und die Mutter. Der absoluten Dirne liegt nur am Manne, der absoluten Mutter nur am Kinde! In der Liebe projiziert der Mann seine Sehnsucht, das, was für ihn höchste Vollendung bedeutet, in das Weib. Bei W sind die Wesenheiten der Liebe ganz verschieden; für die Mutter ist der Koitus Mittel zum Zweck; die Dirne nimmt insoferne eine Sonderstellung zu ihm ein, als ihr der Koitus der Selbstzweck ist. In der Liebe projiziert der Mann sein Ideal eines absolut wertvollen Wesens, das er innerhalb seiner selbst nicht zu isolieren vermag, auf ein anderes menschliches

Wesen, und das und nichts anderes bedeutet es, wenn er dieses Wesen liebt. Ganz anders das Empfinden der Frau; für sie ist das Bedürfnis, koitiert zu werden, das Heftigste, das ihr Seelenleben kennt; ja, der Wunsch, daß überhaupt koitiert werde, stellt den einzigen Inhalt ihres Wunschlebens dar. Im Koitus liegt die tiefste Heruntersetzung, in der ‚Liebe' die höchste Erhebung des Weibes. Daß das Weib den Koitus verlangt und nicht die Liebe, bedeutet, daß es heruntergesetzt und nicht erhöht werden will. Die letzte Gegnerin der Frauenemanzipation ist die Frau."

Es liegt mir ferne, all die eben hier wiedergegebenen Einteilungsbegriffe und ihre Bewertung einer Kritik zu unterziehen. Mögen sie vielleicht, auf einzelne Fälle angewendet, hie und da den Anschein voller Berechtigung erwecken, so geht es doch nicht an, das ganze weibliche Geschlecht mit solchen Einzelfällen zu identifizieren. Wohl aber will ich die Elemente M und W anerkennen, weil sich beide tatsächlich bei Mann und Weib ausnahmslos wiederfinden lassen. Sie mögen es vielleicht auch sein, die die großen Unterschiede zwischen Mann und Weib im ganzen Leben der Menschheit leicht erklärlich machen. Daß solcher Unterschiede genug bestehen, haben wir im Laufe all unserer bisherigen Besprechungen sowohl bei Betrachtung des Körpers und der Seele als auch bei Schilderung des Sexuallebens und der Erotik gesehen. Immerhin erscheint es mir jedoch notwendig, hier nochmals auf einige nicht abzuleugnende krasse Differenzierungen zwischen Mann und Weib genauer hinweisen zu müssen, die sich vornehmlich auf dem Gebiete des Sexuallebens erkennen lassen.

Freiheit und Ehe.

Frauenemanzipation und Ehe – Differenzierung des Geschlechtstriebes in der Ehe – Das Weib als Lustobjekt des Mannes – Der Mann als Liebesobjekt des Weibes – Die unbefriedigte Frau – Das unersättliche Weib – Das hemmungslose Weib.

„Das Weib spielt im Liebesleben die passive, der Mann die aktive Rolle." Immer hören wir diese Äußerung, immer wird sie so gerne von der „armen, leidenden" Weiblichkeit ins Treffen geführt, wenn es gilt, über das männliche Geschlecht loszuziehen, wenn es gilt, den Mann und seine Stellung im Weltall zu verunglimpfen! Eine Äußerung, die, wenn sie sich auch großer Be-

liebtheit und Anerkennung erfreut, doch nicht ganz auf Richtigkeit beruht; habe ich doch schon bei den Erwägungen über das Kapitel der Werbung darauf hingewiesen, daß die hierbei beobachtete Passivität eigentlich in einer hochaktiven Aktivität bestehe. Die Naturgesetze haben es mit sich gebracht, daß in dem großen Kapitel der Liebe der Mann stets der stärkere, angreifende, erobernde, das Weib hingegen der wartende, sich ergebende und gewährende Teil ist. Ein nur ganz flüchtiger Blick in die so überaus interessante Geschichte des Tierreiches lehrt uns, daß bei allen Lebewesen das Männchen mit äußeren Attributen ausgestattet ist, welche es im Liebeskampfe instinktiv verwertet, die es schon rein äußerlich weit über das Weibchen stellen. Ich erinnere hier an meine in dem Kapitel der Erotik gegebenen Andeutungen über Farbenpracht der männlichen Tiere, über den Gesang der Männchen im Reiche der Vögel; Dinge, die wir als Eigenheiten des Dimorphismus bezeichnet haben. Diese bloß äußerlichen Kennzeichen des tierischen Dimorphismus blieben aber keineswegs auf das ganze Wesen der Tiere ohne Einfluß. So kommt es, daß sich Lebensgewohnheiten und Lebensäußerungen der männlichen Tiere von denen der Weibchen streng unterscheiden lassen. Gewiß mag zugestanden werden, daß sich dieser Dimorphismus bei einigen Tierarten in gemäßigter Form zeigt; eine Tatsache, die jedoch leicht erklärlich wird, wenn wir bedenken, daß bei solchen Tieren auch schon in der Anlage der Keimdrüsen nur ein ganz geringer Unterschied besteht. Diese Keimdrüsen sind es, welche den Dimorphismus bewirken; Hoden und Eierstöcke sind es, welche die Verschiedenheit im Leben und in den Lebensäußerungen bedingen. Der Beweis für diese unumstößliche Tatsache wird überaus leicht dadurch erbracht, daß die Kastration, also die Entfernung der Keimdrüsen – der Hoden oder Eierstöcke, nach und nach alle sexuell charakteristischen Merkmale – die wissenschaftlich als sekundäre Geschlechtscharaktere bezeichneten Momente also –, ob sie sich nun auf den Körper oder aber auf Lebensäußerungen, Charaktere und Seele beziehen mögen, in kürzester Zeit verschwinden läßt. Ein in jungen Jahren kastriertes männliches Tier wird aller, es unter normalen Umständen auszeichnender äußerer Merkmale verlustig heranwachsen und in seinem ganzen Wesen, trotz seiner männlichen äußeren Geschlechtsmerkmale – diese bleiben ja trotz der Kastration teilweise bestehen – den Eindruck eines weiblichen Tieres hervorrufen. Das Männchen „verweiblicht" also gleichsam. Diese Umwandlung läßt sich schwer mit einem anderen Worte bezeichnen, liefe aber, wenn wir uns an Weininger anlehnen wollten, darauf hinaus, daß die Entfernung des M eine Überentwick-

lung des W zur Folge habe! All die zahlreichen auf diesem Gebiete angestellten Versuche sind, soweit es sich um die äußeren Merkmale handelt, gewiß überaus interessant, und es lohnt sich wirklich der Mühe, die diesbezüglichen Werke zu lesen. Noch weitaus interessanter sind jedoch all jene Veränderungen, welche sich in der Wesensart, in den Lebensäußerungen, vornehmlich in sexueller Beziehung, entwickeln; jene Veränderungen, die ein früher überaus geiles Tiermännchen so weit „verweiblichen" können, daß es plötzlich die Wartung der Jungen, die Bebrütung der Eier übernimmt.

Ich gestattete mir diesen kleinen Hinweis auf das Tierreich deshalb, weil wir nur so verstehen können, wie groß der Einfluß der Keimdrüsen auf das Menschengeschlecht ist, wie sehr das Weib von seinen Eierstöcken, der Mann von seinen Hoden abhängig ist. Das, was Weininger W und M nennt, ist nichts anderes als der Effekt der vorhandenen Keimdrüsen. Sie sind es, die den Menschen charakterisieren, sie sind es, die das Leben zum Leben machen, das heißt die Menschen zu Lebensäußerungen, zu Handlungen ganz typischer, ihrer Funktion entsprechenden Art veranlassen. Die im Tierreiche gemachten Erfahrungen der Kastration lassen sich selbstverständlich auch auf das Menschengeschlecht übertragen, wofür uns das Eunuchentum einen vollgültigen Beweis liefert. Amerika ging in seinen epochalen, allen übrigen Weltteilen vorauseilenden Ideen sogar so weit, daß einer seiner Forscher vorschlug, männliche, gewalttätige Gewohnheitsverbrecher, statt sie dem Zuchthaus zu überliefern, durch Kastration ihrer Männlichkeit, ihres männlich ungestümen Wesens zu berauben, sie so zu lammfrommen, weibischen Männern zu machen.

Ist das Leben des Weibes – wie wir nachzuweisen schon wiederholt Gelegenheit hatten – von seiner frühesten Kindheit ab bis hinauf in das höchste Alter von seiner Sexualität beherrscht, steht es als Ganzes, fast möchte ich sagen, nur im Dienste dieser seiner Sexualität, so ist auch hier die veranlassende Ursache in den weiblichen Keimdrüsen, in den Eierstöcken also, zu suchen. In ihnen oder vielmehr in den durch sie bewirkten, typisch weiblichen Charaktereigentümlichkeiten, in den durch sie unbewußt ausgelösten, typisch weiblichen Lebensäußerungen mag wohl auch der Grund zu suchen sein, daß sich das Weib so wesentlich in sexueller Beziehung vom Manne unterscheidet.

Allenthalben heißt es, daß der Geschlechtstrieb beim Manne weitaus stärker entwickelt sei als beim Weibe, und daß darauf das stürmisch verlangende Wesen des Mannes zurückzuführen wäre. Der Mann geht in dieser seiner stürmischen Begierde vorerst nur auf die tierische Befriedigung seiner sexuellen Gelüste los. Eine Tatsache, die gewiß nicht geleugnet werden

kann, die jedoch in der physiologischen Beschaffenheit der männlichen Keimdrüse, des Hoden, ihre Grundursache findet. Der Hoden stellt ein drüsenähnliches Organ dar, welches bei vorhandener Funktionstüchtigkeit, also von Erlangung der Geschlechtsreife ab, unaufhörlich sein die Samentierchen enthaltendes Sekret absondert; die stete Neubildung einer Flüssigkeit also, die, sich immer mehr und mehr aufspeichernd, schließlich zu Reizerscheinungen führt, welche wieder den Organismus veranlassen, sich ihrer zu entledigen, sie zu entleeren. Diese Entleerung der Hoden ist es, die durch den Vorgang der Ejakulation beim Manne den Höhepunkt des Wollustgefühles bildet. Sie ist es auch, die den Vorgang der Pollutionen, der nächtlichen, auf Träumen basierenden automatischen „Samenentleerung" darstellt. Ist es nicht leicht erklärlich, daß der Mann einer von ihm gefühlten Notwendigkeit, solch übermäßig vorhandene Samenflüssigkeit auszustoßen, dadurch gehorcht, daß er sich ihrer auf die natürlichste Art und Weise durch den Geschlechtsverkehr entledigt? Ist es nicht klar, daß der Mann in solch einer Situation jener vom Organismus gefühlten Spannung, die landläufig als Geilheit bezeichnet wird, nicht erst darauf wartet, bis ihm ein Gegenstand der Liebe begegnet, sondern jedes Weib nimmt, um seine Geschlechtslust zu befriedigen, um sich von dem unangenehmen Gefühle der Geilheit befreien zu können? Um so mehr, da dieses Gefühl den Mann in allen seinen Handlungen unruhig, nervös, unstet und zerfahren macht, als dieses Gefühl oft sogar zur Quelle des Trübsinns werden kann, wenn es übermäßig gesteigert keine Entspannung findet. Zwei Wege gibt es, die dem Manne zu solch einer Entspannung verhelfen können: entweder die Onanie, vor der ihn Moral und Ekel zurückhalten, oder aber die wilde, ungestüme, an Liebe und sonstige höhere Gefühle nicht denkende Befriedigung seiner Sinneslust, seines geilen Geschlechtstriebes in den Armen des erstbesten Weibes. Die Macht dieses Triebes ist so groß, daß sie nicht selten sogar zum Verbrechen führen kann. Sie ist jedoch durchaus nicht so unbezähmbar, daß sie nicht durch eine entsprechendes Maß an Hemmungen verschiedenster Art von einem hochstehenden Manne bewältigt werden könnte. In der Selbstzucht liegt die stärkste Waffe gegen diese Macht! In Würdigung all dieser Umstände wird uns klar, daß eine größere Intensität des Geschlechtstriebes ebenso wie die wahllose Befriedigung beim Manne letzten Endes in den Naturvorgängen seiner Keimdrüsen, der Hoden, zu suchen sind.

Wie verhält es sich nun im Gegensatze dazu beim Weibe? Die weiblichen Keimdrüsen, die Eierstöcke liefern, wie wir eingehend erläutert haben, befruch-

tungsfähige Eier, die auf ihrer Wanderung zur Gebärmutter des sie befruchtenden männlichen Samens harren. Unterbleibt eine Befruchtung, dann geht das Ei zugrunde, wurde also zwecklos erzeugt. Die erste „aktive Passivität" im Weibe, das geduldige Warten des Eies auf das Samentierchen; die Aktivität im Begriffe des Wartens, die Passivität in der geduldigen Ohnmacht, die Befruchtung selbst zu fördern oder zu beschleunigen. Erst nach der Befruchtung beginnt die wirklich „aktive Aktivität", das Wachsen des Eies in der Gebärmutter bis zum Schlußakt, bis zum Höhepunkt der Aktivität, bis zur – Geburt! Diese, abgesehen von diesen wirklich hochaktiven Leistungen des Weibes, schon durch die Keimdrüse gegebene scheinbare „aktive Passivität" überträgt sich gleichsam in ihrer Gänze auf das Gefühls- und Sexualleben des Weibes. Das Weib wartet den größten Teil seines Lebens in „aktiver Passivität" auf den, seinen eigenen Geschlechtstrieb stillenden Mann. Die dem Weibe von Kindheit an gewaltsam aufgedrängte Keuschheit und Schamhaftigkeit, Moral und Prüderie verhüllen diese „aktive Passivität" nach außen hin derart, daß das Weib in manchen Fällen geradezu als sexuell gefühllos erscheinen mag; sie sind es auch, welche das Weib selbst in dem Stadium der höchsten Wollust zu einer automatischen Unterdrückung aller Äußerungen von „himmelhoch jauchzenden" Gefühlen veranlassen können.

Wenn, wie wir bereits erwähnten, im Stadium der höchsten Wollust sich auch beim Weibe ein ähnlicher Vorgang abspielen soll, wie ihn die Ejakulation darstellt, so muß er doch vollständig anders gewertet werden. Schließt er beim Manne die sexuelle Hochspannung durch die mit ihm verbundene Befreiung von übermäßig aufgespeicherter Samenflüssigkeit gleichsam ab, so beginnen beim Weibe erst mit ihm, durch ihn – trotzdem er ja auch auf der Höhe des Wollustgefühles erfolgt – Lustgefühle nachhaltender Natur. Vielleicht ist die Erklärung solcher Lustgefühle darin zu suchen, daß die bisher hinderliche Barrikade auf dem Wege zu dem der Befruchtung harrenden Ei weggeräumt ist, daß erst jetzt der Weg für den männlichen Samen frei ist, daß jetzt der Moment für die „aktive Aktivität" im Weibe gekommen sei.

Nicht ein Abschluß also, sondern gleichsam erst ein Beginn! Und da die Natur dem Menschen das Wollustgefühl ja nur zu dem Zwecke gegeben hat, um durch dieses den Akt der Zeugung schön und angenehm zu gestalten, ist es auch verständlich, daß das Weib den Höhepunkt dieses Wollustgefühles nur durch jenen Mann erreichen will, von dem es auch unter Umständen ein Kind haben will, also von einem geliebten Mann.

Nur so ist die Tatsache zu erklären, daß das Weib im Gegensatze zum

Manne in seinem Sexualleben, in der Befriedigung seines Geschlechtstriebes vornehmlich die Liebe sucht, daß es sich fast nie oder nur dann einem Manne ohne Liebe hingibt, wenn es damit irgendein Interesse verfolgt und so diese seine Hingabe zur Prostitution stempelt.

Das Weib sucht also vorerst die Liebe. Es beweist seine eigene Liebe dadurch, daß es sich mit dem geliebten Manne geschlechtlich vereinigt.

Darin liegt der große Unterschied zwischen Mann und Weib! Daraus aber läßt sich auch all das leicht erklären, was unter dem Sammelbegriff des „Gefühlslebens" im Weibe zusammengefaßt werden kann. Das Weib zielt gewiß ebenso wie der Mann auf den Orgasmus, auf das höchste Wollustgefühl hin; es sucht aber in der Vereinigung mit dem Manne dieses Gefühl in zweiter Linie, begehrt die Liebe und alles, was dazu gehört, vom Manne in erster Linie. Nicht der Geschlechtsakt als solcher, nicht die Stadien der Tumeszenz und Detumeszenz sind es, die das Sinnen, Wünschen und Wollen des Weibes erfüllen, sondern die „Vor-Liebe", all jene Stadien der Liebe und der Liebesbezeugung, die ausgehend von den leicht streichelnden Bewegungen bei den wildesten, so vielsagenden Küssen enden. Ist aber das Stadium des Orgasmus erreicht, hat der Mann durch die Ejakulation die von ihm gesuchte Erleichterung bereits gefunden, so hat der Wunsch des Weibes nach Liebe und Liebesbezeugung noch lange nicht sein Ende erreicht, beginnt im Weibe das, was wir Nachempfinden nennen, eine „Nach-Liebe" also. Das Weib will noch immer geküßt, gekost, innig umarmt sein, will jetzt erst recht das Gefühl empfinden, von dem Manne nach und wegen der geschlechtlichen Vereinigung noch mehr als früher geliebt zu werden! Dieses Gefühl allein beinhaltet den Begriff des Glückes für das Weib, schafft aber gleichzeitig auch für den Mann das beglückende Gefühl, das Weib befriedigt zu haben und von diesem Weibe wieder geliebt zu werden. Auch der Mann sucht die Liebe des Weibes und will diese empfinden. Mehr als im Alltagsleben selbstverständlich während des Geschlechtsaktes, da er genau weiß, daß sich das Weib ihm in der Regel nur dann hingibt, wenn es ihn eben – liebt. Sehr interessant sind in dieser Beziehung die Beobachtungen, daß jene Weiber, welche sich ohne Liebe einem Manne hingeben, also jene Frauen, welche Prostitution irgendwelcher Art treiben, den Männern gegenüber Liebe – heucheln. Die Straßendirne heuchelt solche Liebe fünf-, sechs-, ja oft zehnmal in einer Nacht, je nach der Anzahl ihrer Gäste, empfindet die wahre Liebe aber nur in den Armen ihres wirklichen Liebhabers, ihres Zuhälters, dem sie ohne Heuchelei

all das gibt, was sie noch an Liebe aufzubringen vermag; vor, während und nach dem Geschlechtsakt!

Die Liebe ist es auch, die das Weib den Geschlechtsakt selbst ganz anders bewerten läßt, als er vom Manne bewertet wird. Der Kontrektationstrieb, die Sehnsucht nach Vereinigung mit dem Manne, begnügt sich in seiner Erfüllung schon mit all den Dingen, die als einleitende Momente, als Vorspiele, als Liebesspiele bezeichnet werden. Das Weib empfindet all diese Augenblicke sexuell viel höher als der Mann, findet sogar in diesen eine fast vollständige – „Vorbefriedigung". Diese kann oft eine solche Höhe erreichen, daß das Weib auf die wirkliche Befriedigung vollkommen verzichtet.

Diese Erklärung beinhaltet auch das Wesen des Kokettierens, welches Weininger als einen „Geschlechtsverkehr par distance" bezeichnet. Räumlich von dem Manne getrennt, durchlebt das Weib, unterstützt durch diesen oder jenen Sinneseindruck, in seinen Empfindungen fast alle Stadien der Tumeszenz und Detumeszenz, erotisiert sich bis zum höchsten Ausmaß, stillt sogar seelisch den Kontrektationstrieb und vereinigt sich so tatsächlich par distance geschlechtlich mit dem Manne. Diese Art einer geschlechtlichen Befriedigung ist dem Weibe jedoch nur deshalb möglich, weil es als solches seelisch durch alle Hilfsmittel der Erotik viel erregbarer ist als der Mann. Fast können wir uns der Ansicht Weiningers anschließen, der behauptet, „die Frau ist nur sexuell, der Mann ist auch sexuell". Weininger trachtet diese Behauptung dadurch zu begründen, daß er die schon von Kindheit an im Weibe schlummernde und durch jeden und wann immer sich meldenden Reiz erweckbare Sexualität ins Treffen führt. Daß das Weib tatsächlich auf die Stillung seines Geschlechtstriebes von seiten des Mannes wartet, daß in diesem Warten selbst eine Steigerung der Sexualität begründet und gegeben erscheint, ist Tatsache. So wie das Ei im Innern auf die Befruchtung wartet, so wartet die Frau als Ganzes auf den Angriff des Mannes. Und nur so ist die Intensität des Geschlechtstriebes beim Manne und die angebliche Passivität des Weibes zu erklären. So ist auch zu erklären, daß die Brautnacht oder aber der erste uneheliche Koitus dem Weibe als etwas Wichtiges, Unvergeßliches, als etwas tief in sein Leben Einschneidendes erscheint, derselbe Koitus, welcher nicht selten von dem Manne rasch vergessen wird, wenn ihn nicht etwa eine – Alimentationsklage daran erinnert! – –

Wenn wir nach all dem Gesagten nunmehr die Unterschiede wiederholen wollen, die sich in dem Sexualleben des Weibes und des Mannes ergeben, so handelt es sich etwa um folgendes: Der Mann ist der Eroberer und siegt durch

seine Kühnheit und Stärke, das Weib bleibt die Eroberte, die Gewährende, die Duldende und siegt durch seine Liebe. Ist im Manne die Absicht, ein Weib zu besitzen, vielleicht schon beim ersten Anblick vorhanden, so bedarf das Weib gewisser Motive, die es veranlassen können, sich dem Manne hinzugeben. An der Spitze dieser Motive steht die Liebe, nicht selten aber deren Surrogate, wie Mitleid, Güte und Erbarmen mit der nicht allzu selten vom Manne bloß geheuchelten Liebespein, die er durch das Versagen des Weibes erdulden muß. Gewiß kommen aber auch Fälle vor, in denen die gewichtigeren Gründe kühler Berechnung, wie etwa die Hoffnung auf Ehe und Versorgung, das Weib „fallen" lassen. Diese stehen wohl fast auf derselben Stufe der Bewertung wie etwa jene Fälle, in denen nackteste Erotik und Neugierde nach endlicher Lösung des großen Rätsels die veranlassenden Momente abgeben. Der Mann will immer wieder, pochend auf seine physiologische Veranlagung, jedes Weib koitieren, betrachtet das Weib als bloßes „Lustobjekt"; die Frau will und kann sich unter normalen Umständen nur dem Manne hingeben, kann nur durch den Mann voll und ganz empfinden, den sie liebt. Ihr wird der Mann zum „Liebesobjekt". Wollte ich für diesen letzteren grundlegenden Unterschied einen Beweis erbringen, so müßte ich ein oft und oft zu beobachtendes Beispiel aus dem Junggesellenleben anführen. Es kommt nicht selten vor, daß zwei gute Freunde ihre „Lustobjekte" untereinander wechseln, noch häufiger aber, daß ein Mann seinem Freunde dieses sein „Lustobjekt" gerne überläßt, soferne er selbst bereits Ersatz gefunden hat. Das „Lustobjekt" aber, das Weib, kehrt nach solch vorübergehender Prostitution zu seinem ersten „Freund" zurück, den es nach wie vor – „liebt".

Gelegentlich unserer Ausführungen über das Sexualleben des Weibes berührten wir das Thema der unbefriedigten Frau und wiesen darauf hin, daß die Grundursache gewöhnlich auf seiten des Mannes zu suchen sei. Zwei Typen dieser unbefriedigten Frau können wir aufstellen, deren eine jenes Weib verkörpert, welches von dem Manne völlig vernachlässigt wird, also die vernachlässigte Frau, deren andere sich aus der Zahl jener Frauen rekrutiert, die durch eine allzu starke Gewöhnung an den Geschlechtsverkehr zu einer solchen Überentwicklung des Geschlechtstriebes gelangten, daß dieser von einem Manne allein unmöglich gestillt werden kann! Sie liefert den Typus der unersättlichen Frau.

Es ist höchst interessant, den Beweis erbringen zu können, daß wir beide dieser Typen im Tierreiche wiederfinden. So wie die unbefriedigte Frau rachsüchtig, stets übler Laune und geneigt ist, diese ihre Unbefriedigung

irgendwie zu äußern, so scheint sich auch im Tierreiche eine Nichtbefruchtung in dem Benehmen der weiblichen Tiere gegen ihre Umgebung zu manifestieren, eine Tatsache, die beispielsweise in der uns allbekannten Mücke eine Vertreterin findet: „Wir finden hier Überfluß, da Mangel an Männchen, doch weder der eine noch der andere Fall ist vermutlich imstande, die Lebensgewohnheiten zu bestimmen. Unter den Mücken gibt es so wenig Männchen, daß Fabre als erster sie überhaupt beobachtet hat. Es kommen etwa zehn Weibchen auf ein Männchen. Das hindert jedoch nicht, daß diese Tierchen, so kurz auch ihr Leben ist, in Polygamie leben. Unter zehn Weibchen verenden neun als Jungfrauen, ja ohne auch nur ein Männchen zu Gesicht bekommen zu haben, ohne selbst zu wissen, daß es überhaupt auch Männchen gibt. Vielleicht, daß dieses Zölibat ihre Wildheit verursacht, denn sie allein sind es, die – uns stechen und uns das Blut aussaugen." (Remy de Gourmont, „Die Physik der Liebe".)

Der zweite Typus der unersättlichen Frau, für die wir in der Geschichte der Menschheit viele Beispiele haben – ich erinnere nur an Katharina von Rußland und ähnliche durch ihre Lüsternheit berühmt gewordene Frauen –, findet sich im Tierreiche in allerdings ganz veränderter Form oft und oft wieder. Nicht durch die vielen Gattungen, welche in ausgesprochener Polygamie leben, ist er vertreten – denn Unersättlichkeit und polygame Veranlagung sind ja voneinander verschieden –, sondern durch einige wohl beobachtete und genau beschriebene Typen, bei denen die Unersättlichkeit sich tatsächlich mit den Begriffen des „Fressens" und „Sattwerdens" vereinigt. Und dies gerade während des Aktes der Begattung, dies gerade so, daß das Weibchen das Männchen während oder knapp nach der geschlechtlichen Vereinigung im wahrsten Sinne des Wortes auffrißt! Kennt der Naturwissenschaftler solche Fälle genug, so seien von mir hier bloß die Kreuzspinne und die Gottesanbeterin angeführt, welche beide dieser Art von Unersättlichkeit frönen. Das Weibchen der Kreuzspinne sitzt geduldig wartend im Zentrum seines Netzes; lauernd auf zufällige Beute, vielleicht auch lauernd auf das Männchen, das während der Brunstzeit seinen Liebestrieb stillen soll. Wehe dem armen Männchen! Denn kaum daß der Begattungsakt vorbei ist, wird es erbarmungslos von dem Weibchen verzehrt. Noch drastischer gestaltet sich das Bild bei der Gottesanbeterin, die nicht erst wartet, bis der Akt als solcher vorbei ist, sondern knapp nach Beginn desselben ihren langen Hals nach dem liebestollen Männchen umwendet und mit Seelenruhe dieses zu verspeisen beginnt. Ich wählte diese beiden Beispiele deshalb, weil sie uns als grausamste

Beispiele dienen können. Doch diese scheinbaren Grausamkeiten finden eine leicht erklärliche Lösung, die dahin geht, daß sich bei diesen Tieren das Weibchen durchaus nicht mit einer einzigen befruchtenden Zelle des Männchens begnügt, sondern daß es alle Zellen, also das ganze Männchen, in sich aufnimmt, um so den Fortbestand der Gattung zu erlangen und zu sichern. Ein Wunder der Natur, eines ihrer vielen Wunder mehr!

Kannibalismus im Tierreiche! Dies die Bezeichnung für diese Wunder! Ein Kannibalismus, in dem das Weibchen die Rolle des Kannibalen übernimmt! Wie oft hören wir auch bei uns Menschen Phrasen, die mit Kannibalismus in Zusammenhang zu bringen wären! Wie oft hören wir, daß ein Weib in seiner Unersättlichkeit den Mann vollständig „aussaugt"! Ist dieses „Aussaugen" auch nicht wörtlich aufzufassen, so ist denn doch erwiesen, daß jene unersättliche Frau, die nur in ihrer und für ihre Sexualität lebt, nicht bloß einen Mann, sondern deren mehrere vollständig zugrunde zu richten vermag. Körperlich, seelisch und vornehmlich moralisch! Ein Kannibalismus im Menschengeschlechte, der weitaus ernster zu beurteilen ist, da er in weiterer Folge nicht nur das Schicksal eines oder mehrerer Männer bestimmt, sondern da er das Glück ganzer Familien, ja ganzer Stämme und Völker vernichten kann.

Ehre, Anstand, Eltern, Frau und Kinder, alles stößt ein liebestoller Mann von sich, wenn er der Macht eines unersättlichen, ihn völlig „aussaugenden" Weibes erliegt. „Kannibalismus" des Menschengeschlechtes, dem unersättlichen Weibe so gerne angedichtet! Und der Mann? Ist er nicht auch kannibalisch zu nennen, wenn er ohne jedwede Liebe ein Weib verführt, schwängert und so dessen ganzes Leben ruiniert? Ist hier nicht der Mann, vielleicht sogar noch mehr als das Weib, der schuldige, verdammenswerte Teil? Warum sollen gerade vom Weibe Moral und Zurückhaltung gefordert werden, warum soll nicht auch der Mann Maß halten in den Äußerungen seiner Sexualität? Ergebnisse der Erziehung und der Weltordnung! Das was dem jungen Mädchen verboten ist, das alles steht dem jungen Manne schon in frühesten Jahren frei. Je mehr er genossen, je mehr er geliebt, je mehr er erlebt hat, um so höher steigt er im Ansehen seiner selbst, seiner Freunde und – der Frauen! Je mehr ein Mädchen gelebt und geliebt hat, um so rascher und tiefer sinkt es für sich, für die Mitwelt! Das was also auf der einen Seite gleichsam rühmens- und bewunderungswert gilt, gilt auf der anderen Seite als Tadel und Verdammnis!

Doch noch ein großer Unterschied besteht zwischen Mann und Weib! Vielleicht der größte, weil in seinen Folgen der schwerste. Er ist im Innern des

Einzelindividuums, in der Größe und der Stärke seiner Hemmungen zu suchen, nicht in Erziehung, nicht in der Weltordnung:

Wenn sich das Weib einmal selbst vergessen hat, wenn es zu sinken beginnt, dann wahrlich sinkt es rasch und unaufhaltsam. Der Mann hingegen findet, wenn auch vielleicht von einem wilden Wirbel der Sexualität vorübergehend erfaßt, immer noch einen rettenden Ast, der ihn vor dem schnellen Versinken bewahrt – seinen Beruf! Hier erst gilt das Wort Weiningers: „Das Weib ist nichts als Sexualität, der Mann sexuell und noch etwas darüber!"

Ich denke darüber nach, ob und welche Unterschiede zwischen Mann und Weib ich wohl noch anführen sollte. Ein zweckloses Beginnen, da es derer noch so viele Tausende gibt, daß wir mit ihnen wohl ganze Bände füllen könnten. Die wesentlichsten zu erwähnen, diejenigen hier zu beschreiben, welche uns im Alltag begegnen und stets falsch erklärt und ebenso falsch beurteilt werden, hatte ich mir zur Aufgabe gestellt. Verschieden wie die Urzellen, aus denen jegliches menschliche Leben entsteht, sind auch wir Menschen! Wohl können wir uns ändern, wohl haben wir die Macht der Vernunft! Doch nur nach außen hin. Im Innern, in all den wunderbaren Vorgängen, die unser Leben ausmachen, bleiben wir, ob Mann, ob Weib, ein kleines, ohnmächtiges Spielzeug des höchsten Wunders, der schönsten, mächtigsten Allmacht – der Natur!

Photo: „d'Ora", Wien

Die Sünde

Die Prostitution

Geschichte der Prostitution.

Definition des Prostitutionsbegriffes – Die Tempelprostitution – Die heilige Prostitution – Tempelprostitution und Christentum – Die Prostitution des klassischen Altertums – Prostitution im Mittelalter – Prostitution der Neuzeit – Prostitution in Japan – Yoshiwara – Prostitution bei den Naturvölkern.

Das ganze Leben der Menschheit vom ersten Tage der Geburt an bis zum Tage des Todes wird von unsichtbaren, in uns webenden und waltenden Mächten regiert, von Mächten, die, aus sich selbst entstehend, durch sich selbst vergehend, Handlungen zum Ausdrucke bringen, welche je nach ihren Effekten als positive oder negative Handlungen bezeichnet werden können. Positiv in dem Sinne, daß sie ein für die Erhaltung des Daseins unbedingt nötiges Resultat zeitigen, das rein äußerlich schon durch sofort oder erst später einsetzende Folgen unserer Umgebung, der Mitwelt, uns selbst erkennbar ist. Positiv auch in dem Sinne, als diese Folgen für das Leben von unbedingter Wichtigkeit sind und durch ihre von niemandem abzuleugnenden Daseinszwecke charakterisiert erscheinen. Negativ auf der anderen Seite in dem Sinne, daß sie erst in späterer Zeit wirksam oder durch das Ausbleiben ganz bestimmter Folgen kennbar werden. Schon Darwin wies in seiner Lehre von der Deszendenztheorie nach, daß sich im Tierreich unzählige solcher Lebensäußerungen finden lassen, die von einer höheren Macht diktiert, zum Vorteil der Spezies erdacht sind, von dieser immer und immer wieder geradezu affenartig nachgeahmt und gleichsam als naturnotwendige Dinge ausgeführt werden. Auch das Leben der Menschen setzt sich aus ganz bestimmten Handlungen zusammen und besteht im großen und ganzen aus der Summe der Effekte jener Handlungen, die wir – wenn aus uns selbst kommend – als Triebe, als Naturtriebe bezeichnen. So ist der Hunger und der Durst ein in uns schlummernder Naturtrieb, durch dessen Betätigung wir die Erhaltung des Körpers und mit diesem die Erhaltung unseres Lebens unbewußt sichern. Ein angeborener Naturtrieb, der schon das neugeborene Kind tastend nach der Mutterbrust

suchen läßt, der uns im Kampfe um das tägliche Dasein unermüdlich nach der Beschaffung der nötigen Nahrungsmittel hasten und streben läßt.

Hunger und Durst – unbewußte Naturtriebe primitivster Art, und doch so allmächtig! Keine Macht der Welt, kein eiserner Wille, kein Training vermögen es, diese Triebe ganz und gar in uns zu unterdrücken; würde doch eine solche Unterdrückung gleichbedeutend sein mit dem Absterben des Körpers, gleichbedeutend mit dem Ende des Lebens, mit dem Tode!

Mit dem Ende des Lebens! Und wie steht es mit dem Anfang des Lebens? Ist er nicht auch innig geknüpft an einen in uns schlummernden Naturtrieb, an den großen, mächtigen Trieb der Wollust, der Geschlechtslust? An jenen Trieb, den, wenn er einmal erwacht ist, keine Macht der Welt beeinträchtigen kann, beeinträchtigen soll! Und doch unterscheidet er sich von den vielen anderen Naturtrieben, beispielsweise vom Hunger und Durst, in erster Linie dadurch, daß er – wenn auch angeboren – erst zur Zeit der Geschlechtsreife zur Entwicklung kommt, daß er nur einige Jahrzehnte hindurch auf höchster Höhe bleibt, um dann zu verblassen; ferner dadurch, daß er immer in einer gewissen Abhängigkeit von jener imaginären Kraft in uns bleibt, die wir Vernunft nennen.

Von der Natur mit einer Unsumme von angenehmen Gefühlen vergesellschaftet, war dieser Geschlechtstrieb ursprünglich den Menschen nur zu dem Zwecke gegeben, um der Fortpflanzung, nur der Fortpflanzung allein, dienlich zu sein. Gleich dem mächtigen Triebe, der das indifferente Tier zur Zeit der Brunst zur wildesten Raserei bringen kann, der das Tier sogar Futter und Trank vergessen läßt, sollte auch die Wollust dem Menschen nur dazu gegeben sein, um ihm den Akt der Zeugung, den Akt der geschlechtlichen Verbindung als etwas Angenehmes, Schönes erscheinen zu lassen, die Menschheit zu ununterbrochener Fortpflanzungstätigkeit zu veranlassen. – Wohlgemeint von der Natur, übel gedeutet und gewissermaßen mißbraucht von der Menschheit! Vergessen war bald der Urzweck – bestehen blieb die nackte Lust! So kommt es, daß wir, soweit sich die Geschichte bis in ihre Uranfänge verfolgen läßt, Belege und Beweise dafür finden, daß dieser Urtrieb der Wollust fast mächtiger wurde als Hunger und Durst; er, ohne den es kein Menschengeschlecht gäbe, er drängte die Menschheit auf der einen Seite zur Fortpflanzung, auf der anderen Seite zur Geschlechtlichkeit, zur bloßen Betätigung der Sexualität nur um des mächtigen Wollustgefühles willen.

Was war natürlicher, als daß die Welt danach trachtete, Institutionen zu finden und zu gründen, die nur der Betätigung dieser ihrer Geschlechtlichkeit

dienen sollten? Institutionen, die sich durch die Allmacht des veranlassenden Menschen, durch die unbezähmbare und unbezwingbare Macht der Wollust bis zum heutigen Tage erhalten haben!?

Die Prostitution, gegen die jahrhundertelange Kämpfe geführt wurden, gegen die ganze Heere von Philosophen, Ärzten, Gesetzgebern zu Felde zogen, sie blieb bestehen und wird ebensolange bestehen bleiben, als Geschlechtstrieb und Wollust im Menschen bestehen werden. Und dies wird ewig sein!

Was ist Prostitution? Jedes Volk, jedes Jahrhundert, jedes Gebiet der Wissenschaft, ja selbst jeder Forscher findet seine eigene Antwort auf diese Frage. Besonders die letzten Jahrzehnte, in denen die Sexualwissenschaft zu einem eigenen Studium ausgebildet wurde, brachten die mannigfachsten Erläuterungen und Definitionen des Prostitutionsbegriffes.

Die landläufigste all dieser geht dahin, daß man unter Prostitution die gewerbliche Hingabe einer Frau an mehrere, zeitlich verschieden aufeinanderfolgende Männer gegen Entgelt versteht. Erstens also die Hingabe als Gewerbe aufgefaßt, zweitens der Wechsel, der zeitliche Wechsel der männlichen Kundschaft, und drittens die Empfangnahme der Zahlung für den zum Geschlechtsakte dargebotenen Körper!

Ich will vorläufig diese Definition anerkennen, obgleich ich an anderer Stelle eine andere, von mir als richtiger empfundene Deutung und Erklärung des Prostitutionsbegriffes geben werde. Ich will sie deshalb vorläufig hinnehmen, weil sie uns zum Verständnis der ganzen Prostitutionsfrage und vornehmlich der historischen Entwicklung derselben gute Dienste leisten wird.

Die ersten Andeutungen und Aufzeichnungen prostitutioneller Vorgänge gehen bis in die graue Vorzeit zurück.

Die Prostitution, vorerst noch fernab von gewerblicher Ausübung, galt gleichsam als eine selbstverständliche, von niemandem übel aufgenommene oder übel gedeutete Pflicht der Frau und stand vornehmlich unter dem Einflusse religiöser Kulte und Anschauungen. Die verschiedensten Feste und Tempelgebräuche der ältesten Völker gingen fast niemals ohne, nach unseren Begriffen, unzüchtige Handlungen vor sich. Die Frau als Trägerin, als Vermittlerin neuen Lebens war gerne bereit, ihre eigene Fruchtbarkeit in eine gewisse Abhängigkeit von den Göttinnen und Göttern der Fruchtbarkeit des Bodens zu bringen. Und so sehen wir immer und immer wieder, daß es gerade die Göttinnen der Fruchtbarkeit, Ceres, Astarte, Isis, Mylitta und wie sie alle heißen mögen, waren, zu deren Verherrlichung mindestens alljährlich einmal große Feste gefeiert wurden. Diese Feste aber wären nur halb gefeiert

worden, hätten sich nicht die Frauen zu Ehren derselben Göttinnen entweder den Priestern des Heiligtums oder fremden Männern wahllos hingegeben. Ja noch mehr; es hätte als schimpflich und verwerflich gegolten, würde sich eine Frau diesem Brauche entzogen haben, würde sie sich geweigert haben, ihren Leib zu opfern. Der Fluch der Götter wäre ihr ebenso unausbleiblich gewesen wie die Kinderlosigkeit – wohl der größte Schimpf der damaligen Zeit.

Hören wir, was uns Herodot über die Prostitution in Babylon überliefert: „Die häßlichste Sitte der Babylonier ist diese: Jede Babylonierin muß sich einmal in ihrem Leben in den Tempel der Aphrodite begeben, dort niedersitzen und sich einem Manne aus der Fremde preisgeben. Viele Frauen, die sich nicht unter die Menge mischen wollen, weil sie reich und hochmütig sind, fahren in einem verdeckten Wagen zum Tempel; zahlreiche Dienerschaft begleitet sie. Die meisten Frauen machen es so: Sie sitzen in dem Heiligtum der Aphrodite und haben eine aus Stricken geflochtene Binde ums Haupt. Es sind viele zu gleicher Zeit da; die einen kommen, die anderen gehen. Geradlinige Gassen nach jeder Richtung ziehen sich durch die harrenden Frauen, und die fremden Männer schreiten hindurch und wählen sich eine aus. Hat sich eine Frau hier einmal niedergelassen, so darf sie nicht eher nach Hause zurückkehren, als bis einer der Fremden ihr Geld in den Schoß geworfen und sie draußen außerhalb des Heiligtums geschändet hat. Wenn er ihr das Geld zuwirft, braucht er nur die Worte zu sprechen: „Ich rufe dich zum Dienste der Göttin Mylitta." Aphrodite heißt nämlich bei den Assyrern Mylitta. Die Größe des Geldstückes ist beliebig. Sie weist es nicht zurück, weil sie es nicht darf; denn es ist heiliges Geld. Dem ersten, der es ihr zuwirft, folgt sie; keinen verwirft sie. Ist es vorüber, so geht sie nach Hause und ist der Pflicht gegen die Göttin ledig. Wenn du ihr nachher noch soviel bietest, du kannst sie nicht noch einmal gewinnen. Die Schönen und Wohlgewachsenen sind sehr schnell befreit; die Häßlichen müssen lange Zeit warten und gelangen nicht dazu, dem Brauche zu genügen. Drei, vier Jahre müssen manche im Tempel weilen. In manchen Ortschaften von Kypros gilt auch die Sitte." (Herodot I 199. Übersetzt von A. Hornefer.)

Waren es anfänglich nur die wirklichen Feste, so wandelte sich alsbald dieser Brauch in eine als Tempelprostitution zu bezeichnende Einrichtung um. In Babylon, bei den Karthagern, Phöniziern, Griechen und Römern, in Armenien wie auch in Ägypten und Indien, allüberall findet diese Art der Tempelprostitution Eingang; allüberall ursprünglich bloß zu Ehren der Gottheiten gedacht, später aber allmählich in jene Form der Prostitution über-

gehend, die wir schon als eine Vorstufe der gewerblichen Prostitution bezeichnen müssen.

War ursprünglich jede Frau gesetzlich verpflichtet, sich im Heiligtum der Göttin Mylitta einmal im Jahre einem Fremden hinzugeben, so war diese Pflicht vorerst gewiß nichts anderes als eine „heilige" Prostitution; sie wurde aber in dem Moment zur gewerblichen Prostitution, als die Frau für diese ihre Hingabe Geld nahm und dieses Geld für die Erhaltung des Heiligtums abliefern mußte.

Ähnlich waren auch die unter dem Schutze eines Heiligtumes stehenden und von diesem selbst erhaltenen Tempelmädchen und Tempeljungfrauen – die Bezeichnung Jungfrauen ist gewiß nicht am Platze – Indiens und Griechenlands ursprünglich gewiß als eine Art von Priesterinnen aufzufassen, sanken aber rasch zu gewerbetreibenden Prostituierten herab, als sie für die Hingabe ihres Körpers Geld nahmen und dieses dem Heiligtum opferten. Der Oberpriester, ursprünglich wirklich nichts als Priester, später aber Herr und Gebieter des Heiligtumes, maßte sich alsbald das Recht an, die Jungfrauenschaft dieser Dienerinnen selbst zu pflücken und sie erst durch diesen Akt mit dem Scheine der Heiligkeit zu umgeben. Ein ähnlicher Brauch, wie wir ihn noch heute bei tiefstehenden Völkern Asiens und Afrikas vorfinden, dort, wo die Jungfrauenschaft nur von dem Priester oder dem Häuptling des Stammes genommen werden darf. Auf der einen Seite also hoch kulturell veranlagte und als solche bewertete Völker, auf der anderen Seite wildes Dirnentum, das sitten- und zügellos seinen tierischen Begierden nachgeht. Und bei beiden derselbe Vorgang, dieselben Sitten, nur durch verschiedene Gläser gesehen!

So wie die Tempelfeste der Griechen mit ihren Tänzen nur die Einleitung, oder sagen wir, nur den Beginn all jener Zügellosigkeiten bildeten, in deren Verlaufe sich die heiligen Tempelmädchen mit „Fremdlingen" im „heiligen" Haine zu „heiliger" Prostitution zurückzogen, so beschreiben heute noch afrikanische Forscher dieselben Vorgänge, dieselben Gepflogenheiten bei den von uns als roh bezeichneten Völkerschaften, wo gleichfalls die wilden Tänze nicht ohne geschlechtliche Vereinigung der Männer und Weiber des Stammes vor sich gehen. Ja noch mehr; blicken wir doch bei uns selbst ein wenig umher, denken wir doch an die Gepflogenheiten und Volkssitten, die wir zu jeder Zeit und fast in allen Gegenden heute noch bei den Kirchweihfesten draußen auf dem Lande beobachten können! Die Heiligkeit fehlt, doch die geschlechtliche Vereinigung ist geblieben! Und wenn uns berichtet wird, daß

die Ägypter zu Ehren der Göttin Isis Feste abhielten, die mit den schrecklichsten Ausschweifungen endeten, so waren diese Veranstaltungen sicherlich manchem heutigen Brauche nicht ganz unähnlich.

Die früher erwähnte Institution der Tempelmädchen in Indien verdient an dieser Stelle eine genauere Beschreibung.

Sie heißen Nutsche – zu deutsch Tanzmädchen –, und es gibt wohl keinen einzigen Hindutempel, der nicht über eine ganz erkleckliche Anzahl solcher Freudenmädchen verfügen würde. Den verschiedensten Klassen der Bevölkerung, den verschiedensten Stämmen entnommen, werden sie schon im zartesten Kindesalter für ihren Beruf vorbereitet, genießen sogar, wie einige Forscher berichten, eine ganz gewählte Erziehung, vornehmlich in Tanz und Gesang. Nach erlangter Reife bringen sie als erstes Opfer ihre Jungfrauenschaft dem Oberpriester dar, und alsbald stehen sie beschützt und beschirmt durch die Heiligkeit des Tempels gegen Bezahlung jedem Manne, ob arm ob reich, ob einheimisch oder fremd, zur Verfügung; selbst dann, wenn sie, fern von diesem Heiligtum, zu Festen eingeladen werden, sich vorerst in ihrer Kunst als Sängerinnen oder Tänzerinnen produzieren und dann für die zügelloseste Hingabe an die Gäste reich beschenkt wieder heimkehren. Ähnlich liefert uns auch die Geschichte Griechenlands, vornehmlich aber des römischen Reiches zahlreiche Beweise dafür, daß Tänzerinnen es waren, die unter dem Schutze der Religion ihr Prostitutionsgewerbe ausübten. Die Venusfeste, die Bacchanalien und all die vielen gemeinsamen Feste zu Ehren der Götter und Göttinnen der Fruchtbarkeit, sie endeten alle mit wüster Geschlechtsvereinigung, mit ähnlichen Ausschweifungen, wie sie uns von den alten Ägyptern berichtet werden.

Die heilige oder Tempelprostitution hat zwar mit Beginn des Christentums eine entscheidende Wendung zum Besseren erfahren, scheint in ihren wüstesten Ausschweifungen als solche zu bestehen aufgehört zu haben: nicht aber mit ihr eine ganze Anzahl von Gebräuchen, die sich bis tief in das Mittelalter hinein erhalten haben. Vornehmlich festliche Veranstaltungen, wie Kirchweihfeste, Jahrmärkte und zahlreiche Veranstaltungen im Karneval, die sich ebenso großer Beliebtheit erfreuten wie die vielen, vielen Sitten des Gebrauches, oder richtiger gesagt Mißbrauches der Frau zum Zwecke sexueller Begierden. Wir haben uns bereits in dem Kapitel über Ehe und Ehegebräuche des näheren über das jus primae noctis, über jenes sich selbst angemaßte Recht der Herrschenden über die Frauen ihrer Untergebenen geäußert. Eine Vergewaltigung des weiblichen Geschlechtes, oder aber, wenn wir wollen, eine

von den Ehemännern geduldete Prostitution, die ihre Ursache wohl in den Gebräuchen der Tempelprostitution hat, in dem Rechte, dem alleinigen Rechte des Priesters, des Häuptlings, des Herrschers, eine Jungfrau des Stammes zum Weibe zu machen.

Wir sehen den Übergang der wirklich rein religiösen Prostitution in die gewerbliche Prostitution in dem Momente gegeben, wo die anfänglich aus „heiligen" Gründen gewollte oder geduldete Hingabe des weiblichen Körpers – bezahlt wurde.

Ist es nicht eine natürliche Folge, daß bald Mädchen auch ohne „priesterliche Weihe" oder ohne Schutz des Heiligtumes diese Quelle des Erwerbes gesucht haben?

Tempelprostitution und gewerbliche Prostitution ließen sich trotz tiefsten Studiums bei keinem Volke streng voneinander scheiden; der Übergang ist ein allmählicher gewesen oder aber hat nie bestanden. Und so finden wir denn auch wirklich die rein gewerbliche Prostitution in ihren frühesten Uranfängen in dieselbe Zeit verlegt, aus der noch Berichte über die religiöse Prostitution vorliegen.

Um wieder bei jenen Völkern zu bleiben, die uns als die Träger höchster Kultur im Altertum genannt werden, wollen wir die Einrichtungen, die durch Gesetze sanktionierten Vorschriften der gewerblichen Prostitution bei den Griechen und Römern etwas genauer betrachten. Solon, der weise Solon, der berühmte Gesetzgeber Griechenlands, war es, der in dem Diktärion ein Staatsbordell in Athen gründete. Die in diesem Bordell unter dem Schutze des Staates stehenden und lebenden Sklavinnen wurden je nach ihrer Befähigung, nach ihrer Intelligenz und Bildung in drei Stufen, drei Rangsqualitäten eingeteilt. Die Hetären, die erste und oberste Klasse dieser Staatsprostituierten, zeichneten sich ebensosehr durch ihre Schönheit, durch ihre gute Erziehung als insbesondere durch die Höhe ihrer geistigen Entwicklung aus. Sie waren es, die den berühmtesten Staatsmännern nicht bloß als Freundinnen, sondern als Beraterinnen zur Seite standen, sie waren es auch, die sich gerne und oft in der Öffentlichkeit zeigten. Und wenn wir einer Saïs, der Tochter der Hetäre Temandra, der Geliebten des Alkibiades, Erwähnung tun, die als siebenjähriges Mädchen in den Besitz des Malers Apelles gelangte, und später sogar einem Demosthenes Anregung gegeben hat, wenn wir hören, daß Männer wie Perikles ganz unter dem Einflusse einer Aspasia standen, wer würde hinter all diesen Namen, die der berühmtesten Hetären, der bekanntesten Prostituierten suchen? Galt es doch im alten Griechenland gerade-

zu als Lebensbedingung, als Lebensbedürfnis, daß jeder Mann der Öffentlichkeit seine Hetäre, seine Freundin, seine geistige Beraterin stets mit und um sich hatte; waren doch diese Frauen hoch geehrt und hoch geschätzt!

Die zweite Klasse der im Staatsbordell Athens lebenden Mädchen setzte sich aus den Aleutriden zusammen; Künstlerinnen, wenn wir dieses Wort verallgemeinern wollen; ursprünglich in der Kunst des Flötenspieles ausgebildet, später Tänzerinnen und Sängerinnen, die den vornehmen Fremdlingen willkommen ihre Arme öffneten, woferne sie auf ihren im Piräus verankerten Schiffen auch genügend Geld und Schmuck mitgebracht hatten.

Und schließlich die letzte und niedrigste Klasse, die Dikteriaden, die Freudenmädchen für das niedere Volk, für die Matrosen, für die Ruderknechte und Handlanger, deren der Hafen so viele in sich barg. Athen als Hauptstadt fand alsbald in Sparta und Korinth seine Nachahmerinnen auf dem Gebiete der Prostitution; Korinth mit seinem Heiligtume der Aphrodite, in dem nach Berichten eines Strabo mehr als tausend Mädchen der „Gottheit dienten", das heißt weit über tausend Mädchen Tempelprostitution trieben!

Korinth, die größte Handelsstadt, bald die größte Dirnenstadt, die ganz Griechenland mit Hetären belieferte!

Und Sparta? Das sittenstrenge „spartanische" Sparta, in dem die Dirnen in edelstein- und goldgestickten Gewändern einhergingen? Auch dieses Sparta weist geschichtlich den Bestand von Bordellen auf und überliefert uns die Namen einiger seiner berühmtesten Hetären.

Gleich als ob es mit zum Wesen altertümlicher Kultur gehört hätte, finden wir in der römischen Geschichte mannigfachste Aufzeichnungen über die Blütezeit und ganz kolossal zu nennende Entwicklung des Prostitutionswesens. Einige Altertumsforscher gehen so weit, in der Gründungsgeschichte Roms ebenso wie in der so oft und so schön beschriebenen Geschichte vom Raub der Sabinerinnen die ersten Uranfänge des römischen Prostitutionswesens finden und konstatieren zu wollen.

Mag auch das römische Sittenleben, insbesondere das der späteren Kaiserzeit, mit seinen geschlechtlichen Ausschweifungen den verschiedenen Berichten nach eine Entwicklung erreicht haben, die wohl einzig war und nur durch jene der französischen Zeitgeschichte unter Ludwig dem XIV. und XV. übertroffen werden kann, so bleibt es doch Aufgabe des Forschers, sich einzig und allein auf wirklich kulturell nachweisbare Tatsachen zu beschränken.

Die verschiedenen Ausgrabungen förderten nicht nur Beweise für den Bestand ausgesprochener Bordelle im alten Rom zutage, die unter dem Titel der

Fornices oder Lupanarien bekannt waren, sondern wir besitzen auch in den durch die Ausgrabungen von Pompeji zutage geförderten Spintrien den einwandfreien Nachweis der gewerblichen Ausübung der Prostitution. Diese Spintrien stellen nämlich kleine runde Eintrittsmarken für Bordelle dar, die, mit obszönen Gruppenbildern geschmückt, den Zweck ihres Wesens nicht verkennen lassen.

Nebstbei bestanden im alten Rom auch zahlreiche öffentliche Bäder, deren Deckengemälde und Skulpturen, durchwegs obszöne Darstellungen enthaltend, den Beweis des eigentlichen Zweckes dieser Bäder nicht verkennen lassen.

Die Überlieferungen der verschiedenen Schriftsteller aus der Republik und Kaiserzeit geben Darstellungen über den Kultus, der zu Ehren der Göttinnen der Fruchtbarkeit getrieben wurde. Vornehmlich war es Venus, die sich der verschiedentlichsten Verehrung erfreute; so sollen zum Beispiel alle öffentlichen Dirnen Roms zu ganz bestimmten Tagen dieser Göttin reichste Opfer dargebracht haben. Die Bacchanalien, ursprünglich dem Gotte Bacchus allein geweiht, arteten fast immer in wüste Tanzfeste aus, deren Ende wüsteste Orgien wurden. Wenn auch die römischen Gesetze den Mann in einem gewissen Alter zur Ehe verpflichteten, hinderten sie dennoch nicht die Prostitution. Im Gegenteil! Der angesehene Römer wollte und mußte sein Liebesleben haben; ganz im Sinne des die Kokotten verehrenden und in seinen Gedichten anschwärmenden Ovid, später in der Kaiserzeit ausartend in all jene Arten der Perversität, die selbst durch jene strenge Sittenpolizei, wie sie durch die Ädilen ausgeübt wurde und die sich vornehmlich auf die Überwachung der Bordelle und Badehäuser beschränkte, nicht im Zaume gehalten werden konnte. Interessant ist, daß sich bei eben diesen Ädilen die öffentlichen Prostituierten erst eine Lizenz zur Ausübung ihres Gewerbes verschaffen mußten, die gleichzeitig mit einer Namensänderung der Dirne verbunden war. Eine besonders unter dem Kaiser Justinianus plötzlich einsetzende Sittenstrenge änderte vorübergehend das Liebesleben Roms und brachte die Einrichtung der Kebsweiber, die Einrichtung des Konkubinates zur höchsten Blüte. War früher die Prostitution verachtet, so sah man nunmehr in dem Konkubinat nichts Schlechtes, sah in ihm vielmehr eine Entlastung des ehelich angetrauten Weibes in bezug auf Liebes- und Geschlechtsleben.

Soviel über die Prostitution im alten römischen Reich und in Griechenland.

So wie in diesen beiden Kulturstaaten, finden wir auch in der Geschichte jedes Volkes und jedes Landes schon im Altertum die Uranfänge gewerblicher

Prostitution. Es würde mich zu weit führen, würde ich weiterhin historische Betrachtungen darüber festlegen. Wir wollen uns daher sprunghaft den Zuständen zuwenden, wie sie das Mittelalter trotz oder wegen seiner Hexenverfolgungen mit sich brachte. Die Zeit der Kreuzzüge ist wohl, wie keine zweite geeignet, uns die Entwicklung der gewerblichen Prostituion im Mittelalter so recht vor Augen zu führen. Ein ganzer Troß von Prostituierten folgte den Heeren auf ihren Zügen. Dirnen, die nach Rang und Klasse gesondert, für die adeligen Heerführer und deren Gefolge stets zu Gebote sein mußten. So wird uns beispielsweise überliefert, daß sich im Gefolge Karls des Kühnen nicht weniger als 4000 Dirnen befunden haben sollen. Für die Anschauung und Sitten jener Zeit ist es überaus bezeichnend, daß trotz des großen Einflusses, welchen das Christentum jener Epoche besaß, die Unkeuschheit geradezu ungeheure Dimensionen annahm. Die Unkeuschheit als Ursache oder aber als Folge jener vielen, unaufhaltsam einander folgenden festlichen Veranstaltungen, die bald unter dem Titel eines Konziles oder eines Turnieres, bald unter dem Titel großer Fastnachtsspiele oder sonstiger Feste große Menschenmengen an einem Orte vereinigten. Die bei diesen Gelegenheiten getriebene Prostitution kann man wohl am besten als wilde Prostitution bezeichnen. Weiber jedes Alters, jeder Religion, jedes Standes sahen bei derartigen Gelegenheiten die Möglichkeit eines „Verdienstes" gegeben, rechneten mit der Trunksucht, Zügellosigkeit und Ausschweifung der Söldnerheere und ihrer Führer. Daß ein Dreißigjähriger Krieg für derlei Gelüste ebenso wie für Raub und Schändung dem verlotterten Volke günstige Bedingungen bot, ist wohl mehr als natürlich. Ebenso natürlich ist aber, daß sich solche wilde Kriegssitten auch auf die friedlichsten Städte verpflanzen mußten. So sehen wir denn alsbald das Aufblühen der gewerblichen Prostitution in Form der staatlichen und gesetzlich geschützten „Bordelle", „Frauen- oder Hurenhäuser" in fast allen Städten. Die Gilde, der Stand der Prostituierten, erlangte bald einen gewissen Grad von Ansehen, von Beachtung seitens der strengen Obrigkeit.

Waren es bei den Heereszügen eigens geschaffene Chargen, die Chargen der „Hurenweibel", welche die Aufsicht über das wilde Volk der Dirnen zu führen hatten, so waren es in den Städten wohlverdiente, angesehene Ratsherren, denen die Würde eines obersten Beschützers der öffentlichen Dirnen ruhmvollst verliehen wurde. Wir besitzen eine große Anzahl öffentlicher Urkunden aus dem Mittelalter, die sich mit nichts anderem als mit der Regelung der damals so brennenden „Hurenfrage" beschäftigen. Die Frauenhäuser des fünf-

Vivant Denon: Priapsopfer

Bacchanalia von Johann Heinrich Schönfeldt

zehnten und sechzehnten Jahrhunderts mußten einen Teil ihres Ertrages den Stadtbehörden abliefern und hatten überdies die Verpflichtung, Fürsten und anderen hohen Herren ihre Insassinnen ohne Entgelt zur Verfügung zu stellen. Ja, bei Ankunft eines solchen hohen Herrn wurden die Häuser sogar festlich geschmückt und wetteiferten darin, möglichst viel und möglichst gutes Material von „Hübschlerinnen" liefern zu können. So berichtet beispielsweise Schultz in seinem „Deutschen Leben", daß, als Kaiser Sigismund im Jahre 1434 längere Zeit in der Stadt Ulm verweilte, die Straßen beleuchtet wurden, sobald der Kaiser und sein Gefolge in das gemeinsame „Tochterhaus" gingen. Zwanzig Jahre vorher war derselbe Kaiser mit achthundert Pferden nach Bern gekommen und verweilte hier mehrere Tage. Der Rat der Stadt erließ an die Frauenhäuser den Befehl, ihre Insassinnen mögen alle Herren freundlich und unentgeltlich empfangen. Und die Stadt bezahlte die Schulden des Kaisers an die Dirnen aus eigenen Geldern. Sigismund unterließ es nicht, öffentlich dem Berner Stadtmagistrat zu danken, daß dieser dem kaiserlichen Gefolge einen dreitägigen unentgeltlichen Zutritt gewährt habe. (Rudek, „Geschichte der öffentlichen Sittlichkeit in Deutschland".)

Wie das Bordellwesen im Mittelalter bewertet wurde, erhellt am besten daraus, daß nicht nur – wie eben bewiesen – Fürsten, Kaiser und Könige in diesen Frauenhäusern verkehrten, sondern daß diese von der Kirche nicht bloß geduldet wurden, sondern sogar in manchen Fällen verpflichtet waren, an Kirchenfürsten Abgaben zu leisten, soferne sich das Frauenheim auf Grund und Boden kirchlichen Besitzes befand. Auch die päpstliche Kammer in Rom hatte ihre Einnahmen von ihren Frauenhäusern, die sich bisweilen auf 20 000 Dukaten beliefen, ebenso wie der Erzbischof von Mainz jährlich Einkünfte von den „freien Töchtern" bezogen haben soll.

Waren die Dirnen trotz ihrer guten Beziehungen zu den Obrigkeiten in ihrer Wirksamkeit anfänglich bloß auf die ihnen zugewiesenen Häuser beschränkt, so machte sich alsbald das Bestreben bemerkbar, den Stand der öffentlichen Dirnen durch gewisse Verordnungen zu schützen oder zu beeinträchtigen. Es wurden auf der einen Seite gewisse Kleiderverordnungen herausgegeben, die den Dirnen eine Art von Uniform vorschrieben – so etwa die von Papst Pius V. (1566 bis 1572) zu Rom herausgegebene Kleiderordnung – es wurden gewisse Zeiten und gewisse Orte der Stadt bekanntgemacht, an denen die Dirnen lustwandeln durften; Verordnungen, die wohl nur dazu erdacht und ersonnen schienen, um die anständige Bürgersfrau vor einer Verwechslung mit einer solchen „Lustdirne" zu schützen.

Auf der anderen Seite hinwiederum finden wir eine direkte Verherrlichung des Bordellwesens, für die uns keine besseren Belege gegeben werden können, als die im Jahre 1526 in der Stadt Bern getroffene Verfügung der Wahl einer „Bordellkönigin", die, mit einer goldenen Krone geschmückt, als Vertreterin ihres Standes, als Beherrscherin der in der Stadt lebenden öffentlichen Dirnen bei fast allen öffentlichen Festen anwesend war und mit hohen Ehren begrüßt und ausgezeichnet wurde.

Auch in Frankreich und England war das Mittelalter gleichsam die Gründungsepoche der Prostitution. Überliefert uns die französische Literatur unzählige Beweise für das Bestehen luxuriös ausgestatteter Bordelle, so beschränkte sich England vorerst nur auf die Institution öffentlicher Badehäuser, die vornehmlich zur Zeit Heinrichs II. (1154 bis 1189) in Freudenhäuser umgewandelt wurden. Diese Bäderbordelle, ursprünglich auf dem damals noch nicht ausgebauten Ufer der Themse gelegen, wurden alsbald zu Stätten wildester geschlechtlicher Orgien. Dühren berichtet in seinem „Geschlechtsleben in England", daß die öffentliche Sittlichkeit Englands im Mittelalter vornehmlich durch französischen und normannischen Einfluß ganz besonders gelitten hätte und daß es die Kreise des Adels und der Geistlichkeit in erster Linie gewesen seien, welche diesen Sittenverfall veranlaßten; eine Tatsache, die in vielen uns überlieferten Gesängen und Liedern der Troubadours zwischen dem zwölften und fünfzehnten Jahrhundert ihre dokumentarische Bestätigung findet. Bezüglich des Bordellwesens selbst erließ Heinrich II. in einem Parlamentsakt des Jahres 1161 eine überaus deutliche Bordellordnung, die unter anderem auch davon spricht, „daß die Bordelle – damals noch Bäder genannt – an Feiertagen gesperrt sein müßten, daß keine Frauensperson wider ihren Willen zurückbehalten werden dürfe, daß der Bademeister eine Nonne oder verheiratete Frau nicht aufnehmen dürfe" – und der beste Beweis für die gewerbliche Seite dieses Bordellwesens – „daß keine Frau von einem Mann für den Beischlaf Geld annehmen dürfe, wenn sie nicht die ganze Nacht bis zum Morgen mit ihm zusammen gewesen wäre". (John Stow: „The Survey of London containing the original increase of modern state and governement of that city", London 1663.)

Muß es uns nicht nach den wenigen hier angeführten Beispielen der geschichtlichen Entwicklung der gewerblichen Prostitution wirklich als zutreffend erscheinen, wenn sich einige Forscher so weit hinreißen lassen, die Prostitution als eine kulturelle Notwendigkeit hinzustellen, sie etwa ähnlich zu beurteilen und zu bewerten, wie dies im alten Griechenland geschah: als

eine Entlastung der Ehegattin auf der einen Seite, als ein absolut dringendes Lebensbedürfnis der Männer auf der anderen Seite!

Wir wollen die Frage der Existenzberechtigung dieser Einrichtung an anderer Stelle eingehend beantworten, können jedoch nicht umhin, schon hier das Schuldmotiv für das Bestehen und Überhandnehmen der Prostitution zu allen Zeiten und in allen Ländern dem männlichen Geschlechte zuzuschreiben; ihm, das die Gesetze machte, die Gesetze gab, müßte es doch bei wirklich gutem Willen in dieser oder jener Zeitepoche, in diesem oder jenem Lande leicht geworden sein, dieses „Grundübel jeglicher Zivilisation" vollständig auszurotten, soferne hiezu der ehrliche Wille vorhanden gewesen wäre.

Wie hoch, wie wichtig aber mußte dieses Grundübel stets gewertet worden sein, wenn die Prostitution da und dort sogar Schutz und Schirm bei Regierung, Staatswesen und Gesetz fand!

Das beste Beispiel über die Auffassung von Zweck und Wesen der öffentlichen Prostitution liefert uns Japan, wo die Zahl der in etwa 2000 Freudenhäusern untergebrachten Dirnen auf nahezu eine halbe Million geschätzt wird. Es ist wohl kaum möglich, eine genauere Schilderung des Prostitutionswesens in Japan zu liefern, als sie in Moll's „Handbuch der Sexualwissenschaften" gegeben ist; und so will ich mich denn auf die Wiedergabe des dort Gesagten beschränken:

„Nicht nur jede größere Stadt oder Handelsplatz besitzt zahlreiche Bordelle, sondern auch jedes Dorf weist deren mehrere auf. Sie führen die Bezeichnung Yoshiwar, Youowa, Kouromoni. Es sind dies oft die schönsten und prächtigsten Häuser im Lande, sie stehen nicht selten in Verbindung mit Tempeln und sind, was uns wundernehmen wird, gleichsam Staatsinstitute. Die Prostituierten bilden in Japan eine besondere Kaste, deren Entstehung auf mehrere Jahrhunderte zurückreicht und durch Gesetz und Sitte geschützt wird. Der Staat kauft die jungen Mädchen auf, läßt sie in allerlei Künsten ausbilden und auf ihren künftigen Beruf vorbereiten. Es sind die Töchter armer Leute oder Waisen, die zur Prostitution herangezogen werden. Sie werden von den Eltern oder deren Stellvertretern an gewisse Häuser verkauft oder vermietet. Hier erhalten sie Ausbildung in allerlei Fertigkeiten, wie Schreiben, Lesen, Singen, Samisspielen, vornehmem Benehmen und anderem mehr. Die älteren Kurtisanen, die sogenannten Oiran, unterrichten die jüngeren, die für sie gleichsam die Zofen abgeben, da sie sie zu bedienen und Handreichungen zu machen haben. Oft genug kommen die jungen Mädchen schon im zartesten Kindesalter in diese Häuser, doch erst mit vierzehn Jahren dür-

fen sie preisgegeben werden. Mit dem siebenundzwanzigsten Lebensjahre erhalten sie ihre persönliche Freiheit wieder, falls sie nicht früher durch Freikauf in privaten Besitz übergehen oder sich verheiraten. Man wird vielleicht staunen, zu hören, daß die Prostituierten in Japan unschwer einen Mann bekommen, denn es ist hier gang und gäbe, daß sie, wenn sie ihre Zeit gleichsam abgedient haben, in den Hafen der Ehe einlaufen.

Die Mehrzahl der ärmeren Japaner bezieht aus den Freudenhäusern ihre Ehefrauen. Der Japaner nimmt an dem Gewerbe der Prostitution im allgemeinen keinen Anstoß. Die Schuld seines früheren Lebenswandels wird nicht dem Mädchen, sondern dessen Eltern zugeschrieben; denn sie waren es, die gleichsam unter dem Drucke der Not ihre Töchter solchem Lebenswandel zuführten, sie an Bordelle verkauften; die Mädchen können daher nicht dafür verantwortlich gemacht werden.

Nach den Lehren des japanischen Sittenlehrers Kaibara Ekken, dem wir eine Zusammenfassung der im Volke schon lange bestehenden Auffassung über Frauenmoral (in dem Werke „Oma Daigartu") verdanken, bestehen die Haupttugenden eines Weibes in unbedingter Unterordnung unter die elterliche Autorität, Selbstaufopferung, in Zurückhaltung, Bescheidenheit, Nachsicht, kurz, Uneigennützigkeit im weitesten Sinne. Wer sich diese Tugenden zu erfüllen bemüht, der erfreut sich der Hochschätzung der Mitwelt, und so kommt es, daß man in Japan die Mädchen der Freudenhäuser nicht verachtet, sondern sie eher bemitleidet und sogar hochschätzt. Einzelne derselben haben einen gewissen Einfluß auf die Literatur und Kunst auszuüben gewußt, Künstler von Bedeutung wie Yoshitoshi, Kitagawa und Utamaro haben es nicht für unter ihrer Würde stehend erachtet, Darstellungen aus dem Leben des Yoshiwara und ihrer Bewohner gleichsam zu ihrer Spezialität zu machen. Japanische Bücher bringen die Lebensbeschreibung einiger berühmter Prostituierten, sowie ihre Porträts; von einer derselben heißt es da: „Sie hat ihren Körper befleckt, aber nicht ihr Herz"; eine andere wird als der „Lotos im Moraste" bezeichnet. Jedoch darf man, wenngleich die Kurtisanen in Japan sich eines gewissen Ansehens erfreuen, deshalb nicht glauben, daß sie ein gesellschaftlich hohes Niveau einnehmen; die bessere Gesellschaft schätzt sie keineswegs hoch ein, verachtet sie aber auf der anderen Seite auch nicht, wie dies bei uns der Fall ist. Man bemitleidet sie eben nur, da sie sich nicht aus Neigung oder auf eigenen Wunsch solchem Gewerbe hingegeben haben, sondern vielmehr auf Befehl der Eltern. Die Bezeichnung für eine Prostituierte in Japan ist daher keineswegs eine herabwürdigende, wie bei uns etwa die

Worte „Hure“ oder „Metze“, sondern eine höchst dezente: Man nennt sie „Zeitweib“ oder „Stundenehefrau“. Früher war es nämlich Sitte, daß diese Mädchen dem Fremden auf eine gewisse Zeit gleichsam angetraut wurden; er ging mit ihnen eine Zeitehe ein. Diese Überlassung der Mädchen war mit gewissen Zeremonien verknüpft, die denen bei der Heirat glichen; im Empfangsraume wurde dem Gaste dreimal Reiswein dargereicht, wie bei den wirklichen Hochzeiten, dann erschien das Mädchen mit der Schinzo, und das Paar wurde unter Hersagen der gebräuchlichen, konventionellen Redensarten vereint. Auf diesen uralten Brauch der Zeitehe dürfte auch die Bordellvorschrift zurückzuführen sein, daß kein Fremder sich länger als 24 Stunden in einem Freudenhause aufzuhalten habe.

Wie ich schon hervorhob, ist das Prostitutionswesen in Japan von der Regierung strenge geregelt. Die Prostituierten sind gezwungen, ausschließlich in bestimmten Stadtvierteln zu wohnen, anderwärts dürfen sie sich nicht zeigen, und wenn sie aus irgendeiner verwandtschaftlichen Rücksicht einmal das Quartier verlassen, werden sie von einer Person begleitet. Das hindert jedoch nicht, daß auch in Japan die heimliche Prostitution gedeiht. Die Besitzer der Freudenhäuser bilden eine geschlossene Zunft, welche einen Direktor aus ihrer Mitte wählt und selbst für Aufrechterhaltung der polizeilichen Vorschriften Sorge trägt. In der Hauptstadt Tokio gibt es mehrere solcher Bordellviertel. Das berüchtigste ist das bekannte Yoshiwara, ein bestimmter Stadtteil, der von Gräben umgrenzt wird, und nur mittels einer einzigen Brücke betreten werden kann. Das Zugangstor trägt die poetische Inschrift: „Ein Frühlingstraum, wenn die Straßen voll Kirschblüten sind, eine Herbststimmung, wenn die Straßen auf beiden Seiten mit hellen Laternen umsäumt sind.“ In diesem Stadtviertel sollen allein nahezu 3000 Prostituierte wohnen.

Yoshiwara bedeutet ursprünglich Binsenmoor, eine Bezeichnung, die von einem tief gelegenen, moorigen Terrain herrührt, auf welchem bereits im Jahr 1617 die ersten Bordelle entstanden. Später hat man diesen Namen in poetischer Weise durch anderweitige Ableitung (Yoshiwara) als Moor des Glückes ausgelegt. Schon im siebzehnten Jahrhundert wurden von der Regierung Vorschriften erlassen, die sich auf die Form der Häuser und deren Beschaffenheit, die Aufnahme und Kleidung ihrer Insassen, die Erlaubnis, das Viertel zu verlassen u. a. m. bezogen. Leider ließen alle diese Gesetze immer noch genügend Lücken, um die gewerbsmäßigen Kuppler, welche die Mädchen im Lande stahlen und in grausamster Weise ausbeuteten, straflos ausgehen zu lassen. Erst im Jahre 1872 wurden neue Verordnungen erlassen, welche die Freiheit der

Mädchen verbürgten, ihr Verhältnis zu den Bordellwirten regelten und für hygienische Verhältnisse in den Häusern Vorkehrungen trafen. Das Yoshiwara ist durch regelmäßig verlaufende Straßen eingeteilt. Innerhalb derselben war es bis zum Jahre 1872 nicht erlaubt, die Häuser höher als zwei Stock hoch zu bauen. Mit diesem Jahre fiel die Bestimmung und seither sind in schneller Folge mehrstöckige Häuser entstanden, von denen manche sogar ein palastähnliches Aussehen aufweisen. Da gewährt es für Fremde des Abends ein wirkliches Schauspiel, das wahrscheinlich in keinem Lande seinesgleichen haben dürfte, aber in geringerem Grade in japanischen Provinzialstädten sich wiederholt.

Geschmückt mit farbenprächtigen Gewändern sitzen die Mädchen in Reihen vor goldenen Schirmen in käfigartigen Räumen, denn von der Außenwelt sind sie durch wirkliche Holzstäbe abgesperrt. Etwa in den letzten Jahren des achtzehnten Jahrhunderts bildete sich die Sitte aus, die Vornehmheit der Bordelle schon äußerlich durch die Höhe ihrer Gitterstäbe zum Ausdruck zu bringen. Bei Häusern der ersten Klasse reichten die Gitterstäbe bis zur Decke, bei denen der zweiten Klasse waren sie kürzer und schmäler und bei denen der niedrigsten, der dritten Klasse liefen sie nicht vertikal, sondern horizontal. Seit dem Jahre 1872 stellen die Häuser der beiden vornehmsten Klassen ihre Mädchen nicht öffentlich aus, höchstens findet man bei den einen ihre Photographien vor den Häusern aufgehängt; andere tun dies nicht einmal. Etwaige Besucher müssen sich an eines der Teehäuser wenden, die zur Vermittlung zwischen den Gästen und den Freudenhäusern erster und zweiter Klasse dienen. Der Besucher erhält auf seinen Wunsch die Photographien der Mädchen vorgelegt, nach denen er seine Auswahl treffen kann. Er wird dann in das gewünschte Freudenhaus geleitet. Bei den Bordellen dritter Klasse ist dieser Umweg nicht erforderlich; hier wählt sich der Besucher das Mädchen seines Geschmackes hinter den Gittern aus. Da das ganze Yoshiwara-Viertel besonderer polizeilicher Aufsicht untersteht, so herrschen hier vollkommene Ordnung, musterhafte Ruhe und absolute Sicherheit. Die öffentliche Scham wird durch das sich hier abspielende Treiben keineswegs verletzt. Die Prostituierten kennzeichnen sich durch die zahlreichen Nadeln, die sie im Kopfhaar tragen. Auch pflegen sie sich als Abzeichen ihres Gewerbes die große Schleife des Gürtels, die sonst über dem Hinterteil sitzt, nach vorne zu drehen, so daß sie über dem Schoß zu liegen kommt. In größeren Städten sind an den Häusern Laternen ausgehängt, welche mit dem Wappen des betreffenden vornehmen Mädchens geschmückt sind. Es gibt sogar Bücher, in welchen sich La-

ternen, das Wappen und der Schirm, der vornehmen Prostituierten auf ihren Gängen vorangetragen wird, nach Art eines Verzeichnisses aufgeführt finden." – –

Es wäre ganz falsch, zu glauben, daß die Prostitution schon in ihren Uranfängen mit den überfeinerten Ansprüchen hoher Kultur zusammenhänge; finden wir doch selbst bei den rohesten Völkerschaften Asiens, Afrikas und Amerikas unzweideutige Beweise dafür, daß die Frauenspersonen um des Erwerbes willen ihren Körper jedem beliebigen Manne preisgaben. In dem schon oft zitierten Werke von Ploß-Barthels wird ebenso von Völkerschaften berichtet, bei denen die jungen Mädchen zu anderen Stämmen wandern, um durch Prostitution ihre Mitgift zu erwerben, und dann als reiche, heiratsfähige, vielbegehrte Kaufobjekte wieder zur eigenen Sippe zurückkehren, als auch jener Völker Afrikas Erwähnung getan wird, deren Männer es für selbstverständlich finden, ihre eigenen Gattinen einem Fremden anzubieten, wofern er nur reich ist und bezahlen kann! Wie wir gerne bereit sind, die Naivität dieser rohen Völker gar zu hoch zu bewerten, wollte und will man diese Art der Prostitution als eine bloße Abart jener Prostitution hinstellen, die unter dem Namen der gastlichen Prostitution allüberall angeführt erscheint. Den Berichten einiger Ethnologen zufolge sollen nämlich bei manchen Völkerschaften Afrikas und Asiens, ebenso wie bei den Eskimos die Sitten bestehen, daß der Familienvater einem bei ihm einkehrenden Gaste selbstverständlich sein Lager, und mit diesem sein Weib und seine Tochter zur Verfügung stellt. Ja es wird sogar berichtet, daß es für den Gastgeber keine größere Beleidigung gebe, als wenn dieses Angebot aus irgend einem Grunde abgelehnt wird. Ein Brauch, der im übrigen heute noch bei einigen Volksstämmen Sibiriens und Westrußlands geübt werden soll.

Die Prostitution der Gegenwart.

Die gewerbliche „öffentliche" Prostitution – Reglementierung – Das Bordell – Leben und Treiben im Bordell – Die freie Dirne – Die sanitäre Kontrolle – Der Abolitionismus.

Wie steht es nun mit uns hochkultivierten Völkern, wie mit der Frage der Prostitution in unserer Zeit, die doch so fernab von den Zeiten des alten Rom, fernab von den Zeiten des Hexenprozesses liegt?! Die Sache an sich blieb dieselbe, wenn sich auch Form und äußere Aufmachung geändert haben.

Wenn wir den Stand der modernen Prostitution erötern wollen, müssen wir unser Augenmerk zu allernächst dahin richten, daß die Jetztzeit über zwei voneinander scheinbar streng geschiedene, und dennoch einander sehr nahe verwandte Arten der Prostitution verfügt. Auf der einen Seite die öffentliche gewerbliche Prostitution, auf der anderen Seite jene geheime Prostitution, die vom weiblichen Geschlecht so ungerne anerkannt und zugestanden sein will.

Die von uns an früherer Stelle wiedergebene Definition des Prostitutionsbegriffes beinhaltet zwei Hauptmomente: Auf der einen Seite den wahllosen Wechsel der männlichen Kundschaft, auf der anderen Seite die gewerbliche Hingabe. Wir haben diese Definition in voller Erkenntnis ihrer Unzulänglichkeit nur aus dem Grunde angeführt, weil wir durch sie vorerst nur einen Begriff über das Wesen der Prostitution gewinnen konnten.

Wie wir aber an der Hand unserer weiteren Betrachtung zu erkennen Gelegenheit haben werden, unterliegt der Prostitutionsbegriff dem Einflusse so vieler und so grundverschiedener Faktoren, daß seine Erklärung mit einer so einseitigen Definition absolut nicht abgetan werden kann.

Die ganze Frage mag ja in ihrem Effekte – nur von den beiden Momenten des Gelderwerbes und des Wechsels betrachtet – diese Art der Definition gestatten; die große Zahl der verschiedenen Grenzfälle aber ebenso wie der Standpunkt, von dem aus die Betrachtung geschieht, drängen zu der Untersuchung, ob dem Begriffe der Prostitution nicht allzuweite Grenzen eingeräumt wurden?!

Das Wesen der Prostitution liegt meines Erachtens nach in dem tierischen oder besser gesagt rein körperlichen Moment. Diese Ansicht geht Hand in Hand mit all jenen Betrachtungen, die von dem Standpunkte der Ethik diktiert werden. Jeder edel denkende, wirklich hochstehende und fühlende Mensch muß die körperliche Vereinigung zweier Individuen, den von der Natur aus einzig und allein zum Zwecke der Fortpflanzung gedachten Begattungsakt, als höchstes, größtes und herrlichstes Empfinden der Menschheit hinstellen. Wir, die wir durch die Gottesgabe der Vernunft so hoch über allen Tieren stehen, wir sollten doch niemals unsere Vernunft vergessen können, sollten eigentlich niemals so tief herabsinken, daß wir der Sklaverei des rein tierischen Geschlechtssinnes erbarmungslos anheimfallen.

Wir sollten vom ethischen Standpunkte aus betrachtet, eine solche Sklaverei nur dann auf uns nehmen, wenn wir den Zweck der Natur, die Erhaltung unserer Rasse dadurch zu erfüllen glauben!

Hans Sebald Beham (1500—1550): Frauenbad
Holzschnitt

Kyonaga: Badende Frauen
Japanischer Holzschnitt

Weibliche Badeszene von einst

Lithographie von Honoré Daumier

Wo in aller Welt gäbe es einen Menschen, der sein eigen Fleisch und Blut, der sein Kind lieben könnte, wenn er es bar jeglichen Gefühles, jeglicher Verantwortlichkeit gegen Welt und Rasse gezeugt hätte. Die Institution der Ehe ist, wie ich schon anderen Ortes sagte, eine uns Menschen von Religion und Moral aufgedrängte, diktierte Form des Zusammenlebens, eine gewissermaßen als Vergewaltigung des Willens aufzufassende Institution, soferne wir das Moment der Unlösbarkeit der katholischen Ehe bedenken. Doch auch hier heiligt der Zweck die Sache; und der Zweck bleibt die Erhaltung der menschlichen Rasse. Es gibt Menschen genug, welche auch die Ehe als eine Art gesetzlich sanktionierter Prostitution hinstellen wollen; jene Ehe, welche zwei gar nicht zueinander passende Individuen aneinanderkettet. Dieselben Menschen sind es aber auch, die ein außereheliches Liebesverhältnis von kürzerer oder längerer Dauer durchaus nicht als Prostitution anerkennen wollen.

Die gewerbliche Hingabe einer Frau an wahl- und zahllos aufeinander folgende Männer! Diese Erläuterung des Prostitutionsbegriffes hat meines Erachtens nach ausschließlich nur für die öffentliche Prostitution, deren Schulbeispiel – wenn ich so sagen darf – die öffentliche Straßendirne darstellt, Geltung. Die verschiedenen Länder, die verschiedenen Zeiten finden es für angemessen, die öffentliche Prostitution durch gewisse Vorschriften und Gesetze zu reglementieren. Eine Art von Kontrollsystem, das von zweierlei Gesichtspunkten aus betrachtet, Schutz und Schirm gegen die Prostitution bilden soll; vom Standpunkte der öffentlichen Sittlichkeit auf der einen, vom Standpunkte der sanitären Fragen auf der anderen Seite.

Die Reglementierung der Prostitution wandelte jahrelang auf jenen Pfaden, welche im Mittelalter eingeschlagen worden waren. Das Bordellsystem als erstes und ältestes System der Reglementierung herrscht noch heute in fast allen größeren Städten vor, genau so wie es im Mittelalter eingeführt und sanktioniert wurde.

Die sich dem traurigen Beruf einer Prostituierten hingebenden Frauenspersonen wurden und werden heute noch verpflichtet, in ganz bestimmten Häusern, in Freudenhäusern, d. i. Bordellen zu leben, und dort ihre Geschäfte abzuwickeln. Diese Bordelle stehen unter der Aufsicht des Bordellwirtes oder der Bordellinhaberin, die es beide natürlich auf das beste verstehen, durch die Insassinnen ihrer Häuser einen möglichst großen Gewinn zu erzielen. Die gewöhnlichste Art der Beschaffung neuer „Ware" besteht darin, daß junge, halbwüchsige Mädchen durch die lukrative Art des Mädchenhandels, wie er heute noch vornehmlich in England und Südamerika betrieben wird,

den Bordellinhabern von Agenten zugeführt werden. Der Kaufpreis für solche Ware schwankt nach Alter, Erziehung, Jungfräulichkeit und Schönheit und dergleichen mehr. Es erscheint mir unbedingt nötig, eine kleine Schilderung des Bordellebens als solchen anzuführen, um so ein Bild dieser traurigen Verhältnisse geben zu können.

Mit dem Betreten des Bordells wird aus dem bisher noch frei gewesenen Menschenkind im wahrsten Sinne des Wortes eine rechtlose Sklavin des Bordellwirtes. Anfangs von dem Glanze und der, von schäbigster Eleganz bis zum höchsten Luxus wechselnden Einrichtung geblendet, glaubt die neue Insassin nunmehr ein neues, schönes, sorgloses Leben beginnen zu können. Doch die Sklaverei beginnt in demselben Moment, in dem sich die Tür hinter dem neuen Opfer geschlossen hat. Denn mit derselben Minute schon setzt eine Verschuldung des Mädchens ein, die von Stunde zu Stunde zunimmt, da ja der Bordellinhaber die Sorge für Kleidung, Wohnung und Erhaltung des Mädchens übernommen hat und die einzelnen Posten zweckentsprechend hoch ansetzt. So hoch, daß es trotz des größten „Fleißes" dem Bordellmädchen nicht möglich wird, auch nur einen Teil der aufgelaufenen Schulden jemals abarbeiten zu können. Das Wort „abarbeiten" ist wörtlich aufzufassen; denn, wenn auch dem Mädchen in den Vormittagsstunden Ruhe gegönnt ist, wird es mit einbrechender Dunkelheit in leichte, durchsichtige Gewänder gekleidet, muß in dem sogenannten „Salon" erscheinen, und hier beginnt die „Arbeit".

Das Mädchen muß mit den mehr oder minder zahlreich anwesenden Gästen schäkern, tanzen und in erster Linie trinken. Bildet doch die Verabreichung geistiger Getränke mit einen Hauptverdienstzweig des Bordellbetriebes. Denn abgesehen von den übermäßig hoch angesetzten Preisen für die verabreichten Getränke geraten ja die Gäste durch reichlichen Alkoholgenuß so recht in Stimmung! Und wenn dann von einem bezechten, mitunter volltrunkenen Gaste auf eines der Freudenmädchen die Wahl gefallen ist, dann muß es mit ihm auf sein Kämmerchen verschwinden und ihm dort in jeder Beziehung zu Gebote stehen. Die Art der Arbeit, sowie die Qualität der Kundschaft wechseln nach dem Rang des Bordelles. So finden wir in den einschlägigen Werken Angaben, die besagen, daß in einem gut besuchten Bordell jedes Mädchen täglich ungefähr zwanzig bis dreißig Männer zu empfangen und zu befriedigen habe. Ja, es soll sogar anläßlich von Festversammlungen, Kongressen und ähnlichen Veranstaltungen vorkommen, daß ein Mädchen innerhalb vierundzwanzig Stunden fünfzig Männer empfangen muß. Wie überhaupt der Betrieb, der Geschäftsgang solcher Bordelle an das Renommee, an seine Gäste und

an Feste gebunden scheint! Den verschiedenen Sitten und Ansprüchen entsprechend, arten die anfangs bloß einleitenden Unterhaltungen im Salon, das Animieren und Kneipen, manchmal in wüste Orgien aus; aus den einzelnen Mädchen und Gästen bildet sich alsbald eine große „Sexualfamilie" – wenn ich mir dieses Wort erlauben darf – in der jedes Weib jedem Manne und umgekehrt gehört. Selbstverständlich ist es, daß der Bordellinhaber darauf hält, daß die Mädchen den Verdienst, der allmählich zu einer bestimmten „Taxe" geworden ist, auch pünktlich abführen. Der Verdienst wird von den aufgelaufenen Schulden beständig abgeschrieben; dem Mädchen selbst bleibt aber für eigene Bedürfnisse nichts übrig, da die Schulden merkwürdigerweise stets höher sind als der Verdienst – selbst bei größtem Fleiße – jemals werden kann.

Wie ich schon bemerkt habe, gibt es verschiedene Klassen von Bordellen, die in den Hafenstädten auf den Rang primitivst eingerichteter Animierkneipen herabsinken und dementsprechend auch die qualitativ schlechtesten, d. h. ältesten und ausgedientesten Weiber beherbergen.

Erwähnen will ich noch, daß es zu den Regeln der meisten Bordelle gehört, daß die Mädchen niemals frei ausgehen dürfen; wohl deshalb eingeführt, weil die Besitzer fürchten, daß eines oder das andere dieser Mädchen denn doch aus dieser europäischen Sklaverei zu entfliehen trachten könnte. Wohl haben sich die Polizeiverordnungen der verschiedensten Städte des Bordellwesens ganz besonders angenommen und haben ihre sanitären und sittenpolizeilichen Maßnahmen auf strengste Beobachtung und Überwachung der einzelnen Bordelle eingestellt; desgleichen existieren in den polizeilichen Vorschriften für die inspizierenden Beamten Weisungen, die Mädchen über die Behandlung von seiten des Wirtes eingehend zu befragen und allfällige Klagen entgegennehmen. Wo aber gab oder gäbe es ein Mädchen, das es wagen würde, sich zu beklagen?!

Die sanitären Maßnahmen gehen in der Regel dahin, daß die Insassinnen der Bordelle zweimal wöchentlich von einem Amtsarzte auf das Vorhandensein von Geschlechtskrankheiten untersucht werden.

Wiewohl die Männerwelt gerade wegen dieser regelmäßigen Untersuchung der Bordelle sich vor einer Ansteckung sicher und geborgen wähnt, sind gerade solche Häuser als Seuchenherd zu betrachten, und zwar mit Rücksicht auf die große Zahl der dort verkehrenden Männer einerseits, mit Rücksicht auf die Unzulänglichkeit der ärztlichen Untersuchung anderseits. Freudenhäuser, gleichsam Brutstätten von Geschlechtskrankheiten! Doch davon später.

Von dem Bedenken ausgehend, daß man die Prostituierten, wenn schon nicht in Freudenhäusern, so doch irgendwie auf gewisse Teile der Städte konzentrieren müsse, entwickelte sich die zweite Art der Reglementierung in dem Sinne, daß die Prostituierten dazu verhalten wurden, ohne Bordellbetrieb in ganz bestimmten Häusern zu leben.

Das heißt, daß jede Prostituierte das Recht hat, in von der Behörde bezeichneten Häusern zu wohnen und dort ihre Gäste zu empfangen, also in eigener Regie ihr Geschäft zu führen. Nach und nach wurden auch die bestimmten, früher durch Aushängeschilder kenntlich gemachten Häuser aufgelassen und die Lustmädchen veranlaßt, in ganz bestimmten Straßen ihr Quartier zu suchen, eine Einrichtung, die sich auch heute noch in fast allen Hauptstädten des Kontinentes nachweisen läßt. So verfügen Wien, Berlin, Hamburg, London, Paris über Hurengassen, die der Portier jedes Hotels den männlichen Fremden auf Verlangen namhaft macht. Gassen, in denen viele halbwüchsige Burschen umherstreifen, Gassen, vor deren Betreten sich anständige Frauen und von sorgsamen Müttern behütete Töchter scheuen. Und endlich die frei wohnende Dirne, die überall, wo es ihr paßt, ihr Quartier suchen kann, die, wo immer sie will, ihren Beruf ausüben kann.

Ich unterlasse es hier absichtlich, über das Leben der frei wohnenden Dirnen zu sprechen. Ihr Quartier durchläuft von dem elend eingerichteten Kabinett der Vorstadt bis zur luxuriös eingerichteten Wohnung der feinen Dirne alle Stufen und steht in unmittelbarem Zusammenhang mit der Kategorie ihrer Bewertung.

Zum Wesen der Reglementierung der Prostitution gehört aber nicht bloß die polizeilich geregelte Wohnungsvorschrift, sondern auch die strikte und permanente Beaufsichtigung der Prostituierten in sanitärer Beziehung.

Die sanitäre Beaufsichtigung, oder wie sie so schön heißt, die „sanitäre Kontrolle" stammt aus Frankreich, woselbst sie erstmalig im Jahre 1684 eingeführt wurde, zu jener Zeit, da das rasche Überhandnehmen der Lustseuche furchtbare Dimensionen angenommen hatte.

Man wollte durch Untersuchung der Prostituierten das Vorhandensein irgendeiner Geschlechtskrankheit konstatieren und durch Entziehung einer kranken Dirne aus ihrem Berufe eine Weiterverbreitung, eine Weiterübertragung einer Infektionskrankheit verhüten. Interessant ist es, daß Bretonne im Jahre 1790 den Vorschlag machte, die Prostituierten täglich von einer älteren, erfahrenen Prostituierten und außerdem zweimal wöchentlich von einem Arzte untersuchen zu lassen. Er dachte sich wohl hierbei, daß die Untersu-

chung durch die alte, erfahrene Kollegin gründlicher und erfolgreicher sein dürfte, als die von seiten der schon damals dienstlich überhäuften Amtsärzte!

Die sanitäre Kontrolle, mit ein integrierender Bestandteil der Reglementierungsvorschriften hat sich bis in unsere Tage in allen Städten und Kulturländern erhalten, wiewohl die Art ihrer Ausführung und Ausübung vom medizinischen Standpunkte aus gewiß als unzureichend bezeichnet werden muß.

Wenn Albert Moll in seinem Handbuche der Sexualwissenschaften sagt: „Allerdings ist die Kontrolle doch nicht so mangelhaft, wie es mitunter dargestellt wird. In Berlin z. B. sind acht Ärzte je drei Stunden und außerdem Sonntags ein Dujourarzt drei Stunden tätig. Wenn wir berücksichtigen, daß etwa 3700 Prostituierte hier eingeschrieben sind, so kommt auf jede immerhin eine Untersuchungszeit von vier Minuten, und wenn in dieser Zeit auch eine Untersuchung aller Organe in gewissenhaftester Weise unmöglich ist, so kann doch in vier Minuten mit großer Wahrscheinlichkeit eine Infektion festgestellt werden, besonders, wenn man berücksichtigt, daß öfters mikroskopische Untersuchungen des Sekretes stattfinden," – so erhellt aus dieser Darstellung trotz aller Beschönigungsversuche doch die absoluteste, durch nichts zu entschuldigende Unzulänglichkeit dieser Art von ärztlicher Kontrolle! Ich stehe auf dem Standpunkte, daß eine derartige Kontrolle nichts anderes als eine Augendienerei sei. „Vier Minuten" Untersuchungszeit und einige „hie und da" vorgenommene mikroskopische Untersuchungen kann kein gewissenhaft denkender Arzt als genügend für die Konstatierung einer Geschlechtskrankheit anerkennen! Entweder werden die ärztlichen Untersuchungen so gehandhabt, daß die Prostituierte jeden zweiten Tag gründlich klinisch vom Kopf bis zum Fuß untersucht wird, daß in jedem Falle eine mikroskopische Untersuchung des Scheidensekretes vorgenommen wird, oder sie mögen ganz unterbleiben! Was nützt es beispielsweise, wenn die an einem Montag vorgenommene Untersuchung, und noch dazu oberflächliche Untersuchung einen negativen Befund ergibt, wenn noch an demselben Tage eine Infektion mit Tripper stattfindet und wenn bis zur nächsten Untersuchung etwa vier bis fünf Tage vergehen?! In dieser Zwischenzeit hat die Prostituierte weiter ihr Gewerbe ausgeübt und unzählige Männer infiziert. Ich frage nochmals, was nützt eine solche „sanitäre Kontrolle"? Die Art der sanitären Kontrolle, wie sie heute noch in fast allen Städten betrieben wird, ist einfacher Betrug! Betrug an dem Staate, Betrug aber in erster Linie an den Männern. Denn der Mann sucht abgesehen von allen anderen Dingen nur deshalb die öffentliche

Prostituierte, die polizeilich kontrollierte Dirne, weil er sich durch die ärztliche Kontrolle vor jeder Infektion sicher wähnt. Arme Männerwelt!

Ebenso schlecht, ja noch viel ärger steht es um die ärztliche Kontrolle in den Bordellen. Die Literatur verfügt über unzählige Beweise dafür, daß diese Einführung der im Hause vorgenommenen ärztlichen Kontrolle durch Manöver der verschiedensten Art, durch Bestechung einerseits, durch Weiterbelassen erkrankter Frauenspersonen im Hause anderseits, zu größten Skandalaffären führte!

Von dieser Betrachtung ausgehend, erscheint die Bestrebung des Abolitionismus, das heißt die Bestrebung der Abschaffung der Reglementierung nur begrüßenswert. Es ist mit Genugtuung zu konstatieren, daß diese Bestrebung in erster Linie von Ärzten ausging, die den Nachweis erbrachten, daß die Reglementierung eine Verbreitung der Geschlechtskrankheiten — und nur von dem Standpunkte der Geschlechtskrankheiten aus ist die Frage der Prostitution zu betrachten – nicht vermindere. Die wesentlichste Unterstützung dieser Bestrebung fand die Ärzteschaft in den Führerinnen der Frauenemanzipations-Bewegung, welche die Reglementierung als eine gewaltsame Unterdrückung des weiblichen Geschlechtes deuteten, einer Versklavung gleichstellten. Und eine solche Versklavung, Vergewaltigung, Beeinträchtigung der Freiheit dieser, dem Staate hohe Steuern zahlenden, gewerbliche Prostitution betreibenden, öffentlichen Dirnen liegt ja auch tatsächlich im Wesen der polizeilichen Kontrolle. Hat sie doch Vorschriften für die Prostitution erlassen, die nichts anderes sind als die in moderne Kleidung gesteckten Hurenvorschriften des Mittelalters! Die Polizei beaufsichtigt Tun und Lassen der Dirnen, verbietet ihnen das Betreten dieser und jener Straßen, das Ansprechen von Mannespersonen, gestattet ihnen erst mit eintretender Dunkelheit, vor ihren Häusern in den ihnen zugewiesenen Gassen zu promenieren und begründet all diese Vorschriften mit der Wahrung der öffentlichen Sittlichkeit!

Öffentliche Sittlichkeit und kontrollierte Prostitution! Gibt es einen größeren Widerspruch?

Selbstverständlich ist es, daß all diese Vorschriften ebenso oft und ebenso gerne umgangen werden, wie die Vorschrift, pünktlich zu den Untersuchungen des Amtsarztes zu erscheinen. Umgehung von den Prostituierten auf der einen Seite, von den Polizeiorganen auf der anderen Seite! Von jenen ausübenden Polizeiorganen, die geradezu mit einer gewissen Wollust auf allein spazieren gehende Frauenspersonen Jagd machen und so ungezählte Mißgriffe tun.

Es gibt keine Stadt, die nicht in den letzten Jahren über derartige Mißgriffe, über derartige unangenehme Affären berichten könnte, Affären, die anständige und ganz unschuldige Damen in die unangenehmsten Situationen gebracht haben.

Die Bestrebungen des Abolitionismus fanden und finden in der jüngsten Zeit aber auch durch die maßgebende Kompetenz der Polizeibehörden nicht bloß Beachtung, sondern im gewissen Sinne sogar Unterstützung; dies umsomehr, als auch diese Behörden die Unzweckmäßigkeit der Reglementierung einsehen lernten. Die beispielsweise in Wien durchgeführte Schließung der noch am 1. März 1921 bestandenen Bordelle ergab die Erkenntnis, daß diese ihren Zweck nie erfüllt hatten, daß sie schlecht besucht waren und nur noch als dunkle Zufluchtsstätten des Mädchenhandels dienten.

Der Vorstoß der Behörden gegen die Reglementierung, der in manchen Staaten bereits ein sympathisch zu begrüßendes Ergebnis zeitigt, findet seine Begründung darin, daß der Kampf nicht dem Gewerbe, sondern nur dessen bösen Folgen, den Geschlechtskrankheiten zu gelten habe. Der Polizist hat nicht die Prostitution als solche, er hat bloß deren strafrechtliche Auswüchse wie etwa Zuhälterei, Kuppelei, Mädchenhandel zu verfolgen!

Ursachen der Prostitution.

Der Mann und die Prostitution – Kinderjahre – Materielle Not – Arbeitsscheu – Putz- und Vergnügungssucht – Das böse Beispiel – Das uneheliche Kind – Das „gefallene" Mädchen.

Nachdem wir in großen Zügen das Wesen der öffentlich kontrollierten Prostitution beleuchtet haben, wollen wir Leben und Gepflogenheiten, Wesen und Charaktereigentümlichkeiten der Dirnen selbst etwas eingehender studieren.

Zu allernächst müssen wir uns klar darüber werden, welche Beweggründe es denn eigentlich seien, die eine Frauensperson dazu bewegen können, den Beruf einer Prostituierten zu wählen.

Als Grundbedingung, als elementarste Tatsache sei hingestellt, daß jedes dieser Wesen unstreitbar ein gewisses Defizit an ihrer ethisch-sittlichen Veranlagung aufweist; denn ohne dieses ließe es sich absolut nicht deuten und erklären, daß ein Weib so tief sinken, sich selbst so weit vergessen kann, daß es jegliche Weiblichkeit in sich selbst erstickt, daß es bewußt aufhört, Mensch zu sein und sich zum Lustobjekt anderer umwandelt. In dem Worte „bewußt'

liegt, wie ich glaube, der Kernpunkt der ganzen Frage! Ist auch gewöhnlich der erste Schritt zur Prostitution bewußt, unbewußt bleibt jedem dieser weiblichen Wesen die endlose Kette der Erniedrigung, der Selbstverleugnung des eigenen Ichs; unbewußt ist und bleibt auch die steile Linie, die von diesem ersten Schritte unaufhaltsam in die tiefsten Tiefen menschlichen Lebens führt und führen muß.

Mag es sich um eine Soldatendirne oder um eine Grand-Kokotte handeln, der Weg ist stets derselbe!

Das Studium der vielen über Prostitution erschienenen Werke bringt immer wieder eine ganze Aufstellung verschiedenster Gründe und Ursachen, die für die Prostitution verantwortlich gemacht und gewöhnlich auf seiten des Weibes gesucht werden.

Wir wollen sie alle berücksichtigen und besprechen! Wir suchen aber die Ursache der Prostitution nicht beim Weibe allein!! Wenn der Mann nicht wollte, gäbe es keine Prostitution! Der Mann will und das Weib folgt! Der Mann liebt die Abwechslung und glaubt seine polygame Veranlagung nicht verbergen, nicht zurückhalten zu müssen. „Andere Städtchen, andere Mädchen!" Kongresse, Ausstellungen, Versammlungen, sie werden deshalb gleich den mittelalterlichen Fastnachtsspielen, den Konzilen, zu den gesuchtesten Anziehungspunkten für das Dirnenvolk, weil die Männer bei solchen Gelegenheiten „nach getaner Arbeit" – Dirnen suchen.

Wo keine Nachfrage, da gibt es auch keine Ware. Der Mann frönt der Abwechslung, er frönt dem Alkohol, er frönt der Tradition! Verlacht, als abnormal bezeichnet wird schon der junge, kaum noch reife Mann von seinen Altersgenossen, wenn er – ein weißer Rabe – keusch sein und keusch leben wollte, wenn er nicht möglichst bald zu „leben" begänne. Es gehört bei der männlichen Jugend geradezu mit zur „Bildung", zur vollen Anerkennung von seiten der Mitwelt, möglichst früh geschlechtlichen Verkehr zu pflegen. Und wo könnte der Mann diesen besser, billiger, bequemer und, wie er glaubt, gefahrloser finden als in den Armen einer Dirne. Dort schützt ihn ja die Polizei vor Beraubung, der Amtsarzt vor Ansteckung, dort schützt er sich selbst vor einem unehelichen Kinde mit all den unangenehmen Folgeerscheinungen, dort findet er für Geld alles, was er sucht!

Auf diese, ich möchte sagen, traditionelle voreheliche und uneheliche Ausübung des Geschlechtsverkehres ist es auch zurückzuführen, daß so viele Männer unverheiratet bleiben, daß sie sich – vielleicht mit einer gewissen Berechtigung – vor allen Unannehmlichkeiten einer Ehe hüten.

Finden sie doch einen schönen Ersatz in der Prostitution!

Ist es wirklich wahr, daß die Prostitution als notwendiges Übel geduldet werden muß!? Wird dieses „notwendige" Übel nicht weit eher von den Männern geschützt und gezüchtet?

Fort mit aller Heuchelei, mit aller Unwahrheit!

Die Grundursache der Prostitution liegt in erster Linie in dem Unwillen der Männer, sie zu bekämpfen und auszurotten.

Mehr als bei den gewerblichen Prostituierten werden wir dies bei der geheimen Prostitution nachzuweisen imstande sein. – –

Und nun erst zum Weibe selbst!

Alle die im nachstehenden angeführten Gründe, die bisweilen bloß als auslösende Momente ins Auge gefaßt werden müssen, gehen letzten Endes doch immer auf einen Mangel in der Erziehung, auf irgendeinen Fehler in der Charakteranlage schon während der Kinderjahre zurück. Man ist gerne geneigt, die schlechten sozialen Verhältnisse, unter denen Mädchen aufwachsen, die vielen schlechten Sittenbilder, die sie zur Zeit ihrer Entwicklung im Elternhause sehen, für die spätere Prostitution verantwortlich zu machen. Und dies mit Recht, so weit es sich um Mädchen des Proletariates handelt.

Diese sind von frühester Jugend an Zeugen unmoralischer Gespräche und Handlungen ihrer Eltern, der Afterparteien, Bettgeher, da sich das Leben all dieser Menschen dichtgedrängt in engsten Räumen abspielt. Bald werden sie selbst ein Opfer der vielen schlechten Beispiele, bald und leicht ahmen sie, die ohne Aufsicht heranwachsen – die Eltern sind ja tagsüber in Arbeit –, diese Beispiele nach; bald ist der erste Schritt getan und mit ihm jener Pfad betreten, von dem es kein Zurück gibt.

Als zweiter Faktor der sozialen Ursachen kommt die materielle Not solcher Kinder des Proletariates in Betracht, die, kaum den Entwicklungsjahren entwachsen, oder aber schon während dieser, mithelfen müssen, das Haus zu erhalten.

Wie elend aber sind die Löhne, die solch jungen Mädchen von den Arbeitgebern gewährt werden, mögen sie in welchem Berufszweige immer arbeiten! Wie groß ist auf der anderen Seite die Verführung, der ununterbrochen wirkende sexuelle Reiz von seiten der vielen, im selben Betriebe arbeitenden Männer und jungen Burschen! Als oberste Macht aber das Verlangen nach Schönheit, die Sucht nach schöner Kleidung, nach einer Masche, nach schönen Schuhen! Und der Lohn reicht eben für das nackte, einfachste Leben!

„Darüber, daß die Löhne für weibliche Arbeiter zur Bestreitung der wichtigsten Lebensbedürfnisse nicht ausreichen, herrscht nur eine Stimme.

Eine große Anzahl von Arbeiterinnen im Sinne derer, die da ausrufen, ‚arbeitet, so braucht ihr keine Lustmädchen zu werden!' arbeitet tatsächlich vom frühen Morgen bis in die späte Nacht hinein mit Aufopferung ihrer Gesundheit; aber sie ist dennoch nicht imstande, sich so viel zu erarbeiten, um ihre wichtigsten Lebensbedürfnisse befriedigen zu können. Was soll diese beginnen, um das herbeizuschaffen, was nötig ist, um den ihre Existenz bedrohenden Abgang am Verdienst zu ersetzen? Wollten diese Armen tugendhaft bleiben, so müßten sie einen so hohen Grad von moralischer Kraft besitzen, der es ermöglichte, der langsamen Aufzehrung ihrer Lebenskräfte ganz apathisch zusehen zu können. Da aber die Liebe zum Leben selbst des Bettlers Brust so mächtig beseelt, daß er eher die Moral als seine Existenz hinopfert, so kann es nicht überraschen, wenn auch diese so hart bedrängten Mädchen ihre sozusagen unfreiwillige Preisgabe einer sicheren materiellen Vernichtung vorziehen." (Hügel, Geschichte der Prostitution.)

Noch weit ärger wird naturgemäß die Sachlage dann, wenn das Mädchen seine Stelle verliert und plötzlich dem Gespenste der Arbeitslosigkeit gegenübersteht. Mag auch bisweilen der ehrliche Wille zur Arbeit vorhanden sein, was nützt er, wenn das Mädchen stets an verschlossene Türen pocht, wenn es keine Arbeit findet?! Wie arg schmerzt der Hunger, wie leicht kann er gestillt werden?! Ein einziger Versuch des halt- und hemmungslosen Mädchens genügt – das ehrliche Leben ist für immer verwirkt!

Der wohl größte Prozentsatz der Prostituierten rekrutiert sich aus jenen weiblichen Wesen, die alle Annehmlichkeiten des Lebens ohne Arbeit, ohne Mühe genießen wollen. Putzsucht und Koketterie, das Verlangen nach schöner Kleidung und nach reichlichem Schmuck sind ebenso maßgebend, wie der Wunsch solcher sozial nieder gestellten Individuen nach einem besseren oder schöneren Leben, der ganz ungerechtfertigte, durch keine Vernunft einzudämmende Blick nach oben, der scheele, neidvoll verlangende Blick nach Verhältnissen, nach einer Lebensführung, die aus sozialen Gründen anderen gegönnt erscheint. – Arbeitsscheu und Faulheit mit all diesen Dingen fest verknüpft, mit unbezähmbarer Vergnügungssucht gepaart! Und da zu einem schönen Leben voll Vergnügungen, voll Freuden, ohne Entbehrungen, nach weiblicher Logik in erster Linie auch schöne Kleidung gehört, hat wohl manches Mädchen um den Schandpreis einer Toilette oder eines Hutes den ersten Schritt zur Prostitution getan. Es ist ganz charakteristisch, daß sich die Mehr-

zahl der auf das eleganteste gekleideten Kokotten und Dirnen aus Mädchen jener Klassen zusammensetzt, die in ihrer Jugend wohl nicht mehr als ein Paar Schuhe und ein armseliges Kleid besessen haben dürften.

So stellt denn auch die Kategorie gewesener Dienstmädchen ein großes Kontingent in den Reihen der Prostituierten; sie, die hinter dem Waschtrog standen, Stuben fegen mußten, während ihre Herrin in schönsten Toiletten von einem Vergnügen zum anderen rauschte, sie wollen auch so schön leben und glauben die bequemste Art der Verwirklichung dieses Wunsches im Dirnenleben zu finden. Sind sie doch auch Weiber!! Vergnügungssucht, Arbeitsscheu, Putzsucht, Koketterie, mangelhafte Erziehung, alle diese Grundmotive sind hier in einem Beispiel vereint!

Eine weitere Klasse, die aber doch anders zu bewerten ist, bildet jene Menge von Mädchen, die, ohne die Basis eines sie ernährenden Berufes, das Opfer der leichtsinnigen Liebe eines Mannes wurden; Opfer eines Mannes, der sie nie geliebt oder eines wirklich liebenden Mannes! Opfer aber gleichzeitig auch der eigenen Eltern! Ich denke hier an das Beispiel, an das tausendfach sich wiederholende Beispiel jenes von ihrem Liebsten in jungen Jahren verführten Mädchens, das diese seine Liebe mit einer Schwangerschaft büßen sollte. Wochen und wochenlang trägt das arme Wesen das Geheimnis der Schande mit sich herum, bis es endlich den Mut findet, sich den Eltern zu offenbaren. Verstoßen aus dem Elternhause, in seinem tiefsten Ehrgefühl gekränkt, verfemt, gefallen, läuft solch ein Wesen, wenn es überdies noch von dem Liebsten verlassen wird, unrettbar in die Arme der Prostitution! Das Mädchen prostituiert sich in seiner Verzweiflung schon während der Schwangerschaft, vorerst nur um leben zu können; es prostituiert sich weiterhin, um das uneheliche Kind erhalten zu können. Es prostituiert sich, weil es aufgehört hat, die Mitwelt als Menschen anzuerkennen, weil es in seiner Verzweiflung einen unsagbaren Groll gegen sich selbst und gegen die erbarmungslosen Eltern empfindet, die, ihre eigene Jugend mit ihren schönen Gefühlen vergessend, nichts Besseres zu tun wußten, als das „mißratene Kind" zu verstoßen! Zur Illustrierung dieser Klasse von Mädchen und des Schicksals derselben kann ich wohl kein besseres Beispiel wählen, als jene uns von Forel in seinem grundlegenden Werke „Die sexuelle Frage" gegebene Erzählung, die er einem Herrn Wundsam aus Zürich verdankt.

„Ein Vetter von mir, damals ein junger, österreichischer Marineoffizier, kam mit mehreren Kameraden in Tunis in ein Bordell. Bei seinem Eintritte stieß eines der Mädchen einen Schrei aus und floh in sein Zimmer, wo es sich

einschloß und erst wieder hervorkam, nachdem es die Herren sicher fortglaubte. Mein Vetter, über die seltsame Szene verwundert, suchte die Ursache zu ergründen und blieb, sich verborgen haltend, allein zurück, bis sich das Mädchen völlig sicher glaubte und wieder im Saale erschien. Er näherte sich unbemerkt und erkannte zu seinem nicht geringen Erstaunen in dem Mädchen die Tochter einer guten Bürgersfamilie seiner Vaterstadt.

Ein nochmaliges Entfliehen war unmöglich und er bat das in Tränen ausbrechende Mädchen um eine Unterredung. Erst nach langem Zögern gelang es ihm, das Mädchen zum Geständnis seines Schicksals zu bewegen.

Die Tochter erzählte, sie habe ein Liebesverhältnis mit einem Oberleutnant gehabt, der in ihrer Vaterstadt in Garnison lag und schließlich in ihrer Liebe sich demselben ganz hingegeben. Als sie merkte, daß das Verhältnis Folgen zeitigte, gestand sie dies zuerst ihrem Geliebten, der kurz darauf seine Versetzung nach Triest erwirkte. Die Eltern wurden erst nach einiger Zeit den Zustand ihrer Tochter gewahr, denn in ihrer furchtbaren Angst vor dem Vater suchte sie durch Schnüren das Geschehene zu verbergen.

Nach Entdeckung des Sachverhaltes vom Vater mißhandelt und von der Familie ausgestoßen, wandte die Unglückliche sich nach Triest, wo sie glaubte in ihrem Geliebten und Verführer eine Stütze zu haben. Dort traf sie die erste und härteste Enttäuschung, die wohl auch den ersten Tropfen Gift in ihr Herz träufelte. – Ihr Geliebter erklärte, sie weder heiraten, noch für sie sorgen zu können und suchte sie durch einen Geldbetrag zu bewegen, Triest zu verlassen und ihm weiter keine ‚Schwierigkeiten' zu bereiten. Trotz ihrer Lage wies sie das angebotene Geld zurück, denn sie erkannte, daß der Mann, dem sie in blinder Liebe und im unbegrenzten Vertrauen Gehör geschenkt, sich jetzt durch die dargebotene Summe von weiteren Verpflichtungen loskaufen wollte.

Ihre eigenen Geldmittel waren sehr bescheiden, nach Hause konnte und durfte sie nicht, – so sah sie sich gezwungen, eine Stelle anzunehmen. Durch ihren Zustand, die vorgeschrittene Schwangerschaft, wurde ihr das sehr erschwert. Sie schrieb einer früheren Köchin ihrer Eltern, die in Fiume an einen Wirt verheiratet war, gestand ihre Lage und bat, dorthin kommen zu dürfen. Sie wurde dort aufgenommen und wartete, in der Wirtschaft tätig, ihre Niederkunft ab.

Es war eine Frühgeburt – das Kind tot – sie selbst mehrere Monate nachher kränklich. Obwohl sie diese Familie in ihrer größten Notlage aufgenommen und auch während ihrer Krankheit sich ihrer angenommen hatte, war ihr ein

dauerndes Bleiben dort unmöglich; die Stellung einer Kellnerin in einer Matrosenkneipe erfüllte sie mit Abscheu. Durch Vermittlung eines Agenten, der viel in der Wirtschaft verkehrte, glaubte sie eine gute Stelle in einer deutschen Familie in Genua zu bekommen, wo ihr auch Gelegenheit geboten wäre, Französisch und Italienisch zu lernen. Die ‚deutsche Familie' war ein Bordell, von wo aus sie nach einigen Monaten nach Tunis kam.

Dort saß sie bereits ein Jahr, stumpfsinnig, mit ihrem Schicksal halb ausgesöhnt, da sie keine Hoffnung hatte, wieder auf einen anderen Lebensweg zu kommen. So traf sie mein Vetter. Die Begegnung erweckte in der Unglücklichen die Erinnerung an das Durchlebte, das ihr, wie sie selbst sagte, wie ein Fiebertraum vorkam und mein Vetter schilderte mir die Verzweiflung des Mädchens, das durch dieses unerwartete Zusammentreffen voll zum Bewußtsein der Lage kam, als eine fürchterliche.

Er sprach ihr Mut zu und versprach ihr, mit Hilfe des Konsulates sie aus ihrer jetzigen Lage zu befreien. Dies wies sie auf das entschiedenste zurück, sie fürchtete die Rückkehr, weil sie die Schande fürchtete. Ohne ihr Wissen wandte sich mein Vetter an ihren Verführer und machte es ihm zur Ehrenpflicht, sich des Mädchens anzunehmen. Er bereute später diesen Schritt, denn die völlige Ignorierung seines Briefes ließ auch ihn erfahren, welcher Sorte jener ‚Kavalier' sei. Ohne dem Mädchen vorher etwas zu sagen, wandte er sich an eine bekannte Familie in Wien und es gelang ihm, zu erwirken, daß es als besseres Kindermädchen Aufnahme zugesagt erhielt. Mein Vetter hatte die Familie nur insoweit mit dem Schicksal des Mädchens bekannt gemacht, als er erzählte, dasselbe sei infolge eines unglücklichen Liebesverhältnisses von zu Hause weggegangen und befinde sich nun, vom Geliebten verlassen, in großer Notlage. Wie tief die Arme ‚gesunken', hatte er verschwiegen; er hat dies, wie er mir auf meine Einwände erklärte, deshalb getan, weil er einerseits fürchtete, bei der Familie einem nicht zu brechenden Vorurteil zu begegnen und anderseits im Schamgefühl des Mädchens selbst ein Hindernis zur Annahme der Stellung zu finden.

Anfänglich weigerte sich das Mädchen auch, die angebotene Hilfe anzunehmen, denn es fühlte sich selbst schon zu tief gesunken, um wieder als ehrliches Mädchen zu gelten. Mein Vetter schilderte mir den Seelenkampf des Mädchens, das aufkeimende Hoffen und die drückende, bleierne Last des Bewußtseins der gegenwärtigen Lage.

Es gelang ihm nur schwer, dem Mädchen neues Vertrauen in die Zukunft einzuflößen und die Arme zu überzeugen, daß eine Umkehr noch möglich sei.

Seine Bemühungen, das Mädchen aus dem Bordell zu befreien, wurden dadurch sehr erschwert, weil er dem Bordellbesitzer gegenüber seine Absicht verbergen mußte, um einer Verschickung nach einem anderen Hause vorzubeugen, falls der Zweck seiner zahlreichen Besuche vorzeitig erkannt würde. Er wurde argwöhnisch beobachtet, denn man pflegt, wie er sagte, in diesen Häusern tunlichst zu verhindern, daß die Mädchen zu häufig mit einem und demselben Herrn zusammenkommen. Besonders, wenn die Besitzer merken, daß sich der Besuch nicht in den gewohnten Bahnen der Sittlichkeit bewegt, wird ihr Mißtrauen geweckt.

Die Freilassung aus dem Bordell konnte er, selbst nachdem er erklärt hatte, seine Schulden bezahlen zu wollen, nur dadurch erwirken, daß er sich als österreichischer Offizier zu erkennen gab und drohte, im Widersetzungsfalle die Hilfe der Behörden in Anspruch zu nehmen.

In Wien wurde das Mädchen freundlich aufgenommen und gut gehalten. Mein Vetter sah es nie wieder. Er war nach seiner Abreise von Tunis, wo er bloß als Gast eines ehemaligen Marinearztes seinen Urlaub verbrachte, lange Zeit auf See.

Anfangs schrieb das Mädchen öfters und schilderte in dankbaren Worten sein neugefundenes ruhiges Glück. Man war mit ihm zufrieden und hielt es wie ein eigenes Kind. Auch auf gelegentliche Erkundigungen über das Befinden des Mädchens erhielt mein Vetter von der Frau des Hauses freundliche Nachrichten, die die volle Zufriedenheit aussprachen.

Durch die große Entfernung von der Heimat erlahmte der Briefverkehr und die letzten Monate vor seiner Rückkehr nach Europa war mein Vetter ganz ohne Nachricht. Auch er hatte nicht geschrieben und als er nach Pola zurückkehrte, beschloß er, einen kurzen Besuch in Wien zu machen und durch sein unerwartetes Kommen alle zu überraschen. Er kam hin, fand jedoch das Mädchen nicht mehr in der Familie. Ihm selbst wurde ein ziemlich kühler Empfang zuteil und auf seine Frage, warum das Mädchen nicht mehr im Hause sei, machte ihm die Hausfrau Vorwürfe, ihr eine ‚Dirne' empfohlen zu haben, die – wie er wußte – bereits in einem öffentlichen Hause gewesen sei.

Man habe ihr volles Vertrauen entgegengebracht, sie wie eine eigene Tochter gehalten – auch nie über sie zu klagen gehabt. Sie habe ihr Vorleben gut zu verbergen gewußt, bis dasselbe durch einen Zufall an den Tag kam, nachdem man sie mehr als ein Jahr im Hause gehabt habe. Der ‚Zufall' war folgender:

Bei Verwandten in Triest zu Besuch, lernte die Tochter des Hauses den Hauptmann N. kennen und verlobte sich nach kurzer Bekanntschaft mit ihm.

Als der Hauptmann nach Wien kam, um sich seinen zukünftigen Schwiegereltern vorzustellen, traf er im Hause das Mädchen und erkannte es. Auch es schien ihn erkannt zu haben, denn es benahm sich auffallend erregt und bat, wegen Unpäßlichkeit in seinem Zimmer bleiben zu dürfen. Hauptmann N. blieb nur einige Tage in Wien und traf mit dem Mädchen nicht mehr zusammen. Wenige Tage nach seiner Abreise kam ein Brief von ihm, der Aufklärung brachte. Er fühle sich verpflichtet, über das Mädchen, das er im Hause getroffen, einige Erklärungen abzugeben, da er annehme, es sei die gegenseitige Befangenheit bei der kurzen Begegnung beobachtet worden. Er kenne das Mädchen ‚flüchtig' von früheren Jahren her, dasselbe sei zwar aus guter Familie, jedoch früh gefallen und auf Abwege geraten. Er selbst habe es in Triest in einem Tingeltangel getroffen und später habe er durch einen Freund die zuverlässige Nachricht erhalten, daß Fräulein X. aus P. in einem öffentlichen Hause in Tunis sei. Er sei überzeugt, daß man das Vorleben des Mädchens nicht kenne, sonst hätte man dasselbe jedenfalls nicht engagiert. Doch nach seiner Begegnung über den wahren Sachverhalt zu schweigen, verbiete ihm die Ehre als Bräutigam der Tochter, denn es sei doch nicht gleichgültig, mit wem ein Mädchen täglich verkehre.

Mein Vetter bekam den Brief selbst zu lesen. Hauptmann N. war jener Oberleutnant, welcher jenes Mädchen verführt und verlassen hat.

Auf den Brief hin hat man es sofort – der Bitte des Hauptmannes entsprechend – in Frieden und unter Auszahlung eines Monatslohnes entlassen.

In seinem Brief begründete der ehrenhafte Herr seine Bitte, wie mir mein Vetter besonders hervorhebend erzählte, damit, daß schließlich so ein Geschöpf doch ein armes Ding sei, mit dem man schließlich Mitleid haben müsse.

Die Kündigung hat das Mädchen – ohne nach dem Grunde zu fragen – angenommen. Schuldbewußt vermied es jede Erörterung, aber den angebotenen Monatslohn wies es ‚aus Stolz und Hochmut' zurück.

Man habe seither nichts von ihm gehört und wisse nicht, was aus ihm geworden sei.

Auch alle Nachforschungen blieben resultatlos.

Es war ihm nicht gelungen, das arme Mädchen aus dem Unglück zu retten – wohl aber gelang ihm die Rettung der Tochter des Hauses – vor der Verheiratung mit dem sauberen Hauptmann." – –

Dieser Fall illustriert uns gleichzeitig die Tatsache, daß alle die vielen, als unmittelbare Gründe angegebenen, schlechten Eigenschaften, wie Putz-

sucht, Faulheit, Koketterie, Vergnügungssucht, Arbeitsscheu nicht immer ausschlaggebend sein müssen. Meiner Ansicht nach spielt denn doch immer der seelische Impuls, der das Weib zum ersten Male zur Prostitution veranlassen kann, die Hauptrolle.

Das Tiefersinken von Stufe zu Stufe kommt von selbst. Wenn einmal der seelische Impuls so stark war, daß er in dem Weibe jede Hoffnung auf Besserung seines Schicksals schwinden und in ein Nichts zerfließen läßt, dann allerdings gesellen sich böse, nur tadelnswerte Eigenschaften hinzu. Arbeitsscheu in erster Linie. Doch auch diese Ursache verdient es, etwas genauer betrachtet zu werden.

Was können wir von einem jahrelang gut erzogenen, oder besser gesagt „verzogenen" Mädchen anderes verlangen, wenn es plötzlich wegen eines Sündenfalles aus dem Elternhause verstoßen wird? Was nützen einem solchen, plötzlich aus Luxus und Nichtstuerei auf die Straße getriebenen Mädchen die mühsam erworbenen Kenntnisse der gangbarsten Weltsprachen, die Kenntnis des besser oder schlechter eingepaukten Klavierspieles? Was nützt einem solchen Mädchen die höhere Töchterschule, die es ja in der Regel nur als Sport zu besuchen pflegt? Wie soll sich ein solches Mädchen, noch dazu im hochschwangerem Zustande plötzlich den Lebensunterhalt verdienen können?

Ich suche die Antwort auf alle diese Fragen und finde sie nirgends.

Neben allen Gründen, die nicht allein in dem Weibe, sondern vornehmlich in dem Gesellschaftsleben zu suchen sind, spielt, wie man glauben könnte, die schon früher erwähnte materielle Not eine Rolle und bildet gleichsam mit einen Zwang zur Prostitution. Einen Zwang, der jedoch niemals vor den Augen eines ethisch denkenden und fühlenden Beurteilers Entschuldigung finden kann. Denn mögen die sozialen Verhältnisse noch so schlecht sein, möge die Bewertung und Stellung des Weibes im gewerblichen Leben noch so ungerecht sein, es gibt kein einziges Weib, das aus solcher Notlage allein zur Prostitution getrieben werden könnte, wenn es über einen gewissen Grad von Selbstzucht verfügen würde. Not und Hunger können die Frau selbst den niedersten Beruf ergreifen lassen und müssen doch nicht zur Prostitution führen! Nur dann, wenn in der Frau eine gewisse Arbeitsscheu und Faulheit schlummert, wenn diese beiden Eigenschaften sich mit der dem weiblichen Geschlechte angeborenen Putzsucht paaren, nur dann, glaube ich, öffnet sich von selbst der Weg zur Prostitution. Nicht der Wunsch, den Hunger zu stillen, sondern das Stillen des Wunsches, schön gekleidet zu sein, ist das Ausschlaggebende. Auch hier also wieder ein gewisser Mangel der Cha-

rakterstärke, auch hier der Beweis, wie oft und wie gerne ganz falsche Ursachen für die Prostitution angeführt werden!

Nicht unerwähnt darf bleiben, daß das schlechte Beispiel anderer Frauenspersonen, sowie der Glanz, das scheinbar sorgenlose Leben anderer Prostituierter verführend wirken können und müssen. Leben doch die meisten Prostituierten scheinbar – nur scheinbar – ein Leben, das nichts anderes bietet als Vergnügen und Freude! Und doch, wie furchtbar dunkel ist der Schatten im Leben solcher Frauenspersonen, wenn die Sonne der Außenwelt aufhört, gleißend und golden zu scheinen. Fröhlichkeit, Sorglosigkeit, Leichtlebigkeit, Freude an Schmuck und Kleidern, dies alles wird zu Lug und Trug, wenn das Weib zum anständigen Leben emporblickt, wird zum Fluch, wenn es zu diesem zurückkehren wollte.

Im innigsten Zusammenhang mit dem Motiv der „materiellen Not" zählen einige einschlägige Werke auch eine ganze Anzahl von Berufen auf, die zur Prostitution prädestinieren, die sie veranlassen sollen. Muß wirklich jede Kellnerin, jede Kassiererin, jede Tänzerin zur Prostituierten werden? Wird sie es nicht erst dann, wenn böse Beispiele locken, wenn wieder der Leichtsinn, der Mangel an innerer Stärke die Zügel des Lebens in den Abgrund lenken? Ist es nicht dieses Leben selbst, das Gesellschaftsleben, die Zeit, der Zeitgeist mit dem Dämon des Luxus und der Begehrlichkeit an der Spitze? Sind es nicht wieder in erster Linie die Männer, die in solchen Berufen die Prostitution nähren, suchen und finden?

Den Beweis hierfür böten uns am allerbesten die Jahre des Krieges, noch deutlicher die Zeit nach dem Kriege. Wie viele Opfer liefen sinn- und wahllos der Prostitution in die Arme, als die Uniform in der Etappe und vornehmlich im Hinterlande regierte und Stillung lang entbehrter sexueller Begierden suchte? Die Statistik aller kriegführenden Länder weist ein großes, äußerst rasches Überhandnehmen der Prostitution während der ersten Kriegsjahre auf. Flaute diese hochgehende Welle gegen Ende des Krieges ab, so stieg sie neuerlich rapid an, als durch die wirtschaftlichen Verhältnisse, ein Zuströmen von Fremden aller Länder und Nationen einsetzte. Die mir zu Gebote stehende Statistik der Wiener Polizeidirektion weist beispielsweise im Jahre 1916 bloß 48 zum ersten Male unter Kontrolle gestellte Frauenspersonen auf, denen im Jahre 1919 die Zahl von 538 entgegengestellt werden muß. Diese Zahlen sprechen doch mehr als genug.

Allgemeine Charakteristik – Schlechte Eigenschaften – Gute Eigenschaften – Liebe zum Kind – Liebe zu den Eltern – Korpsgeist.

Es gibt der Menschen leider nur allzuviele, die den Dirnen vom Hause aus gerne jedwede Charakterstärke absprechen. Gewiß nicht ganz mit Unrecht, woferne man in Betracht zieht, daß das Leben der Dirnen als solches, die Umgebung, in der sie leben, allein genüge, um alle Triebe des menschlichen Seins nicht bloß zu unterdrücken, sondern im wahren Sinne des Wortes zu ersticken.

Nicht ohne Veranlassung vergleichen manche Forscher die Dirnen mit einem Tier in Menschengestalt, das ohne Logik, ohne Vernunft, ohne sich über sein Tun und Lassen auch nur einen Moment Rechenschaft geben zu wollen, geben zu können, dahinvegetiert.

Die Dirne kann und will nicht denken; das Denken führt ihr das ganze Unglück ihres Seins vor Augen, und unglücklich will sie nicht einmal für Augenblicke werden! Ich habe mich, um eine richtige Beurteilung des Seelenlebens der gewerblichen Prostituierten fällen zu können, der Mühe unterzogen, durch persönlichen Kontakt einerseits, durch Studien während der Protokollaufnahmen im Sittenamte der Wiener Polizeidirektion anderseits, die hervorstechendsten Charaktereigenschaften der Prostituierten kennenzulernen und kann berichten, daß diese so typisch, so übereinstimmend sind, daß es sich wohl verlohnen würde, eine „Psychologie der Prostituierten" zu verfassen.

Das Grundelement bleibt eine tiefe, durch nichts zu übertreffende Verlogenheit, die schon dann beginnt, wenn man die Prostituierte nach der Ursache fragt, die sie zu diesem Berufe getrieben hat. Da hört man immer und immer wieder Romane, in denen „Verführung" die Hauptrolle spielt. Keine einzige Dirne will und wird jemals zugestehen, daß sie selbst an ihrem tiefen Verfalle Schuld trägt. Gewöhnlich werden hochstehende Personen, Grafen und Fürsten mit feudalen Namen als Verführer genannt und immer wird die Schuld auf den Mann geschoben. Verführung, uneheliches Kind, Tod des Vaters dieses Kindes oder aber Weigerung seiner Familie zur Schließung einer Ehe, alle diese Dinge, so frei sie auch erdichtet sein mögen, sie werden haargenau erzählt. Sie sind ebenso beliebt wie eine mit allen Details ausgeschmückte, romanhaft erzählte Entführungsgeschichte. Gern werden auch die „mißratenen" Eltern

als Ursache angegeben; sie, die ihre „wohlerzogene" Tochter grundlos verstoßen haben.

„Wohlerzogen" will jede Dirne sein oder scheinen; selbst dann, wenn sie überhaupt nicht erzogen wurde, selbst dann, wenn sie den Schritt zur gewerblichen Prostitution direkt aus ihrer letzten Stellung als – Dienstmädchen gemacht hat. Mitunter aber werden wieder dieselben „mißratenen" Eltern in der jeder Prostituierten anhaftenden Prahlsucht willkürlich in den Adelsstand erhoben; denn, je höher der eigene Name ist, um so vornehmer muß die Klientel, um so höher der Preis sein! Gewöhnlich geht diese Prahlsucht auch dahin, daß die Prostituierte gern von ihren Beziehungen zu hohen Persönlichkeiten, von ihrem großen Einfluß auf diese spricht. Warum sollte sie nicht der Männerwelt erzählen, daß sie knapp vor der Verehelichung mit einer dieser hohen Persönlichkeiten stehe, wo doch das Alltagsleben Beispiele genug liefert, daß solche Ehen tatsächlich geschlossen werden. Eitelkeit, Putzsucht, überschwengliche Gefallsucht und die damit unmittelbar zusammenhängende Gepflogenheit, sich möglichst auffallend auf der Straße und in Lokalen zu benehmen, dies alles möchte ich mit einem Worte als „Inventar des Prostitutionsbetriebes" hinstellen. Es sind dies lauter Eigenschaften, die zu diesem Berufe unumgänglich nötig sind; ebenso nötig, wie die Koketterie, wie der Hang zum Luxus, wie Trunksucht, Geldgier und Liederlichkeit. Und ehe die Prostituierte nicht alle diese Eigenschaften restlos erworben hat, ehe sie nicht gleichzeitig den letzten Rest aller guten, edlen, im bürgerlichen Leben maßgebenden Charaktereigenschaften von sich abgestreift hat, kann und wird sie niemals auf seiten der Männerwelt volle Anerkennung finden.

A. v. Oettingen gibt uns in seiner „Moralstatistik in ihrer Bedeutung für eine Sozialethik" einen kurzen Überblick über die Charakterzüge der Prostituierten. Er sagt: „Unter den Tausenden, welche infolge eines selbständigen Entschlusses sich der Prostitution überliefern, sind die Motive, wie sich denken läßt, individuell höchst verschiedene, und doch fügt sich die Mannigfaltigkeit derselben ein in den regelmäßigen Gang dieser gemeinen Sünde. Fast ausnahmslos sind sie geschlechtlich schon korrumpiert, wenn sie sich melden. Hauptmotive scheinen Faulheit und Putzsucht zu sein, verbunden mit materiellem Ruin und vorhergehendem Leichtsinn. Parent-Duchatelet gibt eine statistische Tabelle der Motive bei 5183 Prostituierten in Paris an, deren vorgängige Geschichte er genau studiert hat. Beinahe die Hälfte derselben war von ihren Liebhabern verlassen worden, die andere Hälfte hatte aus Elend und Mangel, wegen Elternlosigkeit und gänzlicher Hilflosigkeit

diesen Erwerbszweig gewählt, nur wenige hatten sich aus relativ edlen Motiven dazu entschlossen, sei es, um alte Eltern zu ernähren, sei es, um den Unterhalt für jüngere Geschwister oder die eigenen Kinder zu beschaffen. Merkwürdig ist, wie sich bei diesen Unglücklichen gewisse unsittliche Symptome in typischer und konstanter Weise ausprägen, wiederum ein Beweis für die Tenacität der korrumpierten Herzensrichtung. Ich will nicht davon reden, daß ausnahmslos bei allen die größte Unsauberheit herrscht. ‚Diese Wesen' – sagt Parent –, fühlen sich im Schmutze und Kote behaglich, bekümmern sich bloß um das, was sie putzt und äußerlich bedeckt, ja fast bei allen, auch den eleganten, findet sich bei näherer Untersuchung Ungeziefer am Kopfe; meist sind sie der Trunksucht und Freßsucht ergeben, spielen gern Hazard, tanzen viel; neun Zehntel von ihnen sind beschäftigungslos und geben sich dem Nichtstun hin; Leichtsinn, Lüge, schamlose Geschwätzigkeit, maßlose Zerstreuungssucht kennzeichnen sie; sogar gewisse Sonderlichkeiten, wie das Tätowieren, falsche Namen tragen, das Eingehen unnatürlicher Liebesverhältnisse, ewiges Herumvagieren usw. sollen bei ihnen sehr verbreitet sein."

Eingehend schildert Parent-Duchatelet, der wohl als einer der ersten eine grundlegende Schilderung der Geschichte des Prostitutionswesens in Paris, in seinem epochalen Werke „Sittenverderbnis des weiblichen Geschlechtes in Paris", gab, die Charaktereigenschaften der Prostituierten:

„Beobachtet man diese Mädchen nur auf den Straßen in der Ausübung ihres Gewerbes, achtet man nur auf den Zorn, die Unverschämtheit und die schlüpfrigen Worte, welche aus dem Munde einzelner kommen, so könnte man glauben, daß sie ihr Gewerbe wie jedes andere betrachten, daß sie keinen Widerwillen dagegen hätten und daß sie sichs beinahe zum Ruhme anrechnen. In Gegenwart von Freunden und besonders von jungen Leuten oder Männern die eine freie, spaßhafte Unterhaltung lieben, tun sie in der Tat mit ihrer Lebensklugheit groß, werfen ihren Gefährtinnen Mangel an Erfahrung vor und geben ihnen den Namen einer Colasse, ein Wort, womit sie gewöhnlich ein sittsames Weib bezeichnen.

Allein unter solchen Umständen kann man das Herz und den Geist dieser Frauenspersonen nicht erforschen; im Gefängnis, im Augenblick der Not, des Leidens, und besonders, wenn man es versteht, durch gutes Benehmen ihr Vertrauen zu gewinnen, entdeckt man erst, was in ihrer Seele vorgeht und wie schwer auf ihnen das Gewicht ihrer Schmach lastet.

Man kann also sagen, daß sie wohl wissen, wie sie Böses tun und mit Recht verachtet werden. Auch befinden sie sich nur untereinander und mit elenden

Wichten wohl. Jedem Beobachter fällt es in die Augen, daß sie sich Leuten von Vernunft und Ordnung gegenüber unbehaglich und außerhalb ihrer Sphäre fühlen. Der Anblick von Familien, Müttern und ehrsamen Frauen ist ihnen unerträglich; sie pflegen sie gern zu beleidigen, um sich in gewisser Art für die ihnen entgegengebrachte Verachtung zu rächen.

Wenn sie bei Ausübung ihres Gewerbes Keckheit und Unverschämtheit zur Schau tragen, so gibt es auch viele, die unter anderen Umständen alle Sorge darauf verwenden, nicht als das, was sie sind, zu erscheinen. Sie betragen sich zu dem Zwecke mit einem bemerkenswerten Anstande, und kommen sie, im Untersuchungszimmer der Besichtigung Genüge zu tun, so wenden sie alles Mögliche an, nicht bemerkt zu werden; oft schleichen sie fast verstohlen und schlüpfen hinein, möchte man sagen. Alle Aufseher haben diese Beobachtung gemacht.

Ebenso bemerkten die Aufseher, daß einige, die zu rechtlichen Familien gehörten, sich in sehr entfernte Bezirke begeben, um nicht von ihren Nachbarn betroffen zu werden. Im allgemeinen fürchten sie nichts mehr, als das Zusammentreffen mit Leuten, welche sie kannten, als sie noch ordentlich lebten. Ich habe im Spitale mehrere getroffen, die nur infolge solcher Überraschung krank waren, und werde, wenn ich über ihre Physiologie spreche, von einer Nachricht geben, die infolge des Eindruckes, den der Anblick eines Landsmannes auf sie machte, wahnsinnig wurde.

Alle kennen ihre Verworfenheit und haben, scheint es, eine tiefe Vorstellung davon; sie sind sich selbst ein Gegenstand des Abscheus; die Verachtung, die sie für sich hegen, ist oft größer als die, welche tugendhafte Menschen gegen sie äußern. Sie klagen, daß sie so gefallen sind, sie machen Pläne und manchmal sogar Anstrengungen, um aus ihrer Lage herauszukommen. Allein alle die letzteren dienen für nichts, und was sie in Verzweiflung setzt, ist das Bewußtsein, daß sie in der Meinung der ganzen Welt für Schmutz und Abschaum der menschlichen Gesellschaft gehalten werden ... Wer etwa die Neigungen des menschlichen Herzens in Betracht gezogen hat, wird auch leicht einsehen, wie drückend ein solcher Zustand sein muß. Es ist dem Menschen nichts natürlicher, als von seinesgleichen geliebt zu werden. Wer möchte ohne Schauder, ohne Sorge, ohne Niedergeschlagenheit von allen vergessen und vollends von allen gehaßt, verachtet und verabscheut sein? ... Man möchte sagen, daß dies Gefühl von Herabwürdigung und Verachtung, welches man gegen sie äußert, mehr ihren Stolz und ihre Selbstliebe aufregen könnte, Fehler die sie im äußersten Grade annehmen. Wer sie von dieser Seite her beleidigt,

zieht sich stets ihr Mißfallen zu und kann nichts bei ihnen ausrichten. Redet man dagegen sanft mit ihnen, nimmt man Anteil an ihrem Geschick, gibt man ihnen zu verstehen, daß sie wieder in die bürgerliche Gesellschaft zurückkehren und die öffentliche Achtung wiedergewinnen können, so gibt ihnen schon diese Hoffnung neues Leben und läßt ihr Herz vor Freude klopfen. – – – Ein ausgezeichneter Charakterzug dieser Unglücklichen ist der gegenseitige Beistand, die Hilfe, welche sie sich in Not und Unglück leisten! Wird eine von ihnen krank, so sind alle anderen trostlos und beeilen sich, ihr allen nötigen Beistand zu schaffen; sie führen sie ins Spital und besuchen sie regelmäßig. Man muß im Gefängnis den Eifer sehen, wie alle zusammensteuern, denen, welche es verlassen müssen und sich in völliger Nacktheit befinden, Kleidungsstücke oder Schuhe zu schaffen. Sie berauben sich selbst des Notwendigen, ob sie gleich wissen, daß die von ihnen Unterstützte sie mehrmals betrogen hat und sie von ihr keinen Dank erwarten dürfen.

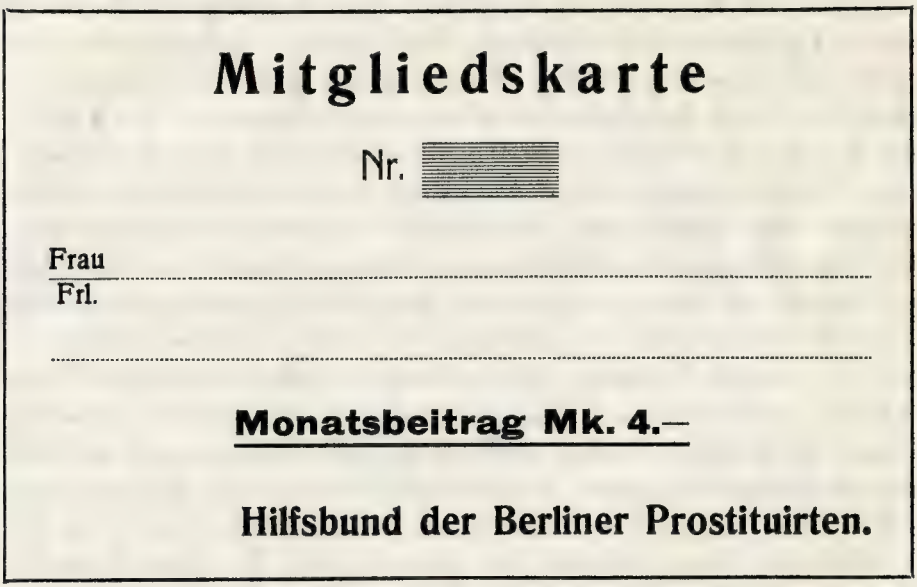
Dieser eigentümliche Zug ist allgemein und feststehend; wahrscheinlich hängt er mit dem inneren, sie immer verfolgenden Gefühle zusammen, das ihnen der Gedanke einflößt, wie sie von der ganzen Welt verlassen sind, wie sie von niemand Mitleid zu hoffen haben, als von ihresgleichen.

Dieser Zug, der sie alles verschwenden läßt, was sie besitzen, treibt sie auch oft an, Leute, die ihnen ganz fremd sind, die sie aber als bedürftig kennen, zu unterstützen. Man hat mir sehr viele genannt und bemerklich gemacht, welche bei teurer Zeit Alten, Schwachen oder zahlreichen in ihrer Nachbarschaft wohnenden Familien wöchentlich oder gar manchmal täglich ein Brot zukommen ließen."

Ist das Werk Parent-Duchatelets auch Ende des neunzehnten Jahrhunderts in Frankreich verfaßt, die eben geschilderten Momente haben sich unverändert bis auf den heutigen Tag erhalten.

Der in ihm aufgezählten Reihe schlechter Eigenschaften steht ganz merkwürdigerweise eine Anzahl wirklich guter Eigenschaften gegenüber. Es ist fast unglaublich, mit welcher Liebe manche Dirne an ihrem unehelichen Kinde hängt, an demselben Kinde, das so oft die Ursache der Prostituierung bildete! Ich kenne Fälle, in denen die Dirne oft hungert, um die Erhaltungskosten für ein solches Kind leisten zu können; ich kenne aber auch Fälle, in denen ein von den Eltern verstoßenes und zur Dirne gewordenes Menschenkind ängstlich darauf bedacht ist, dieselben Eltern, wenn sie verarmt waren, zu unterstützen. Es scheint so, als ob in einem ganz geheimen Winkel des Herzens jeder Prostituierten denn doch noch ein Rest menschlicher Güte und menschlichen

Empfindens zurückgeblieben wäre. Aus diesem Empfinden heraus entwickelt sich auch jenes immer und immer wieder beobachtete Zusammengehörigkeitsgefühl, das einen gewissen Kastengeist der Dirnen untereinander heranbildete. Wenn eines dieser Mädchen krank und durch längere Zeit seinem Beruf entzogen ist, so sind alle seine „Freundinnen" weit eher bereit, ihm durch Geld und Geldeswert zu helfen, als etwa sein „Freund". Charakteristisch für diesen Kastengeist ist es, daß, wie Wolfgang Sorge in seiner „Geschichte der Prostitution" berichtet, im Januar des Jahres 1914 in Berlin der Versuch gemacht wurde, einen „Verband der Prostituierten" ins Leben zu rufen, der allen Mitgliedern eine Unterstützung in jeder Notlage bis zu zwanzig Mark


Mitgliedskarte

Nr.

Frau
Frl.

Monatsbeitrag Mk. 4.—

Hilfsbund der Berliner Prostituirten.

Mitgliedskarte des Hilfsbundes der Berliner Prostituierten.

pro Woche zahlen wollte. Die Einschreibegebühr war mit einer Mark fünfzig Pfennige, der wöchentliche Beitrag mit einer Mark festgesetzt! Das Zusammengehörigkeitsgefühl äußert sich aber auch im Alltagsleben der Dirne dadurch, daß immer mehrere dieser Weiber eine Art Schutz- und Trutzbündnis geschlossen haben, welches sie gegen Polizei und gegen etwaige polizeiliche Maßregeln korporativ auftreten und für das bedrohte Mitglied eintreten läßt. So kommt es nicht selten vor, daß eine wegen Erregung öffentlichen Ärgernisses von einem Schutzmann arretierte „Dame" in heftigsten Kämpfen von ihren Genossinnen befreit wird.

Die Vorstadtdirne – Die feine Dirne – Der „Strich" – Die Dirne in öffentlichen Lokalen – Dirnenwesen der Hauptstädte – Sexualleben der Dirne – Der „Zuhälter".

Ich sprach früher davon, daß die Dirne erst dann ihren vollen Anwert bei der Männerkundschaft findet, wenn sie sich all ihrer natürlichen, guten Charaktereigenschaften entledigt und an deren Stelle die typischen Charakterzüge der Prostitution angeeignet hat. Dieser scheinbare Widerspruch wird dann leicht gelöst, wenn wir bedenken, daß die Männer bei der Dirne wohl in erster Linie den Körper suchen, daneben aber auch ein gewisses Raffinement, gewisse Eigenschaften, die alle nur der Sinnlichkeit dienlich sein sollen. Das wahre, tiefe Innenleben der Dirne interessiert den Mann gar nicht, ebensowenig etwa, wie ihn das Innenleben seines Hutmachers interessiert; hier kauft er den Hut, dort den Körper des Weibes, den er allerdings erst gewissermaßen entsprechend angepriesen haben will – durch Laszivität, zotenhafte Freiheit in Sprache und Handeln. Der „welterfahrene" Mann weiß zur Genüge, daß er von einer Dirne niemals e c h t e Sentimentalität oder echtes, tiefes Seelenleben und Empfinden erwarten oder fordern kann; die Dirne wieder verschließt ängstlich ihr Innenleben vor jedermann! Abgesehen von diesen Tatsachen, wird sie erst nach Erlangung ganz bestimmter, typisch dirnenhafter Eigenschaften „vollwertig", weil von dem Grade, von der Raschheit dieses Erlangens die Kategorie abhängt, in der die Dirne ihren Kolleginnen und auch den Männern gegenübersteht. Herrscht hier doch eine gewisse Rangeinteilung der öffentlichen Dirnen, je nach Kleidung, Bildung, Klientel und Preis, vergleichbar etwa jener Einteilung, wie wir sie im alten Griechenland fanden. Diese Rangeinteilung selbst steht im innigsten Zusammenhang mit der Lage der Wohnungen, mit den Lokalen, in denen sie zu verkehren und ihre Kundschaft zu suchen pflegen. Die ganz gewöhnliche, ordinäre Dirne des Arbeiterviertels, um wieviel tiefer steht sie im Ansehen der Männerwelt wie auch ihrer Gewerbekolleginnen selbst, als etwa die Grande Kokotte; selbst dann, wenn sie ihrem Äußeren, ihrem Körper nach vielleicht schöner wäre als diese! Nur weil sie es nicht verstanden hat, entsprechend zu lügen, entsprechend zu prahlen, nur weil sie vielleicht unter einem Mangel an Putzsucht und Raffinement litt, blieb sie das, was sie vom Anfang an gewesen: die „Vorstadthure", die sich mit jedem Betrunkenen, mit jedem Soldaten, mit jedem Schwerkutscher in den elenden Spelunken abgeben muß, während ihre Kollegin, „die

es besser verstanden hat", in Samt und Seide gekleidet, in den vornehmsten Restaurants mit Kavalieren speist.

Je nach der Stufe, auf der die Dirne in ihrem Werdegang stehen blieb, richtet sich naturgemäß auch der Preis, den sie fordert; mit ihm gleichzeitig auch ihr eigener Luxus! Auf der einen Seite ein elendes, mit altem Gerümpel eingerichtetes, dunkles Zimmerchen, auf der anderen Seite eine modernst, mit allem Komfort ausgestattete Wohnung als Arbeitsstätte oder Geschäftslokal, wenn wir so sagen dürfen. Ja, noch mehr! Die oberste, allerhöchste Klasse wählt ihre Kunden, sie „nimmt nicht jeden mit"! Nur der wahrhaft echte Kavalier, der schon im Tanzlokal, im Restaurant, in einer Bar im voraus nicht mit Geld sparte, nur er wird gleichsam „gnädigst" empfangen, für würdig befunden, die Freuden der Liebe eine Nacht hindurch für einen allerdings oft recht hohen Kaufpreis genießen zu dürfen.

War früher die öffentliche Prostitution, wie wir schon erwähnten, an gewisse Häuser, Straßen und Plätze gebunden, so hat sich die Art des Prostitutionsbetriebes in den letzten Jahren ganz erheblich geändert. Früher gingen die frei wohnenden Dirnen in ganz bestimmten Straßen auf Fang aus; sie gingen, wie der fachtechnische Ausdruck lautet, „auf den Strich", und jede größere Stadt verfügt heute noch über einen solchen „Strich". So nenne ich bloß die Friedrichstraße in Berlin, die Kärntnerstraße in Wien, Montmartre in Paris, Altmarkt in Dresden, Andrassy utca in Budapest, Regent street in London. Der weitaus größte Teil der Dirnen, und zwar der Dirnen aller Kategorien, hat es sich jedoch nunmehr zur Gewohnheit gemacht, nicht mehr auf den „Strich zu gehen", sondern sich in gut besuchten Kaffeehäusern, Bars, Variétés gleichsam als Stammgast einzuführen und dort „auf dem Strich zu sitzen", das heißt, sich solange möglichst auffallend zu benehmen, bis sich irgendein Mann mit an den Tisch setzt, ein Gespräch, und mit diesem die ersten Geschäftsverbindungen anknüpft. Alles weitere spielt sich dann in der Wohnung selbst oder in einem der vielen Hotels garnis, Stundenhotels, ab.

In den letzten Jahren konnte man fast in allen größeren Städten die Beobachtung machen, daß das Strichwesen als solches ganz bedeutend nachgelassen hat, wie überhaupt die Zahl der öffentlichen Prostituierten sich den einzelnen Städten und den Gepflogenheiten ihrer Inwohner anzugleichen pflegt. So konnte man naturgemäß auch ein Aufblühen von Kaffeehäusern mit Tanz und Konzert konstatieren – heimliche und doch den Behörden bekannte Rendezvousplätze der vornehmen Damenwelt. Typische Bilder dafür, daß sich das Prostitutionswesen dem Charakter der Stadt als solcher anpaßt, bieten

uns in erster Linie jene Städte, die den Ruf haben, besonders klerikal zu sein. Ist es auch möglich, daß der Einfluß der Geistlichkeit, nicht bloß auf die Bevölkerung, sondern auch auf die Stadtvertretung und Polizeivorschriften es ist, der das öffentliche Dirnentum einschränkt, so dürfte es anderseits doch auch im Charakter des Volkes gelegen sein, wenn wir in Städten mit großem Weltbetrieb einen stets neuen und stets größeren Zustrom öffentlicher Dirnen beobachten, während wir in anderen Städten – es müssen durchaus nicht Provinzstädte sein – ein direktes Abflauen der öffentlichen Prostitution deutlich verfolgen können. Als charakteristisches Beispiel dafür würde ich am liebsten den Unterschied zwischen den Städten Nord- und Süddeutschlands anführen.

Während Berlin in seinem „Sittenverfall", in seiner nicht zu stillenden Gier nach immer neuen sexuellen Reizen und Perversitäten einen Wechsel an öffentlichen Dirnen zeigt, der besonders in den letzten Jahren eine ganz erschreckend hohe Zahl aufweist, finden wir in dem Zentrum Süddeutschlands, in München, das öffentliche Dirnenwesen fast auf den Nullpunkt gesunken. Während der Mann in Norddeutschland in sexueller Beziehung das Raffinierteste des Raffinierten sucht und dies am ehesten und leichtesten bei der wöhnlichen Dirne finden kann, begnügt sich der Süddeutsche in seiner biederen, etwas bequemen Art mit „seinem Verhältnis", mag es nun im Beruf einer Verkäuferin, einer Kellnerin, einer Kassiererin beschäftigt sein oder nicht. Ja, man kann fast mit absoluter Sicherheit die Behauptung aufstellen, daß in München ausnahmslos jeder Mann solch ein „fixes" Liebesverhältnis hat, das allerdings, zum Unterschiede von all den „lockeren" Verhältnissen in Norddeutschland, hier sehr oft zur Ehe zu führen pflegt. Daß unter diesen Umständen die öffentlichen Dirnen in München fast nur von dem Fremdenverkehr leben können, daß diese Verdienstmöglichkeit eine nicht allzu erträgliche ist, dafür gibt Zeugnis die stets sinkende Zahl. Die ausgesprochenen gegenteiligsten Verhältnisse finden wir in Berlin, Leipzig, Hamburg; ein stetes Zunehmen der öffentlich kontrollierten Dirnen, mit ihm ein rasches Fortschreiten der Sittenverderbnis, eine stete Zunahme aller nur möglichen Geschlechtskrankheiten.

Bildet die reglementierte, also unter Schutz und Aufsicht der Polizeibehörde stehende Prostituierte einen Typus Weib für sich, der gleichsam sein Aushängeschild frei und offen zeigt, so erscheint es als ganz selbstverständlich, daß dieser Typus Weib eine Unmenge rein „gewerblich" zu nennender Eigenheiten an sich hat; so gehört es beispielsweise zum Berufe, der Trunksucht zu fröhnen, die Nächte vornehmlich als „Geschäftszeit" zu betrachten, die Tage

aber im trägen Müßiggang teils mit Schlafen, teils mit Lektüre schlüpfriger Romane oder furchtbarer Verbrechergeschichten, teils mit Kartenspiel oder anderen geisttötenden Beschäftigungen zu verbringen. Ein trauriges Leben, wenn man bedenkt, daß die Kosten des Alltagslebens, die Kosten der Kleidung und die Höhe des Quartiergeldes ganz beträchtliche sind, und daß es gewiß nicht als leichte Arbeit bezeichnet werden kann, alle diese Kosten durch Hingabe des Körpers an den ersten besten allnächtlich verdienen zu müssen.

Wir finden in vielen Werken, die sich mit dem umfangreichen Thema der Prostitution befassen, Angaben darüber, daß auch eine allzusehr entwickelte, fast ins riesenhafte gestiegene Lüsternheit und Sinnlichkeit des Weibes, also eine überaus starke sexuelle Veranlagung, der Grund zur Prostitution sein könne. Wenn man das Sexualleben der Prostituierten jedoch genauer studiert, gelangt man alsbald zu der Erkenntnis, daß in wenigen Ausnahmefällen vielleicht die Erotik mit ein Grund zum ersten Schritt gewesen sein kann, daß aber diese nur allzubald völlig erkaltet. Die Prostituierte empfindet in der Regel bei dem Geschlechtsverkehr, bei Ausübung ihres Berufes, fast gar nichts. Sie bleibt unberührt von den leisesten Regungen der Wollust, unberührt von den leisesten Uranfängen irgendeines sexualen Empfindens, das sie aber ihren Kunden vorzutäuschen um so besser versteht. Ein Geschäftskniff, eine berufliche Notwendigkeit, eine Berufstechnik; denn der Mann sucht nicht bloß Befriedigung seiner eigenen Erotik; er will auch stets hellstes Entzücken in dem Weibe wachrufen. Wenn aber die Prostituierte dieses Entzücken nicht vortäuschen würde, käme sie nur allzubald in den Verruf einer „kalten" Person, worunter ihr gewerblicher Betrieb erheblich leiden würde.

Und dennoch kennt auch die Prostituierte wirkliches Herzensempfinden, wirklichen Liebesgenuß, wirkliche Wollust; sie kennt diese Gefühle allerdings nur einem einzigen Manne, ihrem Freunde, dem Zuhälter gegenüber, der in den verschiedenen Ländern und Städten mit den verschiedensten Namen bedacht ist, der der Geliebte, Beschützer und Ausbeuter der Prostituierten in einer Person ist. Das Zuhältertum gehört mit zu den typischen Eigenheiten des Prostitutionsgewerbes. Ursprünglich nur der Geliebte, verlegt er sich alsbald darauf, das von dem Mädchen verdiente Geld in Kneipen und sonstigen verrufenen Lokalen zu versaufen, und spielt meist die Rolle des gefährlichen Beschützers der Prostituierten, des weit noch gefährlicheren Erpressers für deren Gäste. Zuhältertum und Verbrechertum hängen so innig

miteinander zusammen, daß man fast die These aufstellen könnte, es gäbe keinen Verbrecher, der nicht Zuhälter einer Dirne, es gäbe keinen Zuhälter, der nicht Verbrecher wäre.

Und nun als letzte der Fragen, die sich mit der ausgesprochen gewerblichen Prostitution befassen, die Frage: „Was wird aus der Prostituierten? Welchem Ende gehen diese Mädchen entgegen?"

Der Großteil von ihnen fällt bereits in jungen Jahren den verheerenden Folgen einer früher oder später erworbenen Geschlechtskrankheit (Syphilis in erster Linie) zum Opfer. Neben diesen erworben zu nennenden „Berufskrankheiten der Prostituierten" spielt natürlich das systematische Zugrunderichten der Gesundheit durch den Lebenswandel (Trunksucht, Aufenthalt in rauchigen Lokalen, Unbilden des Wetters usw.) die Basis für das Auftreten von Lungenschwindsucht, Blutarmut und sonstigen Erkrankungen. Ist die Prostituierte in ein Alter gekommen, das jeglicher Reize auf die Manneswelt entbehrt, und hat sie es nicht verstanden, sich etwa so viel Geld zu sparen, um ein Parfümerie-, Kanditen- oder ein Blumengeschäft zu eröffnen, so ergreift sie vorerst einen Beruf, der sie mit ihrem früheren Gewerbe noch immer in einem gewissen Kontakt erhält. Etwa den Beruf einer Kupplerin, Bordellmutter, einer Zimmervermieterin oder einer Agentin irgendeiner der namentlich in Hafenstädten florierenden Firmen für Mädchenhandel. Geht es auch mit diesen Berufen nicht mehr, so endet die vielleicht einstmals gefeierte und umschwärmte Modedirne als – Toilettefrau.

Nicht gar zu selten aber ereignet sich der Fall, daß die Dirne unter ihren Kunden einen Mann findet, der wirklich ernste und tiefe Zuneigung zu ihr faßt und sie heiratet. Es ist ebenso erstaunlich wie charakteristisch, daß die einstige Prostituierte meist die beste und treueste Ehegattin zu werden pflegt; daß sie auch Mutter wird, kommt infolge der durch das ausschweifende Leben geschädigten Geschlechtsfunktionen nur äußerst selten vor. Wird sie es aber dennoch und will es der Zufall, daß sie eine Tochter hat, so wird ihr verantwortliches Muttergefühl namentlich in der großen Sorge basieren, ihre Tochter so anständig als nur möglich zu erziehen, sie vor jedem Ungemach zu bewahren – um sie möglichst vor all den Gefahren, vor all den vielen kümmerlichen und tiefsten Entwürdigungen zu schützen, die sie selbst so reichlich zu erleiden und auszukosten Gelegenheit hatte.

Inst. f. Sex.-Forsch., Wien

Bordellszene

Unbekannter Stich um 1810

Inst. f. Sex.-Forsch., Wien

Der Strich

Kolorierter Stich des 19. Jahrhunderts

Inst. f. Sex.-Forsch., Wien

Dirne und Zuhälter

Lithographie von Pigal, 19. Jahrhundert

Inst. f. Sex.-Forsch., Wien

Auf der Lauer (Chaise vacante)

Französischer Stich um 1820

Die geheime Prostitution.

Frauenberufe und geheime Prostitution – Die Tänzerin – Die Kellnerin – Die Künstlerin – Die Maitresse – Die „Freundin" – Das „Verhältnis" – Konkubinat – Geheime Prostitution als Quelle der Geschlechtskrankheiten.

Eingangs der Besprechung des großen Kapitels der Prostitution sagte ich, daß ich vorläufig die gangbarste Definition diese Begriffes hinnehmen will und sprach auch davon, daß diese eigentlich nur für die öffentlich Prostituierte passe.

Weit gefährlicher, weit verbreiteter, weit grauenvoller in ihrer Sittenverderbnis als die öffentliche Prostitution ist jedoch die geheime Prostitution das heißt jene Prostitution, die fernab oder zumindest scheinbar fernab vom, Alltagsgetriebe blüht, von Hoch und Nieder gewünscht und gesucht, von alt und jung geübt und verübt wird. Sowohl das Moment der rein gewerblichen Hingabe, als auch das Moment des Wechsels der Männer tritt bei ihr bisweilen so sehr in den Hintergrund, wird hier so geschickt verschleiert, daß die vorerwähnte Definition des Prostitutionsbegriffes nicht mehr seine volle Berechtigung zu finden scheint. Von dieser Überlegung ausgehend, möchte ich als erweiterte Definition des Prostitutionsbegriffes die folgende aufgestellt wissen:

Jedweder Geschlechtsverkehr eines Weibes mit einem Manne, bei dem die Vernunft des Weibes auf irgendeinen Vorteil direkt oder indirekt materieller Natur bedacht ist, ist Prostitution; Wechsel des Mannes ist nicht unbedingt nötig, da bereits ein einziger zahlender Mann durch diese Bezahlung den Liebesakt zur Prostitution stempelt.

Diese Definition umfaßt sowohl die gewerbliche als auch die geheime Prostitution. Bei der ersteren steht das direkt Materielle, also nur das Geld, im Vordergrund der Überlegung, und die in dieser Richtung gehende Erwägung des Weibes leitet es zur Ergreifung dieses Berufes, also des öffentlichen Prostitutionsgewerbes, dessen „Betriebskapital und Inventar" der Körper darstellt; also Prostitution als Hauptberuf!

Im zweiten Falle steht das Materielle auch im Rahmen der Überlegungen und die Prostitution spielt gleichsam die Rolle eines Nebenberufes. Die Frau prostituiert sich nicht nur um des Geldes selbst willen, sondern um tausenderlei Dinge, die, mit dem Gelde ihrer Liebhaber bezahlt und erworben, ihr selbst ein schönes, luxuriöses, nichts entbehrendes Leben ohne Sorgen bieten! Es ist natürlich manchmal sehr schwer, die Grenze zwischen diesen beiden Begriffen deutlich zu ziehen, um so schwerer, als die geheime Prostitution ein so

weit um sich greifendes Übel der Menschheit geworden ist, daß wohl mehr als die Hälfte der Frauen ihm verfallen erscheinen.

Dennoch können wir ganz bestimmte Typen für die geheime Prostitution aufstellen, und ich will mich bemühen, die hervorstechendsten derselben zu beschreiben.

Für alle Formen der Grenzfälle aber soll und muß ein anderer Begriff, eine andere Bezeichnung geschaffen werden, eine Aufgabe, die ich mir am Schlusse dieses Kapitels zu erörtern vorbehalte.

Ruft auch das Wort Dirne oder Hure in jedem Frauengemüt einen wahren Sturm der Entrüstung, des Abscheus und des Ekels hervor, so sind eben dieselben Frauen leider zu gern, allzu gern geneigt, für all die nunmehr zu schildernden Formen der geheimen Prostitution Entschuldigungsgründe der mannigfachsten Art gelten zu lassen, die Geheimprostituierten alles eher denn als Dirnen einzuschätzen und als solche bezeichnen zu wollen. Vom ethischen und moralischen Standpunkte aus betrachtet, bleiben sie Dirnen; ja, ich möchte fast sagen, daß ich die Straßendirne, die aus ihrem Berufe keinen Hehl macht, trotz all ihrer Fehler und schlechten Eigenschaften höher einschätze als die Unmenge all jener Frauen, die unter dem Deckmantel der Anständigkeit geheime Prostitution betreiben.

Wählen wir doch zur Erläuterung des Begriffes selbst zwei Alltagsbilder: Auf der einen Seite die bei Wind und Wetter in den einsamsten Straßen herumstreifende hungernde Dirne, die jeden Mann mit frechen Blicken zu einer Liebesstunde einladet, nur zu dem Zwecke, um mit dem verdienten Gelde ihren Lebensunterhalt zu bestreiten; auf der anderen Seite die in ihrem behaglichen Boudoir in Samt und Seide gekleidete „anständige" Strohwitwe, die eben aus den Händen des „Freundes" für das süße Schäferstündchen ein Schmuckstück in Empfang nimmt! Auf der einen Seite also die Dirne, die für sich und für die Mitwelt den Stempel der Unanständigkeit auf der Stirn trägt, auf der anderen Seite die sich und die Mitwelt betrügende, belügende „anständige" Frau – die verkappte Dirne!

Wir sprachen von einer „Prostitution im Nebenberufe"! Eine Bezeichnung, die seit Jahren immer wieder in Büchern wiederkehrt, die aber eigentlich nicht ganz richtig ist. Nicht als Nebenberuf ist die Prostitution aufzufassen, die von Tänzerinnen, Kellnerinnen, Kassiererinnen und Artistinnen ausgeübt wird; – nein, es sind in der Regel zwei absolut gleichzustellende Berufszweige, deren einer von dem anderen streng abhängig ist. Jede Frauensperson ist heutigen Tages so gebildet und aufgeklärt, daß sie ganz genau weiß und wissen

muß, daß einer der eben genannten Berufe an sich in der Regel nicht imstande sei, sie zu ernähren, daß die Möglichkeit einer anständigen Lebensführung durch den aus diesen Berufen erworbenen Verdienst ausgeschlossen erscheint. Wenn also dennoch eine Frau einen dieser Berufe bewußt wählt, wählt sie gleichzeitig auch den Beruf der Prostitution. Sie glaubt jedoch auf keinen Fall, zur wirklichen Dirne herabgesunken zu sein, wenn sie ohne Kontrolle von seiten der Behörde, unter dem Deckmantel dieser bürgerlichen Berufsarten ihr Prostitutionsgewerbe ausübt. Ein Selbstbetrug, ein Betrug auch nach außen hin, den sich aber die Mitwelt anscheinend gern gefallen läßt. Denn, wiewohl man weiß, daß der größere Teil des Verdienstes nicht durch den bürgerlichen Beruf erworben ist, sondern von dem „Freunde" stammt, vielleicht sogar von mehreren „Freunden", wird es doch niemand wagen, eine solche Frauensperson öffentlich als Dirne zu bezeichnen. Der von ihr gewählte Beruf wird anerkannt, und über alle weiteren Nebenumstände geht man eben ruhig hinweg. Die ganze soziale Ordnung ist auf die Bewertung und Einschätzung solcher Berufe geradezu eingestellt. Um ein Beispiel anzuführen, hält es der Direktor einer Varietébühne für etwas Selbstverständliches, daß die Tänzerin von ihrer Gage allein nicht leben kann, zumindest nicht so leben kann, als es deren Beruf notwendig macht. Für ebenso selbstverständlich halten es auch die lüsternen, auf Abenteuer ausgehenden Männer der Lebewelt und sehen daher in solchen Frauen ein stets willkommenes Freiwild für ihre Begierden, ein wohlfeiles Opfer, das für eine größere oder geringere Summe leicht käuflich ist.

Ein anderes Beispiel: Wenn ein Theaterdirektor eine „Diva" engagiert und in den Vertrag die Klausel setzt, daß diese „Diva" ihre Toiletten, die stets der neuesten Mode und dem größten Raffinement entsprechen müssen, selbst zu zahlen hat, dann rechnet er entschieden damit, daß sie seine eigene „Freundin" wird, oder aber daß sie einen reichen Kavalier zur Deckung dieser übermäßigen Kosten bereits hat oder – ehestens finden wird. Denn die Möglichkeit einer sparsamen Lebensführung fällt bei diesem Berufe von Haus aus weg.

Wie bereits bei der Frage der gewerblichen Prostitution erwähnt, spielt auch bei der geheimen Prostitution die Charakterveranlagung und Charakterfestigkeit eine große Rolle. Das böse Beispiel und die Versuchung, welche den sich mühsam haltenden Frauen stets entgegentritt, die in allen Tonarten verlockende, das Weib so sehr verwirrende und vernichtende Macht der Mode mit all ihren Torheiten, die im Charakter der Frau gelegene Sucht,

schöner, besser und auffallender gekleidet zu sein als all ihre Mitschwestern – all diese Motive sind es, die leicht den Weg zur Prostitution öffnen.

Fast scheint es – ich bin mir dessen bewußt, daß die nun folgenden Worte absurd klingen – als wäre die geheime Prostitution „Modesache" geworden. Mehr denn je haben die letzten Jahre eine Dekadenz gezeitigt, die ganz im Gegensatz zu früher in der geheimen Prostitution nicht mehr Schlechtes zu sehen glaubt. War in jener Zeitepoche, die als die galante Zeit deklariert wird, das Mätressentum ein Privilegium weniger, aber um so einflußreicherer Personen, war das Leben und Treiben dieser „hohen" Frauen so sehr von dem der anderen unterschieden, daß ihr Name im Munde aller war und geradezu historische Bedeutung gewann – ich erinnere hier an eine Madame Pompadour, Dubarry und alle die anderen Mätressen, die Könige und Fürsten beherrschten – so findet diese vornehmste geheime Prostitution heute vollen Anklang, man könnte fast sagen Begeisterung!

Wenn wir heute um uns blicken, so sehen wir all das in der breiten Öffentlichkeit schamlos betrieben, was früher einmal nur im geheimen und in Ausnahmefällen geschah. Die Mätresse von damals wird heute „Freundin" genannt, und die Männerwelt findet es gar nicht als degradierend, sich mit diesen ihren „Freundinnen" allüberall in der Öffentlichkeit zu zeigen. Die Männerwelt setzt sogar einen Stolz darein, die stadtbekanntesten dieser geheimen Prostituierten mit umschwärmen, mit benützen zu können, und mag der Preis für eine einzige Nacht auch noch so hoch gestellt werden. Es gehört zum guten Ton! Diese Frauen sind es auch, die gerade durch ihre Verbindungen mit mächtigen, einflußreichen Männern hinter den Kulissen des Alltages, so wie einst in Frankreich, das Schicksal vieler Menschen regieren. Bezeichnend dafür ist es – eine Sache, die wir ja im Weltkriege so oft zu beobachten Gelegenheit hatten –, daß eine einzige dieser Damen mehr vermag als die Mächtigsten der Mächtigen, daß sich alles und alle stets um die einflußreichste Protektion dieser „Damen" bemühen. Wo immer es ein großes, gesellschaftliches Ereignis gibt – die stadtbekannten Lebedamen stehen im Vordergrunde. In reichsten Toiletten, mit Perlen und Diamanten übersät, erregen sie den Neid und die Mißgunst aller minderbemittelten Frauenspersonen, und es ist daher nur allzuleicht verständlich, daß ein etwas schwankendes Frauengemüt sich im geheimen die Frage vorlegt, ob es denn nicht schön wäre, ebenso vornehm und viel bewundert im Mittelpunkt der Gesellschaft zu stehen, ob es wirklich so „schlecht" sei, seine Gunst und „Liebe" für ein Perlenkollier zu verkaufen?!

Inst. f. Sex.-Forsch., Wien

Madame Dubarry

Drouais : Madame de Pompadour

Diese Frage wird immer drängender, das Verlangen immer größer und bald, „über Nacht" schmückt die lang ersehnte Perlenschnur den Nacken der „anständig" gebliebenen Frau! – Es war ja nur einmal! – Nein, es war das erstemal!

Neid auf der einen, Modetorheit auf der anderen Seite, diese zwei Erzübel sind es, die so manche brave Frau vom Pfade der Tugend abzudrängen vermögen.

So sehen wir, daß sich das Bild der früheren „grande cocotte" in dem Bilde des „Verhältnisses", das Bild des aushaltenden Kavaliers aber in dem des Hausfreundes widerspiegelt.

Der „Hausfreund" einer verheirateten Frau; durchaus nicht der Freund des Hauses, sondern Freund der Hausfrau! Das berühmte Dreieck! Er ist es, der sich für diese „Freundschaft" durch eine Toilette, durch ein Schmuckstück dankbar erweist, er ist es, der diese Freundschaft recht schnell vergißt, wenn sich ihm nur Gelegenheit bietet, anderwärts eine neue „Freundschaft" anzuknüpfen!

Ich spreche hier von der verheirateten Frau, die ihren Mann um eines persönlichen Vorteiles wegen betrügt, und da sie Geld oder Geldeswert nimmt, sich selbst prostituiert; auch dann prostituiert, wenn solch ein Verhältnis längere Jahre dauert, ja auch dann, wenn sie von ihm weder Geld noch Geldeswert annimmt!

Ja auch dann! Allerdings in übertragenem Sinne. In diesem Falle bestünde die Prostitution nämlich darin, daß sich das Weib von dem ungeliebten Gatten kleiden und erhalten läßt und ihm hiefür, hie und da Liebe heuchelnd, den Geschlechtsverkehr gestattet, sich also ihrem eigenen Ehegatten gegenüber prostituiert. Der Hausfreund für das Herz, der Gatte, der gehörnte Gatte für den Lebensunterhalt! Wir müssen diese Art der Prostitution gegen den eigenen Gatten festhalten. Sie besteht ja auch in all jenen Fällen einer Vernunftehe, in denen ein junges, liebebedürftiges Mädchen an einen alten, gebrechlichen aber reichen Mann verkauft wird. Ihr Körper, über den der Mann durch die Ehe ein Recht gewinnt, wird verkauft; die Versorgung des Lebens, die Aussicht auf eine Erbschaft, bildet den Kaufpreis. Nur eine Frage der Zeit wird es aber auch hier, wann der Dritte im Bunde, der Hausfreund, an die Oberfläche tritt.

Ganz anders als bei der verheirateten Frau muß natürlich die Frage der geheimen Prostitution lediger Frauen betrachtet werden. Geschieht sie unter einem der vorerwähnten Umstände, also als Beruf mit gleichsam falscher

Firmenbezeichnung, so kann diese Frage ja nur eindeutig beantwortet werden. Wie aber steht es mit all jenen vielen Fällen des Liebesverhältnisses, eines „Verhältnisses" kurzweg?

Die vom Staate anerkannte und gesetzlich sanktionierte Art einer Vereinigung, einer geschlechtlichen Verbindung zweier Menschenkinder, ist nur die Ehe.

Von dieser Betrachtung aus gemessen gilt somit jede andere Geschlechtsverbindung als illegitim, als ungesetzlich. Und da alles, was ungesetzlich, gesetzeswidrig ist, verpönt ist und von moralischen Menschen gemieden und vermieden erscheint, müßte auch das „Verhältnis" als etwas Illegitimes verpönt und gemieden werden. Und doch ist es im Leben ganz anders! Pflegt auch in der Mehrzahl der Fälle bei einem oder bei beiden Beteiligten die Hoffnung oder der Wunsch auf eine spätere eheliche Verbindung, also auf eine Legalisierung des Verhältnisses vorhanden zu sein, so unterliegen der Grad und die Dauer dieser Hoffnungen nur allzu großen Schwankungen, mag nun eine oft und leichtfertig geschlossene „Verlobung" erfolgt sein oder nicht. Geht ein Verhältnis von einem ehrlichen und wirklich tief begründeten Wunsch und Willen einer Eheschließung aus, so ist es bestimmt ganz falsch, dieses Verhältnis mit dem Prostitutionsbegriff auch nur in irgendeinen Zusammenhang bringen zu wollen. Selbst dann darf dies nicht geschehen, wenn der Mann durch Geld oder Geldeswert diese seine Braut erhält oder unterstützt. Es ist eine Art des vorehelichen Verkehrs; und ein solcher, mag er auch dem Moralisten als etwas Ungeheuerliches erscheinen, ist nicht illegitim! Jedwede andere Form des Verhältnisses hingegen, selbst die, auf anfänglich längere oder kürzere Zeit bestehender Liebe beruhende Form des Verhältnisses ist von jedem Standpunkte aus betrachtet, unbedingt in die Kategorie der geheimen Prostitution einzureihen.

Nichts hindert diese zwei Menschenkinder, früher oder später einen solchen Lebensvertrag zu lösen, nichts hindert sie, ihren Geschmack und mit diesem den Gegenstand ihrer Liebe zu ändern. Die völlige Ungebundenheit, die leichte Möglichkeit des Wechsels und das Fehlen jeglichen Verantwortlichkeitsgefühls sind die Momente, von denen aus die Möglichkeit gegeben erscheint, ein solches Verhältnis der Prostitution einzurechnen. Mag auch meine Behauptung auf Widerstand stoßen, so erinnere ich nur daran, wie sehr sich die Menschen wundern, wenn ein Mann sich „so weit vergißt", sein jahrelanges „Verhältnis" eines Tages zu heiraten, statt mit seiner Hand ein junges, ehrsames Mädchen zu beglücken. Ich möchte die Menschen sehen,

die es nicht für angezeigt halten, in solchen Fällen ihre unreine Nase zu rümpfen.

Merkwürdigerweise sind es gerade die Frauen, die sich darüber wundern, wieso es möglich sei, daß gerade „solche Personen" ein so großes Glück machen können, sind es gerade die Frauen, die zögern, mit einer solchen jung verheirateten „Frauensperson" zu verkehren. Sie war ja jahrelang „sein Verhältnis"! Warum dieses Nasenrümpfen, warum dieses versteckte Nasenrümpfen, wenn dieses „Verhältnis" nichts Unanständiges an sich hätte!?

Entweder wir stehen auf dem Standpunkt, daß jedweder unehelicher Geschlechtsverkehr mit oder ohne Wechsel des Mannes, für oder ohne Entgelt, mit Prostitution in Zusammenhang zu bringen ist oder nicht. Kompromisse nach Art des Einzelfalles oder nach Belieben der Welt gibt es bei dieser heiklen Frage nicht, darf es nicht geben! Es wird ebensolange nur eine eindeutige Bewertung dieser Frage geben, solange es ein Makel sein wird, außerehelich Mutter zu sein, solange es als Schimpf und Schande für ein Kind gelten wird, wenn es das Unglück hatte, unehelich geboren zu werden. Wenn die Welt die uneheliche Mutter verabscheut und verurteilt, dann muß sie auch den Mut haben, jedwedes uneheliche Verhältnis ausnahmslos zu verachten. Das uneheliche, nicht aber das voreheliche!

Ob jedoch was wir so leichtsinnig Moral und Ethik des Gesellschaftslebens nennen, überhaupt Daseinsberechtigung hat, ist eine andere Frage.

Erfahrungsgemäß ist das landläufige Verhältnis nichts anderes als eine Form der geheimen Prostitution. Es beginnt mit Liebe und Freundschaft zweier Menschen, die vorläufig nicht heiraten können, und endet mit ausgebildeter Prostitution, die natürlich nicht mehr dem Herzen, sondern der Vernunft und der Geldgier folgt. Die Fälle einer Eheschließung gehören zu den Ausnahmen; entweder Fälle, die auf wirkliches, tiefes Seelenverständnis begründet waren, oder aber jene, bei denen die unmittelbare Ursache zur Eheschließung in einem bald zu erwartenden Kinde zu suchen ist; und auch dann nur, wenn der Mann so anständig, ein solcher Ehrenmann war, daß er das Kind vor der Schande der Unehelichkeit, das Mädchen vor dem Schimpfe der unehelichen Mutterschaft bewahren will.

Es scheint mir nicht unangebracht, zur richtigen Beurteilung dieser Geschlechtsgemeinschaft – denn man kann ja das sogenannte Verhältnis nur als eine Geschlechtsgemeinschaft zweier liebender Menschen auffassen – einen Hauptfaktor ins Treffen zu führen. Ich meine den Faktor der Dauer. Die Dauer eines solchen Verhältnisses ist das einzig Maßgebende für die Tiefe

jener Empfindungen, die unter der Flagge der Liebe im gewöhnlichen Sinne des Wortes segeln. Die Dauer der Liebe charakterisiert also die Tiefe des gegenseitigen Empfindens, und diese wieder ist dafür maßgebend, ob das anfangs vielleicht voreilig oder leichtsinnig begonnene Verhältnis auch auf den Pfad der Prostitution führt oder nicht. Das lang dauernde Verhältnis, also jene Gemeinschaft, in der die gegenseitigen Gefühle trotz der verschiedensten Widerwärtigkeiten des Lebens unverändert bestehen bleiben, fällt ganz gewiß aus dem Rahmen dessen, was man landläufig und leichtfertig Prostitution nennt. Es ist vielmehr als eine voreheliche Gemeinschaft aufzufassen, die unbeschadet aller Meinungen und Anschauungen der Mitwelt in erster Linie sich selbst treu bleibt.

Das Moment dieser absoluten Überzeugtheit, dieser felsenfesten Treue, dieser Dauer entwaffnet auch alle Bedenken der Ethik, selbst das Bedenken, daß unehelicher Geschlechtsverkehr unbedingt verwerflich sei.

Ein solches auf die Dauer und Treue aufgebautes Verhältnis muß also unter allen Umständen anerkannt werden, selbst dann, wenn der Mann die Frau insoweit materiell unterstützt, als sie eine solche Unterstützung mangels jeder anderen Möglichkeit zur Erhaltung des Lebens unbedingt benötigt. In dem Moment aber, wo selbst bei einem auf Dauer und tiefe Neigung aufgebautem Verhältnis die Frau nur aus Gründen der Bequemlichkeit, Arbeitsscheu oder gewisser Lebensvorteile sich vom Manne durch Geld unterstützen läßt, ändert sich mit einem Schlage die Situation. Die Frau nimmt Geld oder Geldeswert, sie verwendet dieses zu nichtigen Zwecken, die hauptsächlich in Putzsucht, Modetorheit, Egoismus ihre Grundlage haben. Die Frau glaubt, ein Recht zu haben, diese Unterstützung anzunehmen, weil sie sich dem Manne hingibt – alles Symptome, wenn auch von der Welt anders gedeutet und gerne entschuldigt, doch unbedingt für die Prostitution charakteristisch.

Die ethisch hochstehende Frau, bei der nur Liebe, nichts anderes als wirklich nur Liebe bestimmend wirkt, wird auf alles verzichten, ehe sie sich bezahlen läßt. Die Tiefe des Empfindens, die Größe einer solchen Liebe stehen also mit der Ethik und Moral des Weibes in direktem Zusammenhange.

Ist die Dauer des Verhältnisses und mit ihr die Liebe wirklich fest fundiert, dann werden beide Teile nichts sehnlicher wünschen, als die eheliche Verbindung, nichts eifriger betreiben, als die Legitimierung dieses illegitimen Zusammenlebens.

Fehlt jedoch auch nur auf einer Seite diese Tiefe des Empfindens, und mit

ihr dieser Wunsch – und diese Seite pflegt gewöhnlich die des Mannes zu sein – so findet früher oder später das Verhältnis seine Lösung.

Die natürliche Folge ist auf beiden Seiten die Suche nach einem neuen Verhältnis. — Der Weg zur Prostitution steht offen!

Noch krasser treten die eben genannten Bedenken bei all jenen Verhältnissen zutage, die von Hause aus nur auf kurze Zeit, nur vorübergehend eingegangen werden. Ob nun bei diesen die materielle Frage im Vordergrund aller Betrachtungen und Handlungen steht oder nicht, das übliche Fehlen jeglicher innerlicher Zusammengehörigkeit bei den Beteiligten genügt allein, um eine richtige Bewertung und Beurteilung solcher von Woche zu Woche, von Tag zu Tag wechselnder Liebesbeziehungen zu gestatten; die eindeutige Bewertung derselben als geheime Prostitution. Es ist ganz interessant, Beobachtungen darüber anzustellen, wie sich die ganze Frage dieser Art der geheimen Prostitution bei Hoch und Nieder, in Stadt und Land differenziert.

Von den besseren Ständen wird das Verhältnis niemals oder fast niemals deklariert; bald wird das beteiligte Weib als Braut, bald als Kusine oder Nichte, bestenfalls als Freundin vorgestellt und eingeführt. Mag diese letzte Bezeichnung schon einen Grad der Anrüchigkeit an sich haben, so sollen die erstgenannten Titel wohl das eigene Empfinden des Unrechtmäßigen, der Entwürdigung solcher außerehelicher Geschlechtsbetätigung abschwächen.

Heinrich Kisch gibt uns in seinem lesenswerten Buche „Die sexuelle Untreue der Frau" folgende Darstellung des Verhältnisses:

„Die ungebundene, unverbindliche, zeitlich eingeschränkte geschlechtliche Verbindung zwischen einer weiblichen und männlichen jungen Person, das aus gegenseitiger Zuneigung und sexueller Affinität, aus warmen Zärtlichkeits- und Lustgefühlen, ohne besondere materielle Betonung hervorgegangene Geschlechtsverhältnis zweier junger Menschen, sind die einzige sympathische vom physiologischen wie ethischen Standpunkte am ehesten zu rechtfertigende, von Sinnenfreude und Jugendrausch umrankte Form der Geschlechtsverbindung – eine Ehe ohne kirchlichen Segen und gesetzliche Anerkennung. Darum ist dieses Verhältnis eigentlich auf ein Grenzgebiet zu weisen, aber nicht mit diesem harten Worte zu bezeichnen, doch auch nicht mit der wirklichen Ehe zu identifizieren.

Ehe ist Beständigkeit, das Verhältnis ist Flüchtigkeit . . . Die Gefühle der Ehe liegen tiefer und streben nach der Zukunft, im Liebesverhältnis drängt das Triebhafte vor und bezieht sich nur auf die Gegenwart. In der Ehe schlingt das Kind ein starkes Band des Zusammengehörens um Mann und

Weib. Dem Bestehen eines Verhältnisses steht die Geburt feindlich und lösend gegenüber. Die vorschreitenden Ehejahre mit ihrem Inhalt an Leid und Freud vertiefen die Gemeinsamkeit des Paares, das Verhältnis wird mit der Zeit, zuweilen binnen kurzem, manchmal später, stets jedoch lockerer und zerfällt, von innen vernichtet, ganz vor selbst."

Klingen die ersten Worte nicht fast wie eine Rechtfertigung, wie eine Verherrlichung dieser illegitimen Geschlechtsverbindung? Wenn wir auch die Forderungen der Jugend nach sexueller Betätigung restlos anerkennen müssen, wenn wir auch fernab von dem Standpunkte einer unnatürlichen, also verzopften Moral stehen, so können wir denn doch nicht so weit gehen, das Verhältnis so in den Himmel zu heben, wie es derselbe Autor in Fortsetzung seiner Besprechung tut, in der er es turmhoch über die gewöhnliche Prostitution stellt. Jedes Verhältnis bleibt ein Grenzfall und muß schon deshalb rigoros beurteilt werden, weil das erste Verhältnis gewöhnlich auch der erste Schritt auf der gefährlichen Bahn zur Prostitution ist.

In den sozial tieferstehenden Schichten der Gesellschaft finden wir ähnliche Verhältnisse, wenn auch entsprechend umgewandelt. Die „Freundin", die „Braut", sie wird zur „Alten", die außereheliche Geschlechtsgemeinschaft wird dahin deklariert, daß „sie mit ihm" oder „er mit ihr geht". Ist auch der Verkehr ein schrankenloserer, mag auch ein größerer Tiefstand des Sitten- und Empfindungslebens vielleicht rohere äußere Formen zeitigen, so pflegt doch die aus einer solchen Gemeinschaft hervorgehende, sich nach und nach bildende Zusammengehörigkeit eher, viel häufiger und rascher zu einer Ehe zu führen, namentlich dann, wenn das Weib „ein Kind von ihm hat". – Die verminderten Ansprüche an das Leben, der verminderte Wunsch nach Luxus und Vergnügungen lassen die hindernden Schranken leichter fallen, führen eher zur Legitimierung dieses Bündnisses, in dem beide Teile verdienen und mit Wenigem zufrieden sind.

Ganz anders stehen die Dinge draußen am Lande. Ich sprach schon an anderer Stelle davon, daß das Sittenleben des Weibes, namentlich des jungen Mädchens, bei der Landbevölkerung weitaus freier sei als in der Stadt. Das ungebundene und ungezwungene Zusammenleben und Zusammenarbeiten mit dem männlichen Geschlecht im Hause und auf dem Felde, in Scheune und am Heuboden führt selbstverständlich auch zu einer Ungezwungenheit in geschlechtlicher, in sexueller Beziehung.

Das junge Bauernmädchen beginnt mit kaum erreichter Geschlechtsreife sein Liebesleben, sein voreheliches Geschlechtsleben mit einem schmucken

Burschen; anfangs geheim – wie jede Liebe! – Alsbald aber weiß das ganze Dorf, an welchem Fenster der Bursch seine Leiter anlegt, um mit der Liebsten zu „fensterln", und wenn auch der alte Bauer oft mit dem Knüppel unvermutet auf den Schauplatz tritt – die beiden lassen nicht locker! Ein Kind ist nur erwünscht, weil es den Weg zur Hochzeit ebnet, mag vor dem Traualtar der Myrthenkranz der Braut auch noch so lächerlich wirken!

Diesem außerehelichen Geschlechtsleben auf dem flachen Lande fehlt jedwedes Attribut der Prostitution, ja selbst der leiseste Anklang an eine solche. Das Moment des Geldes, der Bezahlung fällt ebenso weg, wie die Möglichkeit des Wechsels des Partners im selben Dorfe fast ausgeschlossen ist. Nicht einmal in das Grenzgebiet der Prostitution kann diese Art geschlechtlicher Betätigung eingereiht werden; dies um so weniger, als es ja Gegenden gibt, in denen diese Art des vorehelichen Geschlechtslebens geradezu zu einer Volkssitte wurde, zu dem Brauche der „Probeheirat".

Erst der Einfluß städtischer Ansichten und Gepflogenheiten ist es, der auf manches Bauernmädchen demoralisierend zu wirken vermag, der aus dem Bauerndirndl eine Bauerndirne machen kann.

Wie steht es nun mit dem Konkubinat, jener Institution, die uns in den historischen Aufzeichnungen der Römer und alten Germanen bereits begegnet? Hier wie dort wurde es als ein illegitimer, außerehelicher Geschlechtsverkehr angesehen, hier wie dort wurde das Kebsweib, die Nebenfrau, als Mätresse unserem heutigen Sinne nach bewertet; Nebenfrauen, die rechtlos ihrem Besitzer gegenüber waren und deren außereheliche Kinder niemals erbberechtigt sein konnten.

Viele Jahrhunderte hindurch hatte sich diese Institution erhalten, bis ihr durch die Satzungen der Religion, vornehmlich der katholischen Religion, ein Ende gesetzt werden sollte. Die bisher rechtliche Anerkennung und Duldung wurde durch strenge Gesetze in das Gegenteil, in eine Verfolgung verwandelt. Und dennoch hörte das Konkubinat niemals auf. Ein auf sexueller Basis beruhendes Zusammenleben zweier Menschen im gemeinsamen Haushalt, in dem sich das Weib vom Manne vollständig erhalten läßt. In gewissem Sinne also Prostitution, da es ja ein von seiten der Frau auf materielle Vorteile (Lebenserhaltung usw.) aufgebautes, vom Staate und Kirche nicht sanktioniertes, kontrolloses, außereheliches Zusammenleben ist. Auch deshalb der Prostitution nahestehend, weil die Aussicht auf eine Ehe absolut fehlt, und weil, von einigen Ausnahmefällen abgesehen, früher oder später eine Lösung mit nachfolgendem Wechsel der Personen fast zur Regel gehört.

Diese seltenen Ausnahmen sind jene Fälle, in denen es entweder – meist nur durch außereheliche Kinder bedingt – doch zu einer Eheschließung kommt oder aber jene Fälle, in denen das Konkubinat bis zum Tode währt. Da jedoch Ausnahmen die Regel bestätigen, müssen wir notgedrungen das Konkubinat vorläufig mit als eine Form, als eine Grenzform der Prostitution betrachten. Auf demselben Standpunkte steht auch das Reichsstrafgesetzbuch Preußens, das durch seinen § 180 den „Hauswirt, welcher solchen Paaren wissentlich Unterkunft bietet und derart Unzucht gestattet, wegen Kuppelei bestraft".

Um dies besser zu verstehen, ist es notwendig, die hauptsächlichsten Gründe, oder besser gesagt, Vorwände zu betrachten, welche zwei Menschen zum Konkubinat veranlassen können.

Der landläufigste und hauptsächlichste Vorwand ist die Unmöglichkeit einer Eheschließung, sei es mit Rücksicht auf staatliche oder kirchliche Gesetze, sei es mit Rücksicht auf sonstige Hindernisse. Wir stehen unverrückbar auf dem Standpunkte, daß wir derlei Vorwände unter keinerlei Bedingungen anerkennen können; denn alle diese Gründe bestehen de facto nicht zu Recht. Selbst nicht der wohl beliebteste und so gern ins Treffen geführte Vorwand der Unlösbarkeit der katholischen Ehe. Immer und immer wieder läßt sich der Nachweis erbringen, daß, abgesehen von der Schwierigkeit der Lösbarkeit, von der Schwierigkeit der Dispenserlangung usw., immer auch andere Gründe für das Eingehen eines Konkubinats maßgebend sind, gewöhnlich Gründe, die jeder Ethik und Moral hohnsprechend, mit direkten oder indirekten Vorteilen einer der beiden Personen in Verbindung stehen. Sind die Liebe, die Moral und mit ihnen der ehrliche Wille, dieses ungesetzliche Zusammenleben zu sanktionieren, wirklich vorhanden, dann gibt es Mittel und Wege genug dazu. Wäre diese meine Behauptung falsch, so gäbe es nicht die Institution einer Dispensehe, einer ungarischen, einer morganatischen Ehe, auch nicht die große Zahl jener Fälle, in welchen ein Glaubenswechsel zum Ziele führte.

Wir müssen also das „Verhältnis" und das Konkubinat eigentlich als Formen eines illegitimen Zusammenlebens auffassen, die nach außen hin wohl durch die Schwierigkeiten einer Eheschließung begründet erscheinen mögen, deren Beteiligte in Wirklichkeit sich aber nicht ernsthaft bemühen, diese Schwierigkeiten zu überbrücken. Die Gründe hierfür bilden immer ein gewisser Grad von Bequemlichkeit, eine von Niemandem abzuleugnende Gleichgültigkeit und eine gewisse Portion von Leichtsinn.

Geht die Bequemlichkeit vorerst dahin, daß sowohl der Mann als auch die Frau in dieser Art des Zusammenlebens ihre geschlechtliche Befriedigung auch ohne kirchliche und gesetzliche Genehmigung finden, so richtet sich die Gleichgültigkeit auf die Mitwelt, auf deren Gerede zwar nichts gegeben, vor der aber dennoch die Illegitimität des Verhältnisses so weit als möglich verheimlicht zu werden pflegt.

Der Leichtsinn aber steht an oberster Stelle. Deshalb, weil diese Art des Zusammenlebens nur selten ohne die gefürchteten Folgen einer Schwangerschaft zu bleiben pflegt; uneheliche Kinder aber müssen solchen Leichtsinn der Eltern durch ihr ganzes Leben schleppen, müssen für diesen Leichtsinn der Eltern in der Öffentlichkeit ganz ungerechtfertigt büßen. Können wir uns einerseits auch vom Standpunkt der Ethik damit einverstanden erklären, das Weib, die Mutter zu verurteilen, die ja die Illegitimität des Verhältnisses kennen mußte, die es unter gar keinen Umständen nötig hatte, dieses außereheliche Geschlechtsverhältnis einzugehen, so müssen wir auf der anderen Seite die bestehenden Gesetze geradezu verdammen und die Unvernunft der Gesellschaft geißeln, die an den unschuldigen Kindern die Bequemlichkeit, den Leichtsinn der Eltern entgelten lassen.

Diese Art der Vorwürfe und der Mißachtung gegen die Kinder ist genau so unberechtigt, wie etwa Nationalitäten- oder Religionshaß Kindern gegenüber. Von dieser letzteren Art des Hasses kann sich das Kind befreien, wenn es einmal erwachsen und Herr seines Willens geworden ist; gegen seine uneheliche Abkunft aber bleibt es wehrlos.

Wenn es wirklich noch erübrigt, andere Beispiele eines illegitimen Geschlechtsverkehrs, der unbedingt zur Prostitution hinneigt, zu erwähnen, so seien hier noch die wohlbekannten Formen des Boheme-Lebens, jene Formen des geschlechtlichen Zusammenlebens junger Künstler mit Modellen, Ladenmädchen, Putzmamsellen genannt. Eine Abart des Konkubinats, ebenso wie dieses durch kein Gesetz, an keine Dauer gebunden, ein im „Glorienschein“ des Künstlertums ganz anders erscheinendes und doch auf derselben Stufe der Bewertung stehendes, ethisch, gesetzlich und moralisch alles eher denn gut zu heißendes, nur auf sexuelle Basis aufgebautes Eheleben ohne Ehe.

Der Kampf gegen die geheime Prostitution.

Polizeiliche Maßnahmen – Fürsorgebestrebungen – Kampf gegen die Geschlechtskrankheiten – Statistische Daten – Moral und Prostitution – Das Weib im Kampfe gegen die Prostitution.

Solange es eine sogenannte Kultur gibt, ebensolange gibt es in allen Ländern geheime Prostitution. All die Formen, deren ich in engsten Grenzen Erwähnung tat, finden sich mehr oder minder entwickelt überall und bildeten stets den Mittelpunkt des Interesses all jener Menschen, die zur Rettung des menschlichen Lebens und der menschlichen Gesellschaft berufen erscheinen. Rechtslehrer und Philosophen, Hygieniker und Ärzte kämpfen einen langen, einen ewigen Kampf gegen diese Hydra, einen aussichtslosen Kampf, der niemals zu einem Siege führen kann und wird, weil niemals das sexuelle Verlangen der Menschheit aufhören wird, weil niemals die Ethik so hoch gedeihen wird, daß sie über diese sexuellen Begierden die Oberhand gewinnen könnte. Rückhaltlos und durch Statistik einwandfrei nachgewiesen, muß festgestellt werden, daß gerade die geheime Prostitution das größte Kontingent an Geschlechtskrankheiten liefert.

Schon von diesem Standpunkte aus würde der Kampf gegen die geheime Prostitution berechtigt erscheinen, und es ist daher verständlich, daß unsere modernen Sexualforscher auf Mittel und Wege sinnen, um endlich einen Ausweg zu finden. So wie sich einst die Behörden für die Reglementierung der öffentlichen Prostitution einsetzten, und in der sanitären Kontrolle der Prostituierten das einzige Heil und Glück erträumten, so glaubten auch diese führenden Männer, durch unzählige andere Vorschläge dieses Heil und Glück zu finden. Und doch erwiesen sich alle Bemühungen als nutzlos. Die wahre Abhilfe liegt nicht in einer strengen Überwachung und Verfolgung der geheimen Prostitution durch rein polizeiliche Maßnahmen, weil es wohl auf der ganzen Welt keinen so ausgezeichneten Polizeiapparat gibt, der imstande wäre, die geheimsten Zweige der geheimen Prostitution restlos zu erfassen, weil anderseits die Handhabe zu solch umfassenden Maßnahmen durch kein Gesetz der Welt geschaffen werden kann und auch nicht geschaffen werden soll! Nicht die geheime Prostitution ist zu bekämpfen, nicht die Neigung zu ihr ist mit Gewalt zu unterdrücken, sondern einzig und allein deren Folgen, allen voran die Geschlechtskrankheiten! Anderseits aber muß der laute Schrei nach dem Schutze der unehelichen Kinder und der unehelichen Mutter endlich Gehör finden! Dies kann nur durch eine Gesetzgebung geschehen, die

endlich das Odium der Unehelichkeit aus der Welt schaffen, der unehelichen Mutter, dem unehelichen Kinde durch berechtigte Erbansprüche an den (unehelichen) Vater eine rechtliche Stellung geben müßte. Die Männer würden den außerehelichen Geschlechtsverkehr gewiß genau überlegen und ernster auffassen, wüßten sie, daß das „Malheur" eines unehelichen Kindes nicht mit einer lappalienhaften Alimentensumme abgetan werden kann, wüßten sie, daß ein uneheliches Kind zeitlebens ebenso erbberechtigt und gesetzlich geschützt sei, wie das Kind aus einer legitimen Ehe. Die Bequemlichkeit und der Leichtsinn der Männer – schneller als man denken mag –, wären sie aus der Welt geschafft, und mit ihnen wäre der geheimen Prostitution ein großer Baustein ihres Fundamentes genommen.

Was aber die Hauptfrage, das Hauptmoment der geheimen Prostitution, das sanitäre Moment, anbelangt, so gibt es nur zwei Wege, um ersprießlich und mit Aussicht auf Erfolg arbeiten zu können. Auf der einen Seite gesetzlich geordnete Bestimmungen über Behandlung von Geschlechtskrankheiten bei Weib und Mann, auf der anderen Seite aber – und dies erscheint mir als das weitaus Wichtigere – eine bis in das kleinste Detail eingehende, richtige Aufklärung der Menschheit über die bösen Folgen jeglicher geschlechtlicher Infektion. Und nur dieser Kampf gegen die Geschlechtskrankheiten und ihre Folgen kann wirklich zum Ziele führen, darf in den Vordergrund der Prostitutionsfrage gestellt werden. Daß diese Forderung tatsächlich schon berücksichtigt und ihrem großen Werte nach gewürdigt wird, dafür legen die dahingehenden Bemühungen hervorragender Männer aller Staaten Zeugnis ab.

Das in den letzten Kriegsjahren und nach dem Zusammenbruch in geradezu erschreckender Weise gesteigerte Zunehmen der Geschlechtskrankheiten und die Beobachtungen des Alltagslebens ließen die Vermutung wach werden, daß die geheime Prostitution ganz unglaubliche Dimensionen angenommen habe und daß in ihr, und nur in ihr, die Quelle der Volksverseuchung zu suchen sei. Die von Amts wegen erfolgte Schließung der Bordelle, eine strenge Überwachung und Durchführung der sanitären Kontrollmaßnahmen der öffentlichen Prostitution mußten und sollten hier ebenso helfend eingreifen, wie jene streng durchgeführte und energische Kontrolle der geheimen Prostitution, die ich nun schildern will. Die unvermutet in den kleinen Stundenhotels, den Zufluchtstätten für eine Stunde der Liebe, vorgenommenen Streifungen werden nur von erprobten und älteren Beamten des Sittenamtes, meistens unter der Führung des Chefs selbst, durchgeführt, und fahnden ausschließlich nach professionell geheime Prostitution treibenden Frauens-

personen auf der einen, nach geschlechtskranken Frauenspersonen auf der anderen Seite. Nur allzu erklärlich muß es jedermann erscheinen, daß beide Arten solcher für das Allgemeinwohl gefährlicher Individuen von Amts wegen auf ihren Gesundheitszustand untersucht werden müssen. Zu diesem Zwecke werden die verdächtigen Fälle – und nur die verdächtigen – auf das Sittenamt mitgenommen, dort einer gründlichen Untersuchung von seiten erfahrener Ärzte unterzogen, worauf erst die entsprechende Entscheidung getroffen wird. Mehr als selbstverständlich muß es erscheinen, daß für eine solche Zwangsmitnahme und Zwangsuntersuchung nur solche Frauenspersonen in Betracht kommen, deren Bekanntschaft der Partner, also der Mann, auf der Straße, in einem Kaffeehaus oder sonstwo gelegentlich, etwa knapp vor dem Besuche des Hotels machte, mit denen der Preis für die Liebesnacht vereinbart und meistenteils schon im voraus beglichen wurde. Also gewohnheitsmäßig geheime Prostituierte, die, fern von jeder sanitären Kontrolle, für die Verbreitung der Geschlechtskrankheiten wohl am gefährlichsten sind. Sie und eine zweite Kategorie, die sich aus den Jugendlichen oder Minderjährigen rekrutiert.

Hat die ärztliche Untersuchung das Bestehen einer Geschlechtskrankheit erwiesen, so werden die Frauenspersonen unter allen Umständen einer Zwangsbehandlung zugeführt, werden größtenteils in ein Spital für geschlechtskranke Frauen abgegeben, wo sie bis zu ihrer Gesundung – für das übrige Menschengeschlecht unschädlich gemacht – verbleiben müssen. Handelt es sich um erkrankte Frauenspersonen, deren Leumund unbescholten, deren ganzes Gebaren und Gehaben einwandfrei vertrauenerweckend ist, also etwa um eine durch Not zur Prostitution getriebene verheiratete Frau, so sieht das Sittenamt ausnahmsweise von der Spitalsbehandlung ab, jedoch nur dann, wenn die Frau innerhalb vierundzwanzig Stunden den Nachweis erbringt, daß sie in die Behandlung eines einwandfreien Spezialarztes oder einer klinischen Station getreten ist und auch weiterhin den Nachweis der Fortsetzung dieser begonnenen Behandlung erbringen kann.

Handelt es sich um Jugendliche oder Minderjährige, die durch Leichtsinn oder Unverstand zur geheimen Prostitution verleitet wurden, so haben die amtlich bestellten „Fürsorgerinnen" diese Mädchen zu belehren und wieder den Eltern zu übergeben.

Der Sturm der Entrüstung über diese Streifungen geht vornehmlich dahin, daß in dem Vorgehen der Polizeibehörden einerseits eine Einschränkung der persönlichen Freiheit und der Freiheit des persönlichen Liebeslebens ge-

sucht wird, daß anderseits – und dies vornehmlich vom weiblichen Geschlechte – mit vollem Fug und Recht der Vorwurf einer schweren Ungerechtigkeit erhoben wird, daß bloß die Frauen und nicht auch die Männer einer Zwangsuntersuchung und Zwangsbehandlung unterzogen werden.

Um einen annähernden Überblick über den derzeitigen Stand der Prostitutionsfrage zu geben, lasse ich nunmehr einige Zahlen folgen, welche ich der Statistik des Wiener polizeilichen Sittenamtes entnehme. Wenn auch bloß stumme Ziffern – sie sprechen doch wohl mehr und deutlicher, als so manche Flugschrift der letzten Zeit für oder gegen die Prostitution!

Ende des Jahres 1921 standen im Wiener Polizeirayon etwa 1438 Prostituierte unter polizeilicher Kontrolle; von diesen waren in den Jahren 1920 und 1921 655 neu hinzugetreten. 527 davon waren bereits polizeilich, 197 gerichtlich vorbestraft und 407 bereits als geschlechtskrank einmal in Spitalbehandlung gestanden.

Von den im Jahre 1921 hinzugetretenen Prostituierten wurden als veranlassende Ursachen für diesen Schritt erhoben: In 56 Fällen Notlage, in 74 Fällen angeborener Leichtsinn (Aufenthalt in Besserungsanstalten ohne Erfolg), in 36 Fällen Trunksucht der Eltern, in 27 Fällen sittliche Verwahrlosung (schlechte Erziehung im Elternhause usw.), in 15 Fällen eine ausgesprochene erbliche Belastung (böses Beispiel der Mutter), in 7 Fällen Erwerbsunfähigkeit. Bei Eruierung der früheren Beschäftigung fand man das Hauptkontingent aus der Klasse der Dienstmädchen gestellt, doch figurieren in den amtlichen Nachweisen so ziemlich alle Berufe des Weibes.

Die Statistik der Jahre 1913 bis 1921 zeigt, daß die Höchstzahl von 725 Prostituierten auf das Alter von 26 Jahren entfiel, während die unterste Stufe von 18 bis 19 Jahren bloß 155 Vertreterinnen aufweist. Überraschenderweise lehren uns die nachstehenden Zahlen, daß das Sprichwort „Alter schützt vor Torheit nicht!“ in der Prostitutionsfrage zu Recht besteht. Und zwar in dem Sinne, daß die Torheit auf seiten der Männer, das Alter auf seiten der Prostituierten zu suchen ist. Wir finden nämlich in dieser Epoche von acht Jahren neun Prostituierte im Alter von 59 Jahren, vier im Alter von 63 Jahren unter Kontrolle stehend!! Neu hinzugetreten waren in derselben Zeitepoche im Alter von 18 Jahren vier, im Alter von 25 Jahren 211 und im Alter von 51 bis 52 Jahren je zwei Frauenspersonen.

Weit interessanter als diese Zahlen sind jene, welche uns das enorme Überhandgreifen der geheimen Prostitution im Wiener Polizeibezirke illustrieren.

Die im Jahre 1920 energisch durchgeführten, bereits früher erwähnten Streifungen in Stundenhotels, berüchtigten Kaffeehäusern, berüchtigten Unterhaltungslokalen ergaben die Zahl von 7637 wegen unkontrollierter gewerbsmäßiger Unzucht angehaltenen Frauenspersonen gegenüber der Zahl von 666 des Jahres 1919.

Von diesen 7637 aufgegriffenen Frauenspersonen waren nicht weniger als 1843, also 24 Prozent, geschlechtskrank und mußten deshalb in Spitalspflege abgegeben werden.

Im selben Jahre 1920 wurden außerdem von dem Bureau für sittenpolizeiliche Agenden 3273 Personen wegen nachgewiesener geheimer Prostitution angehalten, von denen 1007, das sind 30,8 Prozent, geschlechtskrank waren. Diese Geschlechtskrankheiten betrafen in 416 Fällen, das sind 21,6 Prozent, Großjährige, in 432 Fällen, das sind 33 Prozent, Minderjährige und in 159 Fällen, das sind 45 Prozent, jugendliche Frauenspersonen!

Diese letztgenannten Zahlen sprechen deutlich dafür, daß Mangel an Aufklärung der heranwachsenden Jugend wohl die größte Schuld nicht nur an deren sittlichen Verfall, sondern auch an deren Erkrankung trägt. Oft wissen nämlich derartig aufgegriffene jugendliche oder minderjährige Mädchen überhaupt nichts von der Existenz einer Geschlechtskrankheit, wiewohl ihre Geschlechtsorgane einem wahren Seuchenherd gleichen. Einen tiefgehenden Einblick in die von mir schon entsprechend gewürdigte und betonte Tatsache, daß alle den Luxus und die Geselligkeit fördernden Umstände, ebenso wie alle einen Zustrom von Fremden bewirkenden Veranstaltungen und Ereignisse ein Überhandnehmen aller Arten von Prostitution bewirken, gewähren die statistischen Zahlen der letzten Jahre für Wien selbst. Waren im Jahre 1908 vom Sittenamte wegen geheimer Prostitution im ganzen 304 Frauenspersonen angehalten worden, so brachte schon das Kriegsjahr 1916 einen Aufstieg auf 984 Fälle, der aber zur Zeit der großen, durch den Valutasturz bedingten Fremdeninvasion des Jahres 1919 und 1920 eine ganz ungeahnte Höhe erreichen sollte. Das Jahr 1919 weist bereits 2374, das Jahr 1920 sogar 3273 Fälle auf. Und von dieser letzteren Zahl waren, wie ich ja schon sagte, 30,8 Prozent geschlechtskrank.

Wenn man alle die hier in Kürze aufgeführten Zahlen genau und aufmerksam studiert, erscheint durch sie selbst der schlagende Beweis erbracht, daß keines der angewandten Mittel, keine der ins Auge gefaßten Maßnahmen streng genug sein kann, um der geheimen Prostitution mit Erfolg entgegentreten zu können. Sie allein ist die einzige Brutstätte aller Geschlechtskrank-

heiten und wird daher für das Volkswohl weitaus gefährlicher als die öffentliche Prostitution.

Die kontrollierte gewerbliche Prostitution gänzlich auszurotten, halte ich für eine durch das Kulturleben begründete Unmöglichkeit. Sie ist mit allen ihren verschiedenen Erscheinungsformen ebensowenig wie die geheime Prostitution etwa als ein Zeichen menschlicher Dekadenz aufzufassen, nicht als eine Kulturschande, sondern als ein von der Menschheit zwar stets verdammtes, aber gleichzeitig gewolltes Übel.

„Sie ist innig verschmolzen mit allen unseren gesellschaftlichen Einrichtungen, mit unseren Vorzügen und Gebrechen, mit unserem Reichtum und Glanz, wie mit unserer Armut und unserem Elend, mit unseren öffentlichen und privaten Institutionen, mit unseren Sitten und Gewohnheiten, kurz mit allem, was in uns ist, lebt und webt. Sie ist verflochten mit unseren Beschäftigungen, unseren Künsten, unserer Industrie, unserem Gewerbe, unserer Stärke und unserer Schwäche und macht ein Element unseres Lebens und unserer Lebensweise aus.

Wir kennen die Prostitution seit den ältesten Zeiten. Sie entstand mit der Gründung der Städte, wo viele Menschen sich auf einem Platz zusammendrängten; sie wurde mit diesen groß und wuchs mit dem Gedeihen der Bevölkerung, sie zog Nahrung aus dem Wachstum der Städte, aus dem Reichtum der Bewohner und stieg mit dem Emporblühen des Handels, der Industrie und des Fabrikwesens. Sie ist ein Kind des Fortschritts, der Entwicklung und des Steigens der Bedürfnisse, mit denen sie gleichen Schritt hielt und von denen sie trotz aller Verfolgungsmaßregeln, die man gegen sie anwendete, gehalten, gepflegt und gehegt wurde.

Seitdem der Mensch von seiner natürlichen Beschäftigung mit dem Ackerbau und der Viehzucht abging, seit dem Beginne der sogenannten Verfeinerung seiner Sitten und Gewohnheiten, seit dem Eintritt seiner größeren Bedürfnisse, fand auch sie sich ein und ist in diesen Gewohnheiten so einheimisch geworden, daß sie von ihnen fast unzertrennlich zu sein scheint.

Die Prostitution ist ein Laster, das mit anderen Lastern eng verbunden ist; sie ist um so gefährlicher, als sie in den Schwächen der menschlichen Gesellschaft ruht, die sie, anstatt zu unterdrücken und zu verfolgen, noch zu beschützen und pflegen sucht."

Mit diesen Worten schildert Dr. Löwe in seinem Werke „Die Prostitution aller Zeiten und Völker" dieses Grundübel der Menschheit, derselben Menschheit, die es sich aber doch als Ziel gesteckt hat, gegen dieses Übel anzu-

kämpfen. Mag auch der Kampf ehrlich gemeint, noch ehrlicher gewollt gewesen sein — die Waffen dieses Kampfes, sie waren bisher falsch gewählt, ebenso wie der Gegenstand des Kampfes falsch gewertet wurde.

Polizeivorschriften, das ewige Kampfgeschrei für oder gegen die Reglementierung, die ganzen, glückverheißenden Bestrebungen des Abolitionismus müssen als falsch gewählte Waffen an der ehernen Brustwehr, mit der sich die Prostitution im Laufe der Jahrtausende umgürtete, zerschellen, machtlos in Stücke brechen! Die Folgen der Prostitution, an erster Stelle die Geschlechtskrankheiten, müssen bekämpft und auch — besiegt werden.

Von dieser richtigen Erkenntnis ausgehend, werden die zu diesem Kampfe gewählten Waffen — Schutzgesetze und gesetzlicher Schutz für Weib und Mann — dereinst mit jenem unvergänglichen Lorbeer gekrönt sein, der ihnen von einer dankbaren, gesunden Menschheit geflochten wurde.

Ich habe mich bemüht, in den vorstehenden Zeilen einen Überblick über das Wesen, über die verschiedenen Arten, sowie über die Folgen und Folgeerscheinungen der Prostitution zu geben und in Kürze dieses so viel beschriebene und so viel umstrittene Gebiet von allen nur möglichen Gesichtspunkten aus zu beleuchten. Hielt ich mich bei diesem Versuche an die reichen Quellen meines diesbezüglichen Studiums – und nur an diese – so drängt es mich nunmehr, unabhängig von diesen und von allen mehr oder minder einseitigen Beurteilungen auch meinen eigenen Standpunkt in dieser Frage zu präzisieren. Daß hier die Stimme des Arztes als des berufenen Schützers höchsten menschlichen Gutes, der Gesundheit, in erster Linie laut werden könnte, ist nur natürlich; ich will sie jedoch möglichst unterdrücken, um so mehr als sie uns ja eigentlich nichts Neues sagen, als sie ja wieder nur eine gesetzliche Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten bei Mann und Weib, und sonst auch nichts anderes fordern würde.

Wohl aber drängen sich dem vielbeschäftigten und scharf sehenden Arzte eine Unzahl anderer wichtiger Momente bei der Beurteilung der Frage auf, die eigentlich in das Gebiet der Ethik, Moral und Soziologie gehörten; sie ergeben durch die ärztliche Brille gesehen deshalb ein ganz anderes Urteil, weil der Arzt notgedrungen vorerst den Menschen im Menschen sucht und daher auch nur vom wirklich menschlichen Standpunkte aus zu sehen gelernt hat.

Die Straßendirne, das typische Bild der gewerblichen Prostitution, verdient gewiß nicht immer jenes Übermaß an Verachtung und Verurteilung, das ihr entgegengebracht zu werden pflegt; vornehmlich aber nicht von jenen

Menschenkindern, die mir dazu am allerwenigsten berufen erscheinen, von den — Frauen!

Kommt all ihr Frauen und fragt euch offen und ehrlich, was ihr wohl getan, was ihr unternommen und begonnen hättet, wenn ihr selbst, in jungen Jahren unvernünftig, eitel und verliebt, verführt und geschwängert, von eurem Liebsten verlassen, aus dem Elternhause verstoßen, zu keinem Erwerbe befähigt und zugelassen, der bittersten Not, dem nagenden Hunger, der Verachtung der Welt preisgegeben worden wäret?! Antwortet mir offen und ehrlich, ob ihr jenen Gefühlskomplex in euch, den ihr so hochtrabend Moral und Anstand nennt, wirklich für so mächtig haltet, daß er euch in solch einer, die Vernunft raubenden Situation gegen jede Versuchung gefeit hätte!

Ihr schüttelt das Haupt und pocht auf eure eigene Kraft, auf eure Hemmungen und bezeichnet diese meine Fragen als sinnlos! Und doch! Prüfet euch weiter, ihr Frauen, lenket euren Blick von dem Bilde der Straßendirne ab und saget mir, ob ihr nicht alle ausnahmslos die eine oder die andere Eigenschaft der Dirne bei euch selbst findet, und wäre es auch nur die von euch so harmlos beurteilte Putzsucht oder Koketterie. Fraget euch doch alle, ob es euch nicht freut, die begehrenden Blicke der Männer auf euch gerichtet zu sehen, ob ihr nicht gleichsam euer ganzes Leben dem Manne und dem einen Zwecke lebet, das sexuelle Verlangen dieses Mannes nach euch zu steigern, zu erhalten und zu betätigen?! Das, was Weininger als die Dirne im Weibe bezeichnet, es ist das Weib im Weibe, das Weib in euch Frauen!

Überleget dies alles, denket daran, daß auch die elendeste Straßendirne einst Weib war, so wie ihr es seid, daß sie ein Seelenleben hat oder zumindest einst hatte, so wie ihr es habt. Denket daran, was dieses Geschöpf miterlebt und durchgekämpft haben muß, bis es so tief gesunken ist und fraget euch selbst, ob gerade ihr, die ihr ja doch Mitschwestern seid, dazu berufen seid, solch ein Geschöpf so rasch zu verurteilen, so tief zu verachten.

Ja, die „Moral", die „Welt", höre ich euch entgegnen!

Ist diese Moral, diese Welt nicht ein von uns geschaffener, stets nach unserem Belieben wechselnder und sich ändernder imaginärer Begriff? Sind wir nicht gerne geneigt, für all das, was wir bei anderen Menschen so rasch als „höchst unmoralisch" verurteilen, den einen oder anderen Entschuldigungsgrund dann zu suchen und gelten zu lassen, wenn es uns selbst oder unsere nächste Umgebung betrifft? Gewiß müssen wir der Moral und ihren Forderungen entsprechend leben; aber nur jener Moral, die aus uns selbst

entstand, nicht jener, die uns von der Welt, von der „lieben, guten Mitwelt" diktiert wird.

Diese Moral läßt uns ja auch manche Formen des illegitimen Geschlechtsverkehrs, die, wie ich schon früher sagte, mit in den Prostitutionsbegriff einbezogen werden, ganz anders beurteilen. Sie läßt uns zu der Überzeugung kommen, daß auch diese Formen, wenn bloß auf wahrer, echter Liebe in dem von mir gedeuteten Sinne und nicht auf reiner Sexualität beruhend, anerkannt und durchaus nicht verachtet werden dürfen.

Dies gilt vornehmlich für die „freie Liebe". Freie Liebe und nicht freie Liebe; das heißt nicht wilde, zügellose, stets wechselnde Liebe, frei von gesetzlichem Zwange, frei jeglicher Verantwortung. Noch mehr aber gilt dies für das Konkubinat, über dessen richtige Beurteilung ich mich anläßlich meiner Betrachtungen über Mann und Weib geäußert habe.

Nicht in der Illegitimität des Geschlechtsverkehrs liegt das, was Moral und Ethik verurteilen und verdammen sollten, sondern in der Herabwürdigung des Geschlechtsverkehrs zu einer rein tierischen Stillung des Geschlechtstriebes, in der zügellosen Betätigung dieses Triebes zum Zwecke irgendwelcher Vorteile.

Von diesem Standpunkte aus betrachtet, ist ja jede Vernunftehe dem Kapitel der Prostitution weit mehr verwandt als das auf wirklicher Liebe und Idealismus aufgebaute Liebesverhältnis. Stellt nicht manche Vernunftehe eine von Staat und Kirche „gesetzlich geschützte" Form der Prostitution dar, an der allerdings die Moral, die Gesellschaft, die Ansichten unserer lieben sittenstrengen Mitwelt nicht zu rütteln wagen?

Dr. Weinberger, der von mir als wirklich objektiv denkender Beurteiler der Prostitutionsfrage so hochgeschätzte Vorkämpfer für das sittliche Wohl unseres Staates, prägte in einer seiner Schriften den Ausdruck des „Prostitutionellen", womit er alle mit der Prostitution irgendwie in Zusammenhang stehenden Dinge und Sitten der Außenwelt bezeichnen will und predigt den Kampf gegen alles Prostitutionelle, gegen Luxus, maßlose Genußsucht, Vergeudung, gegen lockere Sitten und Sittenverderbnis. Ein von mir freudig begrüßter Kampfruf, soweit er sich gegen die Formen der wirklichen Prostitution, ob sie nun öffentlich oder geheim sei, richtet. Noch mehr aber begrüßt als Warnung für die Menschheit, vornehmlich für euch Frauen, da er, richtig verstanden und richtig bewertet, euch bewahren wird und bewahren

muß, ein Leben zu führen, das euch, wenn auch bloß angedeutet, zu Prostitutionellem verleiten könnte.

Hütet euch vor allem Prostitutionellen in allen Lebenslagen und Lebensäußerungen und ihr bewahret euch gleichzeitig vor allem, was euch auch nur anscheinend in den Augen der bösen „guten" Mitwelt prostituieren könnte.

Kampf dem „Prostitutionellem!"

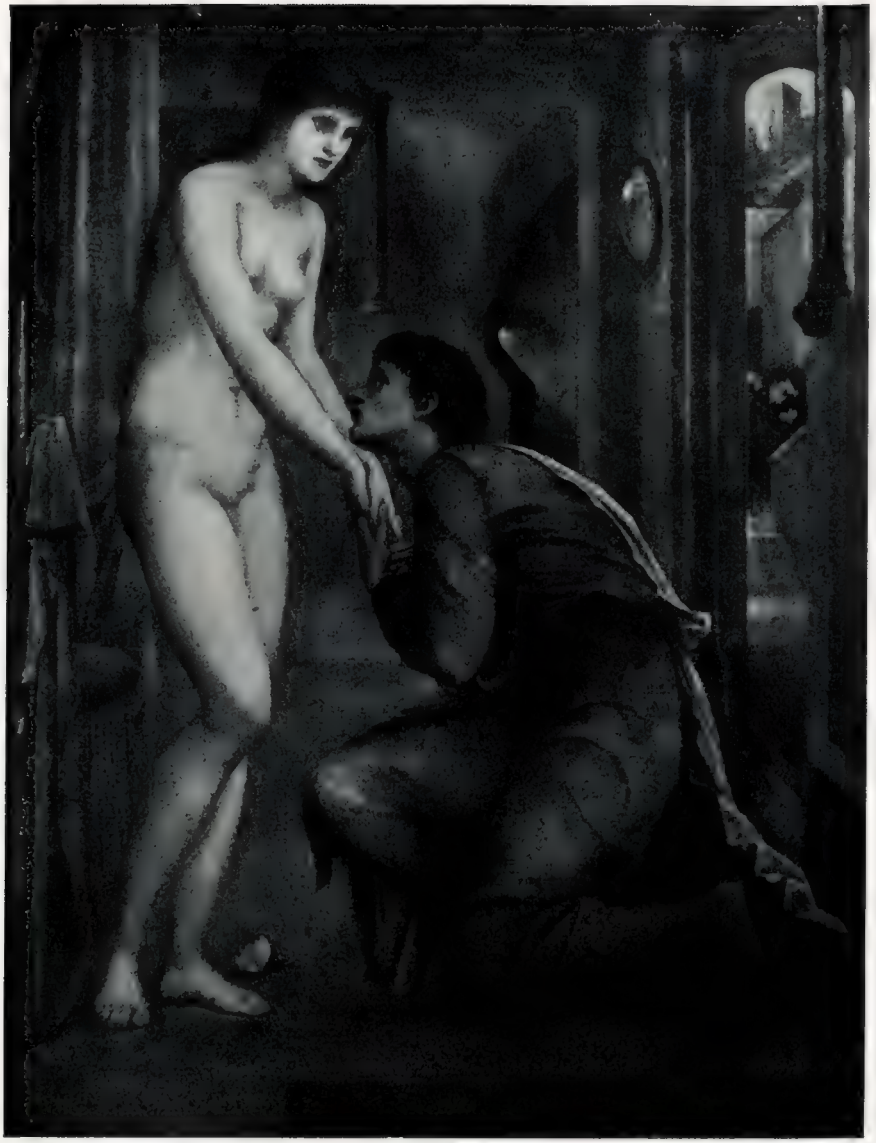
Nicht die Macht der Gesetze des Staates und der Kirche, nicht Satzungen der Moral und Ethik können diesem Kampfruf zum Siege verhelfen, sondern nur die Macht und Stärke des Weibes!

So bist du Weib. Wie und was du bist, du großes Rätsel des Lebens — ich habe mich bemüht, es dir zu sagen. Wie du uns geboren, warum du uns als Kinder geherzt und geküßt, als Jünglinge begeistert, als Männer entzückt und berauscht hast, was du bist, o Weib, ich habe es dir verraten. Ich habe dir erklärt, wieso du Kriege entfachen, Könige vom Throne stürzen, arme Menschen reich, reiche wieder bettelarm machen kannst.

Ich habe dich studiert im Leben wie auch aus Büchern und habe mich bemüht, dir einen Großteil dessen, was ich bei diesem Studium lernte, zu offenbaren. Ich zeigte dir all deine Fehler, ich nannte dir alle Vorzüge, ich gab dir ein getreues Spiegelbild deiner selbst. Blicke es vorurteilsfrei an, denn es zeigt dir nichts als Wahrheit! – – –

So wie ich den Mut fand, dir diese Wahrheit zu sagen, so sollst auch du den Mut finden, sie einzugestehen! Du darfst und mußt es; denn nur in dir liegt die Erkenntnis deiner selbst! Nur durch sie kann all das schwinden und vergehen, was dich dir selbst zum Rätsel machen könnte, was dich für andere stets zum Rätsel machen muß.

Weib, du bist schön, du bist groß! Bleibe wie du bist, denn nur so bleibst du Weib!



Edward Burne-Jones (1833—1898): Pygmalion

Weib, bleibe jung und schön!

Hygienische Winke

„Wie bist du, Weib?" Mag es mir auch zum Teil gelungen sein, diese das ganze Weltall bedeutende und all seine Erscheinungen bis in das letzte Ende erklärende Frage zu ergründen, so drängt sich mir dennoch eine unabweisbare Forderung auf, die mit stetig zunehmender Stärke nach Erfüllung heischt.

„Wie bist du, Weib" als umfangreicher Komplex von Fragen auf der einen Seite – „So sollst du sein, o Weib!" als ein Komplex jener wissenschaftlich festgelegten Bedingungen auf der anderen Seite, die dazu nötig sind, um das große Rätsel der schöpferischen Natur, das Weib, so zu gestalten, daß es seiner Hauptaufgabe, Trägerin und Mehrerin aller Kultur zu sein, uneingeschränkt nachkommen könne.

Immer drängender und klarer kam es mir zu Bewußtsein daß der von mir gedachte Zweck, aufklärend und belehrend zu wirken, nur dann erfüllt werden könne, wenn der Welt jene Wege geebnet und gleichzeitig jene Pfade gewiesen werden, auf denen wandelnd das Weib alles Rätselhafte in sich selbst teils zu vermehren, teils aber gleichzeitig zu bekämpfen vermag.

Dem alten Worte getreu, nach welchem eine gesunde Seele nur in einem gesunden Körper wohnen könne, sollen die nachfolgenden Auseinandersetzungen jene innigen Zusammenhänge aufklären, die beim Weibe doppelt schwerwiegend die Abhängigkeit körperlicher Gesundheit von seelischer Ausgeglichenheit bezeugen. Nur so ist es möglich, manche auf den ersten Blick vielleicht unvernünftig erscheinende Forderung der Hygiene leicht verständlich zu machen; nur so ist es möglich, das etwas leichtfertige und durch die Mode so leicht irregeleitete Denken des Weibes so zu gestalten, daß es für das weibliche Geschlecht selbst, mehr aber noch für das ganze menschliche Geschlecht von Nutzen wird.

Getreu den Hauptabschnitten meines Werkes, glaube ich der mir gestellten Aufgabe nicht besser gerecht werden zu können als dadurch, daß ich auch in diesen Zeilen das Weib gleichsam von der Wiege bis zum Grabe begleite und ihm manche Winke verrate, die auf der einen Seite Unheil verhüten, auf der anderen Seite jedoch Glück bringen müssen.

Glück! – Glück des Weibes! Wurzelt es nicht in dem Verlangen nach Schönheit, Jugend und Gesundheit?

Weib, bleibe schön und gesund! Denn so wirst du selbst glücklich und vermagst es, durch die Schönheit und durch das Glück deines gesunden Körpers und deiner gesunden Seele ungezählten anderen Menschen Glück zu bringen: Dem Manne, deinen Kindern, deiner ganzen Mitwelt!

Frühe Jugendjahre.

Seelenhygiene – „Wie sage ich es meinem Kinde?" – Das Märchen vom Storch – Körperliche Hygiene des Kindes – Nacktkultur – Reinlichkeit.

Mag es auch bei oberflächlicher Beurteilung etwas übertrieben erscheinen, so ist denn doch die Überlegung nicht von der Hand zu weisen, daß schon von der frühesten Kindheit an dem Mädchen jene Winke der Hygiene gegeben werden sollten, welche ihm gleichsam wie ein Elementarunterricht die Grundelemente seines Seins klarlegen. Falsch wie all die vielen Begründungen, welche für oder gegen eine vorzeitige Aufklärung des jungen, kindlichen Mädchens angeführt werden, ist die Auffassung, daß eine solche elementare Vorbildung das kindliche Gemüt frühzeitig auf Abwege zu leiten oder es etwa gar zu verdüstern vermag.

Heute, wo wir auf Grund einwandfreier, wissenschaftlicher Forschungen die feste Überzeugung und Kenntnis haben, daß schon in dem ganz jungen Kinde eine gewisse Sexualität lebe, sollte es selbst den bittersten Gegnern jugendlicher Aufklärung gerechtfertigt erscheinen, daß eine zielbewußte, zur rechten Zeit und von den rechten Personen erteilte Aufklärung eher Nutzen, denn Schaden zu stiften vermag.

Die einstens und auch heute noch viele Kreise beschäftigende Frage „Wie sage ich es meinem Kinde?", sie muß endlich dahin bewertet werden, daß es fürderhin überhaupt keine einzige Mutter mehr geben darf, die über diese Frage auch nur vorübergehend nachdenkt, die sich den Rat anderer Mütter einholt, um durch solche falsche Maßnahmen schließlich und endlich doch meist auf einen falschen Weg zu geraten. Die Natur als Mutter alles Seins verlangt von uns vernunftbegabten Menschen nichts anderes als nur „Natürliches"; ein natürliches Leben, eine natürliche Kindheit ohne falsche Scham und ohne jenes künstlich gezimmerte und ängstlich bewahrte unaussprechliche Etwas, das die meisten Kinder ungeahnt in die Schranken der Unnatürlichkeit, der Verstellung und der Lüge leitet.

Wie soll aber selbst die vernünftigste Mutter den Weg zu jener Natürlichkeit finden, wenn ihr das Wissen über die natürlichsten Dinge fehlt? Wie soll die vernünftigste Erziehung da Ersprießliches leisten, wo in der Schule, also

an jener Stätte, die aus unfertigen Kindern denkende Menschen machen soll, scheu und ängstlich jedes Wort vermieden wird, das an die Naturbestimmung der Menschen gemahnt?

Die Erfahrung lehrt, daß kein Lebensalter williger und „lieblicher" alle ihm bisher fremden Aufklärungen hinnimmt und mit naiver Selbstverständlichkeit annimmt, als das frühe Kindesalter.

Dieselbe Erfahrung lehrt uns aber auch, daß das Mädchen an solchen der Natur entlehnten oder angelehnten harmlosen Aufklärungsversuchen ungleich mehr Interesse zeigt, als der ungestüme, gleichaltrige Knabe. Wie lieblich weiten sich die unschuldig in die Welt blickenden Augen des kleinen Mädchens, wie zart färben sich die roten Wangen, wenn es fest an Mutters Brust geschmiegt jenen Erzählungen lauscht, die da von der Liebe des Muttertieres zu seinen Jungen berichtet, wenn es hört, daß „Liese, die so dicke, runde Kuh, bald Mutter eines übermütigen Kälbleins sein werde!" Immer neue Fragen sprudeln aus dem kleinen Munde hervor, Fragen, die zu beantworten die vernünftige Mutter sich nicht sträubt, mag es auch manchmal schwer fallen, Deutungen zu geben, die durch das kindliche Denkvermögen verarbeitet werden.

In dieser, nur in dieser Fähigkeit, dem Alter und der Intelligenz des Kindes angemessene Aufklärungen zu geben und aufklärend zu wirken, liegt die einzige Schwierigkeit der Frage: „Wie sage ich es meinem Kinde?"

Das Märchen vom Storch, so schön es auch sein mag, darf das kindliche Denken nur so lange beschäftigen, als etwa die schöne Legende von dem Christkindlein, das da den leuchtenden Weihnachtsbaum mit all den vielen Spielsachen bringt.

Abgesehen von allen anderen wichtigen Folgen wird, wie ich mich oft und oft zu überzeugen Gelegenheit hatte, jenes undefinierbare Maß an kindlicher Liebe zur Mutter, das in seinen Uranfängen ja doch nur egoistischen Gründen entspringt, in ganz andere Bahnen gelenkt, wenn das junge kleine Mädchen hört, daß es nicht vom Storch wahllos aus einem trüben Tümpel herausgefischt und der Mutter gebracht wurde, sondern wenn es erfährt, daß es im Leibe seiner Mutter, am Herzen seiner Mutter so lange schlummerte, bis es lebensfähig war und unter Schmerzen zur Welt gebracht wurde. Ich selbst habe es miterlebt, daß das Kind atemlos diesen wundervollen Erzählungen der Mutter lauschte, dann die Mutter umarmte und innig küßte, gleichsam um zu bezeugen, wie glücklich es sei, ein Stück der Mutter selbst zu sein! – – –

Wie so ganz andere Bilder zeigen uns jene unnatürlichen und jeder Unbe-

fangenheit entbehrenden kleinen Kinder, die in einer Atmosphäre der Geheimnisse aufwachsen, die gleichsam mit Gewalt dazu getrieben werden, hinter jedem leise gesprochenen Worte irgendetwas Rätselhaft-Ungehöriges zu vermuten und zur Neugierde, gleichzeitig aber unvermerkt zur Lüge und Verstellung herangezogen werden. Auch sie finden ihre Aufklärung; sie finden sie aber an unrichtiger Stelle, zur unrechten Zeit und von unrichtigen oder besser gesagt, unbefugten Personen.

Mag der Nachteil einer solchen Aufklärung schon für das kindliche Gemüt im allgemeinen von großem Schaden sein und bleiben, so läßt er sich beim weiblichen Geschlechte im besonderen nie wieder gutmachen. Insofern nicht, als gerade in niederen Schulklassen sich immer wieder ein oder das andere frühreife, von einer älteren Schwester oder von einer Dienstperson „aufgeklärte" Mädchen findet, das naturgemäß gleich einem Magnet durch seine unglaubwürdigen und doch so aufregenden Enthüllungen alle Mitschülerinnen in seinen Bann zu ziehen vermag. – – –

Fragen wir uns, bis zu welchem Lebensjahre mit den ersten, der Natur abgelauschten Aufklärungsbestrebungen gewartet werden solle, so ist es ganz unmöglich, hier feste Regeln aufzustellen. Weiß doch jede halbwegs kluge Mutter die Intelligenz ihres Mädchens richtig zu beurteilen, wenn sie nicht in den Fehler verfällt, durch Mutterliebe verblendet zu sein, wenn sie soviel Selbstverleugnung aufzubringen vermag, um an dem Maßstabe anderer gleichaltriger Kinder ihr eigenes Kind zu messen.

Wohl aber möchte ich als Grundsatz hinstellen, daß jedes junge Mädchen unbedingt bis zum elften Lebensjahre soweit aufgeklärt sein müsse, um das Märchen vom Storch ebenso nur als ein Märchen zu werten, wie etwa das „Rotkäppchen".

Der Grund für diese Forderung liegt darin, daß das zwölfte Lebensjahr nicht selten bereits die Erscheinung der ersten Menstruation bringt, welche niemals ein junges Geschöpf völlig unvorbereitet treffen darf. Doch davon später!

Vorerst obliegt mir noch die Pflicht, jene Grundsätze rein körperlicher Hygiene zu erwähnen, welche das früheste Kindesalter des Mädchens umfassen und unter allen Umständen zu beobachten wären. Wie in allen das Weib als solches betreffenden Fragen der Hygiene die Forderung der größten Reinlichkeit als hehrstes und oberstes Prinzip steht, so ist diese schon von frühester Jugend ab dem weiblichen Kinde beizubringen.

Begegnet auch trotz aller modernen, zum Vorteil geänderten Weltanschauungen jene Richtung, die unter dem Sammelbegriffe der Nacktkultur bekannt ist, heute noch immer dem Mißtrauen unvernünftiger und unaufgeklärter Menschen, so kann deren Förderung nicht eindringlich genug empfohlen werden. Ihr Vorteil liegt, soweit sie das Kindesalter betrifft, darin, daß die beiden Begriffe Geschlecht und Natur für das kindliche Empfinden zu einem Begriffe verschmelzen und es dahin belehren, daß alles Natürliche nicht schändlich sein könne. Überdies kommen durch sie die Segnungen der Sonne und des Lichtes, des Wassers und der Luft dem Kinde körperlich zustatten; sie selbst und die mit ihnen verbundene, unumgängliche Forderung der Reinlichkeit! Dem naturgemäß und natürlich aufwachsenden kleinen Mädchen wird die ihm von der Mutter gelehrte tägliche Reinigung des ganzen Körpers, also auch der Geschlechtsteile, sehr bald ebenso selbstverständlich erscheinen, wie das wiederholte Waschen des Gesichtes und der oft so schmutzigen Hände. Wie groß aber gerade der Nutzen dieser Art von Reinigung ist, erhellt daraus, daß auf diese Art und Weise eine der häufigsten Veranlassungen der anfangs unbewußten, später aber bewußten Manipulationen an den Geschlechtsteilen, nämlich ein Juckreiz, vermieden werden kann, der durch Reizerscheinungen der Absonderungen aus Blase und After hervorgerufen wird. Nicht minder aber jener Vorteil, der dadurch geradezu zu einem Segen für das erwachsene Mädchen und für eine Gewähr der Gesundheit wird, wenn wir bedenken, daß auch in späteren Jahren die weiblichen Geschlechtsteile ein Übermaß an Reinlichkeit erfordern. Einseitig wäre die Forderung nach peinlichster Reinigung und Reinlichkeit der äußeren Geschlechtsteile, würde sie nicht durch möglichst häufigen Wechsel der Leib- und Bettwäsche unterstützt werden. –

Von nicht minderer Bedeutung für das ganze kommende Leben der Frau sind zwei weitere hygienische Maßnahmen, über die endlich offen zu sprechen mir gestattet sei.

Es mag wohl an falschen Anschauungen über Moral und Sitte, an einem Übermaß von Prüderie und schlecht angewandter Schamhaftigkeit gelegen sein, daß die Mehrzahl der Frauen den normalsten Funktionen des menschlichen Körpers gar keine oder zumindest nur ganz geringe Bedeutung beimessen. Ich denke hier an jene Funktionen, die durch die normalen Vorgänge der Verdauung einerseits und durch die Tätigkeit der Nieren andererseits gegeben erscheinen.

Gleich als würde das weibliche Geschlecht einen Stolz darein setzen, übt es den armen Körper von früher Jugend darin, möglichst selten – die Harnblase

zu entleeren, also zu urinieren. Eine ganz kurze Überlegung muß uns dahin belehren, daß die Harnblase, welche etwa einem dehnbaren Gummisack vergleichbar ist, ein gewisses Übermaß der Überdehnung wohl zu ertragen imstande sei, daß jedoch die in ihrer Wandung enthaltenen Muskelfasern durch eine jahrelang gesteigerte Inanspruchnahme früher oder später vollkommen erschlaffen müssen. Tritt auch diese Erscheinung in ihren krankhaften Äußerungen verhältnismäßig selten ein, so wäre vom hygienischen Standpunkte und insbesondere vom Standpunkte des beratenden Arztes darauf hinzuweisen, daß die hintere Wand des Blasenhalses innig mit der vorderen und unteren Fläche der Gebärmutter, welch letztere frei pendelnd in der Bauchhöhle liegt, verwachsen ist. Jede übermäßige Dehnung und Füllung der Blase muß somit einen Druck auf die Gebärmutter ausüben, der sich wieder in späterer Folge dadurch auswirkt, daß durch ihn die normale Lage der Gebärmutter gefährdet erscheint. Ein Großteil jener Erkrankungen, die wir als Lageveränderungen der Gebärmutter, als Knickungen und spätere Verwachsungen mit anderen Unterleibsorganen kennen, ist darauf zurückzuführen, daß bereits in jungen Jahren die Funktion der Harnblase gedrosselt, also gewaltsam die Entleerung derselben verhindert wird.

Mag auch jene uns lächerlich erscheinende falsche Auffassung über Anstand und Sitte, die etwa zur Zeit unserer Großeltern gang und gäbe war, heute schon zum größten Teil aus der Welt geschafft erscheinen, so bewahrt das weibliche Geschlecht, gleichsam als letzten Rest der damals geltenden Regeln für das keusche Mädchen, auch heute noch die Unsitte bei, in der wenn auch noch so unauffällig getätigten Funktion des Urinierens etwas Schamloses zu erblicken. Sich gar bei Gelegenheiten von Festen oder Gesellschaften „unauffällig zu entfernen", gilt als „unanständig". Mag auch die Blase durch krampfartige Schmerzen noch so deutlich das Signal geben, daß der größtmögliche Grad einer Überdehnung schon oder aber sehr bald überschritten sei – selbst die sich von Minute zu Minute steigernden Schmerzen werden von der Frau lieber in Kauf genommen, als daß sie sich die Blöße gäbe – „verschwunden" zu sein!

Nicht so sehr auf das Gebiet falscher Schambegriffe, als vielmehr auf das Konto des Leichtsinnes, des Mangels an Aufmerksamkeit und an Kenntnis aller bösen Folgen, mag der Umstand zu schreiben sein, daß wir Ärzte gerade beim weiblichen Geschlecht als fast typische Erscheinung Unregelmäßigkeiten des Stuhlganges finden, die nicht selten unglaubliche Dimensionen annehmen. Ich glaube nicht fehlzugehen, wenn ich behaupte, daß neun Zehntel

aller Frauen an „Verdauungsbeschwerden" leiden. Fälle, in denen uns Patientinnen berichten, daß sie bloß jeden zweiten oder dritten Tag Stuhl haben, gehören fast zur Regel und überraschen uns ebensowenig, wie jene Fälle, in denen oft nur einmal in der Woche unter unsäglichsten Mühen die verhärteten Kotmassen abgesetzt werden. Naheliegend wäre die Vermutung, daß es sich hier um eine durch andere Krankheiten bedingte oder durch eine gegenüber dem Manne verschiedene Funktion des Darmes handeln könnte. Und doch ist dem nicht so. Die Tatsache lehrt uns nämlich, daß das weibliche Geschlecht gerade dieser natürlichen Funktion des menschlichen Organismus zu wenig Aufmerksamkeit schenkt, daß sich das weibliche Geschlecht namentlich dann, wenn es der Aufsicht der Eltern auch in dieser Beziehung entwachsen ist – wenn ich so sagen darf –, zu wenig Muße und Ruhe gönnt, um den Körper von den schädlichen Kotmassen zu befreien. Leichtfertig und rasch wird zu einem der vielen bekannten Abführmittel gegriffen, die fast alle erfahrungsgemäß früher oder später den Darm schädigen oder zumindest in seiner natürlichen Arbeitsleistung beeinträchtigen. So stehen wir denn bald vor jenem täglichen Bild, daß ein ganz bestimmtes Abführmittel geradezu in das Lebensinventar der Frau gehört.

Ebenso wie wir die Schädigungen der Gebärmutter durch eine Überdehnung der ihr von vorne anliegenden Blase schilderten, wird uns nun auch jene Gruppe von Krankheiten verständlich erscheinen, die dadurch zustande kommen, daß der mit Stuhlmassen übermäßig gefüllte Endteil des Darmes, der Mastdarm, auf die benachbarten inneren Geschlechtsorgane der Frau – die Gebärmutter, Eierstöcke, Eileiter, Mutterbänder usw. – einen immer stärker werdenden Druck ausübt. Zu dieser Schädigung gesellt sich noch die gelegentlich der Absetzung alter und verhärteter Kotmassen ganz übermäßige Inanspruchnahme jener Muskelapparate, die wir als Beckenboden einerseits, als Bauchpresse andererseits kennen. Lockerungen der als Mutterbänder beschriebenen Festigungsapparate im Unterleibe bewirken ein Tiefertreten der inneren Geschlechtsorgane, namentlich der Gebärmutter, und erzeugen nach und nach Beschwerden mannigfaltigster Art. Abgesehen von diesen Krankheitsbildern sei jedoch noch auf eine nur sehr wenig bekannte Erscheinung hingewiesen. Die normalerweise in den Stuhlmassen enthaltenen Bakterien haben bei chronischer Verstopfung Zeit und Gelegenheit, durch die Darmwände hindurch in die benachbarten Organe, also in die weiblichen inneren Geschlechtsorgane überzuwandern und sind nicht selten Ursachen von entzündlichen Prozessen.

Wenn wir auch in unseren späteren Besprechungen gewiß noch Gelegenheit haben, auf die eine oder andere mißliebige Folgeerscheinung der eben erwähnten Unregelmäßigkeiten hinzuweisen, so sei hier vorweg die grundlegende Forderung aufgestellt, daß schon im frühesten Kindesalter dem jungen weiblichen Kinde eine gewisse Regelmäßigkeit der Stuhl- und Harnentleerungen auf das strengste anerzogen werde. Beide Funktionen sind natürliche Funktionen des Körpers und in keiner von den beiden darf das junge Mädchen etwas Beschämendes kennenlernen und erblicken. Leicht wird diese Forderung dann erfüllt, wenn Erzieher und Eltern, namentlich in bezug auf Stuhlentleerung, das Kind schon möglichst frühzeitig daran gewöhnen, zu einer ganz bestimmten Stunde des Tages – die im Hinblick auf das spätere Leben weder durch Schule noch durch sonstige Beschäftigungen beeinträchtigt werden darf – Stuhl abzusetzen. Abführmittel soll das Kind nicht kennen und niemals kennenlernen. Das Kind ebensowenig wie das heranwachsende Mädchen; sie sind leicht und sicher zu entbehren, wenn sich Mütter und Erzieher Zeit und Muße nehmen, die Kinder und gleichzeitig auch deren Darm an eine pünktliche Erfüllung seiner Funktion zu gewöhnen. Keine wie immer geartete Pflicht oder Rücksichtnahme auf Beschäftigung darf hier hinderlich sein. Vielmehr muß eine ganz bestimmte Zeiteinteilung gleichsam zur Erziehung des Darmes und seiner Funktionen ausarten. Täglich soll das Kind, gleichgültig ob Stuhldrang vorhanden ist oder nicht, das Klosett aufsuchen. Bei einem solchen Regime erreicht das Kind in kurzer Zeit eine Einstellung des Darmes auf eine ganz bestimmte Zeit. Naturgemäß müssen jedoch diese Bestrebungen durch eine entsprechende, gemischte Kost unterstützt werden.

Wenn ich schon an dieser Stelle meiner Betrachtungen diesen erzieherischen Maßnahmen soviel Beachtung schenkte, so liegt der Grund hierfür darin, daß sie alle für die dem Kindesalter unmittelbar folgende Epoche des Weibes, also für die Zeit der beginnenden Geschlechtsreife, von unsagbarer Wichtigkeit sind. Bringt doch diese Epoche das im Leben jedes Mädchens unauslöschlich bleibende Ereignis der ersten Periode, bringt doch diese Epoche jene Unsumme von Eindrücken seelischer Natur, die nur dann leicht und nicht folgenschwer überwunden werden können, wenn alle körperlichen Schmerzen und Schädigungen auf ein Mindestmaß herabgedrückt oder noch besser völlig verhütet werden.

Die erste Periode — Seelische Vorbereitung — Körperliche Schmerzen — Modewahn der künstlichen Abmagerung — Pflege des Busens — Sport und Körperbildung — Pflege des Teints.

Vom zehnten Lebensjahre ab treten in der Regel bald schneller, bald langsamer jene Veränderungen rein körperlicher Natur zutage, welche aus dem Kinde die nach und nach erblühende Jungfrau machen. Die bisher ruhenden inneren Geschlechtsorgane, namentlich aber die Eierstöcke sind es, die – unseren Augen allerdings unvermerkt – an diesen Vorbereitungen regsten Anteil nehmen.

Alle bis vor wenigen Jahren geltenden Annahmen über die sogenannten primären und sekundären Geschlechtsmerkmale sind durch die moderne Forschung der inneren Drüsenfunktionen längst überholt; denn wir wissen, daß in den Geschlechtsdrüsen selbst jene den ganzen Körper durchkreisenden Säfte erzeugt werden, welche den Geschlechtscharakter und mit ihm das Geschlecht selbst zur vollen Blüte entfalten lassen. Sie sind es, die das bisher indifferente Kind immer mädchenhafter werden lassen; sie sind es, welche die Brüste nach und nach von der Unterlage abheben und so die Ansätze zu dem künftigen Busen des Weibes bilden; sie sind es, die das weibliche Becken abweichend von dem des Knaben in die Breite wachsen machen, und sie sind es auch, die unzweifelhaft in seelischer Beziehung das Mädchen – mädchenhaft empfinden lassen. Durch ihr Vorhandensein und durch die Auswirkung ihrer Kräfte bilden sich langsam in dem Eierstockgewebe jene kleinsten und kleinen Gebilde heran, die eines Tages plötzlich an die Oberfläche des Eierstockes wandern, sich von der sie umschließenden Hülle befreien und als erste Eichen die Wanderung zu der noch jungen Gebärmutter antreten. Ein Ereignis, das naturgewollt das Auftreten der ersten Periode mit sich zieht.

Die erste Periode! Wie so ganz anders wird sie von dem jungen weiblichen Wesen gewertet und beachtet werden, wenn eine, wie früher angedeutet, sinngemäße und naturgemäße Seelenerziehung das Kind nicht unvorbereitet diesem Ereignis gegenübertreten läßt. Wie so ganz anders wird das „aufgeklärte" Mädchen die ersten Blutstropfen als natürliche Erscheinung, als notwendiges Ereignis seines Lebens auffassen, gegenüber jenem armen Kinde, das da eines morgens erwacht und sich fürchtet, „der Mutter etwas zu sagen", weil es fürchtet, „sich selbst etwas getan zu haben!"

Die vernünftige Mutter wird sich nämlich die Frage „Wie sage ich es mei-

nem Kinde“ ununterbrochen vor Augen gehalten haben und wird dann, wenn sie die ebenerwähnten körperlichen Veränderungen an ihrem Kinde bemerkt hat, nicht zögern, ihre Tochter auf das kommende Ereignis der ersten Periode in der Form vorzubereiten, daß sie ihr erklärt, daß jede Frau allmonatlich die Erscheinung der Menstruation haben müsse. Sie wird dem Kinde erklären, daß dieser Vorgang ein naturgewollter sei, daß er zur Gesundheit beitrage und wird es sich je nach dem Intelligenzgrade des Mädchens vorbehalten, früher oder später die wahre Erklärung zu geben. Um wieviel besser erscheint eine solche Maßnahme der psychischen Hygiene als jene unverantwortlich leichtsinnige Vogel-Strauß-Politik, die das Kind in der Schule oder von ungebildeten Hausgenossen falsche Deutungen zu hören und anzunehmen zwingt. Mit einer fast an Sehnsucht grenzenden Ungeduld wird das „aufgeklärte“ Mädchen die erste Periode erwarten und ohne Scheu, vielleicht voll Freude sogar eines Tages der Mutter leise ins Ohr flüstern, daß sie nun auch ein „reifes“ Mädchen wurde.

Dieselbe vernünftige Mutter wird es auch leicht zuwege bringen und ebenso leicht zu vermeiden wissen, die Erscheinung der Periode von dem Mädchen als überaus wichtige Hof- und Staatsaktion bewerten zu lassen. Legen wir auch Gewicht darauf, immer wieder gerade in Fragen der seelischen Erziehungshygiene das Naturgewollte und Naturgemäße in den Vordergrund zu stellen, also die Zeit der Periode dem jungen Mädchen nicht etwa als eine Zeit der Krankheit darzustellen, so müssen wir doch zugestehen, daß gerade in der Zeit der ersten Perioden eine gewisse Schonung des jungen Geschöpfes deshalb am Platze sei, weil diese gewöhnlich mit sehr starken Blutverlusten verbunden zu sein pflegen.

Mit der Beantwortung der Frage, welcher Art diese Schonung sein soll, kommen wir wie von selbst auf jene hygienischen Maßnahmen, die rein körperlicher Natur sind und denen wir nunmehr unser Augenmerk zuwenden.

Habe ich schon an anderer Stelle darauf hingewiesen, daß das Alter, in dem die erste Periode aufzutreten pflegt, nach Rasse, Klima und sonstiger körperlicher Beschaffenheit verschieden ist, so können wir für unsere Verhältnisse denn doch als Norm annehmen, daß bei einem gesunden jungen Mädchen zwischen dem zwölften und sechzehnten Lebensjahre die Umwandlung vom Kinde zum Weibe vor sich geht. War auch die Vorbereitung im Inneren des Körpers eine allmähliche, viele Jahre hindurch dauernde, also gleichsam unmerkliche, so tritt plötzlich in ausgesprochen körperlicher Beziehung eine Revolution, wenn ich so sagen darf, zutage, da die erste oder besser gesagt die

ersten Perioden fast immer mit nicht unerheblichen krampfartigen Schmerzen im Unterleibe verbunden zu sein pflegen. Die junge, kleine Gebärmutter muß es anscheinend erst erlernen, den natürlichen Anforderungen gewachsen zu sein, was um so schwerer fällt, als die ganzen Unterleibsorgane um diese Zeit hyperämisiert, d. h. mit Blut strotzend gefüllt erscheinen. Die dadurch rasch vor sich gehende Größenzunahme der inneren Geschlechtsteile mag es wohl sein, welche in diesen nervenreichen Organen die verschiedensten Spannungsgefühle in so starkem Maße hervorrufen, daß diese als Krämpfe empfunden werden. Während erfahrene und vernünftige Mütter ihrem weinenden Kinde dadurch zu helfen trachten, daß sie das oberste Gebot, das Gebot der absoluten Ruhe anwenden und allenfalls durch warme Kompressen die Krämpfe zu lindern trachten, werden unvernünftige Mütter schon jetzt mit der Verabreichung aller nur denkbaren, mehr oder minder wirksamen Medikamente beginnen. Und nichts ist schlechter als dies! Durch körperliche Schonung, durch absolute Enthaltung jeder unnützen, schweren körperlichen Arbeit läßt sich fast immer, selbst bei ärgsten Krämpfen, der Schmerz leicht überwinden. Allerdings muß ich hier darauf neuerlich hinweisen, daß die von mir früher erwähnten Forderungen in bezug auf Stuhlgang und Harnentleerung gerade um diese Zeit erfüllt sein sollten, um ihre wohltuende Wirkung so recht empfinden zu lassen.

Wie wichtig eine richtige Hygiene rein körperlicher Natur gerade zur Zeit des erstmaligen Auftretens der Periode für das ganze künftige Leben des Mädchens ist, läßt sich leicht dadurch erweisen, daß dank der Aufklärungsbestrebungen der letzten Jahre und der durch sie geänderten sozialen Verhältnisse, ein Abnehmen vieler Krankheitserscheinungen der früheren Jahrzehnte einwandfrei nachgewiesen werden kann.

Nur eine fast typisch zu nennende Erkrankung des jungen weiblichen Geschlechtes blieb unverrückbar weiter bestehen, wiewohl auch sie durch richtige hygienische Maßnahmen eingedämmt oder ganz vermieden werden kann. Ich meine die so viel verbreitete Blutarmut und Bleichsucht. Ist sie auch gewiß zum Teil durch die großen Blutverluste der ersten Perioden veranlaßt, so liegt der Hauptgrund für ihr rasches und intensives Überhandnehmen teilweise in einer unrationellen Ernährung, teilweise aber in einem Mangel an Schonung der jungen Mädchen während dieser immerhin als gefährlich zu bezeichnenden Tage.

Ebenso wie man es rügen muß, wenn der Periode allzu große Aufmerksamkeit geschenkt und eine nachhaltige Bedeutung beigemessen wird, ebenso

müssen wir unter allen Umständen jene Mädchen tadeln, welche sich trotz ihrer körperlichen Übermüdung und Abgeschlagenheit nicht abhalten lassen, in diesen Tagen etwa Sport zu betreiben, zu tanzen und so dem schonungsbedürftigen Körper ein Übermaß an Leistungsfähigkeit zuzumuten.

Gewöhnlich dauert es ungefähr ein Jahr, bis sich der Typus der Periode soweit geregelt hat, daß diese tatsächlich regelmäßig in einem Intervall von durchschnittlich achtundzwanzig Tagen auftritt. Anfangs zeigt sie sich in Pausen von etwa sechs bis acht Wochen, um aber dann desto stärkere Blutverluste im Gefolge zu haben. Und diese Blutverluste durch eine richtige Ernährungsart (gemischte Kost mit reichlich grünem Gemüse) wettzumachen, darf bei einer vernünftigen Lebensleitung des jungen Geschöpfes keine Forderung der Unmöglichkeit sein. Eine solche Ernährung dient dem Körper weit mehr als die Verabreichung der verschiedensten Eisenpräparate, ohne welche „fürsorgliche" Mütter ihre Töchter gesund erhalten zu können, fast für ausgeschlossen erachten.

Neben der Forderung der körperlichen Ruhe und der nochmals nachdrücklichst zu erwähnenden Unterlassung von Sport jeglicher Art, insbesondere von Schwimmen, Radfahren usw. sei auch vor dem angeblich ganz harmlosen Tanz gewarnt, der gerade in unseren Tagen fast zur Manie geworden ist. Nochmals sei aber gleichzeitig hier als Grundsatz für das ganze Leben des Weibes betont, daß Reinlichkeit als erste und oberste Forderung der Hygiene auch während der Tage der Periode zu gelten habe!

Weit häufiger als man denkt, begegnen wir selbst heute noch der Auffassung, daß während der Menstruation eine Reinigung der Geschlechtsteile, also ausgiebiges Waschen mit Seife und warmem Wasser, „ungesund" sei. Und doch läßt sich leicht der Nachweis erbringen, daß gerade das Gegenteil dieser Ansicht zu recht besteht. Mit dem Blute, das sich während der Periode aus den weiblichen Geschlechtsteilen entleert, geht eine Unzahl abgestoßener Schleimhautfetzen der Gebärmutter ab, die sich – ebenso wie das Blut selbst – mit den Absonderungen der Scheide vermengen und rasch verwesend zersetzen. In diesem Zersetzungsprozeß ist die Ursache des immer festzustellenden üblen Geruches der Ausscheidungen während der Periode zu suchen. Dieser Faktor an sich und auch der Umstand, daß sich jede Zersetzung mit einer Übererzeugung schädlicher Bakterien vergesellschaftet, läßt es, wie ich glaube, mehr als leicht erklärbar erscheinen, daß eine durch häufige Waschungen hervorgerufene gründliche Entfernung all dieser Zersetzungs-

produkte niemals schädlich, wohl aber immer nützlich sein müsse. Daher soll das junge Mädchen schon beim Auftreten der ersten Periode dahin aufgeklärt und dazu verhalten werden, diese obersten Gebote der Reinlichkeit strenge und gewissenhaft zu befolgen.

Im Zusammenhang mit diesen Betrachtungen sei mir auch gestattet, über die zweckmäßigste Art der Verwendung von sogenannten Monatsbinden einige Worte zu verlieren. Nicht alte Tücher, die in irgendeiner staubigen Lade aufbewahrt wurden, sollen als Vorlagen zum Aufsaugen des Blutes verwendet werden, nicht aber auch unreine Watte, die etwa gar noch mit aller Macht in die Scheide gestopft wird. Eine gürtelförmige T-Binde, deren mittlerer Anteil zwischen den Beinen nach vorne verläuft und dazu dient, um einwandfrei reine Tücher oder aber sonstige aufsaugende Vorlagen vor die Scheide zu legen, soll es ermöglichen, diese Vorlagen mehrmals des Tages zu wechseln. Nur so kann man den Forderungen der Reinlichkeit nachkommen, nur so ist es denkbar, daß das weibliche Wesen selbst auch während der Periode absolut rein bleibt, daß kein einziger Blutfleck in der Leib- oder Bettwäsche der Umgebung das Unwohlsein verraten kann.

Abgesehen von den Tagen der ersten Periode selbst sei jedoch dem ganzen Leben des erwachsenden Mädchens in der Art und Weise eine vielleicht übertrieben erscheinende Aufmerksamkeit geschenkt, daß dieses Leben gewissermassen individualisiert werden sollte. Hier wird sich dieselbe Beobachtung ergeben, die wir auch im späteren Leben des Weibes feststellen können und die in der Verschiedenheit der allgemeinen sozialen Verhältnisse zu suchen ist. Daß eine frühzeitige gewerbliche Beschäftigung, welcher Art immer sie auch sein möge, schwächlichen jungen Mädchen nicht von Vorteil sei, ist nur dann richtig, wenn an den Organismus unzweckmäßige oder allzu schwere Forderungen gestellt werden, wenn andererseits in den freien Stunden dem Körper und der Seele nicht die Möglichkeit einer vollkommensten Erholung und Entspannung geboten wird. Die moderne Hygiene steht auf dem Standpunkt, daß eine angemessene Betätigung und körperliche Arbeitsleistung dem Organismus weitaus zuträglicher sei als ein Leben des Nichtstuns. Vergessen wir doch nicht, daß gerade der jugendliche Organismus zum Zwecke eines geregelten Stoffwechsels neben zweckentsprechender Nahrung auch einer zweckentsprechenden Muskeltätigkeit bedarf. Zweckentsprechend in dem Sinne, daß Arbeitsleistung und körperliche Konstitution stets im Einklange steht, daß die Ermüdung durch Stunden der Ruhe völlig wettgemacht wird.

Und doch erscheint es bei Überlegung dieser Tatsachen fast unglaubwür-

dig, wenn wir die Tatsache feststellen, daß die Bleichsucht bei jungen Mädchen der besseren Stände häufiger auftritt, als bei jenen der – in welcher Form immer – arbeitenden Klasse. Hier spricht gewiß der Umstand einer unzweckmäßigen, verweichlichten Lebensführung des jungen Geschöpfes mit, hier fällt unleugbar das Übermaß an sitzender Beschäftigung in geschlossenen Räumen (Schulunterricht, Musizieren, Handarbeiten usw.) in die Wagschale. Sie und jene immer wieder zu beobachtende Nachgiebigkeit der Eltern gegenüber den nicht immer gerechtfertigten Launen der jungen Mädchen, die zum nicht geringen Teil mehr auf Nachahmung der Lebensgewohnheiten anderer Backfische zurückgeführt werden müssen.

Hier spricht auch die schon jetzt erwachende weibliche Eitelkeit ihr gewichtiges Wort mit, die sich allerdings so recht erst in späteren Jahren auszutoben pflegt.

Es sei mir gestattet, auf Grund meiner reichlichen ärztlichen Erfahrungen vorläufig nur mit wenigen Worten ein Thema zu berühren, über das an anderer Stelle ausführlich gesprochen sein soll, und klarzumachen, welche furchtbaren Folgen für die Gesundheit die moderne Wahnidee der forcierten Abmagerung mit sich bringt. Ungezählt sind die Fälle, in denen junge, Mädchen gerade in den gefährlichen Entwicklungsjahren unter den Erscheinungen schwerster Blutarmut und Unterernährung dem Arzte vorgeführt werden und nach langem Leugnen schließlich und endlich doch eingestehen müssen, daß sie „der Mode zuliebe" im wahrsten Sinne des Wortes – hungern! Wie unsinnig, wenn wir bedenken, daß jedes wachsende Lebewesen, also auch das Mädchen während seiner Entwicklungsjahre ein Übermaß an Nahrungszufuhr fordert, um den Aufbauprozessen des Körpers gerecht werden zu können! Die so unumgänglich nötigen, Bestandteile einer gemischten Kost kommen aber bei jeder Abmagerungsdiät in Wegfall, weil sorgsam nur jene Speisen genossen werden, die „nicht dick machen". Brot, Kartoffel und sonstige Nährmittel, welche die sogenannten Kohlehydrate enthalten, werden in Acht und Bann getan, und der Magen wird vorsichtig nur mit jenen Speisen angefüllt, welche fast gar keinen Nährwert enthalten. Sorgsam wird die Zufuhr von Flüssigkeiten auf das geringste Mengenmaß herabgedrückt, wodurch künstlich eine Eindickung des Darminhaltes hervorgerufen und so auch künstlich eine Stuhlverstopfung erzeugt wird. Rasch wird nun zu den unter allen Umständen schädlichen Abführmitteln gegriffen, die, abgesehen davon, daß sie der Darmträgheit Vorschub leisten, auch dadurch für das Wachstum von Nachteil sind, daß sie eine zu rasche Entleerung des Darmes

bewirken und dadurch eine genügend entsprechende Verarbeitung der Nahrungsmittel, soweit solche überhaupt zugeführt wurden, verhindern.

Unvernunft über Unvernunft, die durch eine unnachgiebige Strenge der Erziehung in diesen Jahren unter allen Umständen vermieden werden sollte und hier auch vermieden werden kann, da es sich ja um noch nicht reife Menschen handelt! Vergessen wir doch nicht, daß neben den eben angedeuteten Schädigungen rein körperlicher Natur auch Schädigungen des Seelenlebens und der dieses regulierenden Nerven auftreten müssen. Ein Übermaß an Nervosität wandelt sich leicht in seelische Störungen, wie Hysterie, Melancholie und dergleichen um und führt uns jene schwankenden Geschöpfe vor Augen, die dem Leben nichts zu bieten vermögen, weil sie von dem Leben auch nichts zu empfangen imstande sind; jene Geschöpfe, die sich so stark wähnen, um gegen die mächtige Natur ankämpfen zu können und doch früher oder später so schwach werden müssen, um sich vor der Allmacht der Natur in Krankheit zu beugen.

Die Umgestaltung, welche der weibliche Körper zur Zeit der Reife und noch viele Jahre darüber hinaus erfährt und allmählich jene typisch weiblichen Merkmale zeitigt, die für die Schönheit des weiblichen Körpers so ausschlaggebend sind, verlangt mit gebieterischer Strenge eine Unzahl hygienischer Maßnahmen. Dies um so mehr, weil all diese Veränderungen für den naturgewollten Endzweck einer Mutterschaft ersonnen zu sein scheinen.

So bedarf namentlich die Pflege der sich in diesen Jahren immer mehr entwickelnder Brustdrüsen, also des Busens, einer ganz besonderen Aufmerksamkeit. Die früher übliche Sitte, junge Mädchen in panzerartige Korsetts einzuzwängen, hat sich glücklicherweise überlebt. Sie, ebenso wie die Mode der möglichst schmalen Taille, welche durch gewaltsames Einschnüren des Brustkorbes erzwungen wurde und schwere Schädigungen innerer Organe, so namentlich der Leber im Gefolge hatte. Da aber die Brustdrüsen in ihrer Anlage individuell verschieden sind, bald stärker entwickelt erscheinen, bald nur als schwache Erhebungen sich erkennbar machen und da andererseits eine schöne Büste als überaus maßgebendes Schönheitsmerkmal gewertet wird, begegnen wir heute in der Mode der sogenannten Miederleibchen oder Busenschützer, nicht selten ähnlichen unsinnigen Kleidungsstücken, wie ein solches in früheren Zeiten das Korsett darstellte. Wenn auch die Hauptsorge dahin gerichtet werden soll, daß ein sich überaus rasch entwickelnder Busen nicht durch seine Schwere herabsinke und späterhin zur Erscheinung einer Hängebrust führe, so darf denn doch nicht zu dem Mittel gegriffen werden,

durch überaus streng ansitzende Miederleibchen die Brust etwa fest und platt drücken zu wollen. Wird doch durch solche, in bester Absicht verwendete, einengende Leibchen gerade das Gegenteil bewirkt, da das Gewebe der Brustdrüsen erschlafft und in seiner vom Brustkorbe aufstrebenden Tendenz gehindert wird. Die richtige Maßnahme besteht darin, daß ein die Brüste eben nur ganz locker umfassendes Leibchen diese tragen und vor gewaltsamen Erschütterungen schützen, niemals aber irgendwie und irgendwo pressen solle. Das Tragen wird durch über die Schultern laufende Spangen bewirkt, die aber niemals lästig empfunden werden dürfen. Um den Grad der schützenden Umhüllung der Brust richtig ermessen zu können, sei dahin verwiesen, daß die Brustbeere selbst niemals eingedrückt werden darf; sie wird sonst in ihrer Wachstumsrichtung und ihrer Wachstumsbestrebung gewaltsam gehindert, was um so mehr vermieden werden muß, als gerade dieser Teil der Brüste für das einstmalige Stillgeschäft von größter Wichtigkeit ist. So manche Frau wird an ihrem Wunsche, ihr Kind selbst zu stillen, dadurch gehindert, daß sich bei ihr durch unzweckmäßige Brustpflege während der Entwicklungsjahre die Brustbeeren nach innen umstülpten und so zur Erscheinung der sogenannten Hohlwarzen führten, die ein Erfassen durch das Lippenpaar des Säuglings unmöglich machen. Bei der Pflege der Brüste darf ebenso wie bei allen übrigen körperlichen Maßnahmen während der Entwicklungszeit die Mode keine wie immer geartete Rolle spielen. Ebenso darf hier auf eine Entwicklung des Busens in der einen oder anderen Richtung kein übermäßiger Wert gelegt werden, da die Größe und Stärke des Busens nicht nach allgemeinen Regeln gewertet werden darf, sondern streng individuell ist. Es ist nicht immer richtig, daß schwächliche Mädchen auch schwache, unentwickelte Brüste haben müssen; ebenso wie wir sehr häufig bei sehr kräftigen Mädchen auffallend schwache Brüste antreffen.

Gibt es eine spezielle Pflege der Brüste? Gewiß! Sie besteht darin, die Brüste, insbesondere aber die Brustwarzen, ebenso wie den ganzen Oberkörper täglich mit kaltem Wasser zu waschen, wobei die Brustbeeren selbst zwischen zwei Finger genommen, vorgezogen und leicht massiert werden sollen. Durch diese Maßnahme werden die in ihnen enthaltenen Muskelfasern gestärkt und tragen mit zu der Schönheit des Busens bei.

Habe ich schon an anderer Stelle der Pflege des Sportes vorübergehend Erwähnung getan, so sei der Wert körperlicher Übungen jeglicher Art hier deshalb noch einmal betont, weil die Ausbildung des weiblichen Skelettes, der Gliedmaßen, der Wirbelsäule und des Beckens für eine einstige Schwanger-

schaft von größter Wichtigkeit ist. Jede mit Muskelarbeit verbundene Bewegung des Körpers, also jede Art des Sportes im Freien trägt dazu bei, das Wachstum des Knochengerüstes zu fördern und bewahrt gleichzeitig das junge, namentlich das bleichsüchtige Mädchen vor Verbildungen oder Verkrümmungen der Wirbelsäule, wie wir solche sehr häufig dann antreffen, wenn Mädchen den größten Teil des Tages in sitzender Beschäftigung verbringen. Ist die Möglichkeit eines Sportes aber absolut genommen, so sei wenigstens eine viertel Stunde des Tages jenen Turnübungen gewidmet, die unter dem Schlagworte des „Müllerns" fast allgemein bekannt sind. Hierbei müßte jedoch eines Umstandes nicht vergessen werden: daß diese Übungen völlig nackt und bei offenen Fenstern vorgenommen werden müssen, um dem Körper jenes Luftbad zu gönnen, welches für die Hautatmung ebenso wichtig erscheint, wie die Forderung nach einem mindestens einmaligem wöchentlichen Reinigungsbade in warmem Wasser. Daß diese letztgenannten Maßregeln zur Zeit der Periode unterbleiben sollen, ist wohl überflüssig zu erwähnen.

Unvollständig wären meine Betrachtungen über die Körperpflege des heranwachsenden Mädchens, würde ich nicht auch der Pflege des Teints Erwähnung tun, der erfahrungsgemäß gerade zur Zeit der Entwicklungsjahre von zahllosen Unreinlichkeiten durchsetzt zu sein pflegt. Daß diese Erscheinung mit der allgemeinen Revolution im Innern des Körpers in Zusammenhang steht, ist einwandfrei nachgewiesen. Ebenso nachgewiesen erscheint es aber, daß ein Großteil der Schädigungen durch eine falsche Pflege der Haut selbst verschuldet wird. Ich denke hier nicht an die Haut des ganzen Körpers, für deren Pflege nur drei Dinge in Betracht kommen: Wasser, Seife und Luft, sondern an die feine Gesichtshaut.

Im Verlaufe des Tages bedeckt sich ihre Oberfläche mit einer dünneren oder dickeren Schicht von abgestoßenen Hautzellen, Talg und Schweiß. Durch den Einfluß der Luft verdunstet nach und nach die Feuchtigkeit, so daß sich unter Beihilfe der feinen Staubteilchen, die in der Luft kreisen, bald das Gesicht mit einer fetten, klebrigen, schmutzigen Masse bedeckt, die, wenn auch nicht deutlich sichtbar, dadurch Schaden stiftet, daß sie die feinen Poren und Ausführungsgänge der Talgdrüsen verlegt und verstopft. Allerdings kann dies nur dann geschehen, wenn mangelnde Teintpflege eine gründliche Reinigung des Gesichtes und eine rationelle Entfernung dieser Schmutzkruste vermissen läßt.

Nach wie vor gelte auch hier der Grundsatz, daß die beste Art einer Reinigung mittels Seife und Wasser vorgenommen werden kann. Allerdings jedoch

mit der Einschränkung, daß die Gesichtshaut infolge ihrer überaus großen Empfindlichkeit und ihres zarten Aufbaues individuellen Schwankungen unterliegt, die nicht unberücksichtigt bleiben dürfen.

Da zu kaltes und zu hartes Wasser bei längerer Anwendung der Gesichtshaut unter allen Umständen Schaden bringen muß, verwende man nur lauwarmes Wasser, welches durch Zusatz einer Messerspitze von kohlensaurem Natron jenen Härtegrad erhält, der als angenehm und wohltuend empfunden wird. Der Zusatz von Soda bewirkt fernerhin, daß sich die der Haut auflagernde Fettschicht leichter löst und dadurch die Haut zuverlässig zart und weich wird.

Die namentlich in Laienkreisen verbreitete Ansicht, daß der Gebrauch von Seife dem Teint schade, ist falsch; die Seife löst die Fettsäuren der Hautkruste im Wasser auf, bildet mit ihnen neue Verbindungen und bewirkt so eine Art chemischer Reinigung, die niemals mit Wasser allein bewirkt werden kann. Daß dieser chemische Vorgang um so vorteilhafter wird, je mehr sich mit ihm eine mechanische Entfernung der Schmutzkruste durch einen nicht zu weichen Waschlappen verbindet, ist leicht erklärlich.

Große Sorgfalt muß dem Abtrocknen gewidmet werden. Man verwende nur weiche, aber gut saugende Tücher (am besten Frottiertücher) und scheue nicht davor zurück, die Haut tüchtig zu reiben. Abgesehen davon, daß auf diese Weise die mechanische Reinigung eine gründlichere ist, wird durch den Reiz die Blutzirkulation angeregt und so die Tätigkeit der Haut erhöht.

Der Zusatz von alkoholischen Lösungen oder einigen Tropfen Essig zum Waschwasser ist deshalb zu empfehlen, weil dadurch nicht nur die Lösung der Fettsäuren erleichtert wird, sondern weil durch die so zustande kommende Erweiterung der Hautgefäße und Poren der Teint rein und jugendlich frisch erhalten bleibt. Auf denselben Prinzipien beruht der oft empfohlene Gebrauch frischen Zitronensaftes, der jedoch nur da Anwendung finden darf, wo die Gesichtshaut nicht allzu empfindlich ist. Niemals soll auch nur das leiseste Gefühl eines Brennens verspürt werden. Es sagt uns, daß die Haut zu trocken und zu spröde ist und weist dahin, sofort nach dem Waschen die Gesichtshaut leicht mit einem neutralen Fett (Lanolin oder Coldcream) einzureiben. Unter Umständen kann die Wirkung noch dadurch erhöht werden, daß man als Waschwasser eine Abkochung von etwa vier bis fünf Eßlöffel voll Weizen- oder Mandelkleie auf einen Liter Wasser benutzt, die vor dem Gebrauch sorgsam durch ein feines Sieb filtriert worden war.

Unreiner Teint kommt dadurch zustande, daß eine zu starke Tätigkeit der Talgdrüsen auf der einen Seite, mangelhafte oder unzweckmäßige Pflege der Haut auf der anderen Seite das Auftreten von sogenannten Mitessern und später von Eiterpusteln fördert. In die durch Talg verstopften Ausführungsgänge der Talgdrüsen und Poren dringen kleinste Staubteilchen ein, setzen sich in ihnen fest und rufen jene kleinen punktförmigen, schwarzen Gebilde hervor, die unter dem Namen „Mitesser" bekannt sind. Werden diese durch irgendwelche Bakterien noch mehr verunreinigt, so tritt anfangs eine leichte Entzündung, später aber eine Eiterung ein, und wir stehen vor dem Bilde der den Teint verunstaltenden Pusteln, des ausgesprochen unreinen, häßlichen Teints. Kann man auch gegen eine in der Naturanlage begründete, übermäßig starke Talgbildung nur schwer ankämpfen, so kann denn doch unter allen Umständen durch die früher erwähnten Reinigungsmaßnahmen eine Bildung von Mitessern und eine Infektion derselben verhütet werden. Eine Pflege mit alkoholischen Lösungen bei gleichzeitig mechanischer Reizung durch Massage und tüchtiges, frottierendes Waschen ist imstande, den Talg noch vor der Bildung von Mitessern zu entfernen, die Ausführungsgänge und Poren rein zu erhalten und so vor späterer Pustelbildung zu schützen. – In ganz besonders hartnäckigen Fällen sei jedoch vor allen Versuchen mit sogenannten „Schönheitssalben" auf das eindringlichste gewarnt und ebenso eindringlich empfohlen, den Rat eines Facharztes für Kosmetik und Hautpflege einzuholen.

Das reife Mädchen.

Geschlechtsreife und Onanie – Schutzmaßnahmen – Eugenik der Mädchenseele – Vorbereitung zur Ehe – Ärztliche Eheberatung – Ehekonsens – Wesen und Gefahren der Geschlechtskrankheiten – Hygiene der Brautzeit – Hygiene der Brautnacht – Die Hochzeitsreise.

Waren alle bisher angestellten Beobachtungen und die in deren Gefolge gegebenen Ratschläge dahin gedacht, um das heranwachsende Mädchen möglichst vor all jenen Gefahren und Nachteilen zu schützen, die ihm mangels einer entsprechenden Pflege und Wartung widerfahren könnten, so müssen unsere nunmehrigen Überlegungen deshalb besonders genau und vorsichtig angestellt werden, weil das Weib in den Jahren nach der erreichten Reife sowohl in körperlicher als auch in seelischer Beziehung nicht mehr der absolute Ich-Mensch im strengsten Sinne des Wortes bleiben kann, sondern durch

Naturgesetze in Verbindung mit und in Abhängigkeit von dem Gegengeschlecht – dem Manne – zu treten beginnt. Mit anderen Worten gesagt, tritt das Weib nunmehr in jene Epoche, in welcher durch die Allmacht der Zuneigung und Liebe, Geist und Körper in ganz neue Bahnen gelenkt werden. Diese können nicht ohne Einfluß auf das allgemeine Befinden bleiben.

All die früher erwähnten, so tief greifenden Veränderungen waren nicht ohne Wirkung auf das Seelenleben des Weibes und ließen dieses nach und nach immer deutlicher erkennen, daß die Natur sie alle wohl nur deshalb erfunden haben mag, um die eigene Neigung zum anderen Geschlecht durch das erhebende Gefühl der Bewunderung und Liebe belohnt zu sehen. So kommt es, daß in der nunmehr beginnenden wichtigsten Lebensperiode des Weibes wie zu keiner anderen Zeit in erster Linie das Gemüt ganz automatisch jenen schweren Schwankungen ausgesetzt ist, welche alle letzten Endes mit der gleichzeitig erwachenden Allmacht der Sexualität und Erotik in Zusammenhang gebracht werden müssen. Dies deshalb, weil jegliche Liebe denn doch früher oder später ihre Erfüllung in jenem körperlichen Endzweck sucht, der durch die Sorge um Keuschheit und Jungfräulichkeit möglichst lange hinausgeschoben wird, nicht aber ohne zu jenen schweren Nachteilen zu führen, denen wir beim Studium der Onanie immer wieder begegnen.

Das Erwachen jenes Naturtriebes, den wir Geschlechtstrieb nennen, lenkt – selbst dem Sinnesleben entsprungen – durch seine Ausstrahlungen alsbald die Aufmerksamkeit des jungen Mädchens auf rein körperliche Empfindungen hin; ist doch das Wollustgefühl, jenes große Lustgefühl der Liebe, ausgesprochen nur körperliches Empfinden! So kommt es, daß eine innige Verbindung zwischen Seelenleben, Sinnenlust und Körper Platz greift, und daß sich das reife Mädchen ganz plötzlich vor eine Unsumme rätselhafter Schwankungen des Gemütes gestellt sieht. Diese richtig zu überbrücken und auch richtig werten zu können, ist Grundbedingung für jene Seelenhygiene, die ich als Grundelement eines richtigen weiblichen Empfindens das ganze Leben hindurch hingestellt wissen will.

Wie ich schon eingangs erwähnte, hat sich die Bestrebung der Aufklärung in diesem Sinne unvergängliche Verdienste erworben, welche deshalb so hoch zu bewerten sind, weil das reife Mädchen von heute all die in früheren Jahren so geheimnisvoll verschwiegenen Einzelheiten seines Empfindungslebens kennenlernt und schon dadurch allein, ebenso wie durch die richtige Einstellung zum männlichen Geschlechte seinen Körper und seine Seele vor schwersten Schädigungen zu bewahren imstande ist. Sexualität und Erotik als Vasallen des

Geschlechtstriebes lassen sich nun einmal nicht gänzlich aus der Welt schaffen! Wohl aber können sie in richtiger Deutung da Gutes schaffen, wo sie in früheren Jahrzehnten – behutsam verleugnet – sich früher oder später doch meldeten und die Jugend der Onanie geradezu in die Arme trieben.

Unzählbar sind die vielen Werke, welche in mehr oder minder wissenschaftlicher Form, von mehr oder minder berufenen Männern über dieses Thema geschrieben wurden, Bücher, die es sich zur Aufgabe machen, die Onanie als die größte Schädlichkeit hinzustellen und deren angebliche Gefahren in wohl gewollter Übertreibung zu schildern. Wir wissen heute, daß die in ihnen aufgezählten „bösen Folgen" dieses „geheimen Lasters" das Seelenleben der jungen, unerfahrenen Menschenkinder weit mehr zu schädigen vermögen, als eine selbst krankhaft gesteigerte Sucht zur Onanie.

Wenn wir bedenken, daß der weitaus größere Teil der Jugend zur Zeit der Pubertät längere oder kürzere Zeit hindurch Onanie treibt, wenn wir bedenken, wie empfänglich das jugendliche Gemüt für alle Dinge ist, die es nicht kennt, wie ängstlich fernerhin die Jugend sich vor Entdeckung dieses „Lasters" hütet, kann uns erst klar werden, wie groß die Segnungen einer richtigen Aussprache und Aufklärung gerade über dieses Thema durch berufene und erfahrene Menschen sind. Sie und auch alle jene Maßregeln, die geeignet erscheinen, den Körper selbst vor einem allzu frühen oder allzu lauten Wachwerden sexueller Begierden zu bewahren. Hier kommt wieder die schon früher gestellte Forderung nach sportlicher Betätigung, nach einer körperlichen Ermüdung durch Spaziergänge usw. ebenso sehr in Betracht, wie jene seelische Hygiene, die dem jungen Menschenkinde alle geschlechtlichen Vorgänge nicht alle Sensation erregende, Phantasie und Sinne aufpeitschende Ereignisse erscheinen lassen, sondern als natürliche Grundlagen der Menschwerdung hinstellen muß.

Diese Seelenhygiene soll aber, abgesehen von ihren Segnungen in bezug auf die Onanie, noch viel weitgehender sein. Sie soll das reife Mädchen über alle Vorgänge sexueller Natur restlos aufklären. Sie soll das junge, reife Mädchen darüber aufklären, daß die Liebe nur jenes seelische Bindeglied sei, welches Mann und Weib zur geschlechtlichen Vereinigung bringt, daß es eine Liebe ohne Sexualität nur in der Phantasie, nicht aber in Wirklichkeit gibt. Sie soll verhüten, daß das junge Mädchen wie einstens dem erfahrenen Manne völlig unvorbereitet in die Hände geliefert wird und seinen Liebesbeteuerungen, die anfangs immer den Anschein erwecken, als wären sie fern von jeglicher Sexualität, so leicht unterliegt. Sie soll ihm vornehmlich aber jenes seelische

Gleichgewicht geben, das durch die Kenntnis des eigenen persönlichen Wertes und durch das Bewußtsein der Verantwortlichkeit sich selbst gegenüber begründet wird. Auch hier ist es verfehlt, dem jungen Mädchen stets nur Gefahrenmomente vor Augen zu führen; auf diese Weise würde nämlich nur weiterhin jene große Zahl von scheuen Menschenkindern gezüchtet werden, die jeder, selbst der unschuldigsten Annäherung in weitem Bogen ausweichen. Ein offener Blick für das Leben, wie es ist, ein offenes Erkennen aller Lebensvorgänge und ein ebenso offenes Bekenntnis der eigenen Wünsche und Begierden muß jenes tapfere und seelisch gesunde Heer junger Mädchen liefern, das mir als Zukunftsideal vorschwebt. Dann kann es keine Melancholie, keine Hysterie und auch keine – „gefallenen Mädchen" mehr geben!

Hand in Hand mit solch einer Seelenhygiene, welche für die Zukunft des Menschengeschlechtes so wertvoll wäre, geht unwillkürlich jener Teil der gerade um diese Zeit so wichtigen körperlichen Hygienemaßnahmen des jungen Mädchens, welche sich auf die Pflege der Geschlechtsorgane beziehen. Sind diese doch die exquisiten Stätten, welche in körperlicher Beziehung Jugend und Gesundheit des Weibes gewährleisten.

Rein ärztlich betrachtet, gibt die Regelmäßigkeit des Eintrittes und die Dauer der allmonatlich wiederkehrenden Periode Aufschluß ebenso über die Gesundheit wie über irgendeine Erkrankung der inneren Geschlechtsorgane der Frau. Wissen wir doch, daß unter normalen Umständen die Periode regelmäßig in einem Zeitraum von ungefähr vier Wochen wiederkehren und fünf bis sechs Tage dauern soll. Jede Unregelmäßigkeit, mag sie sich in zu kurzen oder in zu langen Intervallen äußern, läßt auf irgendeine abnorme Erscheinung, also auf irgendeine vom ärztlichen Standpunkte als krank zu bezeichnende Tatsache schließen; sie und auch jede Unregelmäßigkeit in bezug auf Dauer oder Stärke der Blutungen.

Mannigfaltig sind die Ursachen, welche solche Unregelmäßigkeiten hervorzubringen vermögen. Hier seien vornehmlich jene Knickungen und Verlagerungen der Gebärmutter genannt, welche, wie ich schon früher erwähnte, durch Unregelmäßigkeiten in der Stuhlentleerung herbeigeführt werden können. In zweiter Linie aber jene Erscheinungen, welche sich durch übermäßig starke Blutverluste, durch eine Dauer der Periode über acht bis zehn Tage hinaus zu erkennen geben. Zu oberflächlich werden gerade diese letztgenannten Erscheinungen sowohl von Müttern, mehr aber noch von den unerfahrenen Mädchen bewertet, wenn sie nicht überhaupt leichthin in Kauf genommen

werden, da man sie als den Ausdruck einer angeblich bestehenden Bleichsucht wertet. Falsche Scham auf seiten des Mädchens oder ein nicht genug zu verdammender Leichtsinn auf seiten der Mütter lassen solche Geschöpfe gar nicht oder erst dann vor die Augen des Arztes treten, wenn die Beschwerden bereits ein Übermaß an Schwäche oder an sonstigen körperlichen Störungen mit sich gebracht haben. Die moderne medizinische Wissenschaft hat durch die Forschungen über die Tätigkeit der Eierstöcke und der Drüsen mit innerer Sekretion gerade solche Störungen mühelos zu heilen gelernt und weiß andererseits, daß solche Blutungen denn doch nicht so leicht hinzunehmen wären. Für solche Fälle allgemein geltende hygienische Winke zu geben, wäre somit ganz verfehlt. Der einzige Rat gipfelt wohl in erster Linie in dem Gebot, ehestens ärztlichen Rat einzuholen, in zweiter Linie jedoch darin, während der Tage der Periode in jeder Hinsicht für körperliche Ruhe Sorge zu tragen.

Nicht unerwähnt bleibe, daß die gegenteilige Erscheinung all dessen, was wir eben besprachen, also ein sehr verspätetes Auftreten der ersten und aller folgenden Perioden, durchaus auch nicht gleichgültig hingenommen werden dürfe, weil durch sie erwiesenermaßen schwere körperliche Schädigungen entstehen, ja selbst unheilbare Leiden, die Ursache solcher Erscheinungen sein können. Nicht selten läßt der Allgemeinzustand des jungen, reifen Mädchens als solcher einen Rückschluß auf die Funktion der Geschlechtsorgane zu, und zwar in dem Sinne, daß diese im Einklang mit der Konstitution im allgemeinen steht. Unverständlich für Laien ist es immer, daß gerade bei starken robusten Naturen, ebenso wie bei Mädchen mit reichlichem Fettpolster die Dauer der Periode eine sehr kurze und die Menge des verlorengehenden Blutes eine sehr geringe ist. Dem Arzte ist dies dadurch leicht verständlich, daß neben der allgemeinen Verfettung auch eine Verfettung der Eierstöcke vorzuliegen pflegt, und daß die Fettsucht als solche primär ebenso auf eine Störung der inneren Drüsenfunktionen zurückzuführen ist, wie die lokalen Erscheinungen der Geschlechtsorgane selbst. Im Gegensatz hierzu wieder jene schwächlichen, krankhaften Geschöpfe, deren Perioden sehr stark sind, eine Woche und darüber hinaus andauern. Die vermutete Blutarmut ist hier nicht selten bloß der Ausdruck eines Lungenspitzenkatarrhs, einer Lungentuberkulose oder einer ähnlichen schweren Allgemeinerkrankung. Genügend Anlaß zur Sorge und Aufmerksamkeit, da sich solche Erkrankungen gerade in diesen Lebensjahren rasch zu entwickeln pflegen!

Würden sich die Mütter und die jungen Mädchen ihrer Mission für das Menschengeschlecht ganz bewußt sein, würden sie sich stets vor Augen halten,

daß gerade diesen Erscheinungen in bezug auf ihre künftige Mutterschaft die höchste Bedeutung beizumessen sei, dann wahrlich gäbe es nicht eine solch erschreckende Anzahl kranker Mädchen und Frauen. Es gäbe auch nicht jene Unzahl junger Mädchen, welche die durch Verlagerungen der Gebärmutter oder mangelhafte Funktion der inneren Geschlechtsorgane hervorgerufenen, oft unerträglichen Schmerzen zur Zeit der Periode als selbstverständlich hinnehmen, ohne daran zu denken, daß jede natürliche Funktion des Organismus naturgewollt sei und ohne schwere körperliche Störungen, also ohne Schmerzen vor sich gehen müsse.

Derselben Gleichgültigkeit, die den Vorgängen während der Periode gegenüber offenbart wird, begegnet man fast regelmäßig auch gegenüber allen anderen Erscheinungen, welche mit den Geschlechtsorganen irgendwie in Zusammenhang stehen. Ich erinnere hier bloß an das so überaus häufige Auftreten einer starken Ausscheidung schleimiger Massen aus der Scheide, die von Laien als sogenannter „weißer Fluß" bezeichnet und als völlig harmlos erachtet wird. Wenn auch unter ganz normalen Verhältnissen immer ein gewisser Grad von Feuchtigkeit in der Scheide nachweisbar ist, der sich namentlich unmittelbar vor und nach der Periode zu steigern pflegt, so muß denn doch betont werden, daß die Absonderung niemals so arg werden darf, daß sie als quälend empfunden wird und in der Wäsche deutlich sichtbare Flecken hinterläßt. Ist dies der Fall, dann handelt es sich nicht mehr um eine Normalerscheinung, sondern immer um den Ausdruck einer krankhaften Veränderung in den Geschlechtsorganen. Gewöhnlich ist der Grund in irgendeiner Reizung oder leichten Entzündung der Scheide zu suchen, die durch ihre anatomische Lage und Gestaltung sehr leicht Schädigungen ausgesetzt ist. Wenn, wie ich schon früher andeutete, etwa gar noch der alte Aberglaube obwaltet, daß sich die Frau während der Periode nicht reinigen dürfe, so bilden die von den Zersetzungsprodukten des Blutes zurückgebliebenen Keime ebenso eine ausgiebige Quelle für das Auftreten eines Ausflusses, wie die Zersetzungsprodukte der normalen Scheidenflüssigkeit selbst, sofern sie nicht durch tägliche Waschungen entfernt werden. Keime jeglicher Art müssen also sorgsam von der Scheide ferngehalten werden; auch all jene Keime, welche durch äußerliche Umstände in den Eingang der Scheide gebracht werden und von hier aus leicht den Weg in das Innere des Weibes finden. So wissen wir, daß oft unvermerkt bis zur Scheide gelangter Straßenstaub Scheidenkatarrhe hervorrufen kann; so konnte ich selbst schon Fälle beobachten, in denen Unsauberkeiten der Leib- oder Bettwäsche infektionserregende Bakterien in die

Scheide verschmierten. Die sich immer mehr und mehr einbürgernde Gepflogenheit, geschlossene Beinkleider zu tragen, ist von diesem Standpunkte aus sehr begrüßenswert, namentlich dann, wenn man bedenkt, daß die zarte Scheidenschleimhaut gegen jäh wechselnde Temperaturunterschiede sehr empfindlich ist und solchen nicht immer standzuhalten vermag.

Alle Schädigungen der Scheide äußern sich früher oder später in dem Auftreten eines Ausflusses, der unter keinen Umständen übersehen werden sollte. Niemals dürfte ein falsches Schamgefühl so stark entwickelt sein, daß es ein junges Mädchen davon abhält, selbst über diese scheinbar „harmlose" Erscheinung ärztlichen Rat einzuholen. Die landläufige Erklärung des „weißen Flusses" durch eine angeblich bestehende Blutarmut oder Bleichsucht ist wohl bequem, aber fast niemals richtig.

Eine, wenn ich so sagen darf, natürliche Steigerung der normalen Scheidenabsonderung tritt in dem Momente auf, wo auf Grundlage rein sexueller und erotischer Reizmomente die in der Scheide gelegenen spezifisch erogenen Zonen, also jene hochempfindlichen Nervenbezirke, die ausschließlich der Sexualität und Erotik dienen, in ihrer Funktion erweckt und in der Regel übermäßig betätigt werden. Mag es sich nun um bewußte oder unbewußte Onanie handeln, die im wachen oder schlafenden Zustande vollführt wird, oder mag es sich bloß um psychische, also seelisch hervorgerufene Wollustschauer handeln, welche das geschlechtlich erregte Mädchen durchrieseln, immer wird die Scheide mit einer vermehrten, schleimartigen Absonderung aus den zahlreichen Schleimdrüsen, die in ihr eingebettet sind, reagieren. Am allermeisten dann, wenn das noch jungfräuliche Mädchen in Liebe zu einem Manne entbrennt, die Annäherungsversuche desselben mehr oder minder gestattet, bis schließlich durch diese selbst eine erotische Reizung der Scheide vor sich geht. Ähnlich wie schon früher erwähnt, spielt auch hier die Übertragung zahlreicher Bakterien durch die Hände eine nicht zu unterschätzende Rolle.

Es liegt mir fern, durch die eben gemachten Bemerkungen der jungfräulichen Ehre des Mädchens irgendwie Abbruch tun zu wollen; es liegt mir fern, hier die Behauptung aufzustellen, daß das Mädchen sich Dingen hingebe, welche etwa gegen Anstand und Sitten verstoßen. Ich denke hier weit eher an jene natürlich zu nennenden Erscheinungen, die an jedes Mädchen dann herantreten, wenn es in die glückselige Zeit des Brautstandes kommt. Hier fallen doch früher oder später die letzten Schranken all der vielen bisher mühevoll gewahrten Überlegungen, da das Mädchen auf der einen Seite das sichere

Bewußtsein hat, in kürzester Zeit vor Gott und aller Welt dem Manne seiner Wahl als Gattin anzugehören, auf der anderen Seite jedoch das immer lauter werdende Pochen der erwachten Geschlechtlichkeit und Geschlechtslust endlich nicht mehr zurückzudämmen vermag.

Aus der eben angestellten Erwägung läßt sich leicht erklären, daß gerade die Brautzeit eine Unmenge seelischer Kämpfe hervorzurufen pflegt, die dann in seelische Krankheitsbilder umschlagen müssen, wenn unzeitgemäße Überlegungen auch jetzt noch die primitivsten Forderungen der Naturgesetze bekämpfen wollen. Kann auch um diese Zeit gewiß nicht mehr von einer Aufklärung im wahrsten Sinne des Wortes gesprochen werden, so muß denn doch gesagt sein, daß es weitaus vernünftiger sei, den Blick des Mädchens auf seine Naturbestimmung hinzulenken, als auch jetzt noch eine falsche Vogel-Strauß-Politik zu verfechten. Und doch geschehen gerade in dieser Hinsicht selbst heute noch die unglaublichsten Dinge. Ja man begegnet sogar Fällen, in denen Mädchen erst am Tage der Hochzeit von den Müttern die Weisung bekommen, wie sie sich in der Hochzeitsnacht verhalten sollen, jenen Fällen also, in denen sonst hochgebildete Mädchen völlig unwissend in die Ehe treten. Wenn irgendwo, so besteht meiner Ansicht nach gerade hier die Wahrheit des Sprichwortes zu Recht: „Wissen ist Macht!“ Durch das Wissen erlangt das Mädchen die Macht, sich seelisch und körperlich gesund zu erhalten; durch das Wissen gerade in sexueller Hinsicht ist der Grundstein für kommende Schönheit und Gesundheit gelegt.

Doch nicht bloß in Beziehung auf alle exquisit geschlechtlichen Angelegenheiten sei hier die Allmacht des Wissens verherrlicht und gefordert, sondern weit mehr noch in bezug auf all jene wichtigen Umstände, welche von beiden eine Ehe schließenden Teilen berücksichtigt werden sollten, wenn der natürliche und höchste Zweck jeder Ehe, nämlich die Fortpflanzung, vollauf erfüllt werden soll. Mit anderen Worten gesagt, sollten niemals all jene Forderungen übersehen oder leichtfertig außer acht gelassen werden, welche in gesundheitlicher Beziehung an die beiden Partner gestellt werden müssen, um wertvolle Nachkommen zu zeugen.

Der von mir anderen Ortes eingehend erklärte Vorgang der Befruchtung des menschlichen Eies, in der primitiven Vereinigung väterlicher und mütterlicher Keimzellen bestehend, gibt uns den Beweis dafür, daß ein großer Teil der körperlichen Eigenschaften der Eltern auf ihre Kinder übergehen müsse. Aus diesem Grunde sollte niemals jene Hauptforderung außer acht gelassen werden, die eine absolute Gesundheit beider Eheleute fordert, da nur sie

gleichzeitig eine absolute Gesundheit des Nachwuchses gewährleistet. Diese Forderung geht vom Standpunkte des idealen Kulturforschers weiter dahin, daß sie sogar darauf Gewicht legt, daß die beiden Brautleute aus gesunden Familien stammen. Falsch wäre es, zu glauben, daß in dieser Beziehung bloß jene rein körperlichen Erkrankungen von Belang sind, welche chronische, den Organismus allmählich verheerende und verzehrende, also äußerlich sichtbare Leiden im Gefolge haben; wissen wir doch, daß selbst die schwersten dieser Erkrankungen, wie beispielsweise die Lungentuberkulose und Syphilis, sehr häufig eine Generation überspringen. Nein, auch allen nicht sichtbaren Defekten und Erkrankungen des Seelenlebens, welche scheinbar ganz harmloser Natur sind, sei unter allen Umständen größte Aufmerksamkeit geschenkt, da erwiesenermaßen die Nachkommen solcher Individuen denn doch früher oder später in irgendwelcher Beziehung eine Minderwertigkeit aufweisen. In den Rahmen dieser letzten Betrachtungen fallen auch die sogenannten Verwandtenehen, welche gleich der Inzucht bei Tieren bedingungslos nicht ganz vollwertige Kinder in die Welt setzen, weil sich durch die Blutverwandtschaft gewisse familiäre Eigentümlichkeiten und Schwächen körperlicher und geistiger Natur in doppeltem Ausmaße dadurch vererben, daß sie von zwei gleichartigen Keimen, also doppelt geliefert werden.

Fast glaube ich darüber hinweggehen zu dürfen, nicht betonen zu müssen, daß eine Eheschließung bei ausgesprochen nachgewiesener Erkrankung auch nur eines Ehekandidaten an jenen schweren Leiden, die unbedingt hereditär sind, unter keinerlei Umständen zu gestatten wäre. Klingt es auch herzlos und erscheint es auch fast undurchführbar, so muß dennoch gesagt sein, daß selbst die hingebendste und größte Liebe zweier Menschen verstummen müsse gegenüber der Überlegung, kranke Kinder in die Welt zu setzen und so sich selbst und diesen armen, schuldlos leidenden Lebewesen ein Dasein voll Leid und Kummer zu gründen. Hier muß Mitleid zu dem kranken Teile ebenso verstummen, wie die niemals durchführbare Versicherung, alles zu tun, um Kindersegen zu verhüten. Liebe kennt nun einmal kein Gebot, macht blind und unüberlegt; schneller, viel schneller als je gedacht, kommt das Kind hier als großes Leid – und mit ihm jenes schwere Unglück in die Ehe, das unaufhaltsam Körper und Seele der Eltern und des Kindes, gleichzeitig aber auch die größte Liebe, zermürbt.

Die Tatsache, daß manche der in Frage kommenden Krankheitssymptome dem Laien nicht erkennbar sind oder aber in jungen Jahren nicht immer sichtbar entwickelt zu sein pflegen, führte zu jenen, leider noch nicht in allen

Staaten erfüllten Forderungen der Volkshygiene und des Volksgedeihens, daß beide Brautleute obligatorisch einem Ehekonsens in dem Sinne unterworfen werden müßten, daß vor der Eheschließung eine gründliche ärztliche Untersuchung jede hereditäre und schwere Erkrankung ausschließe. Wenn wir hier namentlich fürsorglichen Eltern doch einen Rat in dieser Beziehung erteilen, so geht dieser dahin, daß sowohl die Tochter als auch der Sohn nicht eher eine Ehe schließen dürfen, bevor nicht durch eine gründliche ärztliche Untersuchung – am besten in Form einer abzuschließenden Versicherung – deren völlige Gesundheit nachgewiesen ist; völlige Gesundheit zumindest in bezug auf jene schwere Leiden, deren Folgen für die Ehe oft unabsehbar sind.

Wollen wir vorläufig von dem Gesundheitszustande des Bräutigams absehen, so seien all jene Krankheitserscheinungen auf seiten des Mädchens vor unser geistiges Auge geführt, welche deshalb bei ihrem Entstehen äußerste Vorsicht erfordern, weil sie bei einer späterhin eintretenden Schwangerschaft und bei der Geburt eines Kindes schwere Komplikationen schaffen können. Daß hier vornehmlich alle Erscheinungen in Betracht gezogen werden müssen, welche durch die Geschlechtsorgane selbst gegeben sind, also etwa jene Erkrankungen, welche sich durch eine Mißbildung derselben oder durch Unregelmäßigkeiten der Perioden zu erkennen geben und schon in frühen Jahren ärztliche Hilfe anzurufen zwangen, ist klar. Hier seien aber noch gewisse körperliche oder geistige Schwächezustände erwähnt, welche in ihren Formen und Ausstrahlungen zu wenig bekannt sind, um entsprechend berücksichtigt zu werden. In erster Linie denke ich hierbei an jene Mädchen, welche in ihrer frühesten Kindheit schwerere Grade der sogenannten englischen Krankheit, der Rachitis, durchmachten und als Folgeerscheinung derselben ganz bestimmte Veränderungen im Knochengerüst des Körpers beibehalten hatten. Wenn in allen Büchern bei Besprechung dieses Umstandes vornehmlich des Zwergwuchses und der sogenannten O-Beine als auffallendste Symptome Erwähnung getan wird, so sei hier ausdrücklich festgestellt, daß nicht die allgemeine Größe des Körpers so sehr ins Gewicht fällt, als vielmehr das Größenverhältnis und die Entwicklung des knöchernen Beckens zu dem übrigen Körperbau. Es gibt der Frauen genug, welche anscheinend körperlich wohlgebildet und gesund sind und dem Arzte erst bei der ersten Niederkunft Anlaß bieten, Verengungen des Beckens zu konstatieren, durch welche sich die schwersten Geburtshindernisse für den Durchtritt des kindlichen Schädels ergeben. Andererseits wieder kennen wir Fälle, wo kleine Frauen

vollständig geräumige Beckenmaße zeigen und verhältnismäßig leichter entbinden als so manche ihrer robusten Mitschwestern. Wenn es mir gestattet ist, eine Forderung aufzustellen, so würde ich raten, daß die Eltern jedes zu verheiratenden Mädchens schon vor der Eheschließung die Begutachtung eines Spezialarztes für Frauenkrankheiten und Geburtshilfe einholen sollten, dem es mit Hilfe einer äußeren Messung des Beckens leicht gelingt, prognostische Winke für oder gegen eine eventuelle Schwangerschaft zu geben. Daß eine solche Konsultation auch in anderer Beziehung von größter Wichtigkeit für das kommende Leben des Mädchens sei, wird dadurch erwiesen, daß bei dieser Gelegenheit all jene hygienischen Winke für die Hochzeitsnacht und für die Hygiene des Geschlechtslebens von fachmännischer Seite aus gegeben werden können, über die zu sprechen ich mir noch vorbehalte.

Auch scheinbar bereits ganz ausgeheilte, frühere Krankheitsprozesse sonstiger Organe des Körpers, müssen aber vor einer Eheschließung insofern berücksichtigt werden, weil sie recht häufig selbst nach jahrelanger Pause wieder aufzuflackern vermögen. So wissen wir zum Beispiel, daß leichte Lungenspitzenkatarrhe, leichte Herzklappenfehler und insbesondere jene Formen von Nierenerkrankungen, die in frühester Kindheit als Folgeerscheinungen einer überstandenen Diphtherie auftreten können, sich nach vielen, vielen Jahren dann wieder unangenehm bemerkbar machen, wenn eine Schwangerschaft eintritt. Die Schwangerschaft stellt nämlich an den Organismus der Frau vom Beginn ab bis zu dem Tage der Geburt sich stetig steigernde Anforderungen. Der innige Zusammenhang der Ernährung des im Mutterleibe heranwachsenden Kindes mit dem Blutgefäßsystem der schwangeren Frau ist es, der eine Überbelastung des Herzens, gleichzeitig aber auch eine Überbelastung der Nierenfunktion hervorruft und so überaus leicht alte Krankheitsprozesse neu zum Vorschein kommen läßt; und dies leider immer in solch verstärktem und schnell fortschreitendem Maße, daß gewöhnlich sogar an eine Unterbrechung der Schwangerschaft geschritten werden muß. Die Frage zu beantworten, ob das Bestehen einer geistigen Minderwertigkeit oder ausgesprochen geistiger Erkrankungen als ein Ehehindernis aufzufassen sei, ist wohl nicht nötig. Auf alle Fälle sollte die ärztliche Eheberatung über diese Frage nicht leichtfertig hinweggehen, da es im Interesse des Volkswohles geboten erscheint, auf einen nicht nur in körperlicher, sondern auch in geistiger Beziehung vollwertigen Nachwuchs bedacht zu sein.

Habe ich die Frage der Ehebefähigung bisher nur soweit berücksichtigt, als sie sich auf die Braut bezieht, so gelten – soweit es sich um hereditäre

Krankheiten handelt – dieselben Vorschriften in verschärftem Maße für den Mann.

Mehr jedoch als diese Überlegungen kommen im Hinblick auf das männliche Geschlecht all jene Bedenken in Betracht, die sich durch eine in früheren Jahren erworbene Geschlechtskrankheit dem ernsten Berater von selbst aufdrängen. Wiewohl diese scheinbar nicht in den Rahmen dieses Werkes gehören, müssen sie dennoch auch hier mit aller Strenge unnachsichtig und kritisch beleuchtet werden, weil deren häufigste Formen, die Gonorrhoe und die Syphilis, durch den Geschlechtsverkehr übertragen werden und in ihren Folgeerscheinungen für die Gesundheit der Frau von größter Tragweite sein können. Sie beide sind weit verbreitet und werden trotz aller Aufklärungsbestrebungen von dem männlichen Geschlechte leider noch immer nicht ernst genug beurteilt. Es sei mir daher gestattet, hier ihr Wesen etwas genauer zu beleuchten.

Die Gonorrhoe, volkstümlich Tripper genannt, ist eine so häufig auftretende Erkrankung des männlichen Geschlechtes, daß der Volkswitz dieselbe als „Kinderkrankheit des Mannes" bezeichnet. Erfahrungsgemäß sind dem jungen Manne in bezug auf Keuschheit nicht jene strengen Vorschriften gegeben und nicht jene engen Grenzen für die Betätigung seines Sexualtriebes gezogen, wie dem jungen Mädchen. Diese Tatsache an sich gibt ihm schon frühzeitig Gelegenheit, Geschlechtsverkehr mit Frauen zu suchen und wird, in Verbindung mit dem Umstand, daß ihn seine Jugend alles eher denn wählerisch sein läßt, zur größten Gefahr für die Akquisition einer Geschlechtskrankheit. Fast immer sucht der junge Mann die Stillung seiner geschlechtlichen Begierden vorerst in den Armen der Prostitution, und zwar sowohl der öffentlichen als auch der geheimen Prostitution. Sie beide müssen als Brut- und Hauptübertragungsstätte der Geschlechtskrankheiten, namentlich aber des Trippers, hingestellt werden.

Die Erkrankung wird durch kleinste Krankheitserreger, die sog. Gonokokken, auf die Schleimhäute der männlichen Harnröhre übertragen und greift deshalb so rasch um sich, weil sich die Tripperkeime innerhalb weniger Tage maßlos vermehren und ihren Weg zu den Geschlechtsdrüsen des Mannes suchen und finden. Neben geringeren oder stärkeren Schmerzen, welche von dem Grade der Ausdehnung der Krankehit abhängig sind, bildet das Auftreten eines eitrigen Ausflusses aus dem Gliede des Mannes das fast einzige Frühsymptom einer solchen Ansteckung. Auch hier greift wohl infolge des Mangels einer entsprechenden sexuellen Aufklärung ein falsches Scham-

gefühl Platz und verleitet den jungen Mann, die gewiß schuldlos erworbene Krankheit vorerst solange sorgsam zu verbergen, bis ihn die alsbald auftretenden Schmerzen zu einem Arzt treiben. Leider aber in der Regel zu jenen Ärzten, deren Adressen in den Tageszeitungen angegeben sind und denen weniger die Heilung des jungen Mannes, als ihr eigener materieller Vorteil am Herzen liegt. In möglichst raschen Kuren, die sehr häufig ohne ärztliche Kontrolle in die Hände des Patienten selbst gelegt werden, soll die Überschwemmung des männlichen Geschlechtsapparates mit Trippergift vernichtet werden, soweit den verantwortungslosen Äußerungen solcher „Spezialärzte" Glauben geschenkt werden darf. In Wirklichkeit verhält sich die Sache jedoch so, daß durch solch eine oberflächliche Behandlung wohl die äußeren Erscheinungen der Erkrankung, also der Ausfluß, verschwinden, daß sich aber Tausende von Gonokokken in den verborgensten Schleimhautfalten des männlichen Geschlechtsorganes eingenistet haben, daselbst liegen bleiben und wohl zur Ruhe kommen, nicht aber völlig zugrunde gehen. Das Aufhören des Ausflusses läßt den jungen Mann glauben, daß er vollkommen geheilt sei, läßt ihn nicht vermuten, daß in seinen Hoden oder aber in den Vorsteherdrüsen noch immer Giftkeime vorhanden seien und läßt ihn leichtfertigerweise nach einer kürzeren oder längeren Pause neuerlich Geschlechtsverkehr suchen. Anläßlich eines solchen Geschlechtsverkehres wird nun aber die reiche Aussaat des Trippergiftes auf die Frau übertragen, die, sofern sie bisher gesund war, jetzt durch den „scheinbar" ganz gesunden Mann „angesteckt" wird und erkranken muß.

Ganz anders verläuft natürlich die Erkrankung dann, wenn ihre Behandlung vom ersten Momente ab in die Hände eines ernsten, erfahrenen Arztes gelegt wurde. Dieser wird dem Manne nicht eher ein Gesundheitsattest ausstellen, als bis durch eine wiederholt vorgenommene mikroskopische Untersuchung das Fehlen jeglicher Gonokokken einwandfrei nachgewiesen wurde. Und doch kann es auch in diesem Falle früher oder später dann zu einem leichten Aufflackern eines schon geheilten Krankheitsprozesses kommen, wenn es der Zufall will, daß der Mann neuerlich mit einer nicht ganz gesunden Frau geschlechtlich zu tun hat. Einer unserer berühmtesten Professoren auf dem Gebiete der Geschlechtskrankheiten leistete sich den humoristischen Ausspruch: „Jeder Tripper ist heilbar, nur der erste nicht!" und wollte damit sagen, daß die eben geschilderte Gefahr einer Reaktivierung des Prozesses im Leben jedes Mannes, der einmal tripperkrank war, immer möglich sei. Er wollte aber damit auch gewiß auf die Notwendigkeit hinweisen, eine Tripper-

infektion durchaus nicht als notwendiges Übel der männlichen Jugend, durchaus nicht als eine nebensächliche Erkrankung aufzufassen, sondern ihr denselben Grad von Aufmerksamkeit und Sorge zu schenken, wie jeder anderen schwersten Erkrankung. Dies sicherlich deshalb, weil er auch die schweren Folgen kannte, die sich dann bemerkbar machen, wenn der Tripper in einer jungen Ehe auf ein bisher gesundes weibliches Wesen übertragen wird.

Die Trippererkrankung gestaltet sich beim Weibe deshalb zu einer so ernst und schwer zu nehmenden Infektion, weil die vom Manne in die Scheide übertragenen Krankheitskeime rasch durch die Gebärmutter hindurch ihren Weg zu den Eileitern und von da zu den Eierstöcken des Weibes finden und allerorts, wo sie sich zeigen, schwere Entzündungserscheinungen hervorrufen. Wollen wir auch die ersten Beschwerden, die sich in einem leichten Scheiden- und Blasenkatarrh, in einem mehr oder minder starken Ausfluß aus der Scheide kennzeichnen, als verhältnismäßig leicht heilbares Warnungssignal dafür auffassen, daß eine Infektion stattgefunden hat, so müssen wir alle übrigen Folgeerscheinungen als schwerste Krankheiten bezeichnen. Wird der Blasenkatarrh, der sich in vermehrtem Harndrang, in einem häufigen Urinieren, in krampfartigen Schmerzen in der Blasengegend äußert, werden die ersten Spuren eines Ausflusses rechtzeitig und zweckentsprechend behandelt, so ist in der Mehrzahl mit einer raschen Heilung zu rechnen. Werden diese ersten Symptome aber übersehen und wird so den Tripperkeimen Zeit geboten, in die inneren Geschlechtsorgane vorzudringen, so führen Entzündungen und späterhin Eiterungen der Eierstöcke zu den mannigfaltigsten, langwierigsten und schmerzhaftesten Prozessen, die abgesehen von den körperlichen Leiden selbst auch bei sorgfältigster und lange andauernder Behandlung so schwere Veränderungen hervorzurufen vermögen, daß das ganze Leben der Frau durch sie zerstört erscheint. Namentlich eine Folgeerscheinung verdient die größte Beachtung, nämlich der Umstand, daß die Fruchtbarkeit des Weibes durch eine Infektion mit Trippergift fast immer geschädigt wird. Mag diese Schädigung dadurch bedingt sein, daß das Eierstockgewebe als solches durch Entzündungsprozesse völlig zugrunde geht oder mag sie dadurch zustande kommen, daß die erkrankten Eileiter in ihrer Lichtung verkleben und sich verschließen, so daß ein Überwandern des Eies von den Eierstöcken zur Gebärmutter unmöglich gemacht wird. Muß auch zugestanden werden, daß die Unfruchtbarkeit einer Ehe gewiß durch andere Umstände hervorgerufen werden kann, so sei doch der Tatsache Erwähnung getan, daß in diesem Sinne in neunzig von hundert Fällen eine Infektion mit Trippergift

die Ursache einer Sterilität = Unfruchtbarkeit der Frau abgibt. In gleicher Weise wird der Mann dann unfruchtbar, wenn ein Tripper zwar vollständig ausgeheilt ist, wenn also eine Übertragung der Erkrankung auf das Weib selbst nicht mehr erfolgt, wenn aber die seinerzeitige Erkrankung eine so schwere war, daß sie auf die Hoden übergriff und die Lieferung zeugungsfähiger, beweglicher Samenfäden unmöglich macht.

Der so häufig bei Frauen auftretende „gelbe Fluß" ist auch in fast allen Fällen der äußere Ausdruck entzündlicher Erkrankungen der Scheide, der Gebärmutter und der Eierstöcke, deren Mehrzahl neben einer etwaigen Verkühlung nur durch eine Tripperinfektion hervorgerufen werden kann. Das große Heer jener chronisch kranken Frauen, welches die Ambulatorien der öffentlichen Heilanstalten und ebenso die Wartezimmer der Frauenärzte füllt, es würde bald ganz bedeutend zusammenschrumpfen und vielleicht sogar einmal gänzlich verschwinden, wenn es der Menschheit je gelingen sollte, die Gonorrhoe vollständig auszurotten. Dies ist aber unmöglich und muß solange unmöglich bleiben, als es eine Prostitution, ob nun geheim oder öffentlich betrieben, geben wird, so lange, als es keine gesetzliche Anzeigepflicht der Geschlechtskrankheiten gibt.

Die zweite, zum Glücke der Menschheit immerhin etwas weniger verbreitete Geschlechtskrankheit ist die Syphilis. Leider in der Größe ihrer verheerenden Wirkungen viel zu wenig bekannt, rufen deren Krankheitserreger so schwere und gräßliche Formen des Siechtums hervor, daß wir hier notgedrungen unser ganzes Augenmerk auf den Entwicklungsgang des Krankheitsbildes vom Urbeginn bis zu den letzten Erscheinungsformen lenken müssen. Während die Gonorrhoe dadurch übertragen wird, daß die Gonokokken in die Schleimhäute der Geschlechtsorgane eindringen und mit Ausnahme der so seltenen Übertragung des Trippersekretes in das Auge, also streng auf die Geschlechtsorgane beschränkt bleibt, sehen wir eine Übertragung der Syphilis auf alle Teile des menschlichen Körpers ermöglicht; allerdings nur dann, wenn sich in der Hautdecke eine, wenn auch vielleicht nur mikroskopisch kleine Wunde findet. Es ist also durchaus nicht gesagt, daß der ursprüngliche Erkrankungsherd immer an den Geschlechtsorganen zu suchen ist; er findet sich vielmehr auch – allerdings recht selten – primär vornehmlich an den Lippen und an den Händen.

Der Erreger der Syphilis besteht aus kleinsten sich bewegenden Lebewesen, welche in Form dünner fadenartiger Gebilde von dem kranken Individuum direkt oder indirekt auf einen anderen, bisher völlig gesund gewesenen Men-

schen übertragen, rasch ihren Weg in die Lymphbahnen und von da in das Blut nehmen. Die Infektionsstelle selbst ist erst nach Ablauf einer Zeit von etwa vier Wochen dadurch erkennbar, daß sich an ihr ein mehr oder minder großes Geschwür bildet, welches eitrig belegt ist, fast gar keine Tendenz zur Heilung zeigt und außerdem die Eigentümlichkeit besitzt, an jenen Stellen der Nachbarschaft, welche mit ihm in ständige Berührung kommen, ein neues Geschwür durch sog. Kontaktinfektion hervorzurufen. Ganz typisch finden wir daher, wenn etwa bei einer Frau die primäre Infektionsstelle an der rechten Schamlippe ist, nach kürzerer oder längerer Zeit ein Kontaktgeschwür an der korrespondierenden linken Schamlippe auftreten. In jenen vier Wochen aber, welche vergehen müssen, bis sich das erste sichtbare Zeichen einer Infektion deutlich erkennen läßt, hatten die Krankheitserreger – Spirochaetae pallidae – genügend Zeit, um durch das sie beherbergende Blut in alle Bezirke des menschlichen Körpers zu gelangen, hatten ebenso Zeit, sich raschest zu vermehren. So ist leicht zu verstehen, wenn wir zur Zeit, da das Geschwür sichtbar wird, auch schon Schwellungen der verschiedensten Drüsen, also beispielsweise der Leistendrüsen, antreffen, die dadurch bedingt sind, daß sich Syphilisgift in den Drüsengeweben festgesetzt hat.

Nach einem Bestande von zwei bis drei Wochen heilen die primären Geschwüre langsam ab und erwecken bei dem erkrankten Individuum leider nicht selten den Glauben, daß damit die Erkrankung ihren Abschluß gefunden habe. Wie falsch eine solche Bewertung der Harmlosigkeit einer Infektion ist, läßt sich mühelos dadurch nachweisen, daß nach Verlauf von weiteren vier bis acht Wochen plötzlich irgendeine Krankheitserscheinung aufzutreten pflegt, welche fern von dem Orte der Infektion selbst gelegen, nicht einmal die Vermutung aufkommen läßt, daß es sich nun um das sog. zweite Stadium der Syphiliserkrankung handelt. Gewöhnlich äußert sich dieses Stadium in dem Aufflackern irgendeiner Form von Hautausschlägen, von Knötchen oder Flecken am Rücken und Nacken. In dieser Form sichtbar und denn doch die Aufmerksamkeit der Patienten erregend; dann aber unsichtbar und als ganz harmlose Erscheinung gedeutet, wenn sich dieser sekundäre Prozeß an den Schleimhäuten abspielt, wie etwa am Gaumen, am Kehlkopf, in der Mundhöhle, an der Zunge oder an sonstigen inneren Organen des Kopfes.

Ist auch dieses sekundäre Stadium, wie es leider noch immer so oft geschieht, übersehen oder nicht richtig gedeutet worden, so tritt erst nach vielen, vielen Jahren, – die Grenze ist bis zu zwanzig Jahren nach erfolgter Infektion gezogen –, das dritte oder tertiäre Stadium auf, welches die schwer-

sten und verheerendsten Erscheinungen bietet. Formen von nicht zu heilenden, großen, fressenden Geschwüren, welche ganze Körperteile zu vernichten vermögen, sind uns ebenso bekannt, wie schwere Erkrankungen aller inneren Organe, vornehmlich der Leber, des Herzens, der Arterien; wohl aber auch all jene vielen schmerzhaften Prozesse, die sich in den Knochen und in dem Knochenmark abspielen und von Laien summarisch mit der Sammeldiagnose des „Knochenfraßes" bezeichnet werden.

Sind alle die hier in Kürze aufgezählten tertiären Erscheinungen gewiß gräßlich, weil sie Menschen in der Blüte ihrer Jahre, gewöhnlich zwischen dem vierzigsten und fünfzigsten Lebensjahre ergreifen, so erscheinen sie wegen ihrer verhältnismäßig kurzen Dauer, die allerdings zeitlich nur durch den Tod des Menschen begrenzt ist, nahezu harmlos gegenüber jenen Formen, welche sich dann in der ganzen Größe ihrer Verheerung zeigen, wenn das Nervensystem der Schauplatz der tertiären Form wurde. Rückenmarkschwindsucht und Gehirnerweichung; sie sind ebenso gräßlich, wie all die vielen Bilder des Wahnsinns, wie jene Form der Geisteserkrankungen, die bei absolut verloren gegangener Vernunft ein langsames Siechtum mit sich bringen.

Wenn ich hier die Bilder der syphilitischen Infektion vielleicht absichtlich so traurig schilderte, so geschah dies hauptsächlich deshalb, weil nur auf diese Art und Weise jene Furcht wachgerufen werden kann, durch welche die geschlechtliche Art der Infektion von selbst verhindert werden kann. Und nur gegen diese anzukämpfen, das heißt also Männer und Frauen vor einem Geschlechtsverkehr mit jenen verdächtigen Individuen zu warnen, die nicht einwandfrei gesund sind oder erscheinen, namentlich die Männer davor abzuhalten, im Zustande der Trunkenheit wahllos mit einer Dirne die Freuden des Geschlechtsverkehrs zu suchen, ist unser Streben; denn nur so wäre eine Eindämmung dieser weit verbreiteten Krankheit, soweit unser Verstand und unsere Vorsicht hierbei in Frage kommen, möglich. Hilflos und völlig wehrlos hingegen ist die Menschheit jener Art der Infektion preisgegeben, die etwa durch einen harmlosen Kuß oder aber durch Übertragung des Syphilisgiftes mittels Eßgeräten oder Trinkgefäßen dann erfolgt, wenn die Voraussetzung zu einer unbewußten Infektion durch irgendeine Verletzung der Hautdecke auf der einen, durch mangelhafte Reinigung der Gebrauchsgegenstände auf der anderen Seite gegeben ist.

Zum Glücke der Menschheit ist es der medizinischen Wissenschaft gelungen, in den letzten Jahrzehnten zwei ganz hervorragende Entdeckungen zu machen, deren eine dahin geht, durch eine Untersuchung des Blutes (Wasser-

mannsche Blutprobe) den Nachweis einer vorhandenen Syphilisansteckung zu liefern, deren andere die neue Heilmethode durch das Salvarsan-Ehrlich 606 darstellt. Liegt der Verdacht einer Infektion vor und wurde rechtzeitig durch die Wassermannsche Blutprobe das Vorhandensein von Spirochäten im Blute erwiesen, so kann eine prompt eingreifende fachmännische Salvarsanbehandlung in kürzester Zeit das Auftreten der Geschwürsbildungen verhüten und die im Blute kreisenden Krankheitserreger zum Verschwinden bringen. Allerdings nur vorübergehend, da erst mehrmalige Kuren, die nicht selten bis auf viele Jahre ausgedehnt werden müssen, imstande sind, sie für immer zu bannen.

Die ganze Tragik, wenn ich so sagen darf, der Syphilis liegt jedoch nicht bloß in den eben geschilderten schweren Krankheitsbildern, sondern weit mehr noch darin, daß sie als Erbsyphilis von Eltern auf Kinder übertragen werden kann, und zwar in der Weise, daß ein Mann, selbst dann, wenn er keinerlei äußere Symptome zeigt, jenes Syphilisgift, das in seinen Blutgefäßen kreist, auf die Frucht im Mutterleibe übertragen kann, ohne daß die Mutter selbst irgendeine Erscheinung der Ansteckung zeigt. Die Samenflüssigkeit des Mannes birgt, ebenso wie die anderen Säfte seines Körpers, das Gift in sich und zeugt ein vom Hause aus krankes Kind, das schon mit den Anzeichen einer schweren ererbten Syphilis zur Welt kommt. Grausame Erscheinungsformen treten hier auf, die allerdings deshalb verhältnismäßig selten zur Beobachtung kommen, weil in der Regel derartig krankhaft befruchtete Eier nicht zur vollen Entwicklung gelangen, sondern schon in den ersten zwei bis drei Monaten zu einer Fehlgeburt (Abortus) oder aber zu der Frühgeburt eines nicht lebensfähigen Kindes im siebenten Monat der Schwangerschaft führen.

Die Tatsache, daß die erste Geschwürsbildung nach wenigen Wochen verheilt, ferner der Umstand, daß nicht alle Menschen, namentlich nicht alle Männer Kenntnis von der Tragweite der sekundären Erscheinungen haben, bringt es mit sich, daß sich selbst kulturell höher stehende Männer nach Ausheilung des harmlosen „Schankers" vollständig gesund wähnen und keine Ahnung davon haben, welch großes Unglück sie dann zu gründen vermögen, wenn sie ein völlig gesundes Mädchen heiraten; doch nicht bloß in diesen Formen, welche immerhin einem gewissen Leichtsinn entspringen, sondern auch in jenen dem Leben abgelauschten Fällen, wo eine einmalige oder mehrmalige Behandlungskur in dem Manne die Vermutung wachwerden ließ, daß er nunmehr völlig gesund sei, während noch immer Spirochäten in seinen Säften kreisen!

Darf es uns unter solchen Umständen wundernehmen, wenn wir die Forderung aufstellen, daß an allen Ehekandidaten eine genaue Blutuntersuchung auf das Vorhandensein von Syphiliserregern gemacht werden müsse, ehe ihnen der Ehekonsens erteilt wird? Dem Manne sowohl wie dem Mädchen müßte eine solche Untersuchung vorgeschrieben werden und deshalb erwünscht erscheinen, weil sich beide Teile dadurch vor bitterster Not, vor schwerster Krankheit und jahrelangem Siechtum bewahren könnten. Aber auch deshalb, weil die Menschheit, wie ich ja zeigte, auch ohne geschlechtliche Betätigung einer zufälligen Infektion zum Opfer fallen kann, was glücklicherweise höchst selten vorkommt, weil wir fernerhin Formen von Erbsyphilis kennen, die von den Eltern ererbt jahrzehntelang getragen werden können. Der einwandfreie Nachweis des Fehlens von Spirochäten im Blute ist nur dann von absoluter Bedeutung, wenn auf beiden Seiten kein Verdacht oder keine Kenntnis einer überstandenen Infektion vorliegt. Hatte aber ein Mann das Unglück, in früheren Jahren eine Infektion mit Syphilis akquiriert zu haben, so erfordert die Vorsicht nicht eine einmalige, sondern eine mehrmalige Untersuchung seines Blutes, weil die unmittelbare Folgezeit nach der letzten Kur fast immer wohl ein negatives Ergebnis liefert, das aber nach wenigen Monaten schon neuerlich positiv werden kann.

Wenn ich die beiden hauptsächlichsten Geschlechtskrankheiten hier so drastisch schilderte, so geschah dies in erster Linie im Interesse der auf diesem Gebiete gewiß noch sehr unerfahrenen Frauen. Es geschah aber auch deshalb, um endlich darzutun, daß diese Geschlechtskrankheiten uns durchaus nicht berechtigen, die armen Opfer derselben als Auswürflinge und Verbrecher hinzustellen, daß wir sie weit eher als arme, unglückliche Menschen einschätzen müssen, die gewiß alle ausnahmslos sehr gerne auf den kurzen Genuß des Wollustschauers verzichtet hätten, würden sie geahnt haben, welch schwere Folgen ihnen daraus erstehen werden. Unglücklich aber nur solange, als sie nicht die Möglichkeit oder Fähigkeit besitzen, rechtzeitig in ärztliche Behandlung zu kommen; dann aber im wahrsten Sinne des Wortes Verbrecher, wenn sie in Kenntnis ihrer Krankheit und in Kenntnis ihrer Infektion, diese auf unschuldige, blühende, gesunde Menschen weiter übertragen. Sie begehen dasselbe Verbrechen, als würden sie einen ihrer Mitmenschen vorsätzlich ermorden!!

Liegt auch der Zweck und das Wesen jeglicher Eheschließung in den ideellen Gründen der Zuneigung und in der Hoffnung auf gemeinsam zu gründendes Glück, so dürfen wir bei Betrachtung der vor einer Eheschließung in Be-

tracht kommenden hygienischen Maßnahmen denn doch nicht des Umstandes vergessen, daß der Geschlechtsverkehr in jeder Ehe eine Hauptrolle spielt. Es wäre daher angezeigt, den diesem Zwecke dienenden Organen, den Geschlechtsorganen also, abgesehen von den spezifischen Erkrankungen insofern Aufmerksamkeit zu schenken, als Mißbildungen und Defekte derselben sowohl beim Manne als auch beim Weibe schwerstes Unglück hervorzurufen vermögen und daher als Ehehindernisse zu werten sind. Denke ich bei Berücksichtigung dieser Frage beim Weibe vornehmlich an jene Krankheitsbilder, die sich unbedingt schon früher irgendwie erkennbar gemacht haben müssen, so sei hier noch einer Erscheinungsform Erwähnung getan, die in einer überaus großen Empfindlichkeit und Empfindsamkeit der Scheide und des Scheideneinganges ihre Begründung findet und einen Geschlechtsverkehr durch die, schon bei leisester Berührung auftretenden Schmerzen, solange völlig unmöglich macht, bis ärztliche Kunst Abhilfe geschaffen hat.

Auf männlicher Seite sei aber jenes abnormalen Zustandes gedacht, den wir Impotenz nennen und der infolge krankhafter Minderwertigkeit der männlichen Geschlechtsorgane oder aber infolge seelischer Störungen einen Geschlechtsverkehr ausschließt.

Daß auch diesen beiden Fragen vor der Verehelichung zweier junger Menschen einige Aufmerksamkeit geschenkt werden müsse, ist nach dem früher Gesagten wohl einwandfrei verständlich.

Nicht Willkür und Sensationslust ist es, wenn ich in den nunmehr folgenden Erörterungen jenem Ereignisse des weiblichen Lebens, welches wie kein zweites von einschneidendster Wirkung auf Körper und Seele bleibt, meine Aufmerksamkeit schenken will. Es ist dies das Ereignis der Entjungferung oder all jener Vorgänge, die sich in der Hochzeitsnacht ereignen und gewiß – auch vom Standpunkte der Hygiene betrachtet – unser Denken in Anspruch nehmen dürfen. Abgesehen von der Wichtigkeit der gerade hier zu treffenden Maßnahmen und Überlegungen leitet mich die fast wunderzunehmende Tatsache, daß keines der bisher erschienenen Werke über die Hygiene der Frau sich gerade mit diesem Thema gründlicher befaßte; daneben aber auch die praktische Erfahrung, daß hier von beiden Teilen die größten, nicht wieder gut zu machenden Fehler gemacht werden, welche Seele und Körper namenlos zu schädigen vermögen.

Wenn wir von Fehlern des Mannes sprechen, so bestehen diese in der Regel darin, daß der Mann selbst bei höchst entwickelter Liebe und Achtung in dem weiblichen Wesen im Zustande seiner sexuellen Erregung doch fast immer

ausschließlich das Werkzeug seiner Sexualität und Sinnenlust sieht, und zur Erlangung und Vollführung seiner sexuellen Wünsche selbst nicht davor zurückschreckt, robust und herzlos den Akt der Entjungferung zu vollführen und alle Seelenvorgänge des Weibes außeracht zu lassen.

Doch nicht vom Manne sei hier die Rede, sondern von dem jungen weiblichen Wesen, welches trotz der größten und sachkundigsten Aufklärung dem Ereignis der Entjungferung und den Geschehnissen der Brautnacht immer unerfahren entgegentritt. Unerfahren und furchtsam zugleich! All die von Freundinnen oder Müttern gewordenen Aufklärungen sind ja doch nur halb und unverständlich geblieben; sie lieben es, über das Ereignis der Entjungferung einen mystischen Schleier zu legen, der entweder dem rosigen Lichte der Übertreibung oder aber den dunklen Schatten schwerer Schreckgespenster entliehen wird. Selbst die beste Freundin, die etwa ein halbes Jahr früher diesem Ereignis entgegengetreten war, wird niemals vollste Wahrheit über alle Einzelheiten der Hochzeitsnacht geben, wohl aber Winke und übertriebene Mitteilungen über die Größe jener rein physischen Schmerzen, welche mit diesem Akte nun einmal innig verbunden sind. Gerade aber in dieser Beziehung volle Aufklärung zu geben, halte ich deshalb für so notwendig, weil die Angst vor den angeblich „rasenden" Schmerzen es ist, welche das junge weibliche Geschöpf alles Glück und alle Freuden dieses Geschehnisses nicht sehnsuchtsvoll erwarten läßt, sondern im Gegenteil einen Zustand hervorzubringen pflegt, der sehr häufig im wahrsten Sinne des Wortes als krankhaft bezeichnet zu werden verdient. Und doch haben die mannigfaltigsten Erfahrungen gelehrt, daß die Stärke der Schmerzkomponente bei Erweiterung oder Durchstoßung des Jungfernhäutchens deshalb so verschieden groß oder so verschwindend klein sein kann, weil die anatomische Beschaffenheit jener Schleimhautfalte, welche eben als Jungfernhäutchen bezeichnet wird, das eine Mal dem eindringenden männlichen Glied einen stärkeren Widerstand entgegensetzt, das andere Mal aber wieder sich derart leicht dehnen läßt, daß von einem Schmerz überhaupt nicht die Rede sein kann. Ähnlich verhält es sich auch mit der immer als übertrieben stark geschilderten Blutung, welche anläßlich des ersten Geschlechtsverkehrs aufzutreten pflegt. Gehört es wohl sicherlich zu den Ausnahmen, daß überhaupt keine Blutung auftritt, so pflegt sich in der Regel die Blutung nur auf einige Tropfen zu beschränken und deshalb nach kürzester Zeit aufzuhören, weil es sich ja doch nur um oberflächliche Schleimhautrisse handelt, wobei niemals oder nur ganz selten ein oder das andere größere Blutgefäßchen in Mit-

leidenschaft gezogen wird. Zusammenfassend wollen wir also feststellen, daß weder der Schmerz noch auch die allenfalls eintretende Blutung als „katastrophal" zu bezeichnen sind und daß daher kein wie immer gearteter Grund vorliegt, diese beiden Ereignisse zu fürchten.

Wie wichtig die Kenntnis dieser Dinge ist, geht daraus hervor, daß ein krankhafter Zustand als Folge seelischer Einflüsse, also infolge einer unberechtigten Furcht vor Schmerzen, die Nervenendigungen der ganzen Scheide gegen jedwede Annäherung des Mannes sich auflehnen läßt und den von mir schon angedeuteten Zustand hervorruft, der wissenschaftlich unter dem Namen des Vaginismus bekannt ist; nicht minder oft aber entwickelt sich aus der übertrieben großen Angst vor Schmerzen auch jene schwere seelische Störung des Weibes, die ein Wollustgefühl oder auch bloß die Andeutung von Lustgefühlen während des Geschlechtsaktes überhaupt nicht aufkommen läßt und uns jene große Schar unglücklicher Frauen vor Augen führt, welche als „geschlechtskalt" durch das Leben wandeln.

Gewiß müssen wir gerade hier feststellen, daß es nur auf seiten des Mannes gelegen sei, all die eben genannten Möglichkeiten herabzumindern oder aber völlig auszuschalten, sofern er es überhaupt versteht, die Größe der seelischen Eindrücke zu ermessen, welche im Weibe vor sich gehen. Ebenso taktvoll und nachsichtig, wie er den Äußerungen des Schamgefühles im allgemeinen entgegenzutreten pflegt, ebenso geduldig und zart sollte er bemüht sein, den Akt der Entjungferung jedweder Unannehmlichkeit für das Weib zu berauben. Die auf seiten des männlichen Geschlechtes obwaltende Ansicht, die „Arbeit" des Entjungferungsaktes möglichst rasch und brüsk zu vollbringen, darf unter keinerlei Umständen als richtig anerkannt werden. Sie ebensowenig, wie die Vermutung, daß das Weib deshalb gerne und wissentlich den Grad der Schmerzhaftigkeit übertreibt, um dem Manne die Größe seines „Opfers" recht deutlich zu machen. Vom wissenschaftlichen Standpunkte aus betrachtet, dürfte es eigentlich keinen einzigen Fall geben, in welchem die Schmerzkomponente so groß wäre, daß sie nicht von den Lustgefühlen überwogen werden könnte.

Noch einer zweiten, ganz falschen Anschauung des männlichen Geschlechtes sei hier Erwähnung getan, jener Ansicht, daß die bei dem ersten Verkehr entstehenden brennenden Schmerzen in der Scheide am besten dadurch „geheilt" und überwunden werden könnten, wenn in der Hochzeitsnacht oder gelegentlich des ersten Beischlafes der Geschlechtsakt möglichst häufig vollzogen wird. Man bedenke doch bloß, daß es sich hier um, wenn auch kleine

und kleinste Schleimhautwunden handelt, die rasch heilen, wenn man ihnen Ruhe und Zeit gönnt – zumindestens einen Zeitraum von vierundzwanzig Stunden –, daß aber durch jeden neuerlichen Geschlechtsverkehr die eben verschorfenden Wunden wieder aufgerissen werden, und daß daher das immer neu auftretende Schmerzgefühl jegliches Lustgefühl ertöten muß. Die bei Antritt einer Hochzeitsreise gleichsam in das Inventar des Mannes gehörende „Schachtel Vaselin" wird in den seltensten Fällen in Gebrauch genommen, wiewohl sicherlich eine Benutzung fettender Salben in der ersten Zeit des Geschlechtsverkehres absolut angezeigt erscheint und der Frau viele unnötige Schmerzen ersparen kann. Doch nicht bloß bei dem Akte als solchem; es erscheint vielmehr dringend empfohlen, daß die Frau durch Einfetten der Scheidenschleimhäute den Heilungsprozeß der kleinen Wunden zu beschleunigen trachtet. Gleichzeitig sei hier neuerlich betont, daß größte Reinlichkeit auch jetzt von unsagbarer Bedeutung ist; vielleicht jetzt noch mehr, denn je zuvor, da nunmehr die Absonderungen aus der Scheide reichlicher zu werden beginnen und gleichzeitig die Möglichkeit einer etwaigen unschuldigen, aber doch schmerzhaften Infektion durch Verunreinigung der größeren oder kleineren Wunden in der Scheide eine leichtere geworden ist.

Es sei mir gestattet, an dieser Stelle auch einige Betrachtungen über die Sitte der Hochzeitsreise anzustellen, welche ich eigentlich als Unsitte zu bezeichnen geneigt bin. Die Hochzeitsfeierlichkeiten, welche um so größer und prunkvoller gestaltet werden, je größer die Mitgift des Mädchens war, fordern in der Regel ein Übermaß an seelischen und körperlichen Unzweckmäßigkeiten. Der ganze Tag ist so überreich an rein körperlicher Anstrengung, daß man dem jungen Paare fast immer die Übermüdung an den Augen ablesen kann; besonders dann, wenn der Abend vorher als sogenannter „Polterabend" Braut und Bräutigam bis in die späte Nachtstunde im Kreise der „lieben" Gäste zu bleiben nötigte. Das dem Trauungsakte als solchem folgende Hochzeitsmahl mit seinem Übermaß an Speisen und alkoholischen Getränken hält das junge ungeduldige Paar zurück, bis sich endlich die „gesuchte" Möglichkeit bietet, um unvermerkt–bemerkt zu verschwinden. Eine letzte Umarmung der „armen" Tochter durch die weinende Mutter, ein letzter fester Händedruck des Vaters an den jungen Schwiegersohn, mit der verständnisinnigen ins Ohr geraunten Aufforderung, auf das „arme Kind" obacht zu geben, und endlich fühlen sich die beiden frei! Der gute Ton, die alte Sitte erfordert es, daß diese beiden jungen Leute, anstatt in ihrem neuen Heim die ersten Stunden der Ehe und der Liebe ohne jeglichen Zwang zu

verbringen, diesem Heim entfliehen müssen. Eine mehr oder minder lange Fahrt in einem mehr oder minder stark besetzten Eisenbahncoupé führt sie hinaus in fremde Gegenden, bis sie endlich in jenem typisch gastlichen Hotelzimmer landen, das ebenso typisch ungastlich bleibt. Der gewiegte Lebemann – der ja als Ehemann so gerne bevorzugt wird – sorgt nun dafür, sein junges Weibchen „in Stimmung zu bringen", wozu eine Flasche Wein verhelfen soll. Weiß er doch, daß ein Glas Wein so leicht die letzten Hemmungen zu lösen und die Frau seinen Werbungen leichter zugänglich zu machen vermag!

Die ersten, so sehnsuchtsvoll von beiden Partnern erwarteten Liebesküsse, das erste lang erträumte, hemmungslose Liebesgeflüster, sie beide können aber auch jetzt noch nicht in ihrer ganzen Größe gegeben und empfangen werden, weil man denn doch ein wenig Rücksicht auf – den Zimmernachbar nehmen muß, der ja die intimsten Vorgänge belauschen könnte! Und dann folgt in der Regel, trotz der größten Übermüdung, trotz des sehnlichsten Wunsches nach Ruhe und Schlaf, die erste gemeinsame schlaflose Nacht, die Hochzeitsnacht! Nicht frei und ungebunden, wie es die Natur erfordert, werden alle Freuden dieser Nacht genossen; schon deshalb nicht, weil in der Regel die Frau sorgsam Vorbereitungen trifft, um jene vielsagenden Blutspuren in der Bettwäsche zu vermeiden, welche dem ganzen Hotelpersonal verraten müßten, daß das junge Paar Hochzeit gefeiert habe; schon deshalb nicht, weil immer wieder neue Störungen von seiten der Umgebung auftreten oder zumindest befürchtet werden. Und am nächsten Tag all die vielen vielsagenden, ironisch lächelnden Blicke nicht nur des Personals, sondern aller übrigen Hotelgäste! – – –

Wieder geht es nach kurzer Zeit weiter, von Stadt zu Stadt, aus einem Hotelzimmer in das andere, wobei natürlich die übermäßige Betätigung des Geschlechtslebens in den ersten Flittertagen sich wie Blei in die Glieder legt, wobei die durch ein wildes Geschlechtsgenießen ermüdeten und übermüdeten jungen Leute nicht zur Ruhe kommen. Nach einer Abwesenheit von mehreren Tagen bis Wochen erst kehrt das junge Paar in das eigene schöne Heim zurück. Nun erst muß die junge Frau nicht mehr verlegen und züchtig die Augen senken, denn nun weiß ja schon die ganze Verwandtschaft und Umgebung, was auf der Hochzeitsreise geschehen sei!

Kann es uns nach dieser kurzen Schilderung, die alles eher, denn gesucht übertrieben ist, wundern, wenn ich diese Sitte als Unsitte bezeichne? Muß sie nicht als Unsitte aufgefaßt werden, weil sie dem Weibe die Möglichkeit

benimmt, gerade in den ersten Wochen der ihr unbekannt gewesenen geschlechtlichen Betätigung dem eigenen Körper durch Ruhe und hygienische Maßnahmen die größte Aufmerksamkeit schon deshalb zu schenken, weil dieser Körper nur dann der Mission des Weibes vollauf gehorsam bleiben kann, wenn er auch vollauf gesund bleibt?! Aber auch schon deshalb, weil die Flitterwochen, sofern sie fern vom eigenen Heim verlebt werden, alles eher denn geeignet erscheinen, jene große Seelenharmonie zwischen Mann und Weib zu schaffen, die auch wieder mit Rücksicht auf die geschlechtliche Verbindung nicht nur auf dem Fundament der Sexualität aufgebaut sein muß, sondern mehr noch auf jenem Fundament, welches durch die Leiden und Freuden des Alltagslebens geschaffen wird.

In der Ehe.

Geschlechtskälte und Sinnlichkeit – Die Verhütung der Schwangerschaft – Chemisch und mechanisch wirkende Mittel – Die Methode der operativen Unfruchtbarmachung – Hygiene des Geschlechtsverkehrs – Die unfruchtbare Ehe.

Waren alle bisher von mir hier niedergelegten Gedanken deshalb von Wichtigkeit, weil die Befolgung der sich aus ihnen ergebenden hygienischen Maßnahmen das weibliche Wesen gleichsam zu seinem Hauptberufe vorbereiten und so gestalten, wie es der gesunde Menschenverstand erfordert, so beansprucht die Hygiene der Ehe deshalb eine noch weitaus größere Aufmerksamkeit, weil das Weib durch das nunmehrig ununterbrochene Zusammenleben mit dem Manne in eine ganz neue, grundverschiedene Lebensweise gedrängt wird. – Ich will nicht so rückständig erscheinen, um diese selbst an die Bedingung einer vor Gott und den Menschen gültigen Eheschließung zu knüpfen, sondern erachte sie vielmehr für all jene Fälle gegeben, in denen ein geregelter Geschlechtsverkehr Platz greift.

Bisher wohl geahnte, aber noch nicht am eigenen Körper empfundene seelische Erregungen und Seelenkämpfe sind es, welche das Innenleben des Weibes plötzlich fast ganz in Beschlag nehmen. Ich denke hier vornehmlich an all jene Erschütterungen, welche in der naturgewollten Folge des normalen Geschlechtsverkehres, also in einer Schwängerung gelegen erscheinen. Sowohl „der Schrei nach dem Kinde", als auch dessen Gegenteil, die „Furcht vor dem Kinde" nimmt das Denken und Fühlen des Weibes, welches all die damit verbundenen Überlegungen bisher viel leichter beurteilte, deshalb so sehr in Anspruch, weil es nunmehr unter normalen Umständen sowohl dem

Wunschleben des Weibes, als auch dem des Mannes entspricht, die Prämie des geschlechtlichen Verkehrs, das Wollustgefühl, völlig uneingeschränkt genießen zu können. So kommt es wie von selbst, daß plötzlich alle mit dem geschlechtlichen Leben zusammenhängenden Fragen in den Mittelpunkt des Interesses treten; so kommt es auch, daß die bisher obwaltende sexuelle Seelenruhe und Ausgeglichenheit nunmehr immer rascher schwindet und einem fast nur auf das Sexuelle eingestellten Gedankenkreis Platz macht. Muß auch diese Gedankenfülle nach wie vor gegenüber der Umgebung sorgsam verleugnet werden, um das Weib vor einem Mißkredit in bezug auf Anstand und Sitte zu schützen, so wird sie dem Geschlechtspartner gegenüber um so freier; nicht aber ohne auch jetzt noch die tiefsitzenden Grundregeln des Schamgefühles und der sexuellen Beherrschung zu vergessen.

Ganz willkürlich erscheint mir die Einteilung der Frauen in zwei Klassen, deren eine jene weiblichen Wesen umfaßt, welche kühle = frigide Naturen sind, deren andere aber von geilen oder genußsüchtigen Frauennaturen = libidinösen Frauen dargestellt werden soll. Willkürlich bezeichne ich diese Einteilung deshalb, weil der Grad der geschlechtlichen Erregbarkeit, ebenso wie der Grad der Freude an geschlechtlicher Betätigung nicht angeboren ist, sondern unter der Leitung des Geschlechtspartners anerzogen wird.

Die moderne Wissenschaft der Psychoanalyse lieferte den einwandfreien Nachweis, daß die Geschlechtskälte der Frau = Frigidität in der weitaus größeren Mehrzahl nicht von einer anatomischen Mißbildung der Geschlechtsorgane, wie etwa von einer minder entwickelten Ausbildung der Wollustorgane oder Mißbildung der Scheide abhänge, sondern daß diese Erscheinung auf psychische, also seelische Momente zurückzuführen sei. An erster Stelle der diese Störung hervorrufenden Seeleneindrücke steht ein unzweckmäßiges, rücksichtsloses, robustes Benehmen des Ehegatten während der Entjungferung, welches von jedem, wenn auch noch so verliebten Weibe als Roheitsakt empfunden, sich fest in dessen Seele eingräbt, und späterhin in Verbindung mit der Erinnerung an die erlittenen Schmerzen während der Entjungferung gebracht, eine Sperre gegen jegliches Wollustgefühl erzeugt. An zweiter Stelle all jene nach Tausenden zu zählenden Fälle, in welchen zur Zeit des ersten Liebesrausches die Begriffe Liebe und Libido = sinnliche Begierde – verwechselt wurden, also jene Fälle, in denen sich erst nach der Verehelichung herausstellt, daß auf der einen oder anderen Seite die großen Ideale einer alles gebenden und alles nehmenden Liebe erkaltet sind oder aber niemals vorhanden waren.

Im Anschluß an diese Betrachtungen liefert die Psychoanalyse der Beispiele genug, in denen Frauen bei dem ersten Geschlechtspartner absolut frigid waren, bei einem anderen Manne aber dann schrankenlos und voll empfinden können, wenn er es versteht, das Weib richtig, taktvoll und liebevoll zu behandeln.

Jene Frauen, welche unverhohlen ihre Freude am Genusse des Geschlechtsverkehres eingestehen, welche sich schrankenlos ihren sexuellen Gefühlen dem Manne gegenüber hingeben, als sinnlich oder gar geil zu bezeichnen, halte ich für absolut ungerechtfertigt. Schon deshalb, weil wir nicht das Recht besitzen, eine Differenzierung zwischen den beiden Geschlechtern zu machen, weil es vielmehr unsere Pflicht ist, beiden Partnern dieselben Rechte zuzugestehen. So wie es dem Manne gestattet ist, aus vollem Born zu schöpfen, ebenso darf dem Weibe keinerlei Beschränkung auferlegt werden.

Diese letzten Betrachtungen beziehen sich selbstverständlich aber nur auf all jene Fälle, die in dem Ausmaße des Normalen bleiben; abnormal sinnlich, also auf Basis einer psychischen Erkrankung fußend, wird die Libido einer Frau erst dann, wenn sie an einem Manne nicht Genüge findet und ihr sinnliches Verlangen schrankenlos und wahllos zu stillen trachtet. Auch die Entwicklung einer überstark entwickelten Geschlechtsbegierde ist in gewissem Sinne von dem Geschlechtspartner abhängig, da er ja in der Regel nach jahrelanger Vorbildung als weitaus erfahrener zum Lehrmeister der Liebe für das Weib wird und sehr häufig trachtet, die Begierde des Weibes deshalb auf ein Höchstmaß zu steigern, weil er selbst durch sie stets von neuem angeregt wird. Nicht die Wollusthöhe, sondern die gegenseitig abhängige Höhe der Wollustwelle ist es also, deren Regelung ausschließlich in den Händen des Mannes liegt. Willig gibt sich zwar das bisher unerfahrene Weib der Unzahl aller ihr ganz neuen Eindrücke hin, nicht aber ohne sich stets die Frage und Gefahr einer möglichen Schwängerung vor Augen zu halten. Die erst jetzt in dem Weibe wachwerdende Erkenntnis von der Wichtigkeit der Geschlechtsorgane als den Trägern und Vermittlern jeglichen Wollustgefühles lenkt nunmehr wie von selbst die Aufmerksamkeit in auffallender Weise auf diese hin. Mag auch in früheren Jahren der größte Teil der von mir eingangs erwähnten hygienischen Maßnahmen völlig unbeachtet geblieben sein, so beginnt das Weib jetzt schon deshalb eine spezielle Hygiene der Scheide zu treiben, weil es sich und seine Geschlechtsorgane vornehmlich für den Ehegatten gesund erhalten will. Es ist ganz unglaublich, wie falsch und mit welcher Energie diese Hygiene betrieben wird, wie abhängig sie von den

Ratschlägen einer fürsorglichen Mutter oder aber einer guten Freundin ist, wenngleich beide, in der Regel falsch informiert, nur Unzweckmäßiges raten.

Ich will hier noch nicht auf die näheren Einzelheiten dieser speziellen Hygiene eingehen, da mir vorerst noch die Pflicht obliegt, weitere seelische Konflikte zu erörtern, die sich namentlich dadurch ergeben, daß sich das volle Empfindungsleben und mit ihm das Wollustgefühl als solches erst nach und nach zu entwickeln pflegt. Eine in der ersten Zeit jeglicher Ehegemeinschaft als typisch zu bezeichnende, übermäßig stark entwickelte Begierde nach geschlechtlicher Vereinigung und eine ebenso unzweckmäßig übertriebene Betätigung derselben, pflegt beim Manne gerade dann abzuklingen, wenn bei dem Weibe das Wollustgefühl eben erst richtig wach zu werden beginnt. Die Frage, wie oft oder wie selten ein Geschlechtsverkehr in geordneten Eheverhältnissen stattfinden soll, ergibt sich von selbst, hinterläßt jedoch namentlich dann unlogische Rückschlüsse im Weibe, wenn es den fast immer übertriebenen Berichten seiner Altersgenossinnen und Freundinnen Glauben schenkt. Das Weib wähnt ein Nachlassen der Liebe des Mannes da, wo nichts anderes als nur körperliches Ermüden oder Unvermögen eine so reichliche Betätigung des Geschlechtsverkehres, wie sie in den Flitterwochen stattgefunden haben mag, verbietet. Unsinnige Gedanken greifen Platz, trübe Bedenken, welche erst dann aus der Welt geschafft werden, wenn das Weib vernünftig genug ist, um aus tausend Kleinigkeiten die noch immer bestehende, ja sich vielleicht stetig steigernde Liebe des Mannes zu entnehmen. Noch mehr als aus diesen aber dann, wenn in beiden Ehegatten der Wunsch nach einem Kinde wach wird, wenn sich der Mann danach sehnt, von seinem geliebten Weib ein Kind geschenkt zu bekommen.

Von welch großer Bedeutung diese uns allen natürlich erscheinende, zweckmäßige Erfüllung des ehelichen Lebens für die Frau wird, läßt sich erst dann ganz ermessen, wenn man einen Überblick über all die Kämpfe, Entbehrungen und Überlegungen, wohl aber auch über die vielen Maßregeln gewinnt, welche zur Verhütung einer Empfängnis angewendet werden.

Nicht immer sind es wirklich triftige Gründe und ernste Überlegungen, welche junge Eheleute mit aller Macht gegen die natürlichen Folgen des Geschlechtsverkehres ankämpfen lassen; mehr noch als ein Ehepaar aber all jene Menschenkinder, welche unehelich in eine Geschlechtsgemeinschaft getreten sind, die aus Furcht vor Schande und vor sonstigen Unannehmlichkeiten alle nur erdenklichen Maßnahmen treffen, um einer Schwangerschaft vorzubeugen. – In der weitaus größeren Mehrzahl liegt die Ursache

solchen Handelns in ausgesprochen egoistischen Gründen des Mannes, der Frau oder beider Teile. Des Mannes dann, wenn ihm aus einer Schwängerung schwere Sorgen erwachsen, des Weibes aber dann, wenn neben der Furcht vor den Unannehmlichkeiten einer Schwangerschaft und der Furcht vor den Schmerzen bei der Geburt, nichtige verwerfliche Gründe, wie etwa Vergnügungssucht, Eitelkeit oder gar Sorge um die „schöne Figur" vorherrschen.

Gegenüber den Gepflogenheiten und Ansichten der Menschheit vor etwa fünf oder sechs Jahrzehnten, da ein möglichst reicher Kindersegen zu einer Selbstverständlichkeit des glücklichen Ehelebens gehörte, hat es die Erschwerung der Lebensbedingungen auf der einen Seite, wohl aber auch das durch die Änderung der Sitten in andere Bahnen gelenkte Wunschleben der Menschheit mit sich gebracht, daß die Frage der Verhütung einer Empfängnis heute mehr denn je in den Vordergrund jeglicher Ehegemeinschaft tritt. Nicht so sehr am Anfang der Ehe, wo etwa ein Kind sogar gewünscht wird, als namentlich dann, wenn es gilt, rasch aufeinanderfolgenden, reichlichen Kindersegen hintanzuhalten. Doch bei dieser Überlegung der Ehegatten spielt die Erkenntnis der medizinischen Wissenschaft, der eine zu rasche Folge von Schwangerschaften im Interesse der Frau wie im Interesse der Erziehung der schon vorhandenen Kinder unerwünscht ist, die geringste oder gar keine Rolle; hier ist vielmehr neben allen Bedenken immer der von mir früher angedeutete Egoismus beider Teile, welcher der Natur Einhalt zu bieten befiehlt, ausschlaggebend.

Über all die vielen Mittel und Mittelchen, ebenso über die vielen Maßnahmen, die empfohlen und angewendet werden, um eine Empfängnis zu verhüten, ließen sich dicke Bände schreiben. Sie sind bei den verschiedenen Völkern, je nach dem Grade ihrer kulturellen Entwicklung, grundverschieden; immerhin aber haben sie die eine Erscheinung gemeinsam, daß sie alle nach zwei Richtungen hin wirken sollen. Die eine Tendenz strebt danach, durch chemische Mittel die beweglichen Samenfäden des Mannes, wenn sie gelegentlich der Ejakulation in die Scheide des Weibes gelangt sind, abzutöten, um so ihr Vordringen in die Gebärmutter bis zu dem Eichen und damit gleichzeitig eine Befruchtung desselben zu verhüten. Die andere Tendenz verfolgt den Plan, durch rein mechanische Maßnahmen dem Vormarsch der Samenfäden ein unüberwindliches Hindernis in den Weg zu setzen, sei es nun, daß dieses Hindernis in die Scheide der Frau selbst verlegt wird oder aber daß ein das männliche Glied umhüllendes Gebilde einen Erguß der Samenflüssigkeit in die Scheide selbst unmöglich macht. Die Wichtig-

keit dieses elementaren Themas gebietet uns, all diese Fragen etwas genauer zu betrachten, um die Vorteile oder Nachteile der verschiedensten dieser Maßnahmen in hygienischer Beziehung klarmachen zu können.

Unzählbar sind die stets neu erstehenden, angeblich immer „absolut sicheren" Vorbeugungsmittel, welche von Apotheken oder chemischen Fabriken auf den Markt gebracht werden. Sie alle enthalten an ein sich durch die Körperwärme leicht auflösendes Präparat – in der Regel die leicht schmelzende Kakaobutter oder aber eine Gelatinemasse – gebunden, eine Mischung von Arzneikörpern, welche imstande sind, Samenfäden in kürzester Zeit zu töten und ihrer Bewegungsfähigkeit zu berauben. Hier kommen neben verschiedenen Säuren Präparate wie Chinin, Sublimat usw. in Betracht, deren Wirksamkeit erprobt ist und sicherlich nicht in Frage gestellt werden darf. Wohl aber muß in Frage gestellt werden, ob die Gelatine- oder Kakaobutter-Zäpfchen, welche vorschriftsmäßig einige Minuten vor dem Geschlechtsverkehr möglichst tief in die Scheide einzuführen sind, sich durch die Körperwärme der Frau auch tatsächlich lösen, andererseits jedoch aber, ob die entstandene Lösung wirklich alle Teile der Scheide bis zu dem Gebärmuttermund hin in so dichter Schichte umspült, daß keine einzige Stelle von ihr unberührt bleibt. Will es der Zufall nämlich, daß diese Möglichkeit doch eintritt, will es der Zufall ferner, daß gerade an dieser Stelle Samenflüssigkeit des Mannes deponiert wird, dann ist der Versuch, die Samenfäden auf chemischen Wege zu töten, fruchtlos geblieben. Tatsächlich begegnen wir immer wieder Fällen, in denen Frauen trotz der Anwendung derartiger erprobter Vorbeugungsmittel plötzlich geschwängert werden, selbst dann, wenn sie diese bereits jahrelang mit bestem Erfolg gebraucht hatten. Ein weiterer Nachteil dieser Präparate liegt darin, daß wir über die Wirksamkeitsdauer der verwendeten Arzneimittel niemals genaue Kenntnis erlangen können, ebenso auch nicht über ihre Wirksamkeitsstärke, da diese von der größeren oder geringeren Widerstandsfähigkeit der Samenfäden abhängt.

Aus dem eben Gesagten ersehen wir leicht, daß all diese, gewöhnlich zu teuersten Preisen angepriesenen und verkauften Präparate relativ unzuverlässig sein müssen. Doch nicht nur das allein! Es ist nicht von der Hand zu weisen, daß all die in ihnen enthaltenen Medikamente und chemischen Substanzen nach kürzerem oder längerem Gebrauche eine Schädigung der zarten Scheidenschleimhaut bewirken und Veranlassung zu katarrhalischen Erkrankungen der Scheide mit der Folgeerscheinung eines Ausflusses geben können.

Zu der zweiten Kategorie, also zu den sogenannten mechanischen Vorbeu-

gungsmitteln, gehören in erster Linie jene marktschreierisch angepriesenen „Gummiartikel", welche allgemein unter dem Namen des Präservativs bekannt sind und aus einem, in dünnster Schicht gegossenen Gummiüberzug bestehen, welchen der Mann vor dem Geschlechtsakt als schützende Hülle über das Glied stülpt, um dadurch einen Erguß der Samenflüssigkeit in die Scheide zu verhüten. Auch diese in den verschiedensten Preislagen, in der Regel aber zu sündhaft hohen Preisen erhältlichen Vorbeugungsmittel, erweisen sich aus doppelten Gründen als unzuverlässig. Erstens deshalb, weil die Möglichkeit des Zerreißens eines so dünnen, hautähnlichen Gebildes überaus leicht gegeben ist, andererseits jedoch dadurch, weil – wie Versuche lehrten – jedes Präservativ mikroskopisch feinste Poren und Öffnungen besitzt, durch welche die ebenfalls mikroskopisch kleinen Samenfäden in die Scheide zu schlüpfen vermögen; und wäre es selbst bloß ein einziges Samentierchen, so würde dieses unter gegebenen Umständen auch genügen, sofern es auf seiner Wanderung ein Eichen begegnet und befruchtet.

Unter dem vielversprechenden Namen „Frauenschutz" kommen all jene schalen- oder kappenähnlichen Gebilde in den Handel, welche in die Scheide der Frau eingeführt, vor den äußeren Muttermund gelegt werden und so ein Eindringen der Samenfäden in die Gebärmutter verhindern sollen. Sie alle müssen, wie vorwegs betont werden soll, unbedingt als die Gesundheit der Frau schädigend hingestellt werden, da jeder in der Scheide längere oder kürzere Zeit verweilende Fremdkörper die Schleimhäute reizt; insbesondere aber dann, wenn, wie dies bei den Gummikappen – auch Occlusiv-Pessare genannt – der Fall ist, das Material, aus dem sie verfertigt sind, also hier die Kautschukmasse als solche allein schon ausflußerregend wirkt. Wir wären geneigt, diese Schädigung als geringfügig hinzunehmen, wenn diese Schutzkappen wirklich nur selten eingeführt würden oder nur ganz kurze Zeit in der Scheide eingelegt blieben. Gewöhnlich aber pflegen die Frauen all diese Pessare tage- und wochenlang, von einer Periode bis zur anderen, in sich zu tragen, ohne zu überlegen, daß die normale Absonderung aus der Gebärmutter durch solche Maßnahmen in ihrem Abfluß gehindert wird, und daß das zurückgehaltene und gestaute Sekret sich leicht zersetzt und so schon als solches schädigend und entzündungserregend wirken muß. Gilt diese Betrachtung dem seiner Fläche nach verhältnismäßig großen Gummipessar, so gilt sie um so mehr jenen kleinen Metallkappen, die eben nur so groß sind, um über die Kuppe des Gebärmuttermundes gestülpt und daselbst durch Luftdruck festsitzend, einen doppelt starken Abschluß zu bilden.

Kommen wir Frauenärzte auch gewiß nicht darüber hinweg, bei allen Fällen, in denen vom ärztlichen Standpunkte eine Empfängnis unerwünscht erscheint, die eben erwähnten Metallkappen denn doch zu empfehlen, so muß unter allen Umständen als oberstes Gebot vermerkt werden, daß eine solche Kappe niemals von einer Periode bis zur anderen getragen werden darf, sondern daß sie in der Zwischenzeit ein- bis zweimal entfernt, gründlich gereinigt werden muß und erst nach einer dem Gebärmuttermunde gegönnten Erholungspause von vierundzwanzig Stunden neuerdings aufgesetzt werden dürfe. In dieser Form angewendet, sind Silberpessare gewiß ziemlich unschädlich und zuverläßlich, wenngleich auch hier nicht geleugnet werden darf, daß ein Verrücken oder Verschieben derselben nicht ausgeschlossen erscheint, wodurch das Eindringen von Samenfäden selbst durch einen noch so kleinsten Spalt ebenfalls möglich wäre. Noch leichter aber kann es dann zu einem unangenehmen Mißerfolge kommen, wenn, – wie dies leider so oft geschieht, – die Frauen aus Bequemlichkeits- oder Sparsamkeitsgründen den Weg zum Arzt scheuen und die Kappen selbst einführen. Haben sie doch niemals die Gewähr dafür, daß sie die Kappen richtig einsetzen, da dies nur einer sachverständigen Hand vorbehalten bleibt. Es erübrigt sich wohl zu betonen, daß selbst bei den geringsten Erkrankungen der Scheide oder der Scheidenschleimhaut, ebenso auch bei dem geringsten Grad einer Absonderung, eines Ausflusses, die Verwendung einer solchen Kappe unbedingt vermieden werden muß, um eine sonst sicher eintretende Verschlimmerung des Leidens zu verhüten. Und dies zu konstatieren vermag nur der Arzt.

Konnten wir aus den eben angestellten Betrachtungen neben den Vorteilen der Pessare auch deren Nachteile kennenlernen, so müssen wir von den ausgesprochen schwersten Gefahren für das Leben der Frau sprechen, wenn wir der Anwendung von in die Gebärmutter einzuführenden Stiften oder sonstigen spritzenähnlichen Instrumenten Erwähnung tun. Alle diese Instrumente sind geeignet, bei unrichtigen Manipulationen die Gebärmutter zu durchbohren, schwerste Infektionen zu setzen und die Frau einem langen Siechtum und dem Tode entgegenzuführen.

Dem Leben abgelauschte Erfahrungen wollen den Nachweis erbringen, daß die Gefahr einer Befruchtung in einem gewissen Zusammenhang mit der Zeit des Geschlechtsverkehrs in dem Sinne stehe, als die Frau unmittelbar vor und nach der Periode am schnellsten und leichtesten empfänglich sein soll. Am ungefährlichsten wäre nach dieser Ansicht ein Geschlechtsverkehr, wenn er annähernd in die Mitte zwischen einer und der anderen Periode fällt, also

vierzehn Tage von dem Eintreten der letzten Periode ab gerechnet. Wissenschaftlich ließe sich diese Vermutung dadurch erklären, daß das vor der letzten Periode erzeugte Eichen in der Zwischenzeit zugrunde gegangen sei, während die Lebensfähigkeit der in die Scheide gelangten männlichen Samenfäden bis zu dem Eintritt des nächsten Eichens in die Gebärmutter bereits erloschen sein muß. Abgesehen davon aber, daß es sich hier bloß um Vermutungen handelt, welche durch eine oftmals auch zu dieser Zeit erfolgende Empfängnis widerlegt wird, ist es meiner Ansicht nach zwei sich wirklich liebenden Ehepartnern nicht leicht möglich, ihren Gefühlen nur mit dem Kalender in der Hand Einhalt zu gebieten oder freien Lauf zu lassen, wie ja auch ein Geschlechtsverkehr ohne jegliche Vorsichtsmaßregel unter solchen Umständen bestenfalls nur einmal im Monat stattfinden könnte.

Eine weitverbreitete Unsitte treffen wir Ärzte immer wieder von neuem an. Sie besteht in dem sogenannten Coitus interruptus, in jener empfängnisverhütenden Maßnahme, die darin besteht, daß der Mann das Glied in dem Momente der Ejakulation rasch aus der Scheide der Frau zurückzieht und so ein Überfluten seiner Samenflüssigkeit in oder an die Scheide der Frau verhütet. Abgesehen von der nicht zu unterschätzenden Unzuverlässigkeit dieser Maßnahme, welche darin ihre Ursache findet, daß der Zeitpunkt des Entfernens nicht immer genau auf die Sekunde abgezirkelt werden kann, und daß ein einziger Tropfen der Samenflüssigkeit unzählige Samenfäden enthält, deren bloß einer genügt, um die Befruchtung zu bewirken, daß ferner auch bloß an der äußeren Scheide deponierte Samenfäden dank ihrer Eigenbewegung imstande sind, den Weg bis zur Gebärmutter zu finden, kann auch aus anderen Gründen nicht oft genug und nachdrücklich auf die gesundheitsstörenden Wirkungen dieser Art des Geschlechtsverkehres hingewiesen werden. Die strenge Konzentration der Aufmerksamkeit auf den Moment der Ejakulation führt beim Manne früher oder später zu Erscheinungen der vorzeitigen Impotenz oder einer schweren, nervösen Neurasthenie. Doch auch die Geschlechtsorgane der Frau können früher oder später dadurch Schaden leiden, daß die durch jede geschlechtliche Reizung vermehrte Blutzufuhr zu den Geschlechtsteilen nicht durch einen langsamen, ebenmäßigen Blutabfluß ausgeglichen wird, sondern daß die Geschlechtsorgane plötzlich blutüberfüllt bleiben und dadurch in ihrer normalen körperlichen Funktion ebenso wie in ihren geschlechtlichen Funktionen eine Störung erleiden und diesem oder jenem Krankheitsprozeß anheimfallen können. Manche Forscher wollen sogar das Entstehen verschiedener Neubildungen

ebenso auf diese Erscheinungen zurückführen wie auch die vielen nervösen Erkrankungen, denen namentlich das weibliche Geschlecht so gerne zuneigt.

Wie wir an der Hand all der hier aufgezählten Möglichkeiten gesehen haben, gibt es also kein einziges absolut sicheres und unter allen Umständen wirkendes Vorbeugungsmittel gegen eine Befruchtung. Wenn aber auf Grund ärztlicher Bedenken eine solche absolut verhindert werden muß, so bleibt dem ärztlichen Berater kein anderes Mittel übrig, als doch zu dem Silberpessar zu greifen, das uns, sofern es richtig paßt und richtig eingesetzt wird, denn doch noch am zweckmäßigsten erscheint. Sollte dieses aber infolge einer übergroßen Reizbarkeit der Scheidenschleimhaut nicht vertragen werden, sollte also das von mir schon früher erwähnte Symptom eines starken Ausflusses auch den Gebrauch dieses Vorbeugungsmittels verbieten, dann bleibt doch kein anderer Weg übrig, als entweder zu einer operativen Methode zu greifen oder aber in Erkenntnis des Umstandes, daß die Samenfäden durch starke Säurenlösungen rasch und sicher getötet werden können, den Frauen eine sofortige Ausspülung der Scheide nach jeglichem Geschlechtsverkehr mit einer Essigwasserlösung zu empfehlen. Das Verhältnis dieser Lösung ist etwa so, daß auf einen Liter Wasser zirka zwei Eßlöffel reinen Essigs verwendet werden. Diese Ausspülung muß aber, um halbwegs wirksam zu sein, unmittelbar nach dem Samenerguß des Mannes vorgenommen werden. Erwähnt sei, daß das Wasser selbstredend nicht kalt sein darf, da eine zu rasche Abkühlung der durch den Geschlechtsverkehr reichlich mit Blut durchströmten und daher höher empfindlichen Scheidenschleimhäute mannigfaltige Krankheiten hervorzurufen vermag. Immer wieder begegne ich bei Verordnung dieser Maßnahme von seiten der Frauen dem wohlberechtigten Bedenken, daß einerseits eine gewisse Spanne Zeit vergehen müsse, ehe das Wasser auf die nötige Temperatur gebracht werden könne, daß es sich andererseits mit dem Schamgefühl der Frau nicht leicht vereinbaren lasse, wenn sie warmes Wasser etwa gar vorbereiten und so dem Manne ihre eigenen sexuellen Wünsche verraten würde. In Anerkennung dieser Bedenken gebe ich den Frauen stets den Rat, allabendlich eine große Thermosflasche mit warmem Wasser anzufüllen, da so einerseits ein Zeitverlust durch das Wärmen des Wassers erspart werde, andererseits niemals die etwaigen sexuellen Wünsche der Frau verraten werden.

Mit Besprechung dieser Ratschläge sind wir wie von selbst auf das große, vielumstrittene Thema gelangt, ob eine tägliche Reinigung der äußeren

Geschlechtsorgane als solche genüge oder ob auch Scheidenausspülungen mittels des Irrigators vorgenommen werden sollen. Diese Frage beschäftigt seit vielen Jahren die hervorragendsten Männer auf dem Gebiete der Frauenheilkunde, namentlich deshalb, weil die neuere Schule annahm, daß die im normalen Scheidensekret der Frau sich bildenden Bakterien den besten Schutz gegen Erkrankungen der Scheide und der Gebärmutter bieten, daß also eine Entfernung derselben durch eine tägliche Ausspülung der Scheide eher schaden als nützen könne. Mag auch die Richtigkeit dieser Theorie außer jedem Zweifel stehen, so neigt denn doch die weitaus größere Zahl der modernen Frauenärzte der Meinung zu, daß eine Frau von dem Momente ab, da sie den regelmäßigen Geschlechtsverkehr ausübt, ihren Geschlechtsorganen größte Aufmerksamkeit zuzuwenden habe und demgemäß trachten müsse, durch eine tägliche Ausspülung all jene zäh und fest an der Scheidenschleimhaut anhaftenden Unreinlichkeiten zu entfernen, welche einerseits durch die natürlichen Ereignisse des Lebens, mehr aber noch durch den Geschlechtsverkehr in diese eingebracht werden. Wie eine Ausspülung nach jedem Verkehr aus ästhetischen und hygienischen Gründen unbedingt angezeigt erscheint, so empfehle ich auch schon mehrere Jahre hindurch mit bestem Erfolg neben der Reinigung der äußeren Geschlechtsorgane eine tägliche Ausspülung der Scheide, allerdings mit der Einschränkung, daß ich den Zusatz jeglichen Präparates, wie etwa Lysoform, Lysol, Rotkali usw., auf das strengste verbiete. So nebensächlich es vielleicht erscheinen mag, muß ich aber hier auch die Forderung erheben, daß der hierzu verwendete Irrigationsapparat, ebenso wie das Spülrohr selbst, peinlichst sauber gehalten werde. Ich empfehle aus diesem Grunde prinzipiell nur einen Irrigator aus Glas, desgleichen nicht jene allgemein gebrauchten unappetitlichen Scheidenspülansätze aus Hartgummi, sondern ein gläsernes Ansatzrohr, welches stets in einem, mit desinfizierender Lösung gefülltem Gefäß aufbewahrt werden muß, um zu verhüten, daß die ihm stets anhaftenden, aus der Umgebung stammenden Staubteilchen und Mikroorganismen künstlich in die Scheide übertragen werden. Ich sah zu wiederholten Malen schwere Abszesse und Eiterungen an der äußeren oder inneren Scheide sich dadurch entwickeln, daß künstlich Unrat in diese übertragen wurde.

Es erübrigt sich noch, die von mir angedeutete Frage einer operativen, also künstlichen Unfruchtbarmachung der Frau zu erwähnen. Das Wesen dieser Operation besteht darin, daß auf dem Wege einer Durchschneidung und Unterbindung der Eileiter eine Wanderung des Eies bis zur Gebärmutter ebenso

unmöglich gemacht wird, wie eine Befruchtung, da sowohl dem Ei wie den Samenfäden der übliche, sonst freie Weg durch die Eileiter gesperrt wird. Groß ist besonders in letzter Zeit die Zahl jener modernen Frauen, die sich gerne solch einer Operation unterziehen wollen, um der ewigen Furcht vor einer Schwangerschaft endgültig ein Ende zu bereiten. Der gewissenhafte Frauenarzt muß aber unverrückbar auf dem Standpunkt stehen, eine solche Operation nur dann zu machen, wenn ernste Bedenken und ernste Erkrankungen eine Schwängerung absolut unerwünscht erscheinen lassen; er sollte sich überdies stets über das Einverständnis beider Ehegatten zur Vornahme dieser Operation einen Revers unterschreiben lassen. Dies deshalb, weil es der Fälle genug gibt, in denen nach Jahren vielleicht die Eheleute denn doch den Wunsch nach einem Kinde empfinden könnten, der aber infolge der vollzogenen Operation jetzt nicht mehr erfüllt werden kann.

Die Überlegung, daß der Geschlechtsverkehr für das Glück und die Harmonie jeder Ehe von ungeahnt großer Bedeutung sei, drängt uns von selbst die Frage nach hygienischen Winken dieses Naturaktes auf. Wir müssen offen gestehen, daß wir nicht in der Lage sind, solche Winke zu geben; deshalb nicht, weil sowohl die Zahl wie die Art des Geschlechtsverkehres im ehelichen Leben den individuellen Wünschen der Ehepartner angepaßt, sich bei gegenseitigem Verständnis von selbst so zu regeln pflegt, wie es der Natur und der Veranlagung entspricht. Wohl aber müssen wir namentlich vor zwei Dingen warnen. Erstens vor einer Geschlechtsvereinigung in angeheitertem oder völlig berauschtem Zustand, weil erwiesenermaßen die etwa erzeugten Kinder irgendeinen Defekt aufzuweisen pflegen, dann aber vor einer Ausübung jeglicher geschlechtlichen Reizung, also auch des Geschlechtsverkehres zur Zeit der Menstruation. Erscheint diese Ermahnung wohl auch dem größten Teil der Menschheit als überflüssig, weil, abgesehen von dem ästhetischen Empfinden, die primitivste Forderung dahingeht, der Frau während der Dauer der Monatsblutung absolute Ruhe in jeder Hinsicht zu gönnen, so muß sie deshalb doch hier erwähnt werden, weil auf Grund wissenschaftlicher Erfahrungen die Frau namentlich in den letzten Tagen der Periode sexuell übererregbar und übererregt erscheint, bisweilen sogar nur in diesen Tagen so recht geschlechtslustig ist. Ein Umstand, der deshalb nicht wunderlich erscheinen darf, weil ja die Menstruationszeit der Brunstzeit im Tierreiche gleichkommt. Ebenso erwiesen ist auch die Tatsache, daß nicht selten in Fällen einer Unfruchtbarkeit der Frau ein Geschlechtsverkehr gerade in den Tagen der Periode den sonst auf keine

andere Art und Weise erreichbaren und erwünschten Erfolg einer Schwangerschaft bringen kann.

Wer jemals den „Schrei nach dem Kinde" aus dem Munde einer sich nach Kindersegen sehnenden Frau vernommen hat, wer die schweren seelischen Zerrüttungen jener Frauen, welche von einem Monat zum anderen auf das Ausbleiben der Menstruation warten, auch nur flüchtig zu beurteilen in die Lage kam, der vermag es zu ermessen und zu verstehen, warum solche Frauen von einem Arzt zum andern pilgern, von einem Badeort zum andern reisen und keine einzige Kur unversucht lassen, um endlich doch das Ziel ihrer Wünsche zu erreichen, um endlich doch die schönste Forderung der Natur erfüllen zu können – um Mutter zu werden.

In Berücksichtigung des Umstandes, daß zum Zwecke der Zeugung sowohl der Mann als auch die Frau die in ihnen sich bildenden Keimzellen liefern, muß die Ursache einer unfruchtbaren Ehe auf beiden Seiten gesucht werden. Der unvernünftige Aberglaube des Volkes und seine unverantwortliche Leichtgläubigkeit, beide sind gerne geneigt, die Schuld der Kinderlosigkeit in erster Linie immer den Frauen zuzuschieben, wiewohl die statistischen Aufstellungen den Beweis liefern, daß bloß etwa nur in einem Drittel der Fälle wirklich die Frau als solche verantwortlich gemacht werden könne, während in den übrigen zwei Dritteln die Ursache direkt oder indirekt auf seiten des Mannes zu suchen und zu finden ist.

Diese Überlegung und wissenschaftliche Erkenntnis hat es zur Forderung gemacht, daß in jeder kinderlosen Ehe nicht etwa bloß die Frau behandelt werden müsse, sondern daß auch der Mann auf den Grad seiner Zeugungsfähigkeit zu untersuchen sei. Wissen wir doch, daß selbst bei absolut vorhandener Potenz des Mannes dennoch eine Impotenz in dem Sinne bestehen könne, daß zwar die Durchführung des Geschlechtsaktes leicht möglich ist, daß jedoch die von den Hoden gelieferten Samenfäden infolge einer in der Regel auf Tripper basierenden Schädigung dieser Drüsen ihre Bewegungsmöglichkeit und mit dieser ihre Zeugungsfähigkeit verloren haben. Somit liefert erst der durch eine mikroskopische Untersuchung erbrachte Beweis, daß die Samenfäden des Mannes ihre Eigenbewegung nicht im geringsten eingebüßt haben, daß sie also in ihrer Lebensfähigkeit absolut nicht beeinträchtigt sind, den Anhaltspunkt dafür, daß die Unfruchtbarkeit nur auf seiten der Frau gelegen sei.

Welcher Art kann nun diese Unfruchtbarkeit sein, und welche Gründe

und anatomische Veränderungen an den Geschlechtsorganen des Weibes kommen in dieser Hinsicht in Betracht?

Wenn wir in Beantwortung dieser wichtigen Frage eine übersichtliche Darstellung geben wollen, so müssen wir eine Dreiteilung in dem Sinne vornehmen, daß wir die drei wichtigsten Teile des Geschlechtsapparates, die Eierstöcke, die Eileiter und die Gebärmutter in ihrer Funktion genau überprüfen.

Ist durch irgendeinen, namentlich in den Jugendjahren vor sich gegangenen Krankheitsprozeß eine wenn auch noch so geringe Veränderung der Eierstöcke zurück geblieben, so kommt es in diesen nicht zur Erzeugung oder zur völligen Reifung der Eichen, die somit entweder noch im Eierstock selbst zugrunde gehen oder aber auf dem Wege durch den Eileiter verkümmern. Solche Erscheinungen finden wir namentlich bei schwächlichen, in ihrer Gesamtentwicklung zurückgebliebenen Frauen, wohl aber auch bei jenen übermäßig stark entwickelten Frauentypen, deren starke Fettpolster uns schon mutmaßen lassen, daß auch die Eierstöcke verfettet seien. Diese beiden Erscheinungen geben sich durch Unregelmäßigkeiten der Perioden oder aber durch deren auffallende Schwäche schon in jungen Jahren kund; dies der Grund, weshalb ich in meinen früheren Ausführungen ein so großes Augenmerk auf die Regelmäßigkeit und auf die sonstigen Normalitäten der Menstruation zu lenken empfahl.

Abgesehen von den eben genannten Erscheinungen begegnet uns als häufigste Störung der Eierstöcke jene Form, welche durch eine Infektion mit Tripper zustande kommt und nach einer längeren oder kürzeren Dauer einer Eierstockentzündung in dem Eierstock selbst derbes Narbengewebe oder Abszesse hervorrief, welch beide Folgeerscheinungen die Bildung und Reifung lebensfähiger Eichen hintanhalten.

Ähnlich wie die Eierstöcke können auch die Eileiter einer Tripperinfektion in dem Sinne anheimfallen, daß sich der feine, in ihrem Inneren vorhandene Führungskanal, also der Weg für das Eichen von den Eierstöcken bis zur Gebärmutter hin, durch Abszeßbildung oder Entzündungsvorgänge verklebt und verschließt, so daß das Eichen mitten auf seiner Wanderung stecken bleibt. Ja noch mehr! Durch das sich stets neu bildende eitrige Sekret werden die Eileiter oft in mächtig geschwollene Eitersäcke umgewandelt, deren Ursache in neun Zehntel aller Fälle gleichfalls in einer Tripperinfektion zu suchen ist. Das letzte Zehntel jener Krankheitserscheinungen der Eileiter, welche eine Schwangerschaft unmöglich machen, wol-

len wir für jene Fälle übrig lassen, in denen angeboren eine überaus starke Schlängelung oder aber ein Verschluß der Öffnung der Eileiter gegen die Eierstöcke hin vorhanden ist.

Die Gebärmutter als jenes Organ, welchem bei jeder Schwangerschaft eigentlich die Hauptaufgabe zufällt, zeigt uns eine ganze Unzahl von Möglichkeiten für eine eventuelle Unfruchtbarkeit. An erster Stelle steht hier eine angeborene Unterentwicklung dieses Organes, eine Schwäche also, welche die Gebärmutter für die Einbettung des Eichens ganz unfähig macht; daneben all jene Erscheinungen, die ich an einer früheren Stelle meiner Betrachtungen als Verlagerungen und Knickungen der Gebärmutter erwähnte. Hier wie dort kann es wohl zu einer Schwängerung kommen; diese wird aber durch die eben erwähnten Umstände frühzeitig gestört und führt zu der Erscheinung eines Abortus, zu einem Abgang des befruchteten, aber nicht fest genug in die Gebärmutterwand eingebetteten Eichens. In ähnlicher Weise wirken sich die allerdings im frühen Lebensalter sehr selten auftretenden kleineren oder größeren Neubildungen aus.

In ein ganz anderes Kapitel gehören jene vielen Störungen der Gebärmutterschleimhaut, welche wieder auf eine Infektion mit Tripper zurückgeführt werden müssen und sich auch schon äußerlich durch das Auftreten eines starken Ausflusses zu erkennen geben (Gebärmutterkatarrh).

Aus allen hier in Kürze angeführten Gründen erscheint meine früher erhobene Forderung, daß selbst schon bei dem bloßen Verdacht einer Tripperinfektion ehestens ärztliche Hilfe in Anspruch zu nehmen sei, wohl doppelt gerechtfertigt, da nur so alle bösen Folgeerscheinungen vermieden werden können. Abnormalitäten in der Größe oder Lage der Gebärmutter können unter Umständen bei sachgemäßer Behandlung soweit gebessert werden, daß eine Schwangerschaft dennoch ermöglicht und ein Abortus verhindert wird. Ebenso können all jene, nur selten auftretenden Fälle einer Unfruchtbarkeit, welche durch eine Unregelmäßigkeit in der Bildung der Scheide und des Scheidenausganges begründet erscheinen, durch ärztliche Maßnahmen gebessert oder völlig geheilt werden. Ist die Scheide zu kurz und zu eng oder ist der äußere durch mehrere Muskelfasern gegebene Verschluß derselben kein absolut fester, so kann eine Empfängnis deshalb nicht eintreten, weil die Samenflüssigkeit unmittelbar nach dem Verkehr wieder abfließt und weil dadurch die Forderung unmöglich gemacht wird, daß die Samenflüssigkeit den äußeren Muttermund längere Zeit umspült, um den Samenfäden die Möglichkeit ihres Eindringens in die Gebärmutter zu geben. Sind

es in diesen Fällen oft bloß nur wohlüberlegte Winke des Arztes, die rasch zu einem vollen Erfolg führen können, so kommt immerhin auch hier dann ein kleinerer oder größerer ärztlicher Eingriff in Betracht, wenn der äußere Muttermund abnormal eng oder aber sehr fest verschlossen ist; eine fach- und sachgemäße Dehnung, eventuell ein kleiner operativer Eingriff kann oft Wunder wirken.

Falsch ist die Laienansicht, daß Unfruchtbarkeit auch dadurch bedingt sein könne, wenn Frauen während des Geschlechtsaktes keinerlei geschlechtliche Erregung zeigen; falsch auch die Ansicht, daß nur dann eine Befruchtung möglich sei, wenn der Höhepunkt des Geschlechtsgefühls (Orgasmus) bei Mann und Frau gleichzeitig erfolge. Der Beweis der Hinfälligkeit solcher Ansichten ergibt sich durch das von mir immer wieder angeführte Beispiel einer Vergewaltigung, bei der gewiß keine einzige Frau, mag sie nun geschlechtskalt sein oder nicht, auch nur das geringste Geschlechtsgefühl empfindet. Die Samenfäden des Mannes suchen und finden, wenn die Samenflüssigkeit in die Scheide abgelagert wurde, immer ihren Weg zur Gebärmutter und müssen unter allen Umständen eine Schwängerung hervorrufen, wenn die inneren Geschlechtsorgane der Frau wohlgebildet und nicht krankhaft verändert sind.

Noch einer Möglichkeit der Kinderlosigkeit, auf die ich allerdings auch schon hingewiesen habe, sei hier Erwähnung getan: jener Fälle, in denen eine selbst vor vielen Jahren akquirierte Syphilis des Mannes mehrere Male hintereinander zu einem Absterben des befruchteten Eies, also zu einer Fehlgeburt führen kann. Erst wenn sich in solchen Ehen beide Teile, also sowohl der Mann, als auch die Frau einer strengen Kur unterzogen haben – mögen sie nun irgendwelche äußere Zeichen der folgenschweren Infektion zeigen oder nicht – ist eine ungestörte Schwangerschaft möglich. Nicht aber ist dadurch die Garantie geboten, daß das Kind einer solchen Ehe nicht früher oder später irgendwelche Krankheitserscheinungen der sog. Erbsyphilis aufweist.

Würde ein Großteil jener eingangs erwähnten unglücklichen Frauen Kenntnis von den eben geschilderten Möglichkeiten einer Unfruchtbarkeit haben und würde gleichzeitig strengste Gewissenhaftigkeit in allen nur möglichen Untersuchungsmethoden den wahren Grund der Unfruchtbarkeit finden, würden es ferner die Ärzte über ihr Herz bringen, in allen hoffnungslosen Fällen den unglücklichen Frauen die, wenn auch unangenehme Wahrheit zu sagen, daß ein Kindersegen absolut ausgeschlossen sei, dann wahr-

lich würde viel Unglück erspart bleiben. Denn die anfangs noch so schmerzende Sicherheit, nie mehr auf ein Kind hoffen zu dürfen ist wohl weniger peinigend und weniger geeignet, das Nervensystem zu zerrütten, als das ewige, ununterbrochene Hoffen auf ein Wunder, das nie eintreten kann.

Die werdende Mutter.

Seelenkämpfe im Beginne der Schwangerschaft – Die ersten Schwangerschaftszeichen und deren Bekämpfung – Seelische Erziehung der schwangeren Frau – Schwangerschaftsdiät.

Zweck und Wesen jeglicher Kreatur, Zweck und Wesen des an Mühsalen, Entbehrungen und Enttäuschungen so reichen Kampfes um das Dasein ist und bleibt die naturgewollte und von der Natur auf dem Umwege zahlreicher, oft wunderbarer Vorgänge diktierte Erhaltung von Art und Rasse.

Die Differenzierung der Lebewesen in weibliche und männliche Geschöpfe läßt sich von den tiefsten und kleinsten Zellelementen durch das Pflanzen- und Tierreich bis hinauf zu dem Menschengeschlecht verfolgen und drängt selbst den oberflächlichsten Beobachtern mit unerhörter Deutlichkeit immer wieder die Erkenntnis auf, daß Menschheit und Weltall an die Existenz weiblicher Fruchtbarkeit gebunden sei. Mag auch zugestanden werden, daß die Männlichkeit die Begriffe des Schaffens, der restlos fortschreitenden Arbeit und des Kampfes in sich berge, so muß ebenso freimütig bekannt werden, daß dieses Schaffen zwecklos und vergeblich getätigt wäre, würde nicht das Weib durch jenes große Mysterium gesegnet sein, welches es dazu befähigt, der endlosen Erhaltung alles Lebendigen zu dienen. Dieses Mysterium beginnt mit all jenen Naturvorgängen, welche schon in frühester Jugend im Weibe vor sich gehen, und schreitet über die wunderbaren Vorgänge der Zeugung und der Schwangerschaft, unaufhaltsam schöner und wunderbarer werdend, fort bis zu jenem Ereignis, das in Form der Geburt der Welt und dem Weltall ein neues Wesen schenkt.

Das so oft vergebens beschriebene und von Dichtern besungene Muttergefühl des Weibes ist wohl wie kein zweites Empfinden tief in dem Seelenleben jedes weiblichen Geschöpfes verankert. Selbst in den Herzen all jener Frauen, die auf Basis irgendeiner Unvernunft sich gegen ihre Naturbestimmung wehren zu müssen glauben. Dieses Muttergefühl ist es auch, das sich in den mannigfaltigsten Handlungen schon des weiblichen Kindes immer wieder deutlich erkennen läßt, das wie eine ewige Leuchte das Leben

jeden Weibes durchglüht, bis es schließlich bei eintretender Schwangerschaft, mehr aber noch nach der Geburt eines Kindes zur hellen Flamme wird.

Diese Überlegungen müssen deshalb unseren nunmehr folgenden Betrachtungen vorausgeschickt werden, weil nur sie uns die Möglichkeit geben, die große Umwandlung zu verstehen, die im Seelenleben jedes Weibes schon dann beginnt, wenn es durch die Empfängnis, also durch die Befruchtung eines Eichens, zur werdenden Mutter gemacht wurde.

Sie gleichzeitig mit all den vielen körperlichen Veränderungen, welche nunmehr sehr rasch und regelmäßig vor sich gehen, zu erläutern, sei die Aufgabe der folgenden Zeilen.

Das äußerlich wahrnehmbare Zeichen einer vermuteten Schwangerschaft, das Ausbleiben der bisher in regelmäßig wiederkehrenden Pausen auftretenden Periode, bildet in der Regel die erste Veranlassung zu einer bald freudigen, bald wieder traurigen Unsicherheit, zu einer Störung des seelischen Gleichgewichtes, welche solange bestehen bleibt, bis der einwandfreie, sichere Nachweis einer Schwangerschaft erbracht ist. Mag auch zugestanden werden, daß bei gesunden Frauen die Verspätung einer Periode um nur wenige Tage schon die Vermutung einer stattgehabten Schwängerung zuläßt, so müssen wir vom wissenschaftlichen Standpunkte aus dieses Zeichen deshalb doch nur als ein Wahrscheinlichkeitszeichen der Schwangerschaft hinstellen, weil auch andere Gründe, wie etwa ein jäher Klimawechsel oder eine leicht fieberhafte Erkrankung des sonstigen Körpers Verzögerungen der Periode mit sich bringen können. In Unkenntnis so mancher hier noch in Frage kommender Möglichkeiten glaubt die Frau jeder Verspätung der Periode unter allen Umständen größte Bedeutung beimessen zu müssen und beginnt alsbald mit einer oft geradezu unverständlichen Nervosität auf all jene vielen anderen Anzeichen einer Schwangerschaft zu warten, welche ihr von verschiedensten Seiten als unbedingt verläßlich bezeichnet werden. So will beispielsweise jede Frau schon in der zweiten Woche ein Größerwerden der Brüste und des Bauchumfanges bemerken, so wartet gleichfalls fast jede Frau täglich und stündlich auf jene Störungen im Allgemeinbefinden, die durch Übelkeiten und Erbrechen gekennzeichnet sind.

Mag auch zugestanden werden, daß diese Erscheinungen bei einer tatsächlichen Schwangerschaft gewiß zu Recht bestehen, so muß denn doch betont werden, daß sie alle erst dann auftreten können, wenn jene fälschlich

als „Vergiftungen" gedeuteten Änderungen im weiblichen Stoffwechsel vor sich gehen, welche durch die Entwicklung des befruchteten Eichens bewirkt werden; desgleichen aber muß betont werden, daß für das Auftreten dieser Erscheinungen unbedingt ein Zeitraum von drei bis vier Wochen nach stattgehabter Befruchtung nötig sei.

Es gilt als erwiesene Tatsache, daß all die vielen Schwangerschaftssymptome wie Erbrechen, Ohnmachtsanfälle, falsche Gelüste und ähnliche, mit dem Allgemeinbefinden im Zusammenhang stehende Unregelmäßigkeiten, sofern sie sich bereits in der ersten oder zweiten Woche einer vermuteten Schwangerschaft kundtun, unbedingt nicht durch diese selbst, sondern vielmehr durch die Überreizung des Nervensystems der Frau hervorgerufen werden. Der sichere Nachweis einer Schwangerschaft ist demnach trotz aller möglichen und unmöglichen Wahrnehmungen des Weibes nur durch eine fachgemäße ärztliche Untersuchung zu liefern, da diese allein – allerdings auch erst nach Ablauf von vier bis sechs Wochen – imstande ist, Veränderungen in der Gestalt und der Beschaffenheit der Gebärmutter festzustellen, welche mit einem gewissen Grad von Sicherheit für eine Schwangerschaft sprechen. Erst nach Vollendung des zweiten Monats kann diese Sicherheit zu einer absoluten werden. Denn jetzt zeigen sich auch immer deutlicher und intensiver bereits all die vielen körperlichen Störungen, welche untrüglich für das Bestehen einer Schwangerschaft Zeugnis ablegen. Jetzt erst gehen jene Störungen im Körper vor sich, welche tatsächlich auf das Vorhandensein einer Frucht im Mutterleibe zurückgeführt werden müssen und auf die innigen Beziehungen zwischen dem keimenden Wesen und dem mütterlichen Organismus hinweisen. Hierher gehört das Auftreten von leichteren oder schweren Graden quälender Übelkeiten, Brechreiz und Erbrechen, welch letzteres namentlich früh morgens eintritt; hierher gehören Magenbeschwerden der verschiedensten Art, Appetitlosigkeit und Gelüste nach ganz bestimmten Speisen, während gleichzeitig ein ausgesprochenes Ekelgefühl gegen frühere Lieblingsspeisen immer mehr zutage tritt. Doch nicht nur auf die Nahrung als solche beziehen sich diese, sicherlich auf nervöser Basis fußenden Erscheinungen, sondern sie machen sich in anderen, oft ganz wunderlich erscheinenden Formen bemerkbar. So gibt es beispielsweise Frauen, welche plötzlich den Geruch einer Zigarre oder Zigarette nicht mehr vertragen, wieder andere, welche gegen jeglichen Parfümduft empfindlich werden, ja sogar solche, welche ganz bestimmte Farben nicht mehr sehen wollen und können.

All diese Umstände sind geeignet, neben einer durch sie erwachenden körperlichen Ermüdung und Schwäche auch schwerste seelische Verstimmungen hervorzurufen. Und gerade diese letzteren sind es, welche stets von neuem schädigend auf die sonst gewiß harmlosen körperlichen Indispositionen zu wirken vermögen und nicht selten jene ganz schwere Erscheinungsform des Erbrechens zeitigen, welche wir Ärzte als „unstillbares Erbrechen der Schwangeren" bezeichnen. Daß hier tatsächlich keine rein körperliche Erkrankung vorliegt, beweist uns der Umstand, daß dieses Krankheitsbild durch medikamentöse Maßnahmen fast niemals zu beheben ist, wohl aber durch die einfache, immer prompt wirkende Maßnahme, die schwangere Frau aus ihrer Umgebung, aus dem sie umgebenden Milieu zu entfernen, in welchem Falle man mit absolutester Sicherheit auf eine Stillung des die Frau ungeheuer quälenden Erbrechens innerhalb weniger Tage rechnen kann. In leichteren Fällen kann aber von der strengen Maßregel, die Frau gerade in jener Zeit, da sie so gerne beobachtet und in jeder Hinsicht von ihrer Umgebung, namentlich von ihrem Gatten verwöhnt werden will, in eine Heilanstalt zu bringen, dann abgesehen werden, wenn es gelingt, durch Geduld und wohltuenden Zuspruch die seelische Unruhe der Frau nach und nach zu besänftigen und ihr stets vor Augen zu halten, daß dieses Opfer eines körperlichen Unbehagens wohl das geringste sei, welches sie ihrem zu erwartenden Kinde bringen müsse. Gleichzeitig aber muß solchen Frauen immer wieder gesagt werden, daß erfahrungsgemäß dieses Erbrechen nur in den ersten drei Monaten der Schwangerschaft auftrete und dann in der Regel wie mit einem Schlage von selbst aufhöre. Ist auch die Möglichkeit einer stärkeren Entkräftung des Körpers oder gar die immer wieder von der Umgebung geäußerte Befürchtung, die Frau könne „verhungern", nahezu gänzlich ausgeschlossen, so gibt es doch Fälle, in denen die Nervosität der Frau allen Versuchen einer psychischen Heilung Trotz bietet und den Arzt zwingt, die bestehende Schwangerschaft zu unterbrechen! Für alle Fälle stärkeren oder übermäßig starken Erbrechens gelte als Regel, daß Speisen niemals heiß, sondern stets nur lauwarm genossen werden dürfen, Ganz besonderes Augenmerk sei auf das Frühstück verwendet. Dieses ist im Bette liegend langsam einzunehmen. Nach demselben sei wie nach allen übrigen Mahlzeiten eine Ruhepause von etwa einer Stunde empfohlen.

Das große Interesse, welches die gesamte Weiblichkeit den Vorgängen und Erscheinungen der Schwangerschaft in körperlicher und seelischer Be-

ziehung entgegenbringt, zeitigte eine Unmenge ganz unzweckmäßiger Anschauungen und Ratschläge, welche von Müttern, Tanten oder guten Freundinnen empfohlen, gerne von jeder schwangeren Frau befolgt werden, um diese oder jene nachteilige Folge für sich oder das zu erwartende Kind zu vermeiden. Bei dem Studium dieser Frage begegnen wir so maßlos unsinnigen Ansichten und Maßnahmen, daß wir uns oftmals des unverhohlenen Staunens nicht enthalten können. Letzten Endes gehen sie alle auf das Gebiet des naivsten Aberglaubens zurück und haben mit körperlichem Wohlbefinden oder aber mit einer Einflußnahme auf das werdende Kind gar nichts zu tun.

Wie soll nun die Lebensweise der schwangeren Frau sein, um allen Anforderungen der medizinischen Wissenschaft und der Hygiene zu entsprechen?

Ließe sich diese Frage auch mit dem einen einzigen Satz beantworten, daß die Frau genau so leben solle, wie sie in ihrem bisherigen nicht schwangeren Zustande zu leben gewohnt war, so wollen wir denn doch einige wichtige Winke geben.

Die Tatsache, daß jede Frau besonders in der ersten Hälfte der Schwangerschaft für sich, mehr aber noch für das Kind das Schreckgespenst irgendeiner Furcht nicht bannen kann, zeitigt an sich schon einen gewissen Grad an Überempfindlichkeit gegenüber allen seelischen Ereignissen, ob sie nun freudiger oder trauriger Natur sind. Aus diesem Grunde scheint es wohl angebracht, die Frau vor wirklich schweren seelischen Zerrüttungen möglichst zu bewahren, sie namentlich nicht unvorbereitet jenen seelischen Ereignissen gegenübertreten zu lassen, welche schwere Schmerzen oder Trauer zu verursachen vermögen. Nicht etwa der Glaube, daß in der Tat ein schwerer seelischer Schlag für das Kind oder für die werdende Mutter schweren, nachhaltigen Schaden zu bringen vermöge, veranlaßt mich, diese Mahnung ergehen zu lassen, sondern vielmehr die Rücksichtnahme auf die leichte Empfindlichkeit des Seelenlebens eines schwangeren Weibes und gleicherweise die Achtung und Schonung, welche wir jeder Frau in „gesegneten Umständen" entgegenzubringen verpflichtet sind. Diese Achtung darf andererseits aber keineswegs so weit gehen, daß wir alle Launen und Verschrobenheiten gutheißen und ruhig hinnehmen. Mehr als zu jeder anderen Zeit des Lebens bedarf die Frau gerade in der Zeit der Schwangerschaft gewissermaßen einer seelischen Erziehung, die von dem Gatten oder von der vernünftigen Umgebung, am besten aber von dem Arzte ausgehen sollte. Namentlich gegen einen Glauben hat sich diese seelische Erziehung

zu richten, gegen den Aberglauben, daß der Anblick irgendeiner häßlichen oder mißgestalteten Sache von Einfluß auf die Schönheit des Kindes sein könne, daß etwa der Anblick einer Feuersbrunst imstande sei, durch „Versehen" ein Feuermal hervorzurufen, oder daß sonst eine körperliche Verunstaltung des Kindes, wie Hasenscharten, Wolfsrachen und ähnliche Erscheinungen durch äußere auf die schwangere Frau einwirkende Eindrücke erzeugt werden könnten. Es muß uns gelingen, selbst die unvernünftigste Frau dahin aufzuklären, daß es sich hier um Mißbildungen und Störungen in der Entwicklung des Kindes handelt, die unbeeinflußbar sind, die wir sowohl zu verhüten wie hervorzurufen nicht vermögen. Die Erziehung, von der ich in seelischer Hinsicht sprach, müßte und sollte am ehesten dann angewendet werden, wenn wir in den scheinbar ruhigsten Lebensäußerungen der Schwangeren alle vier Wochen eine deutlich sich ausdrückende Exaltation wahrnehmen können. Diese Erregung hängt mit dem Umstande zusammen, daß in den Tagen, an welchen die monatliche Periode hätte auftreten sollen, namentlich in der ersten Hälfte der Schwangerschaft, eine große seelische Reizbarkeit aufzutreten pflegt, die gleichzeitig auch mit einer großen körperlichen Reizbarkeit vergesellschaftet ist; in dem Sinne, daß sich um diese Zeit eine gewisse Reizbarkeit der inneren Geschlechtsorgane, vornehmlich der Gebärmutter erkennbar macht, die eine leichte Neigung zu Fehlgeburten in sich trägt. Solche können namentlich dann um so wahrscheinlicher zustande kommen, wenn sich die Frau gerade in diesen Tagen übergroße Anstrengungen zumutet. Man muß hier durchaus nicht bloß an jene ungewohnten Körperleistungen denken, welche eine weit über das Maß gehende Körperarbeit beanspruchen; es genügt selbst der geringe Reiz aller Arten einer sportlichen Betätigung, die überhaupt bei Eintritt einer Schwangerschaft entweder nur in den geringsten Grenzen oder aber am besten gar nicht mehr betrieben werden sollte. Sie ebensowenig, wie etwa der scheinbar so harmlose Tanz! Schon so manche Fehlgeburt ist auf das Konto der jetzt alle Frauen beherrschenden Tanzwut zu buchen.

Im allgemeinen soll gerade in der ersten Hälfte der Schwangerschaft der Körperdurch regelmäßige Spaziergänge dahin gebracht werden, sowohl im Dienste des Blutkreislaufes als auch der normalen Verdauung vielleicht etwas mehr zu leisten als im normalen Zustande. Dies deshalb, weil auf diese Art und Weise eine Unzahl von Störungen vermieden wird, die – wenn sie auftreten – immerhin eine Gefahr für die Mutter und das kommende Kind bedeuten können.

Einer sich durch die Änderung der bisher gewohnten Lebensbedingungen von selbst einstellenden Müdigkeit und Mattigkeit kann dadurch Folge geleistet werden, daß die schwangere Frau, wenn möglich, morgens etwas länger ruht und ebenso nach den Mahlzeiten ungefähr eine Stunde lang der Ruhe pflegen soll.

In bezug auf die Frage der Ernährung ließe sich im allgemeinen der Grundsatz aufstellen, daß eine ausgesprochene Schwangerschaftsdiät deshalb nicht nötig sei, weil der Zustand nicht einem Krankheitszustand gleichgesetzt werden darf. Wenn auch die Kost im allgemeinen eine gemischte bleiben soll, so sei doch darauf hingewiesen, daß einige Nahrungsmittel eingeschränkt oder ganz vermieden werden sollten, namentlich jene Nahrungsmittel, die erfahrungsgemäß die Bildung übermäßiger Magensäure veranlassen und beschleunigen. Hier käme der Genuß von Essig, Wein und Alkohol ebenso in Betracht, wie der des Kaffees, verschiedenster Salate und allzu süßer Zuckerspeisen. Sie alle scheinen geeignet, die ohnehin im Beginne jeder Schwangerschaft typisch auftretenden Magenbeschwerden, sowie das quälende Sodbrennen zu vergrößern. Besteht dieses doch, so genügen einige Sodapastillen regelmäßig nach den Mahlzeiten genommen, um rasch und gründlich Abhilfe zu bringen. Der Hauptvorteil der gemischten Kost, in welcher vornehmlich Gemüse und Obst niemals fehlen sollte, liegt darin, daß durch sie die Verdauung geregelt wird, wodurch wieder das so häufig bestehende Begleitmoment fast jeder Schwangerschaft, eine höhergradige Verstopfung, wirksam bekämpft wird. Diese nahezu normalen Maßnahmen erscheinen uns viel empfehlenswerter, als der Gebrauch von Abführmitteln, deren einige gerade während der Schwangerschaft schädlich sind und in größeren Mengen genossen, sogar eine Fehlgeburt veranlassen können.

Es erscheint mir dringend nötig, auf eine ziemlich häufige Begleiterscheinung gerade der ersten Schwangerschaftswochen und -monate hinzuweisen, die sich in einer mehr oder minder starken Reizung der Nierentätigkeit kundgibt und nicht selten sogar zu schweren Nierenstörungen führt. Sie kommen durch eine Überlastung des mütterlichen Blutkreislaufes zustande, der sich ja gerade in den ersten Monaten der Schwangerschaft ziemlich rasch auf die nunmehr auch für das Kind zu leistende Arbeit umstellen muß. Wenn auch die äußerlich sichtbaren Begleitumstände, ein Anschwellen der Füße in der Knöchelgegend oder der ganzen Unterschenkel, hin und wieder nur ganz gering entwickelt sein mögen, wenn auch die sonstigen Symptome (starke Kopfschmerzen, leichte Ohnmachtsanfälle, Schwindelgefühl) nur in

ganz geringem Grade vorhanden sind, ja von der schwangeren Frau oft sogar völlig übersehen werden können, so lehrt eine reiche Erfahrung doch, daß solche Reizzustände nach und nach unangenehm ausarten können. Es sei daher empfohlen, namentlich in den ersten Monaten der Schwangerschaft von Zeit zu Zeit eine Harnanalyse vornehmen zu lassen, um den großen Gefahren für Mutter und Kind vorzubeugen, welche bei Übersehen einer Nierenstörung ganz plötzlich eintreten können.

Doch nicht bloß die an die Nierentätigkeit gestellten höheren Anforderungen sind an dem Entstehen einer Nierenerkrankung schuldtragend, vielmehr gibt nicht selten der Leichtsinn der Frauen die Grundursache dafür ab; namentlich dann, wenn sie sich durch kalte Bäder oder durch andere Unvorsichtigkeiten plötzlichen Temperaturunterschieden aussetzen und Erkältungen geradezu provozieren.

Wenn wir eben vor kalten Bädern (Flußbädern, Seebädern) warnen zu müssen glaubten, so sei im Gegensatze hierzu der möglichst häufige Gebrauch von warmen Bädern (28 bis 30 Grad) bestens empfohlen. Solche Bäder sollten bei einer zweckentsprechenden Hygiene mindestens ein- bis zweimal wöchentlich in der Dauer von fünfzehn Minuten genommen werden. Sie fördern den allgemeinen Stoffwechsel und machen gleichzeitig den ganzen Körper, namentlich aber die Partien des Unterleibes, geschmeidiger und für die zu erwartende Geburt geeigneter. Wärmere oder gar heiße Bäder (über 30 Grad) sind während der ganzen Schwangerschaft absolut zu vermeiden, weil durch sie Wehen erregt werden, welche in dem einen Falle zu einer Fehlgeburt, in dem anderen Falle zu einer Frühgeburt (etwa im siebenten oder achten Monate der Schwangerschaft) führen könnten.

Die Frage, ob die von mir an früherer Stelle so warm empfohlenen Ausspülungen der Scheide auch während der Schwangerschaft fortgesetzt werden sollen, ist meines Erachtens nach um so mehr zu bejahen, als unter dem Einflusse der Schwangerschaft eine bedeutend vermehrte Schleimabsonderung, also ein starker Ausfluß auftritt, der nicht selten die gereizten Schleimhäute der äußeren Geschlechtsorgane wund macht und quälende Beschwerden, ja selbst quälende Schmerzen verursachen kann. Muß auch betont werden, daß in besonders schweren Fällen immer ein Arzt zu Rate zu ziehen ist, so sei ebenso eindringlich betont, daß alle Scheidenausspülungen während der Schwangerschaft mit äußerster Vorsicht vorzunehmen sind. Das Spülwasser darf aber niemals zu heiß sein, ebenso wie der benutzte Irrigator niemals höher denn einen Meter – vom Erdboden ab gemessen –

hängen darf; sowohl eine zu hohe Temperatur als auch ein zu großer Druck der Spülflüssigkeit wirkt auf die schwangere Gebärmutter schädigend. Auch jetzt darf der Spülflüssigkeit nur über Anraten des Arztes irgendein Mittel zugesetzt werden. Große Aufmerksamkeit ist darauf zu verwenden, daß das Spülrohr, also das von mir an anderer Stelle empfohlene gläserne Ansatzrohr, nicht zu tief in die Scheide eingeführt werde; es genügt ein Stück von zirka fünf Zentimetern, wodurch sicherlich vermieden wird, daß das Ende des Rohres an den äußeren Muttermund selbst anstoße und irgendeine Reizwirkung an ihm ausübe.

Mögen in den ersten Wochen einer Schwangerschaft auch mannigfaltige Bedenken und Überlegungen bestanden haben, ob die psychischen und körperlichen Veränderungen, die sich stetig mehrenden, scheinbar krankhaften Erscheinungen tatsächlich auf eine Schwängerung zurückzuführen seien, so kann jede Frau nach Vollendung des dritten Monates auch ohne Begutachtung von seiten des Arztes wohl nicht mehr darüber im Zweifel sein, daß sie sich in gesegneten Umständen befinde. Jetzt beginnt nämlich die schwangere Gebärmutter schon aus dem kleinen knöchernen Becken nach aufwärts zu steigen, jetzt zeigt sich auch bereits die erste sichtbare Zunahme des Bauchumfanges. Immer deutlicher tastet die Frau in ihrem Unterbauch die von Tag zu Tag an Größe zunehmende Gebärmutter und erwartet, sofern sie von sachkundiger Seite darauf aufmerksam gemacht worden war, sehnsüchtig jenen Moment, da sie zum ersten Male eine Lebensäußerung des wachsenden Kindes verspürt.

Die „ersten Kindesbewegungen" treten fast mit mathematischer Genauigkeit zur Hälfte der Schwangerschaftsdauer auf und äußern sich dadurch, daß die Frau vorerst ein leichtes, bescheidenes Klopfen von innenher an die Bauchdecke verspürt, als den Ausdruck der ersten, wenn auch noch so leisen Bewegungen des nunmehr auch äußerlich zum Leben erwachenden Embryos. Immer deutlicher, immer öfter treten diese kleinsten Bewegungen auf und schaffen, wenn ich so sagen darf, durch die Empfindung wahren Lebens, das erste beglückende Muttergefühl. Das geübte Ohr des Arztes vermag jetzt auch bereits den Herzschlag des Kindes zu vernehmen, der wesentlich schneller ist als der Pulsschlag der Mutter.

Mit dem Auftreten der ersten Kindesbewegungen, mit diesem ersten sicheren Zeichen einer Schwangerschaft, tritt die Frau in die zweite Hälfte dieser selbst. Es wäre unvernünftig zu leugnen, daß diese zweite Hälfte die weitaus unangenehmere sei. Durch das nunmehr ganz plötzlich

einsetzende, überaus rasche Wachstum des Kindes vergrößert sich die Gebärmutter fast von Tag zu Tag, dehnt die Hautdecken des Unterleibes aus und erzeugt jene, das ganze weitere Leben hindurch bestehen bleibenden „Schwangerschaftsstreifen", welche auf kleinste Risse im Unterhautzellgewebe zurückgeführt werden müssen. Um diese Zeit beginnen sich auch die Brustdrüsen ganz bedeutend zu vergrößern. Die Brustwarzen selbst nehmen durch eine starke Einlagerung von Pigment eine dunkelbraune bis schwarze Färbung an. So wie hier färbt sich auch ein dünner, streifenartiger Teil des Bauches vom Nabel bis zur Schoßfuge ziehend, teils mehr, teils minder stark bräunlich. Wenige Wochen nur noch, und die Kuppe der Gebärmutter überragt bereits den Nabel, der jetzt nicht mehr versenkt in der Tiefe liegt, sondern völlig verstrichen ist oder sogar nach außen tritt; eine Erscheinung, die auf die Dehnung der Bauchdecken und der Bauchmuskulatur zurückgeführt werden muß.

Und wieder nach wenigen Wochen hat die schwangere Gebärmutter sich soweit vergrößert, daß sie ihren Höchststand erreicht hat und mit ihrer Kuppe bis zu dem Brustbein emporragt. Nicht aber etwa erst am Ende der Schwangerschaft ist dieser Höchststand zu beobachten, sondern am Ende des achten Schwangerschaftsmonats, da sich in den letzten vier Wochen vor der Niederkunft die Gebärmutter wieder ganz bedeutend herabsenkt, wobei die Bauchdecke noch mehr als bisher gedehnt wird.

Das eben geschilderte rasche Wachstum der Gebärmutter in der zweiten Hälfte der Schwangerschaft geht natürlich nicht vor sich, ohne das Allgemeinbefinden der Frau ganz wesentlich zu beeinträchtigen. Die immer größer werdende Last der Gebärmutter drückt und zieht ganz bedeutend nach abwärts und verursacht so auf der einen Seite eine enorme Dehnung der Bauchmuskulatur, auf der anderen Seite jedoch eine durch die Druckwirkung mechanisch hervorgerufene teilweise Absperrung der Venen am Beckenboden. Sind auch die Folgen der Bauchdeckendehnung in der Regel nicht allzu schwere und durch rechtzeitiges Tragen eines zweckmäßigen Bauchmieders in ihren Unannehmlichkeiten leicht zu beseitigen, so ruft die Druckwirkung auf das Beckenbodengewebe schwere Zirkulationsstörungen in dem Blutgefäßsystem der unteren Extremitäten hervor und führt zu der Erscheinung minderer oder schwererer Grade einer Krampfaderbildung, die von den Fußknöcheln bis hinauf zur Leistenbeuge reichen und sogar die Schamlippen in Mitleidenschaft ziehen kann. Wann und ob eine derartige, für das ganze weitere Leben der Frau nicht folgenlos bleibende

Erweiterung der Blutgefäße eintritt, läßt sich mit Sicherheit nicht feststellen. Aus diesem Grunde erscheint es uns zweckmäßig, vom Beginne des fünften Monats ab unter allen Umständen durch gut passende Gummistrümpfe, noch mehr aber durch richtiges Fatschen der Beine dieser Gefahr zu begegnen oder zumindest deren Folgen auf ein Mindestmaß einzuschränken.

Machten sich in der ersten Hälfte der Schwangerschaft störende Erscheinungen von seiten des Darmtraktes durch die Veränderung des ganzen Stoffwechsels in Form von Übelkeiten und Erbrechen, Sodbrennen und falschen Gelüsten bemerkbar, so treten in der zweiten Schwangerschaftshälfte, namentlich in den letzten drei Monaten weit unangenehmere Beschwerden auf, welche dadurch entstehen, daß durch die, den freien Bauchraum immer mehr und mehr für sich in Anspruch nehmende Gebärmutter die Därme nach aufwärts gedrängt werden, bis sie schließlich mitsamt dem Magen in dem kleinen Raum zwischen Zwerchfell und Gebärmutter platt zusammengedrängt und zusammengedrückt sind. Das Sodbrennen nimmt jetzt nicht selten einen unerträglichen Grad an, gleichzeitig pflegt eine schwere Stuhlverstopfung zu bestehen. Auch gegen diese beiden Erscheinungen können wir durch Verabreichung von Speisepulvern und Gebrauch leichterer Abführmittel wohltuende Abhilfe schaffen. Nicht aber gegen die, namentlich im achten Monate auftretenden Atembeschwerden und mitunter sehr stark in den Vordergrund tretenden Beschwerden von seiten des Herzens, welche durch eine Verdrängung des Zwerchfelles nach aufwärts verursacht sind und sich namentlich des Nachts unangenehm bemerkbar machen.

Mehr noch als früher gilt es jetzt, neben diesen fast als Normalerscheinungen zu bezeichnenden Umständen auch all jenen Veränderungen des Allgemeinbefindens Rechnung zu tragen, welche auch nur den geringsten Rückschluß auf eine krankhafte Schädigung vermuten lassen. So dürften namentlich selbst minimale Schwellungen der Beine als Symptom einer Nierenschädigung nicht leichtsinnig übersehen werden und sollten unter allen Umständen das erste Signal dafür geben, durch eine Harnanalyse Klarheit in dieser Beziehung zu schaffen. Wissen wir doch, daß eine Nierenreizung in der zweiten Hälfte der Schwangerschaft deshalb nicht leichtfertig beurteilt werden darf, weil durch deren Vernachlässigung da schwerste Komplikationen bei der Geburt selbst (Geburtsfraisen-Eklampsie) geschaffen werden können, wo rechtzeitig in Anspruch genommene ärztliche Beob-

achtung und ärztliche Kunst in kürzester Zeit Heilung zu bringen vermocht hätte.

Sehr häufig ist ein besonders gegen Ende der Schwangerschaft einsetzendes, überaus starkes Durstgefühl das erste Zeichen einer bestehenden Zuckerharnruhr, jenes Krankheitsbildes, welches im Laienmunde als Zuckerkrankheit bezeichnet wird. Auch hier schafft eine Harnanalyse leicht Klarheit, auch hier kann durch eine entsprechende Diät jeglicher Nachteil für die Mutter bei der Geburt selbst vermieden werden.

Bleiben auch die für die erste Hälfte der Schwangerschaft zu befolgenden hygienischen Maßnahmen im großen und ganzen für die zweite Hälfte bis zur Niederkunft annähernd dieselben, so sei dennoch darauf hingewiesen, daß sie alle mit um so größerer Vorsicht, aber auch mit um so größerer Konsequenz durchgeführt werden sollten, je näher der Termin der Geburt rückt. Trotz des körperlichen Unbehagens, trotz der schweren körperlichen Beweglichkeit sollte keine hochschwangere Frau ermangeln, durch Reinlichkeit und reichliche Bewegung im Freien, also durch tägliche Spaziergänge sich und den Körper selbst geschmeidig zu erhalten. Es ist der größte Fehler, der begangen werden kann, wenn Frauen namentlich in den letzten zwei Monaten der Schwangerschaft unter Hinweis auf ihre große Ermüdung sich in der Art schonen, daß sie keinerlei Spaziergänge unternehmen, sondern den größten Teil des Tages liegend oder sitzend „ausruhen". Luft, Licht und Wasser sind gerade jetzt nötiger denn je; neben ihnen aber eine möglichst gemischte Diät und eine Lebensweise, welche allen Störungen des körperlichen Gleichgewichtes zielbewußt zu begegnen versteht.

Mit Rücksicht darauf, daß jede werdende Mutter trotz aller Bedenken und Unbequemlichkeiten trachten sollte, ihr Kind selbst zu stillen, muß vom Beginne des siebenten Schwangerschaftsmonats ab, eine rationelle Pflege der Brustwarzen einsetzen. Zweck derselben ist es, die Haut der Brustwarzen gegen das Quetschen und Saugen des kindlichen Mundes widerstandsfähig und die Warzen selbst für diesen suchenden und tastenden Kindermund dann leicht erreichbar und faßbar zu machen, wenn sie etwa nicht ganz leicht aufrichtbar wären. Mit einer durch Auskochen peinlichst gereinigten, in reinen Alkohol getauchten, anfangs weicheren, später immer härter werdenden kleinen Bürste (Zahnbürste) sollen der Warzenhof und die Brustwarzen selbst täglich ordentlich gereinigt und frottiert werden. In jenen Fällen aber, wo die Warzen eingezogen sind, erscheint es zweckmäßig, diese selbst im Anschluß an die eben genannte Reinigung und

Abhärtung zwischen zwei Finger zu nehmen, vorzuziehen und zu massieren, da durch solche Manipulationen die feinsten Muskelfasern der Brustwarzen gestärkt werden und so am schnellsten und sichersten der gewünschte Erfolg erzielt werden kann. Daß besonders in den letzten drei Monaten die immer schwerer werdenden Brüste durch zweckentsprechende Leibchen möglichst aufgebunden werden sollen, um das Zustandekommen von sogenannten Hängebrüsten möglichst zu verhüten, ist wohl kaum genauer zu erwähnen.

Hatte sich auch die seelische Stimmung der Frau nach dem erstmaligen Verspüren der Kindesbewegungen, – also um die Mitte der Schwangerschaft, – etwas gehoben, waren auf Grund der freudigen Empfindungen, welche sich durch das nunmehr verspürte Leben im eigenen Leibe deutlich verraten, die seelischen Zerrüttungen der ersten qualvollen Monate nahezu wettgemacht worden, so pflegt in den letzten sechs bis acht Wochen vor der Niederkunft neuerlich eine ganz gewaltige Depression in der Frau Platz zu greifen. Diese aus Angst und Sorge erstehende Verstimmung kann so gewaltig und tiefgreifend werden, daß sie nicht selten jegliche Lebensfreude und jegliches Interesse an der Umgebung lähmt. Mehr als je zuvor kommt hier gewiß der große Faktor der Furcht vor den Schmerzen der Geburt zur Geltung. Mag auch dieses Angstmotiv von so manchen tapferen Frauen mit wohlgekünstelter Heiterkeit und Ruhe vor der engsten Umgebung verschwiegen werden, so getraue ich mich doch zu behaupten, daß es keine einzige Frau gäbe, die nicht für ihr eigenes Leben und gleichzeitig auch für das Leben des zu erwartenden Kindes zittert. Trugen früher zu der Angst um das eigene Ich die vielen romanhaften Erzählungen, welche namentlich von fürsorglichen Freundinnen mit einer geradezu anzustaunenden Rücksichtslosigkeit und Beharrlichkeit vorgebracht wurden, das Ihrige bei, so bewegt sich das Angstmotiv um das Kind nicht so sehr in der Richtung des Lebens als solchen, als vielmehr in der Sorge, ob das Kind nicht irgendeine Verunstaltung, irgendeinen Defekt mit auf die Welt bringe. Erhärtet wird der Beweis hierfür dadurch, daß der Geburtshelfer unmittelbar nach dem Akt der Geburt von den jungen Müttern immer wieder dieselben zwei Fragen zu hören bekommt. Zunächst, ob das neugeborene Kind ein Bub oder ein Mädel, dann aber, ob es „normal" sei! Diese Angst erscheint uns deshalb verständlich, weil der Aberglaube gerade in bezug auf die Schwangerschaft die weitesten Kreise gezogen hat.

Die richtig aufgeklärte Frau hat es gelernt, namentlich gegen Ende der Schwangerschaft, deutlich und aufmerksam auf die immer stärker werden-

den Bewegungen des Kindes zu achten und gerät wohl leicht in Besorgnis, wenn diese Bewegungen des Kindes an einem Tage etwas geringer sind als sonst. Sie hat es aber auch gelernt, insofern eine günstige Prognose für die Dauer und Art der Geburt zu stellen, als sie weiß, daß die Lage des Kindes gegen Ende der Schwangerschaft von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit sei. Daher auch in dieser Beziehung die zwei immer wiederkehrenden Fragen an den Arzt, ob sie genügend „weit gebaut" sei und ob das Kind „richtig" liege!

Die reiche, an Hand mehrerer tausend Geburten erworbene Erfahrung lehrt den ernsten Geburtshelfer, daß nahezu fünfundneunzig Prozent aller Geburten normal verlaufen. Diese Tatsache gibt uns in eindeutiger Weise den Befehl, allen schwangeren Frauen darzutun, daß die Entbindung ein naturgewolltes, also ein natürliches und deshalb harmloses Ereignis sei, welches nur dann gefahrdrohend für Mutter und Kind werden könne, wenn es nicht unter die Aufsicht geschulter Personen gestellt wird. Als solche geschulte Personen kommen vornehmlich Ärzte, dann aber klinisch geprüfte Hebammen in Betracht, deren Wissen auf Grund der abgelegten strengen Prüfungen zumindest soweit gediehen ist, daß diese Pflegerinnen eine etwaige Gefahr für Mutter und Kind erkennen müssen. Leider gibt es unter der großen Zahl dieser ausschließlich nur als Pflegepersonal zu bewertenden Frauen noch immer eine große Anzahl, welche ihr „Wissen" der reichen, strenge erwägenden Erfahrung eines gewissenhaften Arztes gleichzustellen sich erkühnen und durch Nichterkennenwollen oder zu spätes Erkennen ihrer eigenen Ohnmacht den Arzt oftmals gar nicht oder erst zu spät zu Hilfe rufen und so das mütterliche und kindliche Leben in ärgste Gefahr bringen.

Noch eines Momentes sei hier gedacht, welches namentlich in den zwei letzten Monaten der Schwangerschaft die Gedanken der hochschwangeren Frau unablässig beschäftigt: Die große Frage, ob das zu erwartende Kind ein Knabe oder ein Mädchen sein wird. Sind auch alle in der einen oder anderen Richtung gehegten Hoffnungen vollkommen illusorisch, da es eine willkürliche Geschlechtsbestimmung oder eine vorzeitige Geschlechtserkennung nicht gibt, sind diese Tatsachen auch selbst den unintelligenten Frauen vollkommen geläufig, so sei hier doch darauf hingewiesen, daß es vornehmlich Pflicht jedes anständigen Mannes wäre, seinen eigenen geheimen Wünschen in dieser Richtung unbedingt Einhalt zu gebieten und der schwangeren Frau gegenüber stets zu betonen, seine Hauptsorge gehe nur dahin, daß

ein gesundes Kind geboren werde, möge es nun ein Knabe oder ein Mädchen sein. Es ist gewiß nicht Willkür, wenn ich diese mir wichtig erscheinende Forderung stelle, da wir Geburtshelfer gerade in dieser Richtung oftmals unglaubliche Dinge sehen. So habe ich selbst erst kürzlich erlebt, daß eine Frau knapp nach der Geburt eines strammen Mädchens sich vor den Vorwürfen ihres Gatten fürchtete, weil dieser sich nur einen Sohn gewünscht hatte; so habe ich schon oft erlebt, daß Männer in ihren egoistischen Gefühlen soweit gingen, wahre Rohheitsakte gegen das Seelenleben der jungen Mutter zu vollbringen, wenn unglücklicherweise nur ein Mädchen geboren wurde! – – –

Unmittelbar – das heißt hier etwa acht oder zehn Tage – vor der Geburt läßt sich an der schwangeren Frau eine deutliche Unruhe bemerken. Wird diese auch untertags durch die Fülle der Tagesereignisse ein wenig abgeschwächt, so tritt sie ganz besonders stark in der Nacht auf, raubt der hochschwangeren Frau den Schlaf und macht sie körperlich schwach und matt. Das Ziehen und Drängen nach der Scheide wird immer deutlicher, und von Zeit zu Zeit krampft sich der harte Unterleib bretthart zusammen. Plötzlich aber tritt die erste, wenn auch noch so leichte wirkliche Wehe ein, die sich durch ziehende, krampfartige Schmerzen im Kreuz äußert; damit erscheint auch das erste Signal für den bevorstehenden Akt der Geburt gegeben, für jenen Akt, der von allen Frauen so gefürchtet ist, der aber auch alle Frauen wegen der großen hierbei ausgestandenen Schmerzen mit Stolz und Freude erfüllt.

Zur Mutter geworden.

Die Angst vor der Geburt – Betrachtungen über das Wochenbettfieber – Antisepsis und Desinfektionslehre – Hygienische Vorbereitung der Geburt – Hygiene der Geburt.

Nicht bloß der dem Weibe angeborene Mutterinstinkt ist es, der jenes Übermaß an Liebe hervorzurufen vermag, welches nur der mütterlichen Liebe anhaftet, sondern in erster Linie unstreitbar die Größe jener Schmerzen, welche jede Frau mitmachen muß, um ein Kind zu gebären. Macht sich auch jede Frau von der Dauer und Größe dieser durch die Wehen hervorgerufenen Schmerzen die verschiedensten, in der Regel irrigsten Vorstellungen, so sind diese alle noch nicht ausreichend genug, um der Wirklichkeit auch nur annähernd zu entsprechen. Wie ich schon an anderer Stelle

betonte, erachte ich den Wehenschmerz als den größten aller überhaupt möglichen körperlichen Schmerzen; gleichzeitig aber auch als den einzigen Schmerz, den vollständig zu stillen die Wissenschaft dem Arzte verbietet, weil dadurch der normale Vorgang der Geburt im üblen Sinn beeinträchtigt würde. Während wir Ärzte bei allen übrigen Krankheitsbildern uns bemühen, den Schmerz auf ein Mindestmaß herabzumindern, erscheint uns jede neue schmerzhafte Wehe deshalb so erwünscht, weil wir wissen, daß die Frau um so rascher den Akt der Geburt vollendet, je heftiger und schmerzhafter die Wehen auftreten.

Spezielle Winke für die seelische Hygiene der gebärenden Frau zu geben, erscheint uns deshalb nicht angebracht, weil die Frau durch die Wehenschmerzen so sehr aus jedem seelischen Gleichgewicht gebracht wird, daß sie in der Regel, jeder Überlegung bar, keinerlei Art von Zuspruch zugänglich ist. Die strengste Rücksichtnahme auf alle seelischen Schwankungen während der letzten zwei Monate der Schwangerschaft muß es sein, die zumindest jene Basis der Freude auf das kommende Kind schafft, welche die gebärende Frau alle Schmerzen gerne ertragen läßt. Sie und mit ihr ganz bestimmte Forderungen der rein körperlichen Hygiene und einer peinlichsten Fürsorge, welche in ihr ein Gefühl der Beruhigung hervorrufen und jeden Gedanken an eine, wenn auch noch so geringe Gefahr ertöten müssen. Hierher gehört in erster Linie die Wahl einer erfahrenen Hebamme und auch, soweit dies möglich ist, das Heranziehen eines erfahrenen Arztes. Dies aber nicht bloß deshalb, um vom ersten Augenblick ab jede einzelne Phase des Geburtsaktes als solchen zu überwachen, sondern namentlich deshalb, weil diese beiden Personen alle Vorkehrungen zu treffen gesetzlich verpflichtet sind, welche nach menschlicher Voraussicht jede Lebensgefahr für Mutter und Kind auszuschließen vermögen.

Nicht jener verhältnismäßig geringen Gefahren sei hier gedacht, welche sich durch Mißverhältnisse des mütterlichen Beckens und des kindlichen Kopfes oder aber durch eine abnormale Lage der Frucht ergeben können, sondern vornehmlich einer einzigen, der größten Gefahr, welche in früheren Jahrzehnten seuchenartig wütete und die gesündesten Frauen nach vollständig normalen Geburten dahinzuraffen vermochte: das tückische Wochenbettfieber.

Zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, zu einer Zeit also, wo die medizinische Wissenschaft die Lehre von der Antiseptik und von der Desinfektion noch nicht kannte, fielen dem sogenannten Kindbett- oder Wo-

chenbettfieber nahezu fünfzehn bis zwanzig Prozent der gebärenden Frauen zum Opfer. Man konnte dem Würgengel der Wochenbettinfektion namentlich deshalb nicht beikommen, weil man über die unmittelbare Ursache desselben nicht aufgeklärt war. Erst um das Jahr 1850 gelang es einem Geburtshelfer, namens Ignaz Semmelweiß, der ursprünglich in Wien, später in Budapest wirkte, jene Entdeckung zu machen, welche mit einem Schlage das Kindbettfieber derartig zu bannen vermochte, daß heute kaum zwei von tausend Fällen auch nur die geringsten Anzeichen des Fiebers zeigen. Semmelweiß, den wir wohl mit Fug und Recht als den größten Wohltäter der Menschheit zu bezeichnen berechtigt sind, lieferte den Nachweis, daß das Wochenbettfieber auf das Eindringen verschiedener Bakterien und Mikroorganismen in die äußeren und inneren Geschlechtsorgane der Frau, welche nach jeder Geburt ungezählte kleinste und größere Wunden aufweisen, zurückzuführen sei und daß diese Krankheitserreger in kürzester Zeit von den Wunden aufgenommen und durch die Blut- und Lymphbahnen verschleppt werden, sich innerhalb weniger Tage ungeahnt reichlich vermehren und den ganzen Körper sozusagen vollständig vergiften. Gegen eine solche Vergiftung wehrt sich der Organismus dadurch, daß er höhere Temperaturen erzeugt, welche sich nach außen hin in Form höchster Fieberkurven erkenntlich machen. Je nach der Konstitution des Körpers, je nach dem Grade der Infektion, nach der Zahl der eingewanderten Bakterien beginnt innerhalb weniger Stunden ein schwerer Kampf zwischen dem sich wehrenden Organismus einerseits, zwischen der verheerenden Wirkung der eitererregenden Eindringlinge andererseits. Sind diese letzteren in diesem Kampfe auch nur für wenige Stunden Sieger geblieben, dann gibt es keine Rettung mehr, dann ist das Leben der Mutter, die eben erst neues Leben geschenkt hatte, rettungslos verloren.

Das Kindbettfieber, also die Infektion des Körpers auf dem Wege der Geburtsorgane, ist die schwerste, fast kann man sagen einzige gefährliche Krankheit, welche unter allen Umständen zu verhüten die moderne Geburtshilfe mit vollem Erfolg bestrebt ist.

Semmelweiß, der als erster die Entstehungsursache des Wochenbettfiebers zu ergründen vermochte, war auch der erste, der uns jene Wege wies, welche wir einschlagen mußten, um nicht nur die Frau vor den schädlichen Krankheitskeimen zu schützen, sondern auch die eiterbildenden Krankheitserreger selbst zu töten und unschädlich zu machen. Ebenso wie wir es schon in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts erlernten,

jede andere Wundinfektion von dem Körper, selbst bei geringsten Verletzungen, ferne zu halten, ebenso wie die Chirurgie sich der zahlreichen Entdeckungen einer planvollen und erfolgreichen Antisepsis bemächtigte, eroberte die Wissenschaft der Desinfektion das Gebiet der Geburtshilfe.

Die Erkenntnis des Umstandes, daß solche Krankheitserreger und Mikroorganismen sich ohne Unterlaß an allen Orten befinden, daß es keinen Raum, keinen Gegenstand des Alltagslebens, ja nicht einmal einen Kubikmeter Luft gäbe, wo sie nicht anzutreffen wären, wurde ebenso verwertet, wie die Lehre von der leichten Übertragbarkeit dieser Keime von eiternden Wunden, Halsentzündungen, Furunkeln, kleinen Abszessen usw. durch dritte Personen. Die Luft eines Raumes, in dem ein mit diesen oder ähnlichen Krankheiten behafteter Patient liegt, ist mit solchen Bakterien geschwängert; mehr aber noch sind alle in unmittelbarster Nähe des Kranken sich befindlichen Gegenstände von Tausenden dieser Keime übersät, die in größerer oder kleinerer Menge an den Händen, an den Kleidern gesunder Personen haften bleiben, dem Körper aber so lange nichts anhaben können, als sie nicht durch irgendeine kleinste oder größere Wunde Eingang finden. Die Widerstandsfähigkeit und lange Lebensdauer dieser Bakterien befähigt sie, tage- und wochenlang an den Möbeln, den Vorhängen, den Wäschestücken usw. aktiv haften zu bleiben. Wir können daher eigentlich behaupten, daß wir unaufhörlich in einer Atmosphäre solcher Giftkeime leben. Und dennoch sind wir gegen die bösen Folgen dieser Feinde des menschlichen Lebens geschützt, weil wir größeren Verletzungen verhältnismäßig selten ausgesetzt sind.

Wie so ganz anders aber verhält es sich bei einer Frau nach der Geburt eines Kindes? Der ganze Geburtskanal, von der Gebärmutter bis zum Scheidenausgange, ist durch den Druck des vordringenden kindlichen Schädels an tausenden Stellen gequetscht, gedrückt und verletzt worden. Der Gebärmutterkanal und der äußere Muttermund zeigt kleinere und größere, tiefere und oberflächlichere Rißwunden und die ganze Innenfläche der Gebärmutter selbst wird zu einer einzigen, riesig großen Wunde, weil sich der hier fest anhaftende Mutterkuchen nach der Geburt loslöst, um als Nachgeburt abzugehen. Aus tausend und abertausend Stellen blutet die Frau mehrere Tage hindurch und jeder einzelne Tropfen dieses Blutes bildet für Bakterien jeder Art den besten Nährboden.

Mit eminenter Macht drängte sich uns Ärzten die Erkenntnis auf, daß mehr und peinlicher vielleicht noch als bei jeder anderen Verletzung des

Körpers gerade nach einer Geburt – richtiger gesagt während der ganzen Geburt – alle Keime von dieser Riesenwunde ferngehalten werden müssen. So entstanden, auf der Lehre Semmelweiß fußend, eherne Gesetze der Antisepsis und Asepsis für den Arzt, für das Pflegepersonal, wohl aber auch für die gebärende Frau selbst; Gesetze, die deshalb auf das strengste und peinlichste befolgt werden müssen, weil sie gegen Krankheit und Tod der jungen Mutter gerichtet sind.

Diese Gesetze genau zu kennen, deren Gebote peinlichst genau zu befolgen, darf nicht bloß den Ärzten und dem Pflegepersonal vorbehalten bleiben, sondern muß als Allgemeingut der ganzen Menschheit, vornehmlich aber allen Frauen mitgegeben werden, weil sie, nur sie uns Bürgschaft gegen Siechtum, Tod und Not, Bürgschaft für Gesundheit, Glück und Freude geben!

Die Lehre von der Desinfektion erfand unaufhörlich neue Mittel, welche imstande sein sollten, alle Bakterien in kürzester Zeit zu vertilgen. Wenn ich hier von der namentlichen Aufzählung all dieser Medikamente und Chemikalien Abstand nehme, so geschieht dies deshalb, weil ich zuvörderst des wirksamsten Desinfektionsmittels Erwähnung tun will: des kochenden Wassers und des Wasserdampfes. Diesen beiden, stets und überall zur Verfügung stehenden, so einfachen Mitteln können die Bakterien nicht widerstehen, da sie ausnahmslos in kürzester Zeit durch höhere Temperatur getötet werden. Ohne Zusatz irgendwelcher chemischer Mittel werden alle Instrumente dann keimfrei, wenn sie fünfzehn Minuten hindurch im kochenden Wasser verbleiben; dieselbe Wirkung erreichen wir bei Watte, Verbandzeug und Wäsche dadurch, daß wir diese eine halbe Stunde lang strömendem Wasserdampf aussetzen.

Anders verhält es sich mit dem Körper des Menschen, der nur dadurch keimfrei gemacht werden kann, daß er zunächst gründlich mehrere Minuten hindurch mit Wasser und Seife von dem anhaftenden Schmutz gereinigt, sodann mit Desinfektionsflüssigkeiten übergossen und mit diesen in möglichst lange Berührung gebracht wird. – – –

Wenn ich hier diese kleine Bemerkung einschob, so tat ich dies deshalb, weil erst nach Kenntnis derselben die vielen Forderungen begreiflich erscheinen werden, welche jede Geburt erheischt und welche unbedingt erfüllt werden müssen, um die Gefahr eines eventuellen Kindbettfiebers nach bestem Wissen und Gewissen ausschließen zu können. Daß bei jenen Geburten, die nicht in der Wohnung der Frau, sondern in irgendeiner Anstalt

vor sich gehen, alle Erfordernisse der Asepsis mit selbstverständlicher Genauigkeit befolgt werden, ist natürlich. Ebenso natürlich muß es aber auch sein, wenn wir trachten, bei allen im Privathause vor sich gehenden Geburten alles zu tun, was im Rahmen der Möglichkeiten steht.

So soll in erster Linie das Zimmer, in welchem die Frau niederzukommen beabsichtigt, für den Akt der Geburt sorgfältig vorbereitet werden. Da auch der Staub des Alltags, jener Staub, der sich selbst in der reinlichsten und nettesten Wirtschaft vorfindet, als Keimträger in Betracht kommt, erscheint die übertriebenste Reinhaltung des Raumes als allererste und oberste Bedingung. So wären alle uns als Staubfänger bekannten Einrichtungsgegenstände, wie Fenstervorhänge, Teppiche, Portieren, Nippsachen und Dekorationsgegenstände, zu entfernen; nicht aber erst in dem Momente, wo die Frau zu gebären beginnt, da begreiflicherweise der Staub erst recht aufgewirbelt würde. Das Herrichten des Raumes soll vielmehr schon ein bis zwei Wochen vor der erwarteten Niederkunft erfolgen. Schmutzige Wäsche, staubige Kleider, mit einem Worte alle Gegenstände, die irgendwie infektionserregend wirken könnten oder als Infektionsträger zu bewerten wären, sind zu entfernen, und nur jene Möbelstücke wären in dem Raume zu belassen, welche bei der Geburt und im Wochenbette unbedingt nötig sind. Als Hauptforderung müßte aufgestellt werden, daß das sogenannte Ehebett, also das Bett des Gatten, entfernt wird und daß das Bett der Frau derart gestellt wird, daß es von beiden Seiten zugänglich ist. Die in vielen Büchern gemachten Vorschriften über die Entfernung der Kasten, Nachtkästchen, Spiegel und Tische, mit einem Worte die oft geforderte totale Ausräumung des Schlafzimmers und Umwandlung desselben in ein Spitalszimmer ist deshalb schon ganz ungerechtfertigt, weil diese Forderungen in den meisten Fällen nicht durchführbar wären, dann aber auch aus tausenderlei anderen Bedenken in der Regel nicht durchgeführt werden.

Sind alle Staubfänger entfernt und wird das Zimmer täglich gründlichst gereinigt, so ist in bezug auf den Raum, der womöglich sonnenseitig gelegen sein soll, genug getan; allerdings darf des wichtigen Umstandes nicht vergessen werden, daß für eine möglichst gute künstliche Beleuchtung Vorsorge getroffen wird; diese ist deshalb so nötig, weil ja die Mehrzahl der Geburten in die Nachtzeit fällt.

Die größte Aufmerksamkeit ist meines Erachtens nach dem Bette der Frau selbst zu schenken. Es genügt hier nicht, daß wir uns mit der bürgerlichen Reinheit der Wäsche als solcher einverstanden erklären, da diese

durch wochenlanges Liegen im Wäscheschrank, vom ärztlichen Standpunkt aus, ja doch nicht rein = frei von Keimen jeglicher Art bleiben kann. Die Bettwäsche, welche bei Entbindungen und im Wochenbett benutzt wird, soll absolut keimfrei sein! Dies erzielt man dadurch, daß sie nicht einmal, sondern mehrere Male gründlich ausgekocht, gewaschen und wiederholt gebügelt wird. Nach dieser Prozedur soll sie nicht wie gewöhnlich in Stößen in den Kasten gelegt werden, sondern müßte in einem in gleicher Weise behandelten Überzug eingeschlagen und in diesem abgesondert von der übrigen Wäsche verwahrt werden. Hierbei empfiehlt es sich, nur wenige Wäschestücke, etwa nur zwei bis drei Polsterüberzüge oder Leintücher, je zwei bis drei Deckenüberzüge oder Leibwäschestücke in je einem Bündel zu verschließen, da die präparierte Wäsche nur solange keimfrei bleibt, bis die Umhüllung das erste Mal gelüftet wird. Einwandfreie Untersuchungen haben ergeben, daß auf diese Art und Weise wenn schon nicht eine lange Zeit hindurch anhaltende absolute Keimfreiheit, so zumindest doch eine Keimarmut zu erzielen ist, wodurch die Gefahr für die Gebärende und Wöchnerin immerhin ganz bedeutend herabgemindert und beinahe beseitigt erscheint.

Als absolute, auch nicht in dem kleinsten Detail zu umgehende Regel und Vorschrift gilt es, daß die Geschlechtsteile der entbindenden Frau niemals und von niemanden mit undesinfizierten Händen berührt werden dürfen. Die Geschlechtsteile der gebärenden Frau müssen schon nach Beginn der ersten Wehen mit Seife und Wasser gereinigt werden, ja die moderne Geburtshilfe geht in ihrer Vorsicht sogar so weit, daß sie eine Entfernung der Schamhaare fordert, da an diesen erwiesenermaßen Tausende von Bakterien fest anhaften. Diese Reinigung der Geschlechtsteile fällt bereits in die Aufgaben der Hebamme, welche gesetzlich verpflichtet ist, die Vorschriften der Desinfektion, der Reinlichkeit und Asepsis strengstens zu befolgen. Daß der Geburtshelfer – ebenso wie sie – nur mit sorgfältig gereinigten Händen die Wöchnerin berühren darf, muß nicht erst betont werden. Während des ganzen Geburtsaktes, aber auch während der ganzen Dauer des Wochenbettes sind die Forderungen der Asepsis auch der gebärenden und geboren habenden Frau eindringlichst ans Herz zu legen. Es ist jeder Frau klarzumachen, in welch große Gefahr sie sich begibt, wenn sie mit ihren eigenen, unreinen Händen irgendwelche Manipulationen an sich selbst vornimmt oder wenn sie etwa so unvernünftig ist, unreine Tücher und Wäschestücke während der Geburt oder im Wochenbett zu verwenden.

Unverständlich erscheint mir die Tatsache, daß es heute noch Geburtshelfer gibt, welche die immer mehr und mehr überhand nehmende Sitte, in Anstalten zu entbinden, als „Modesache" bezeichnen. Ich stehe vielmehr unverrückbar auf dem Standpunkte, daß jede Frau ausnahmslos – wenn nur irgendwie möglich – trachten sollte, in irgendeiner Anstalt, sei es nun in einem Sanatorium, einem Entbindungsheim oder einer Klinik, niederzukommen, da sie nur so die bequemste und sicherste Gewähr dafür hat, nach den strengsten Regeln der Asepsis behandelt zu werden und nur so jedwede Gefahr vom Hause aus abwenden kann.

Muß aber aus irgendwelchen Gründen die Geburt dennoch im eigenen bürgerlichen Heim vor sich gehen, so wird es ratsam sein, schon rechtzeitig alle nötigen Vorbereitungen für die Geburt zu treffen. Die Unkenntnis der Frauen, namentlich jener Frauen, welche zum ersten Male entbinden, bringt es mit sich, daß wir fast immer unzweckmäßige Vorbereitungen antreffen; sei es, daß die Frau auf den Rat irgendwelcher, durchaus nicht maßgebender Personen hin ein Zuviel tut oder daß sie in der Wahl der vorgesorgten Gegenstände nicht vorsichtig genug war.

Was ist also für die Geburt selbst unbedingt vorzubereiten? Neben der, wie schon früher erwähnt, in genügender Anzahl präparierten Bettwäsche muß unter das Leintuch eine Gummieinlage gelegt werden, welche eine Breite von zirka einem Meter hat und quer über das Bett gezogen werden soll. Ist diese Einlage zu klein, um unter die Matratze eingeschlagen zu werden, so hat sie keinen Halt, bildet unzählige Falten und verschiebt sich bei jeder Bewegung der Frau. Diese Gummieinlage sollte schon während des ganzen letzten Monats eingebettet werden. Zunächst deshalb, damit sich die Frau an das Liegen auf derselben gewöhnt, dann aber vornehmlich auch deshalb, weil nicht selten die Geburt damit beginnt, daß die Fruchtblase noch vor Eintritt richtiger Wehen platzt, wobei das in reichlicher Menge abfließende Fruchtwasser das ganze Bett durchtränken kann.

Für den Akt der Geburt selbst sind zunächst all jene Maßnahmen zu treffen, welche dem Arzte und der Hebamme eine gründliche Desinfektion ihrer Hände ermöglichen. Nicht ein, sondern womöglich drei bis vier absolut reine Lavoirs sind unumgänglich nötig.

Zwei neue, möglichst harte Handbürsten sind durch wiederholtes Auskochen keimfrei zu machen und bei Beginn der Wehen neuerdings noch fünfzehn Minuten im kochenden Wasser zu sterilisieren, wobei Bedacht genommen werden muß, daß die Bürsten nicht etwa nachher aus dem Ge-

faß genommen werden dürfen, sondern im Wasser liegen bleiben müssen. Eine kleine Flasche Desinfektionsflüssigkeit (am besten Lysoform) und etwa 250 Gramm 95%iger Alkohol sind uneröffnet für den Arzt und die Hebamme bereitzuhalten. Als unbedingt notwendige Utensilien seien eine peinlichst sauber gereinigte Leibschüssel, sowie ein richtig funktionierendes Körperthermometer vorbereitet. Diese beiden Gegenstände finden ja während der ganzen Dauer des Wochenbettes alltäglich reichliche Verwendung. Desgleichen muß ein großes Kochgefäß zum Kochen großer Mengen Wassers vorbereitet sein. An Verbandmaterial wären zwei Kilogramm, in jeder Apotheke erhältlicher, keimfreier Watte zu besorgen, womöglich aber nicht in großen Kartons, sondern zu je $^1/_4$ oder $^1/_2$ Kilogramm gepackt. Dies deshalb, weil nach Eröffnung der Verpackung dem Eindringen der Keime aus der Umgebung freie Möglichkeit geboten wird, während die Watte in der Originalverpackung einwandfrei steril bleibt. Erlauben es die Verhältnisse, so wären die überall erhältlichen sterilen Wochenbettvorlagen in mehreren Kartons zu besorgen, welche dazu dienen, den sogenannten Wochenbettfluß, das in den ersten Tagen nach der Entbindung abfließende Blut, die in den späteren Tagen abfließende Serumflüssigkeit aufzusaugen. Diese Verbandmaterialien sind auf dem mit einem reinen Leintuch bedeckten Tisch vorzubereiten, während die Desinfektionsflüssigkeiten, die Handbürsten und zwei Stück Seife ihren Platz auf dem Waschtische finden. Ein oder zwei gründlich gereinigte Eimer sollen zur Aufnahme der beschmutzten und bereits gebrauchten Watte bereitgehalten werden, desgleichen ein kleines, ebenfalls mit Linnen bedecktes Tischchen, auf welchem der Arzt seine Instrumente ablegen kann.

Ich habe mit Absicht hier nur jene Vorbereitungen erwähnt, welche ausschließlich für die Frau zu treffen sind und will nun auch jene Maßnahmen erwähnen, welche gleichzeitig für das neugeborene Kind in Betracht kommen. Die Kinderwäsche selbst wird von jeder schwangeren Frau schon Wochen vorher gründlichst vorbereitet und gehört nicht in den Rahmen meiner Besprechungen. Um so mehr aber all jene Bedarfsartikel, welche für die Hygiene des neugeborenen Kindes unumgänglich nötig sind.

Hierher gehört die Badewanne mit dem Badethermometer, ein kleines Waschbecken und eine kleine, separat anzuschaffende Schale, in welcher nur jenes Wasser gehalten werden darf, welches zum Reinigen der Augen des neugeborenen Kindes verwendet wird. Solche kleine Gefäße sind unter

dem Namen der Augenschalen in allen einschlägigen Geschäften leicht erhältlich. Ein Stück Kinderseife, ein ganz weicher Waschlappen, eine ganz weiche Kinderhaarbürste, Streupulver und Gummieinlagen für das Steckkissen sind ebenso nötig, wie eine genügende Anzahl sogenannter Nabelbinden und ein Karton steriler Gazetupfer, welche für den Nabelverband gebraucht werden. Ein kleines Paket Watte hat ausschließlich für das Kind reserviert zu bleiben, da es unzweckmäßig erscheint, für Mutter und Kind dasselbe Verbandmaterial zu gebrauchen.

Es wäre wohl vergebliche Mühe, wenn ich hier über die Anzahl der vorzubereitenden Säuglingswäsche sprechen wollte. Jede Mutter glaubt möglichst viel und möglichst schöne Säuglingswäsche besorgen zu müssen und vergißt daran, daß der Säugling in der ersten Zeit seines Lebens rasch wächst, so daß die kleinen Hemdchen und Leibchen schon nach wenigen Wochen nicht mehr verwendbar sind. Treffen wir immer einen Überfluß an Leibchen, Hemdchen und Bändchen der verschiedensten Art an, so stoßen wir ebenso häufig auf einen Mangel des wichtigsten Wäschestückes, – der Windeln. Und gerade diese sollten so zahreich als nur möglich vorbereitet werden, da es für das kleine Kind von größtem Nachteil ist, etwa in feuchte oder nicht genügend ausgekochte und gereinigte Windeln eingeschlagen zu werden. Lieber zwei Hemdchen und zwei Bändchen weniger, aber ein Dutzend Windeln mehr! – – –

Zweckmäßig erscheint es, wenn schon beim Auftreten der ersten Wehen – und sei es zu welcher Zeit und Stunde immer – um den Arzt, vornehmlich aber um die Hebamme geschickt wird. Nur diese beiden Personen können beurteilen, ob es sich etwa um einen falschen Alarm oder tatsächlich um den Beginn der Geburtstätigkeit handelt. Erst in Gegenwart der Hebamme sind an der Frau selbst jene Vorbereitungen zu treffen, welche vom Standpunkte der Hygiene aus betrachtet unerläßlich erscheinen. Wenn wir auch die von uns immer wieder genannte Reinlichkeit der Frau als sicher voraussetzen wollen, so erscheint es doch zweckdienlich, jetzt in Gegenwart der Hebamme nochmals ein Reinigungsbad zu nehmen. Allerdings muß die Vorsicht beobachtet werden, diesmal die Wanne ganz besonders gründlich zu säubern, da auch die ihr anhaftenden Bakterien durch das Badewasser leicht in die nunmehr doppelt empfindsame Scheide der Frau gelangen könnten. Der Zusatz einiger Tropfen einer Desinfektionsflüssigkeit, am besten Lysoform, bietet in dieser Beziehung die größte Sicherheit. Auf jeden Fall darf jedoch dieses Bad nur so lange genommen werden, als das Frucht-

wasser noch nicht abgegangen ist, also der Blasensprung noch nicht stattgefunden hat.

Es empfiehlt sich, daß die Frau nunmehr eine ganz spezielle Toilette für die Geburt in der Art und Weise macht, daß sie ein möglichst leichtes Hemd und über dieses einen ebenso leichten Schlafrock nimmt, da durch die Wehentätigkeit ziemlich viel Wärme erzeugt wird und die Frau unter einer wärmeren Bekleidung doppelt leiden würde. Das Kopfhaar möge, soferne es lang ist, zu zwei seitlich herabhängenden Zöpfen geflochten werden. Die Füße seien womöglich mit weißen Strümpfen und leichten Hausschuhen bedeckt. Sollte das Auftreten von Krampfadern schon während der Schwangerschaft die Verwendung von Bandagen oder Gummistrümpfen notwendig gemacht haben, so müssen diese auch während der Geburt beibehalten werden, da durch die Drucktätigkeit während des Geburtsaktes eine gewaltige Inanspruchnahme der Blutgefäße erfolgt.

Hat die vernünftige Frau auch schon während der letzten Tage vor der Geburt durch leichte Kost und regelmäßige Stuhlentleerung dafür Sorge getragen, daß sie möglichst entleert zur Geburt kommt, so erscheint es doch unbedingt ratsam, bei Beginn der richtigen Wehentätigkeit durch ein Klysma, welches von der Hebamme zu verabreichen ist, namentlich die Endabschnitte des Darmes gründlichst zu entleeren. Geschieht dies nicht, so setzt sich der Druck der Bauchpresse bei den sogenannten Druckwehen unwillkürlich auch auf den Mastdarm fort, wodurch während der Geburt mit jeder Wehe Kot aus dem After gedrückt wird und eine Verunreinigung der äußeren Geschlechtsteile überaus leicht möglich ist. Außerdem aber bildet der gefüllte Mastdarm an und für sich durch Verengung der Geburtspassage ebenso ein Hindernis, wie die gefüllte Harnblase, auf deren Entleerung während der ganzen Zeit der Wehen größtes Gewicht zu legen ist. Hat einmal die Geburtstätigkeit begonnen, so sei unter allen Umständen verboten, die Frau das Klosett benutzen zu lassen; dies deshalb, weil durch die sitzende Stellung eine überaus starke Drucktätigkeit entwickelt wird, wodurch es leicht zu einer überraschend schnellen Entbindung, zu einer sogenannten Sturzgeburt kommen kann. Die Frau muß sich also schon jetzt bei diesen natürlichen Körperfunktionen der Leibschüssel bedienen, auf die sie im übrigen ja nunmehr während der ganzen Dauer des Wochenbettes angewiesen sein wird. Hier kann ich nicht umhin, die Unsitte zu rügen, diese Leibschüssel stets unter das Bett zu schieben und sie von dem immerhin staubigen Fußboden direkt in das Bett der Frau zu geben. Niemals sei

dieses wichtige hygienische Utensil unrein aufbewahrt! Nach Gebrauch auf das peinlichste gereinigt, sei es stets in ein weißes Tuch eingeschlagen und auf einen Stuhl gelegt oder aber in dem Nachtkästchen verwahrt. Bei Benutzung wird das Tuch entfernt und uns so die Gewähr gegeben, daß keinerlei Schmutz oder Staub mit der Schüssel in das Bett übertragen werden kann.

Der immer stärker werdende Schmerz der Wehen bringt als natürliche Folge eine Ungeduld und Ungebärdigkeit der Frau mit sich, welche ruhig hinzunehmen und einsichtsvoll zu bewerten der Umgebung der Frau nicht dringend genug geraten werden muß. Gütiger Zuspruch und eine Unzahl kleiner, aber mit um so mehr Dankbarkeit hingenommener Aufmerksamkeiten sind hier am Platze. Bald bestehen diese in einem Abwischen des Schweißes von der Stirne, bald wieder in einem Besprengen der Schläfen mit Kölnischwasser, am häufigsten aber darin, daß man während der Wehen selbst die Frau nach Tunlichkeit stützt und ihr so ausgesprochen körperliche Hilfe leistet. Durch die starke Schweißabsonderung tritt früher oder später ein überaus starkes Durstgefühl ein; ist man auch bestrebt, der gebärenden Frau den harmlosen Wunsch nach Wasser oder sonstigen Flüssigkeiten gerne zu erfüllen, so sei doch davor gewarnt, ihr große Mengen von Flüssigkeiten zuzuführen. In den meisten Fällen pflegt nämlich durch die Wehentätigkeit Erbrechen einzutreten, welches heftiger wird, wenn der Magen mit großen Mengen von Speise und Trank angefüllt ist.

Konnte die Frau bis zu einem gewissen Zeitpunkt der Entbindung außerhalb des Bettes verweilen, so muß sie sofort dann zu Bette gebracht werden, wenn die ersten Spuren Blutes oder aber einer sonstigen Flüssigkeit (Fruchtwasser) aus der Scheide abzugehen beginnen. Immer wieder ist die Scheide durch die Hebamme mit absolut keimfreien Wattebäuschchen von den anhaftenden Blutresten zu säubern, um den Bakterien jegliche Möglichkeit, sich hier festzusetzen, zu nehmen.

Nach längerer Dauer der Wehen, die bisher nur in der Kreuzbeingegend intensiv empfunden wurden, ändert sich plötzlich deren Charakter und die Frau hat das Empfinden, möglichst fest drücken zu müssen. Es beginnen mit dieser Erscheinung die sogenannten Druck- oder Preßwehen, und gleichzeitig ist auch das Signal gegeben, daß der kindliche Schädel bereits durch das Becken durchgetreten sei und nunmehr seinen Weg durch die Scheide nach außen zu nehmen beginnt. Konnte man während des ganzen Geburtsvorganges bis zu diesem Zeitpunkte den Launen und Wünschen der Ge-

bärenden nach Möglichkeit entgegenkommen, so erscheint es nunmehr dringend nötig, daß die Frau die Anordnungen des Arztes und der Hebamme strenge befolgt, um den Endteil der Geburt möglichst rasch und für sie möglichst schonend zu absolvieren. Ist durch die enorme Dehnung der Scheide auch der Schmerz jetzt am stärksten geworden, verleitet er auch die gebärende Frau dazu, sich ungeduldig hin und her zu werfen, so sei denn doch in diesem Stadium der Geburt jeder Frau geraten, sich möglichst ruhig zu verhalten und nur durch Betätigung der Bauchpresse, durch das sogenannte „Mitpressen" selbst dann mitzuhelfen, wenn der Schmerz in der Scheide noch so groß sein mag. Allerdings darf diese Arbeit nur dann geleistet werden, wenn eine Wehe besteht, da sonst leicht eine frühzeitige Ermüdung eintritt, welche die klaglose Abwicklung der Geburt im üblen Sinne beeinflußt.

Gerade hier erachte ich den Moment für gekommen, um über das verschiedenartige Verhalten der Frauen während des Geburtsaktes einige Worte zu verlieren. Es mag wohl in der Art der Veranlagung oder in der mehr oder minder entwickelten Größe der sogenannten Wehleidigkeit gelegen sein, daß manche Frauen von der ersten Wehe ab jammern, schreien und weinen, während andere wieder mit bewunderungswürdiger Ruhe nicht einen Laut von sich geben und höchstens durch leichtes Stöhnen am Schlusse des Geburtsaktes von der Größe der Schmerzen Zeugnis geben. Wiewohl ich mir dessen bewußt bin, daß die in dieser Beziehung erteilten Ratschläge niemals befolgt werden dürften, sei dennoch darauf hingewiesen, daß durch übermäßiges Schreien, Weinen und Lamentieren abgesehen von der Zerrüttung des Nervensystems durch die Schmerzen, eine nutzlose Kraftvergeudung statthat. Jede Frau muß sich darüber klar sein, daß ihr während der Geburt fast ein Übermaß an körperlichen Schmerzen bevorstehe; jede Frau sollte aber auch soviel Selbstzucht und Selbstbeherrschung besitzen, um ihre Schmerzensäußerungen auf ein Mindestmaß herabzusetzen. Nicht etwa aus Rücksicht auf die Umgebung; denn diese hat während einer Geburt alles über sich ergehen zu lassen, sondern aus Rücksicht auf sich selbst und auf die Möglichkeit, dem eigenen Körper irgendwelchen Schaden (Blähhals, Heiserkeit usw.) ersparen zu können. Die Frau glaube ja nicht, daß die stets vorgebrachte Bitte um endliche Erlösung und Rettung von dem Arzte oder der Hebamme überhört werde; sie glaube ja nicht, daß es ein Zeichen der Herzlosigkeit sei, wenn man sie durch Trostesworte über den Schmerz hinwegzutäuschen sucht. Das Unvermögen, vorzeitig

helfen zu können, als solches ist es, das uns zwingt, so lange zu warten, bis eine Beschleunigung der Geburt und damit eine Befreiung der Frau von ihren Schmerzen möglich ist; jede überflüssige und unzeitgemäße Intervention vermag eher Schaden, denn Nutzen zu bringen.

Trotzdem, wie schon erwähnt, die Intensität der Schmerzen beim Durchtritt des Schädels durch die enge Scheide gewiß die größte ist, gibt es fast keine Frau, die nicht in diesem Stadium der Geburt mit aller ihr zu Gebote stehenden Kraft mitdrücken und auf diese Art und Weise trachten würde, sich selbst endlich von ihren Leiden zu befreien. Sie achtet nicht mehr des Zuspruches des Arztes und der Hebamme, wiewohl gerade jetzt ein richtiges Maß des Druckes und später sogar ein mühsames Zurückhalten desselben deshalb so notwendig ist, weil durch ein zu rasches Durchdrücken des kindlichen Kopfes durch die Scheide schwere Einrisse des Dammes erfolgen können, welche für die weitere Gesundheit der Frau nicht ohne Folgen bleiben. Mag es auch noch so schwer sein, so soll jede Gebärende gegen Schluß der Geburt durch tiefes, hörbares Atmen ihre Mitarbeit unbedingt dann völlig ausschalten, wenn sie hierzu den Auftrag erhält. Nur so ist es möglich, daß der kindliche Kopf ohne nennenswerte Verletzung der Scheide langsam zutage tritt. Wenn auch in diesen Momenten der Schmerz fast unerträglich ist, so muß er doch tapfer ertragen werden; dieser größte Schmerz ist ja gleichzeitig auch der letzte, den die arme gebärende Frau zu erdulden hat. Nur wenige Minuten dauert es noch, und sie hört den ersten Schrei des neugeborenen Kindes, der ein glückliches Lächeln auf das eben noch schmerzverzerrte Antlitz zaubert, der die Frau zur glückstrahlenden Mutter gemacht hat! – – –

Die erste Sorge um das neugeborene Kind hat die Hebamme zu treffen. Der Frau aber sei eindringlichst geraten, sich unmittelbar nach der Geburt des Kindes absolut ruhig zu verhalten, um auch den letzten Akt der Geburt, die Abstoßung des Mutterkuchens (Nachgeburt), glücklich und gefahrlos zu überstehen. Dieser Akt erfolgt ungefähr fünfzehn Minuten nach der Geburt des Kindes; eine, die letzte Wehe, die stets im Vergleiche zu den früheren Wehen als verschwindend klein empfunden wird, krampft die Gebärmutter noch einmal zusammen und plötzlich schießt, begleitet von einer nicht unerheblichen Menge Blutes, die Nachgeburt aus der Scheide. Jetzt erst ist vom medizinischen Standpunkte aus betrachtet die Geburt vollständig beendet, jetzt erst ist alles glücklich vorbei! Die Frau, die junge Mutter, tritt in das Stadium des Wochenbettes, dessen nunmehr zu erläu-

ternde, hygienische Maßnahmen sie doppelt ernst befolgen muß, weil sie nunmehr auch schon ernste Pflichten als Mutter ihrem Kinde gegenüber zu erfüllen hat. – – –

Im Wochenbette.

Gefahren der Spätinfektion – Rückbildungsvorgänge des weiblichen Körpers zur Normalität – Körperpflege – Brustpflege – Der Wochenbettbesuch – Diätetische Vorschriften – Dauer des Wochenbettes – Das erste Aufstehen.

Wenn wir auch nicht eindringlich genug darauf hinweisen können, daß eine Wöchnerin durchaus nicht als Kranke anzusehen sei, so bedarf dennoch die Hygiene der Frau in den ersten Tagen nach dem Geburtsakt deshalb einer ganz besonders sorgfältigen Pflege, weil wir durch eine solche zunächst allen möglichen Komplikationen vorbeugen können, weil wir aber auch nur durch sie imstande sind, die Rückbildung des ganzen Körpers zur Normalität günstig zu beeinflussen.

Wollen wir die maßgebendsten Grundsätze der Wochenbetthygiene in einige Schlagworte kleiden, so gehen dieselben nach größtmöglichster körperlicher und geistiger Ruhe und übertrieben gewissenhafter Reinlichkeit!

Meine schon bei der Hygiene der Geburt gegebenen Erläuterungen über die Gefahr und leichte Möglichkeit einer Infektion, sind nach der Geburt des Kindes deshalb nicht als erledigt, als übertrieben und nicht mehr berechtigt zu betrachten, da eine Übertragung fiebererregender Krankheitskeime naturgemäß so lange möglich ist, als die bei der Geburt entstandenen Wunden noch nicht verheilt sind. Diese Heilung beansprucht in der Regel einen Zeitraum von zirka acht bis zehn Tagen, und so lange müssen daher auch die Vorschriften der Desinfektion und Reinlichkeit auf das strengste befolgt werden.

In bezug auf das Wochenbettzimmer sei gesagt, daß dieses dauernd peinlichst sauber gehalten werden muß; der Fußboden und die Möbel sind täglich feucht aufzuwischen, um ein Aufwirbeln des Staubes durch trockenes Kehren zu verhüten. Mehrmals des Tages ist unabhängig von der Jahreszeit und Witterung für eine entsprechende Lüftung und Zufuhr frischer Luft zu sorgen, wobei allerdings darauf Bedacht zu nehmen ist, ausgesprochene Zugluft zu vermeiden. Der in früheren Zeiten übliche Brauch, die Temperatur des Zimmers bis auf 20 Grad zu erhöhen und die Wöchnerin

selbst unter einer Unzahl von Decken zu begraben, ist jetzt – zum Glücke der Wöchnerin – bereits überkommen; wohl aber trachtet noch immer jede junge Mutter das neugeborene Kind möglichst warm zu halten und es sorgfältig vor jedem Lufthauch zu bewahren. Auch diese Maßnahme ist nicht richtig, wenngleich zugestanden werden muß, daß der kleine Säugling erst nach und nach an jäh wechselnde Temperaturen gewöhnt werden soll. Die ganz moderne Säuglingspflege verpönt mit Recht das Steckkissen und gestattet so dem nur durch leichte Decken geschützten Kind die freie Bewegung der Füße und Arme.

Nicht scharf genug zu tadeln und zu verdammen ist die der Mutterliebe und dem Mutterglück entspringende Gewohnheit, den Säugling in das Wochenbett zu nehmen. Abgesehen davon, daß die immerhin reichlichen Ausdünstungen der Wöchnerin für die Atmungsorgane des Kindes alles eher denn zuträglich erscheinen, sei hier von den großen Gefahren gesprochen, welche dem kleinen Kinde insbesondere dann drohen, wenn es die Mutter während der Nacht bei sich behalten will. Trotzdem die moderne Richtung der Hygiene jede Mutter vor solcher Gewohnheit warnt, ereignen sich doch immer wieder von neuem Fälle, in denen eine Frau durch eine ungewollte Wendung ihres Körpers ihren Säugling im Schlafe erdrückt oder aber dessen Erstickungstod veranlaßt. Das Kind soll von der ersten Stunde seiner Geburt ab unentwegt in seiner Wiege liegen und soll nur zum Zwecke des Säugens der Mutter in das Bett gegeben werden. Dieser grundlegende Satz muß, so hart er auch klingen mag, im Interesse des Kindes unbedingt befolgt werden. Das Mutterglück und die Mutterliebe müssen soweit aufopfernd sein, daß sich die Frau in den ersten acht bis zehn Tagen damit begnügt, den Säugling nicht bei sich im Bette, sondern in der Wiege n e b e n dem Bette zu haben!

Die Reinlichkeit des Wochenbettes spielt selbstverständlich in erster Linie auf das Bett und auf die Leibwäsche der Frau hin, soweit es sich um jene Reinlichkeit handelt, die wir als „äußerliche" Reinlichkeit bezeichnen wollen. Die Frau wechsle womöglich jeden Tag ihre Leibwäsche; diese sei aber stets vorgewärmt, um einen, wenn auch noch so kurz andauernden jähen Temperaturwechsel zu vermeiden. Diese Forderung ist deshalb notwendig, weil besonders in den ersten Tagen des Wochenbettes eine überaus starke Schweißabsonderung einzutreten pflegt und dadurch die Möglichkeit einer Verkühlung leichter gegeben erscheint. Können auch die Kissen mühelos gewechselt und erneuert werden, so erscheint es doch nicht zweck-

dienlich, die Frau in den ersten acht Tagen umzubetten. Vielmehr begnüge man sich, quer über das Bett, unter das Gesäß der Frau einen sogenannten „Durchzug" zu legen, welcher am besten aus einem vierfach der Länge nach zusammengelegten Leintuch hergestellt wird, welches der Quere nach unter das Gesäß der Wöchnerin gelegt und durch Einrollen der Enden leicht gewechselt werden kann. Dieser Wechsel vollziehe sich in den ersten Tagen mindestens zweimal täglich!

Mit Rücksicht darauf, daß sich die Gebärmutter unmittelbar nach der Geburt des Kindes auf die Hälfte ihres eben noch so großen Volumens zusammenzieht und sich im Verlaufe des Wochenbettes weiterhin bis zur normalen Größe rückbilden soll, erscheint es zweckmäßig und für das künftige Leben der Frau von außerordentlicher Wichtigkeit, die während der Schwangerschaft überdehnten und jetzt schlaff gewordenen Bauchdecken tunlichst zu stärken. Dies geschieht am besten dadurch, daß der Frau unmittelbar nach der Geburt eine von der Schoßfuge bis handbreit über den Nabel reichende, aus derben Stoffen verfertigte Leibbinde fest angelegt wird. Wo die beste Form derselben – durch Schnallen jederzeit verstellbar – nicht zur Hand sein sollte, genügt eventuell ein derbes Frottierhandtuch, welches seitlich durch Sicherheitsnadeln festgehalten wird.

Die Rückbildung der Gebärmutter geht am leichtesten dann vor sich, wenn diesem, früher übermäßig gedehnten Muskelorgan, besonders in den ersten zwei Tagen nach der Geburt Ruhe gegönnt wird. Daher ergeht an jede Wöchnerin die dringende Forderung – so unangenehm es für sie auch sein mag –, in den ersten zwei Tagen eine möglichst ruhige Rückenlage einzunehmen. Durch ruheloses Umherwälzen im Bette oder gar durch unvernünftiges Aufsetzen innerhalb der ersten achtundvierzig Stunden können sich leicht Lageveränderungen der Gebärmutter bilden, welche späterhin zu jahrelangen Leiden zu führen vermögen. Ebenso wie diese absolute Ruhelage strenge befolgt werden sollte, rate ich aber jeder Wöchnerin – soweit es natürlich ihr sonstiges Wohlbefinden zuläßt –, bereits vom vierten Tage ab eine Art von Gymnastik zu treiben, um die schlaffen Bauchmuskeln wieder straff zu gestalten. Die ersten Übungen dieser Gymnastik haben darin zu bestehen, daß die Frau die Kopfkissen entfernen läßt, flach im Bette liegt und etwa zehnmal hintereinander ganz langsam, ohne Zuhilfenahme der Hände, den Oberkörper bis zum Sitzen erhebt. Ebenso langsam ist aus der sitzenden Stellung wieder in die liegende Stellung zurückzukehren. Diese Übung ist von Tag zu Tag in ihrer Dauer und Intensität zu vergrö-

ßern, bis es die Frau nach dem Verlassen des Bettes vermag, durch eine allgemeine Körpergymnastik die Muskulatur derart instand zu setzen, daß alle entstellenden Folgeerscheinungen einer Schwangerschaft, wie etwa Hängebauch usw., vermieden werden. Auf diese Weise kann die Frau am besten ihrer eigenen Eitelkeit dienen, da sie so die Gewähr dafür hat, ihre „schöne Figur" wieder zu erlangen. – – –

Habe ich vorerst diese allgemeinen Betrachtungen erwähnt, so sei unser Augenmerk nunmehr auf jene Vorgänge gerichtet, welche sich an den Geschlechtsorganen selbst abspielen. Dadurch, daß die ganze Innenfläche der Gebärmutter und der Scheide infolge der Ablösung des Mutterkuchens einerseits und des Durchtrittes des Kindeskörpers andererseits in eine große blutende Wunde umgewandelt wurde, tritt in den ersten drei Tagen nach der Niederkunft ein bald stärkerer, bald schwächerer Blutabgang aus den Geschlechtsteilen auf. In dem Maße, als sich die zahllosen Wunden überhäuten und zu normalen Geweben zurückbilden, wandelt sich dieser Blutabgang in einen durch Serum gelblich gefärbten Ausfluß um, der in der Regel weitere vier bis fünf Tage andauert, um sich schließlich in eine reichliche, weiß gefärbte Absonderung umzugestalten. Unter dem Sammelnamen des „Wochenflusses" bekannt, beansprucht die Absonderung aus der Scheide der Wöchnerin vom ersten Tage ab ebenso eine strenge Beobachtung von seiten des Arztes und der Pflegepersonen, wie er gleichzeitig auch zu übertriebener Reinlichkeit zwingt, weil der Flüssigkeitsstrom als solcher einen guten Weg und Nährboden für fiebererregende Keimträger abgibt. Deshalb muß dieser Wochenbettfluß in Vorlagen aufgefangen werden; diese sollen unbedingt aus sterilen Materialien bestehen, sollen also keimfrei sein und müssen möglichst oft gewechselt werden. Niemals darf der Wechsel der Vorlagen von der Wöchnerin selbst vorgenommen werden, ebenso wie er niemals mit ungewaschenen Händen geschehen soll. Steht die Frau während des Wochenbettes unter ärztlicher Kontrolle, so sind die Vorlagen in einem Nebenraume des Wochenbettzimmers aufzubewahren und dem Arzte zu zeigen; er vermag es aus der Menge, aus der Art und aus dem Geruch dieser Absonderungen zu beurteilen, ob der Verlauf des Wochenbettes ein normaler sei oder nicht. Der geringste Grad eines üblen Geruches gibt dem Arzt schon einen Fingerzeig dafür, daß Fäulniskeime abgeschieden werden und gibt gleichzeitig das erste Warnungssignal dafür ab, daß der Heilungsprozeß im Innern der Gebärmutter nicht ein wandfrei vor sich gehe. Eine richtige Beurteilung ist jedoch nur dann möglich, wenn die tägliche Hygiene und Reini-

gung der Geschlechtsteile selbst eine einwandfreie ist, da ansonsten ein übler Geruch auch durch Schweißabsonderungen der Frau wohl vorgetäuscht werden könnte.

Wie hat nun diese örtliche Reinigung und Desinfektion der Geschlechtsorgane einer Wöchnerin zu geschehen? Die Frau wird von der Pflegeperson auf die Leibschüssel gelegt und in dieser Stellung werden die Geschlechtsteile mit einer desinfizierenden Lösung (am besten eignen sich hierzu einige dem abgekochten Wasser zugesetzte Tropfen Lysoform) solange abgegossen, bis alle anhaftenden Blutkrusten entfernt sind. Hierauf hat eine Trocknung mit steriler Watte zu erfolgen. Eine frische Vorlage wird zum Aufsaugen für den neu ausfließenden Wochenfluß, am besten mittels einer Binde, vor die Schamteile fixiert. Diese Reinigung hat früh und abends zu erfolgen, muß aber unbedingt auch dann eingeschoben werden, wenn die Frau durch Urin- oder Stuhlentleerung die Möglichkeit einer Verunreinigung gegeben hat.

In den ersten zwei Tagen nach der Geburt pflegen diese beiden eben erwähnten Funktionen des Körpers in der Regel nur mit entsprechender Nachhilfe vor sich zu gehen; namentlich kann häufig durch den Druck, welchen das Kind bei seinem Durchtritt durch das Becken auf die Harnröhre und die Harnblase ausübt, eine vorübergehende Lähmung dieser beiden Organe eintreten, so daß die Wöchnerin nicht urinieren kann und zur künstlichen Abnahme des Urins (Katheterismus) geschritten werden muß. So unangenehm auch dieses Ereignis erscheinen mag, berechtigt es dennoch nicht zu irgendwelcher Beunruhigung, da die Erfahrung lehrt, daß diese Störung am dritten Tage von selbst schwindet.

Es gehört zur Regel, daß am ersten und zweiten Tag des Wochenbettes eine Stuhlverhaltung besteht, welche am dritten Tage durch eine Darmspülung beseitigt werden muß. Unbedingt erforderlich ist es, während des Wochenbettes strengstens auf regelmäßige Entleerung der Harnblase und des Mastdarmes zu achten. Sind auch viele Frauen anfangs nicht imstande, diese normalen Funktionen bei ruhiger Rückenlage auf der Leibschüssel zu befriedigen, so darf denn doch dem Wunsche solcher Frauen, diese Obliegenheiten auf andere Art zu erledigen, absolut nicht willfahren werden. Nicht selten leisten zum Zwecke des leichteren Urinierens warme Umschläge recht gute Dienste. Die Erfahrung lehrt, daß ausnahmslos jeder Mensch, wenn auch manchmal nur sehr schwer, doch daran gewöhnt werden kann, seine Entleerungen auf der Leibschüssel zu absolvieren. Erwähnt sei hier noch-

mals, daß diese Leibschüssel ebenso wie alle anderen mit den Geschlechtsorganen in Berührung kommenden oder nur in deren Nähe gebrachten Gegenstände auch jetzt noch absolut rein und sauber sein müssen. Nur so ist es möglich, das Wochenbett zu einem normalen zu gestalten und die Frau selbst vor dem geringsten Grad einer Infektion oder eines Wochenbettfiebers zu schützen.

Den sichersten Beweis für einen einwandfrei normalen Verlauf des Wochenbettes gewährt uns neben dem Allgemeinbefinden der Wöchnerin deren Temperatur. Eine gesunde Wöchnerin hat während des ganzen Wochenbettes normale Temperatur, deren höchste Grenze mit siebenunddreißig Grad gegeben ist. Selbst bei bestem subjektivem Allgemeinbefinden muß die Temperatur morgens und abends durch Einlegen des Thermometers in die Achselhöhle gemessen werden, wobei zu empfehlen wäre, vom ersten Tage ab die Höhe der abgelesenen Grade schriftlich festzulegen. Vor dem Gebrauch ist die Quecksilbersäule des Thermometers gewissenhaft herabzuschleudern; bis zum Ablesen der bestehenden Temperatur hat das Thermometer zehn Minuten lang in der Achselhöhle der Wöchnerin zu bleiben. Selbst eine Steigerung der Temperatur von nur drei bis vier Zehntelgraden, also um drei bis vier Teilstriche des Thermometers, hat schon Bedeutung und darf nicht als nebensächliche Erscheinung bewertet werden, wie dies leider so oft geschieht. Gibt uns doch der Körper oft dadurch das erste Signal, daß sich irgendwo ein krankhafter Vorgang abspielt oder erst entwickle. Ausgenommen von dieser beachtenswerten Möglichkeit sei jene geringe Temperatursteigerung, welche wir am dritten oder vierten Tage fast jedes Wochenbettes zu beobachten Gelegenheit haben, jenes geringgradige Fieber, welches im Volksmunde als „Milchfieber" bezeichnet und auf das Einschießen der Milch in die Brüste der Frau zurückgeführt wird. Vom ärztlichen Standpunkte aus kann dieser Naturvorgang gewiß niemals geeignet erscheinen, um eine höhere und länger andauernde Temperatursteigerung mit sich zu bringen; wohl aber müssen wir eine solche dann anerkennen, wenn in den Brustdrüsen der Frau ein Übermaß an Milch erzeugt wird, so daß es bei nicht vollständigem Absaugen der Milch durch den Säugling zu leichten Stauungen in den Drüsenpaketen kommt. Dieses Ereignis geht niemals vor sich, ohne das Allgemeinbefinden der Wöchnerin in der Art zu stören, daß spannende Schmerzen, namentlich in den seitlichen Partien der Brüste, auftreten und bis in die Achselhöhlen ausstrahlen. Richtig verordnete und streng zu befolgende Maßnahmen sind fast ausnahmslos

imstande, eine solche Störung innerhalb vierundzwanzig bis sechsunddreißig Stunden vollständig zu beheben. Grundbedingung ist hier, daß die schweren Brüste der Frau mittels eines Verbandes in Form zweier dreieckiger Tücher gestützt und gehoben werden, daß ferner die sich etwa vorbereitenden Entzündungserscheinungen durch häufig gewechselte, feuchtwarme Umschläge bekämpft werden. Unter allen Umständen aber, also auch bei größten Schmerzen, muß der Säugling weiterhin angelegt werden, da das Absaugen und Abtrinken der Milch unzweifelhaft die rascheste und natürlichste Methode ist, um die Stauung zu beheben und alle Krankheitserscheinungen spurlos zum Verschwinden zu bringen.

Erscheint uns die eben besprochene Komplikation des Wochenbettes, die nur dann große Dimensionen annehmen kann, wenn sich die Frau aus irgendeinem Grunde wehrt, das Kind selbst zu säugen, oder wenn auf dem Wege der Brustwarzen eine Infektion erfolgt, verhältnismäßig harmlos, so ist um so größere Vorsicht dann am Platze, wenn innerhalb der ersten vier Tage die Temperatur der Wöchnerin unter gleichzeitig auftretenden Schüttelfrösten höhere Grade, etwa bis zu neununddreißig oder vierzig Grad erreicht. Dann ist wohl untrüglich jenes gefürchtete Ereignis eingetreten, das unter dem Namen des Kindbett- oder Wochenbettfiebers in früheren Jahrzehnten zu jenem Schreckgespenst aller Ärzte geworden war, dessen Wesen ich ja schon früher eingehend behandelt habe. Läßt sich auch nachträglich die unmittelbar veranlassende Ursache fast niemals genau konstatieren, so ist doch mit absoluter Sicherheit anzunehmen, daß irgendeine Verunreinigung der wunden Geschlechtsorgane stattgefunden haben muß. Unter stets häufiger auftretenden Schüttelfrösten, deren jeder einzelne davon Zeugnis gibt, daß neuerlich eine reiche Aussaat infektiöser Keime in die Blutbahnen der Frau eindringt, verschlimmert sich rasch der Allgemeinzustand der Frau. Der Puls wird fliegend, die Atmung kurz und schnell, der Unterleib gespannt und äußerst schmerzhaft, das Bewußtsein getrübt oder gar erloschen. Schon achtundvierzig Stunden nach dem Auftreten der ersten stürmischen Symptome sieht das kundige Auge des Arztes, daß die Frau unrettbar verloren und ein Opfer des Todes sei. Die Krankheitskeime haben auf dem Wege der Blutbahnen den ganzen Körper überschwemmt und eine allgemein fortschreitende Vergiftung, die nirgends Halt macht (Sepsis), erzeugt.

In ganz wenigen Ausnahmefällen nimmt das Kindbettfieber einen, wenn auch für die Wöchnerin unangenehmeren und schmerzhafteren, so doch für

den Arzt günstiger zu beurteilenden Verlauf. Dann nämlich, wenn die Infektionskeime ihren Weg von der Gebärmutter in die Eileiter und Eierstöcke nehmen, sich nicht aber den ganzen Blutbahnen mitteilen, sondern durch einen Zufall Halt machen und auf die erwähnten Organe und deren engste Umgebung beschränkt bleiben. Schmerzhafte Entzündungen, Exsudate und Vereiterungen der Eierstöcke und des Beckenzellgewebes bedingen ein zwar wochenlanges, schmerzhaftes, von hohen Fieberkurven begleitetes Krankenlager, führen aber in der Regel unter fachgemäßer Beobachtung und Leitung der Behandlung früher oder später denn doch zur völligen Genesung der Frau.

Nicht immer muß die Infektion durch das Pflegepersonal oder durch Gegenstände, mit welchen die Wöchnerin in Berührung kam, direkt erfolgen. Es ist wissenschaftlich nachgewiesen, daß eine Gefahr für die Wöchnerin selbst dann besteht, wenn Menschen, die irgendeinen Eiterherd (Furunkel, Fingerwurm usw.) oder aber irgendeine katarrhalische Erkrankung (Influenza, Grippe, Schnupfen usw.) in sich tragen, durch ihre bloße Anwesenheit die Luft des Zimmers mit Bakterien verunreinigen können, daß also eine Infektion auch indirekt ausgelöst werden kann. Mit Rücksicht auf diese Übertragungsmöglichkeit schreibt das Gesetz vor, daß Ärzte, Hebammen und Pflegepersonen, welche mit einer an Wochenbettfieber erkrankten Wöchnerin auch nur in entfernteste Berührung kommen, niemals eine gesunde Wöchnerin besuchen dürfen.

Wenn wir die eben geschilderten Gefahren richtig einschätzen, wenn wir andererseits die Rücksichtslosigkeit unserer Mitmenschen frei und offen einzugestehen wagen, drängt sich uns wie von selbst die Erkenntnis auf, wie schädlich die Unsitte der üblichen Wochenbettbesuche ist. Ein Unfug, der deshalb rücksichtslos abgestellt werden sollte, weil jede Wöchnerin auch seelische Erholung beansprucht und unbedingt zu schonen ist. Jeder, selbst ein der Frau noch so angenehmer Besuch ermüdet die junge Mutter deshalb, weil ja doch von allen Besuchen immer wieder über dieselben Dinge gesprochen zu werden pflegt. In bezug auf Rücksichtslosigkeit leisten sich – es sei hier freimütig bekannt – gerade die weiblichen Besucher ganz Unerhörtes. Jede einzelne von ihnen glaubt eine Ausnahme sein zu dürfen, jede von ihnen wünscht, daß sich die Wöchnerin vor ihr keinerlei Zwang auferlege, jede von ihnen glaubt sich befugt, die Gebote der Hygiene und der Reinlichkeit durchbrechen zu dürfen. Grundfalsch ist es, wenn solche Besuche bereits am zweiten oder dritten Tage nach der Niederkunft vorgelas-

sen werden, ebenso wie es nicht am Platze ist, wenn die Wöchnerin aus Gründen der Höflichkeit sich und ihr Ruhebedürfnis verleugnen zu müssen glaubt. Nicht selten sehen wir Ärzte, daß infolge der durch allzu reichliche oder allzu lange Besuche sich einstellenden Ermüdung, höchst wahrscheinlich aber auf Basis leichter Infektionen leichte Temperatursteigerungen auftreten, welche mit einem Schlage aufhören, wenn wir jeden Besuch verbieten. Wäre es nicht vernünftig, wenn sich jede Wöhnerin ausnahmslos in den ersten sechs Tagen auf ein strenges Besuchsverbot des Arztes berufen würde, mag es nun wirklich gegeben worden sein oder nicht? Dieses Besuchsverbot hätte aber unter allen Umständen dann auch selbst gegen die nächste Umgebung zu gelten, wenn diese nicht einwandfrei gesund ist! Selbst dem eigenen Gatten müßte aus Gründen der Vorsicht der Zutritt zu dem Wochenbett verwehrt werden, wenn er etwa nur im leichtesten Grade an einer der früher genannten, unter normalen Verhältnissen gewiß ganz harmlosen Erkrankungen leidet. Ich erinnere mich eines schweren Kindbettfiebers, dessen Ursache solange zweifelhaft blieb, bis sich zufällig herausgestellt hat, daß der Gatte der Wöchnerin an einem Furunkel in der Achselhöhle litt. – – –

Es obliegt uns nunmehr, unser Augenmerk auf eine überaus wichtige Frage zu lenken, nämlich auf die Frage der zweckmäßigen Diät und Ernährung der Wöchnerin. Wie sich in allen übrigen Dingen in den letzten Jahrzehnten ein völliger Wandel der Anschauungen und ärztlichen Maßnahmen vollzog, so hat auch die Ernährung der jungen Mutter im Wochenbette eine ganz gewaltige Änderung erfahren. Es mag etwa nur zwei bis drei Jahrzehnte her sein, da man noch glaubte, die Wöchnerin unter allen Umständen als eine schwerkranke Frau behandeln und sie tagelang auf reine Milch- und Suppendiät setzen zu müssen. Die Frauen, welche während des Aktes der Geburt ein Übermaß an Arbeit leisten und außerdem in den ersten Tagen des Wochenbettes durch das Säugungsgeschäft einen namhaften Kräfteverlust erleiden, bekamen noch zu Zeiten unserer Großeltern in den ersten drei Tagen nichts anderes als Einbrennsuppe und Milchdiät. Heute stehen wir auf dem Standpunkte, jeder Wöchnerin, namentlich aber der stillenden Frau, schon vom zweiten Tage ab eine möglichst kräftige und nahrhafte Diät zu verordnen. Unmittelbar nach Beendigung des Geburtsaktes gelte es als Regel, der Frau ein Glas warme Milch, welcher unter Umständen sogar einige Tropfen Kognak beigesetzt werden, zu verabreichen. Schon am zweiten Tage sei der Frau die Möglichkeit geboten, an einer leich-

ten Weichspeise (Geflügel oder Kalbfleisch) Kräftigung zu finden. Ein leichtes Gemüse, eine leichte Mehlspeise oder aber Kompotte jeder Art bringen in den nächsten Tagen rasch jene vom Arzte gewünschte Abwechslung und Mischung in die Diät, welche auch deshalb von größtem Werte ist, weil durch sie die immer wieder zu beobachtende Darmträgheit am schnellsten und mühelos bekämpft werden kann. Im Verlaufe des dritten bis fünften Tages kehre die Wöchnerin zu ihrer gewohnten Ernährung zurück, wohl aber mit der Einschränkung, daß blähende Mehlspeisen und Gemüse (Germspeisen und Hülsenfrüchte), saure und allzu fette Speisen vermieden werden. Eine teilweise Änderung der normalen Lebensweise und der normalen Diät muß aber unter allen Umständen dann stattfinden, wenn die Wöchnerin ihr Kind selbst zu säugen gewillt ist. Hier kommt nämlich die Tatsache in Betracht, daß der Körper zur Bildung der Milch unbedingt einer immerhin vermehrten Zufuhr von Flüssigkeiten bedürfe. Ganz falsch ist die Ansicht, daß nur die Verabreichung möglichst großer Mengen von Milch als solcher oder aber von Suppen, in welcher Form immer, für die Milchbereitung in Betracht kommt. Jede dem Körper einer stillenden Frau zugeführte Art von Flüssigkeit gibt ihren gewissen Anteil zur Bildung der Milch ab. Es erscheint daher zweckmäßig, daß die stillende Frau neben einem reichlichen Frühstück – ein bis zwei Tassen Milch, Milchkaffee, Tee oder Kakao – als zweites Frühstück einen Teller Suppe zu sich nehme.

Neben vielen anderen Ammenmärchen ist wohl von den Berufsammen mit besonderer Vorsicht und Absicht jenes Märchen erfunden worden, nach welchem der Genuß von mindestens ein bis zwei Liter Bier unbedingt nötig sei, um eine gute, kräftige Milch zu bekommen. Das Bier spielt dieselbe Rolle wie jede andere Flüssigkeit und möge nur dann verabreicht und genossen werden, wenn es von der Wöchnerin selbst gewünscht wird. Ferner gelte als Regel, daß die Wöchnerin niemals, etwa aus Gründen der Sorge für eine Verbesserung der Milch in qualitativer Beziehung, sich den Magen mit ungewohnt fetter oder allzu reichlich genossener Speise überlädt, da jede auch nur vorübergehend auftretende Verdauungsstörung weitaus schädlichere Folgen für das Kind hat, als der Umstand, daß an einem Tage die Milch weniger reichlich oder weniger fett aus den Brüsten fließt.

Um die in jedem Falle auftretende schwere Sorge einer richtigen Diät im Wochenbette teilweise zu erleichtern oder völlig zu nehmen, sei auf die im Anhange beigegebene Diättabelle für die Wöchnerin hingewiesen. – –

Die altdeutsche Redensart, eine Frau „sei in die Wochen gekommen",

darf deshalb volle Berechtigung für sich in Anspruch nehmen, weil der Körper der Frau mindestens sechs Wochen benötigt, um sich vollständig zurückzubilden. Wollen wir auch ohne weiteres zugestehen, daß es übertrieben wäre, eine Frau nach einem so natürlichen Ereignis, wie es die Geburt darstellt, sechs Wochen lang im Bette zu halten, so lehren uns die angestellten Beobachtungen und Erfahrungen, daß ein Frühaufstehen, wie etwa die von Amerika ausgehende Idee, eine Wöchnerin bereits am dritten Tage aufstehen zu lassen, durchaus falsch ist. Nachprüfungen in dieser Hinsicht haben ergeben, daß diese „Mode" durch den Druck der um diese Zeit noch ganz wesentlich vergrößerten Gebärmutter auf das Beckenbindegewebe neben schweren Verlagerungen der Gebärmutter auch nicht unwesentliche Senkungen der Scheide und der Gebärmutter hervorrufe, Leiden, welche in späteren Jahren Anlaß zu einer operativen Behandlung der Frau bilden. Denselben Zweck, welchen die ausländischen Ärzte durch ein frühes Aufstehen der Wöchnerin erreichen wollen – eine möglichst frühzeitige Stärkung der Bauchmuskulatur –, erreichen wir durch die früher angegebenen Turnübungen, welche vom vierten Tage ab viele Wochen hindurch zu üben sind.

Wir stellen es als Forderung hin, daß die Frau, um von allen unangenehmen Folgeerscheinungen verschont zu bleiben, acht bis zehn Tage lang im Wochenbette bleibe, allerdings nicht in absolut ruhiger Rückenlage, wie dies noch von unsereren Großeltern gefordert wurde, sondern vom dritten Tage ab in möglichst oftmaliger, aber langsam und vorsichtig auszuführender Bewegung; vom vierten Tage ab möge unbedingt, mehrere Stunden hindurch, die sitzende Stellung eingenommen werden, um durch eine freie Entfaltung der Atmung eine möglichst kräftige Durchlüftung der Lunge zu erzielen, wohl aber auch um gleichzeitig die Muskulatur des Bauches zu stärken. Ein Aufstehen am achten Tage des Wochenbettes kann nur dann gestattet werden, wenn der Verlauf ein absolut fieberfreier gewesen ist und wenn besonders ein Ereignis, welches recht häufig als Begleiterscheinung aufzutreten pflegt, ausgeblieben war.

Ich denke hier an eine Schwellung der Beine, wie sie nicht selten im Wochenbette dadurch zustande kommt, daß kleine, aus den Wunden der Geschlechtsorgane sich abstoßende Blutgerinnsel in die Blutgefäße der unteren Extremitäten gelangen und daselbst schwere oder leichtere Bilder einer Venenentzündung hervorrufen; dies namentlich dann, wenn die Frau während der Schwangerschaft einen höheren Grad von Krampfadernbildung aufwies. In solchen Fällen muß unbedingt das Urteil des Arztes für

den Termin des Aufstehens maßgebend sein, ebenso wie es die Vorsicht gebietet, in den ersten Tagen nach dem Wochenbette die Füße in gleicher Weise zu bandagieren, wie dies in der Schwangerschaft geschah.

Falsch wäre es, wenn wir der Frau gestatten würden, aus dem Wochenbette aufzustehen und sofort den ganzen Tag über auf zu bleiben. Am ersten Tage möge sich jede Wöchnerin mit zwei bis drei Stunden außerhalb des Bettes begnügen und möge diese Zeit ihres Aufseins im Laufe der nächsten drei Tage nach und nach so steigern, daß sie schließlich am vierzehnten Tage vollständig außer Bett bleiben kann.

Nicht nur Bedenken für die Gesundheit der Frau sind es, die uns zu solchen Vorschriften leiten, sondern namentlich die Erkenntnis und Kenntnis der Tatsache, daß fast alle Frauen der Meinung sind, sofort nach dem Verlassen des Bettes wieder in vollem Ausmaße ihren Pflichten als Hausfrau und Mutter obliegen zu können. Die übermäßige Inanspruchnahme und Vergeudung der immerhin etwas geschwächten Körperkräfte bleibt niemals ohne Rückwirkung auf das Allgemeinbefinden der Frau, namentlich dann nicht, wenn sie ihr Kind selbst stillt. Unzweckmäßige und unbedachte Körperleistungen führen in nicht seltenen Fällen zu schweren Blutungen, zu Ohnmachtsanfällen und zu verschiedenen Krankheitsbildern, welche die Frau, kaum daß sie das Wochenbett verlassen hat, wieder auf ein langes Krankenlager werfen können.

Im Anschlusse an die eben angestellten Betrachtungen sei darauf verwiesen, daß der Termin des ersten Ausgehens von der Jahreszeit und von dem herrschenden Wetter abhängig zu machen ist. Nicht die Luft als solche schadet der eben genesenen Wöchnerin, die ja während des Wochenbettes bei jedem Wetter in einem gründlich gelüfteten Wochenbette zu liegen hatte, sondern nur die Gefahr einer Verkühlung ist es vornehmlich, welche zu vermeiden wäre. Im allgemeinen soll der erste Ausgang erst nach Ablauf der dritten Woche gemacht werden. Ebenso darf erst nach dieser Zeit das erste, so ersehnte Reinigungsbad gestattet werden. Dieses Bad soll nicht zu heiß sein (Höchstgrenze neunundzwanzig Grad Réaumur) und darf höchstens zehn Minuten lang dauern. Erst nach diesem ersten Reinigungsbade ist die Frau ihrem Alltagswirken wiedergegeben, mag sie nun Amme sein oder nicht.

Die Frau als Amme.

Das erste Anlegen des Säuglings – Brustpflege – Das Stillgeschäft – Reinlichkeit und Regelmäßigkeit – Stillpausen – Stilldauer – Das „Absetzen" des Kindes – Für und wider das Stillen!

Es mag wohl im Wandel der Zeiten und mit ihm in der geänderten Stellung der Frau im Kulturleben gelegen sein, wenn die natürlichste Pflicht, welche jede junge Mutter gegen ihr Kind zu erfüllen hätte, auf welche die Frauen früherer Jahrzehnte stolz waren, in unserer Zeit immer mehr zurückgedrängt, ja fast sogar als ein veraltetes, unmögliches Verlangen gewertet wird. Bei den Frauen der besseren und allerbesten Stände könnte für diese Auffassung die allzu große Rücksichtnahme auf die Mode verantwortlich gemacht werden, würde nicht das Alltagsleben lehren, daß tausend andere Gründe bestehen, welche die jungen Mütter so oft und so leicht an diese schönste und hehrste Pflicht des Stillens vergessen lassen.

Statistische Forschungen lehren uns, daß in den letzten drei Jahrzehnten immer mehr und mehr Säuglinge der Mutterbrust entbehren müssen. Diese Tatsache darf gewiß nicht nur als eine Modesache gewertet, muß vielmehr als eine Folgeerscheinung des rastlosen Lebens und jener vielen Anforderungen gedeutet werden, welche heutigen Tages fast jede Frau nötigen, irgendeinen Beruf – und sei es auch bloß den Beruf der Hausfrau – so intensiv zu betreiben, daß ihr für das Stillgeschäft nur wenig oder gar keine Zeit übrig bleibt. Mag auch die soziale Bestrebung der neuesten Zeitepoche der schwangeren Frau ebenso wie der Wöchnerin Wohltaten der verschiedensten Art zugute kommen lassen, so enthebt sie die arbeitende Frau denn doch noch nicht der Aufgabe, vier Wochen nach der Niederkunft ihrem alten Berufe und Broterwerbe nachzugehen, welcher sie oft stundenlang von ihrem Heim und dem neugeborenen Kinde ferne hält und ihr es so ganz unmöglich macht, das Kind zu stillen.

Dennoch müssen wir vom ärztlichen Standpunkte immer wieder betonen, daß es ausnahmslos Pflicht jeder einzelnen Frau wäre, für die Ernährung ihres Kindes allein zu sorgen, sofern sie gesund ist. Gründe der Eitelkeit oder aber jene gesuchten Vorwände, welche letzten Endes auf Vergnügungssucht und Bequemlichkeit zurückgehen, dürfen unter keinerlei Umständen anerkannt werden. Wir Ärzte müssen deshalb so sehr auf der Forderung des Stillens durch die Mutter bestehen, weil wir erfahrungsgemäß wissen, daß trotz aller Fortschritte der Medizin bisher noch

kein vollwertiger Ersatz, noch kein gleichwertiges Nahrungsmittel für die Muttermilch gefunden wurde. Die Erfahrung lehrt uns, daß Säuglinge gegen die mannigfaltigen Gefahren und Erkrankungen des allerersten Lebensalters widerstandsfähiger sind, sofern sie durch Muttermilch ernährt wurden, daß „Flaschenkinder" aber trotz ihres auffallenden, raschen und blühenden Gedeihens im Vergleich zu den Brustkindern in ihrer Entwicklung früher oder später irgendein Defizit aufweisen.

Bewegen sich diese Betrachtungen in jenen Grenzen, welche eine Rücksichtnahme auf das Kind erfordern, so weiß die medizinische Wissenschaft auf der anderen Seite auch eine ganze Unzahl von Vorteilen für die Frau selbst zu schätzen, die ihr durch das Stillgeschäft erwachsen. Die nachfolgenden Zeilen werden uns unvermerkt über die eine oder andere Erscheinung Aufschluß zu geben imstande sein, welche sowohl der Frau als auch dem Kinde Schaden oder Nutzen zu bringen vermag.

Hat schon während der Schwangerschaft die Größenzunahme der Brüste den Beweis dafür geliefert, daß sich diese für das Stillgeschäft vorbereiten, so pflegen unmittelbar nach der Geburt – entweder schon nach einigen Stunden oder aber am zweiten Tage – die Brüste eine weitere Veränderung dahin zu erfahren, daß sie nunmehr noch größer und härter werden und in der Frau das Gefühl einer stetig zunehmenden Spannung wachrufen. Die Erklärung hierfür ist dadurch gegeben, daß durch Reizerscheinungen, welche auf die von mir schon so oft erwähnten Drüsen mit Innensekretion zurückzuführen sind, ein Großteil der dem Körper zugeführten Flüssigkeitsmenge zur Brustdrüse hinströmt und diese zur Bereitung und Lieferung der Milch veranlaßt. Fast ausnahmslos pflegt schon vierundzwanzig Stunden nach erfolgter Niederkunft das an die Brust angelegte Kind eine wenn auch ganz geringe Menge einer gelblichen Flüssigkeit aus den Brustwarzen saugen zu können. Diese als „Kolostrum" bezeichnete Vormilch ist im Gegensatz zu der Milch der späteren Zeit sehr fettarm, fast könnte man sagen bar jeglichen Nährwertes; und doch bleibt sie für das neugeborene Kind insofern von größter Wichtigkeit, als ihr ganz bestimmte Eigenschaften beigemessen werden. So soll beispielsweise durch sie der ganze Verdauungstrakt des Säuglings gereinigt und für die spätere Milchnahrung empfänglich gemacht werden, so soll aber auch gerade in dieser Vormilch jenes wichtige Lebenselixier enthalten sein, welchem die Übertragung von allerlei Eigenheiten der Mutter auf das Kind zugeschrieben wird. Es ist ein Fehler, dem neugeborenen Kind länger als vierundzwanzig Stunden die

Muttermilch vorzuenthalten. Dies deshalb, weil erst durch den Akt des Saugens, durch das kräftige Anziehen des Kindes an der Brustwarze jener Reiz auf die Brustdrüse ausgeübt wird, welcher nötig ist, um am dritten Tage das sogenannte „Einschießen" der vollwertigen Milch in die Brüste zu veranlassen. Handelt es sich um ein überaus schwächliches Kind, so wird es gut sein, in dem Falle, als es sich und seinen Hunger durch die wenigen Tropfen der Vormilch nicht befriedigt zeigen würde, mit einigen wenigen Löffelchen warmen, gezuckerten Kamillentees nachzuhelfen.

Ist auch die Aufregung und Nervosität, ebenso wie die immer zu beobachtende Ungeschicklichkeit der jungen Mutter beim ersten Anlegen des Kindes in gewissem Sinne zu verstehen, so sei doch darauf hingewiesen, daß gerade die ersten Versuche einer Frau als Amme eine besonders große Geduld erheischen. Man muß dem neugeborenen Kinde sozusagen die Brustwarze im wahrsten Sinne des Wortes „mundgerecht" machen. Man muß das Kind in seinen Bemühungen, die Brustbeere erfassen zu können, nach Möglichkeit unterstützen. Wird die Frau nicht entsprechend belehrt, so macht sie bei den ersten Versuchen gewiß eine Unzahl von Fehlern, die als solche schon geeignet sind, dem Kinde das Saugen fast unmöglich zu machen. Man darf nicht vergessen, daß das Kind während des Saugens darauf angewiesen ist, seine Atmung ausschließlich durch die Nase zu betätigen, daß also das Kind nur dann saugen kann, wenn seine Nasenlöcher frei liegen. Wird aber das Kind, namentlich bei großen, vollen Brüsten, möglichst fest an die Brustwarze gedrückt, so faßt es dieselbe zwar, beginnt auch daran zu ziehen, muß aber in jenem Momente mit dem Saugen aufhören, in welchem es Lufthunger bekommt; das Kind läßt die Warze los und atmet durch den freigewordenen Mund Luft ein. Wieder wird es angelegt und wieder geschieht derselbe Fehler; in den seltensten Fällen denkt die Frau daran, daß sie es sei, welche diesen Mißerfolg herbeiführt. Die Nervosität wird immer größer, die Versuche werden immer rascher und immer unrichtiger wiederholt, bis sich schließlich die Frau schon nach den ersten wenigen Versuchen entmutigt einbildet, ihr Kind nicht stillen zu können und schon deshalb willfährig nach dem „Flascherl" greift, weil sie fürchtet, daß der Säugling verhungern könne. Und doch sind all diese Widerwärtigkeiten mühelos und rasch zu vermeiden, wenn der Frau nur ein einziges Mal von einer erfahrenen Person die Technik des Anlegens gezeigt wurde. Die Frau spreize den Zeige- und den Mittelfinger der Hand, fasse zwischen diesen beiden Fingern unter ganz leichtem Druck die Brustwarze

und schiebe sie dem Kinde in den Mund. Ist dies geschehen, so muß die Frau die beiden Finger sofort kräftig gegen die Brustdrüse, also gegen den Brustkorb niederdrücken, um das Gewebe der Brust von den Nasenlöchern des Kindes zu entfernen und ihm so die freie Nasenatmung ungehindert zu ermöglichen. Ich kenne keinen einzigen Fall, in welchem nicht auf diese Art und Weise prompt der erwünschte Erfolg eingetreten wäre; es sei denn, daß es sich um eingezogene oder tiefliegende Brustwarzen, um sogenannte „Hohlwarzen" handelt, die sich nicht aufrichten lassen und daher auch von dem Säugling nicht gefaßt werden können.

Als Grundbedingung für das Säugungsgeschäft sei peinlichste Sauberkeit und gründlichste Regelmäßigkeit hingestellt.

In bezug auf die Sauberkeit möge die Frau niemals daran vergessen, daß durch das kräftige Erfassen der Brustwarzen, noch mehr aber durch das Quetschen und Saugen an denselben, leicht kleinste Verletzungen und Schrunden entstehen können, welche in ihrer raschen Heilung dadurch gehindert werden, daß sie jede dritte oder vierte Stunde neuerlich einem Reize ausgesetzt werden müssen. Mit Rücksicht auf diese Erscheinung haben wir schon bei Besprechung der Hygiene der Schwangerschaft den Frauen empfohlen, Frottierungen der Brustwarzen mit Alkohol vorzunehmen, um dieselben derber und widerstandsfähiger zu machen. Eine solche Maßnahme kommt jetzt bei der jungen Amme natürlich nicht mehr in Betracht; wohl aber muß die Brustwarze vor jedem Säugungsakt gründlich gereinigt werden. Dies geschieht am besten dadurch, daß stets in einem kleinen Gefäße eine dreiprozentige Borwasserlösung bereitgehalten wird; vor jedem Säugungsakt muß die Brustwarze mittels eines in diese Lösung getauchten Wattebausches leicht abgewaschen werden. Intensives Waschen und Reiben ist verboten, weil dadurch erst recht kleinste Verletzungen entstehen könten. Nach dem Säugen ist die Brustwarze mit einem trockenen Wattebausch abzuwischen und im Falle auch nur der geringsten Empfindlichkeit während der Stillpausen mit einem kleinen Läppchen zu bedecken, welches mit irgendeiner indifferenten Fettsalbe (Vaselin, Borvaselin oder dem zu diesem Zwecke besonders zu empfehlenden Mammelin) bestrichen wird. Ist das unangenehme Ereignis einer etwa gar blutenden kleinen Schrunde an der Brustwarze eingetreten, so sei deshalb nicht verabsäumt, sofort ärztlichen Rat einzuholen, weil diese offenen Stellen leicht die Eingangspforte für irgendwelche Infektions- und Entzündungserreger bilden und so zur Ursache einer überaus schmerzhaften Entzündung, manchmal sogar einer

Vereiterung größerer oder kleinerer Partien der Brustdrüsen werden können. Durch eine solche Erkrankung wird auf längere oder kürzere Zeit das Stillgeschäft zur Unterbrechung gebracht und sowohl dem Kinde als auch der Mutter Schaden verursacht. Dem Kinde dadurch, daß es zu einem Wechsel in der Ernährungsart gezwungen wird, der Frau aber durch die quälenden Schmerzen wie auch durch die Entstellung der Brustdrüsen, wenn zu einer größeren Operation geschritten werden müßte.

Fälschlich wurde in früheren Zeiten angenommen, daß eine Vereiterung der Brustdrüse nur dann zustandekommen könne, wenn irgendeine Verunreinigung aus dem Munde des Säuglings auf die Mutter übertragen werde. Hieraus und noch aus vielen anderen Gründen entwickelte sich die Gepflogenheit, dem Säugling möglichst oft die Mundhöhle in der Weise zu reinigen, daß ein Stückchen neue Leinwand über einen Finger der Pflegeperson gestülpt und dem Kinde mit diesem mehrmals des Tages der Mund ausgewischt wurde. Wir müssen auf Grund unserer heutigen modernen Erfahrungen auf das entschiedenste vor jeder derartigen „Reinigung" des Säuglingsmundes warnen. Der sich auf der kindlichen Zunge bildende Belag ist die Folge der Milchnahrung und kann dem Säugling niemals schädlich werden, solange die Zunge selbst frei von jeder Verletzung bleibt. Er kann aber dann zu einer Erkrankung und Einwanderung von Pilzen (Soor) führen, wenn durch das eben geschilderte Auswischen kleinere oder größere Verletzungen an der Zunge oder an den empfindlichen Schleimhäuten der kindlichen Wangen entstehen.

In gleichem Maße, wie diese eben geschilderte altmodische Ansicht als unrichtig erkannt wurde, hat die moderne Medizin die leider heute noch bei rückständigen Frauen anzutreffende Meinung verworfen, wonach der Säugling ohne jedes System immer dann zur Brust genommen werden müsse, wenn er durch Weinen oder Schreien sein Verlangen nach der Mutterbrust kundgibt. Der oberste Grundsatz für jede Amme, der, wie schon erwähnt, in Reinlichkeit und Regelmäßigkeit gipfelt, muß unbedingt auch in die Tat umgesetzt werden. Es genügt, den Säugling in pünktlichst einzuhaltenden Pausen von drei bis vier Stunden an die Brust zu nehmen, wobei jedoch als strengste Regel hingestellt werden muß, daß eine nächtliche Pause von sechs bis sieben Stunden unter allen Umständen eingeschaltet sei. In erster Linie ist durch Pausen von drei bis vier Stunden die Gewähr gegeben, daß der kindliche Magen zu intensiver und zweckmäßiger Arbeit geleitet und dann erst wieder mit Nahrung gefüllt wird, wenn die letzte Mahlzeit bereits

gänzlich oder nahezu verdaut ist; dann aber verhindert diese Regelmäßigkeit die verschiedensten Magen- und Darmerkrankungen, namentlich jene schweren Darmkatarrhe, welche in einigen wenigen Tagen zu ganz erheblichen Gewichtsverlusten des kleinen Kindes führen können. Die nächtliche Pause aber ist deshalb von so großer Wichtigkeit, weil der kindliche Magen eine Pause zur Erholung von der tagsüber geleisteten Verdauungsarbeit unter allen Umständen haben muß. Im Hinblick auf die Mutter hingegen bietet uns die genau nach der Uhr einzuhaltende Regelmäßigkeit die einzige Sicherheit dafür, daß sich die Brustdrüsen immer wieder strotzend mit Milch füllen, so daß das Kind dann mühelos seine Nahrung erhält und in zehn bis fünfzehn Minuten satt wird. Diese Sättigung kennzeichnet sich dadurch, daß der Säugling noch an der Mutterbrust einschläft und die Brustwarze seinen Lippen entschlüpfen läßt.

Wiewohl jede junge Mutter, besonders in den ersten Tagen aus Furcht, das Kind könne verhungern, nur schwer zu Pausen von vier Stunden zu bewegen ist, gelingt dies bei einiger Energie fast immer. Schwerer, weitaus schwerer ist die Mutter davon zu überzeugen, daß die nächtliche Pause schon von dem allerersten Lebenstage an streng einzuhalten ist und daß gerade in den ersten Nächten das Kind gleichsam dahin dressiert werden müsse, daß ihm schon jetzt der Begriff der Nacht und der Nachtruhe beigebracht wird. Jegliches Mitleid mit „dem armen" schreienden Kinde ist hier falsch angebracht. Mag auch die zweite und dritte Nacht noch durch oftmaliges Schreien des Kindes unterbrochen sein, so verzweifle die Mutter nicht und denke nicht gleich an schweres Leid und schwere Krankheit, sondern sei standhaft und unnachsichtig. Die strenge Befolgung der Vorschrift, unter keinerlei Umständen das Kind nachts an die Brust zu nehmen oder aber gar so lange wiegend auf den Händen herumzutragen, bis es wieder einschläft, führt oft schon in der fünften Nacht dazu, daß das Kind von zehn Uhr abends bis sechs Uhr früh durchschläft und sich sehr rasch an diese Art einer Nachtruhe gewöhnt. Nachtruhe für sich und Nachtruhe namentlich auch für die Mutter, welche ja mit dem Stillgeschäft gewiß auch eine schwere Pflichterfüllung und Arbeit auf sich genommen hat und nur dann durch ihre Ammenschaft nicht von Kräften kommen kann, wenn sie die wohltuende Ruhe eines siebenstündigen ungestörten Schlafes genießt. Dieselbe Amme wird aber für die Dauer eines ganzen Jahres damit rechnen können, mehrmals im Verlaufe einer Nacht aufstehen, das Kind an die Brust nehmen, herumtragen und in den Schlaf wiegen zu müssen, wenn sie

die Energie für die ersten Nächte nicht aufbringen konnte. Diese ersten Nächte im Leben eines kleinen Kindes sind für das Glück und die Ruhe des Säuglings, der Eltern und des ganzen Hauses während der Nachtstunden eines ganzen Jahres entscheidend!

Empfehlenswert ist es ferner, wenn das Kind bei jeder Mahlzeit abwechselnd nur an eine Brust gelegt wird; bloß in Ausnahmefällen, also bloß in jenen Fällen, wo das Kind nach zehn Minuten noch nicht satt ist oder nicht mehr imstande wäre, aus der einen Brustdrüse Milch zu saugen, sei es gestattet, auch von der zweiten Brust nachzufüttern. Bei der nächsten Mahlzeit aber muß mit der zuletzt gereichten Brust wieder begonnen werden, um so der leer getrunkenen Brust Gelegenheit zu bieten, neuerlich Milch in entsprechender Menge zu erzeugen.

Wenn diese hier gegebenen Regeln streng befolgt werden, so ist die Gewißheit geboten, daß sowohl die Mutter als auch das Kind während der ganzen Zeit des Stillens sich des besten Wohlbefindens erfreuen werden. Das Kind in dem Sinne, daß es von Woche zu Woche an Gewicht zunimmt, die Mutter in dem Sinne, daß sie während des Stillens aufblüht und nicht das Bild einer vielgeplagten, leidenden und entkräfteten Frau bietet.

Und nun zu einer anderen wichtigen Frage, zu der Frage, wie lange das Kind gesäugt werden müsse! In früheren Jahrzehnten, zur Zeit unserer Großmütter, nahm man den Säugling solange an die Brust, als er danach verlangte. So kam es, daß oft Kinder bis zum Alter von eineinhalb bis zwei Jahren von der ob dieses Verlangens glückstrahlenden Mutter an die Brust genommen wurden, wiewohl sie schon längst nicht mehr auf diese angewiesen schienen.

Im Gegensatz zu dieser Ansicht haben sich die modernen Frauen der Jetztzeit, sofern sie sich überhaupt zu dem „Opfer" des Stillens herbeilassen, einen möglichst kurzen Termin „konstruiert", der sich auf die Zeit von zwei bis höchstens drei Monaten beschränkt. Diese Frauen glauben, dem Kinde durch dieses „Opfer" einen „Grundstock" für die kommende Gesundheit gegeben zu haben und wähnen dadurch ihrer Pflicht als Mutter vollauf Genüge getan zu haben! Wenn auch zugestanden werden muß, daß im dritten Lebensmonat der Übergang von der mütterlichen Ernährung zur künstlichen Ernährung des Kindes in der Regel ohne größere Schwierigkeiten durchführbar ist, so muß denn doch betont werden, daß die junge Mutter erst dann ihre Pflicht dem Kinde gegenüber vollauf erfüllt hat, wenn sie eine Stillzeit von mindestens neun Monaten leistete. Gewöhnlich

fühlen die Frauen durch mancherlei kleinere Beschwerden, wie etwa stechende Schmerzen im Rücken und in den Schultern, durch Blutarmut, Kräfteverfall geringeren Grades, Appetitlosigkeit usw., um diese Zeit selbst, daß ihnen das Kind allzuviel Kräfte entnehme und daß die durch die Milch gebotene Nahrung jetzt doch nicht mehr genüge, um das Kind so weit zu sättigen, daß es befriedigt ist.

Von jeder Amme wird die Zeit des Entwöhnens deshalb so sehr gefürchtet, weil hier der jungen Mutter wieder – wie so oft im Leben der Frau – die tollsten Märchen und Erzählungen aufgetischt werden. In der Praxis und bei richtiger Durchführung gestaltet sich aber die Entwöhnung des Kindes fast immer vollständig harmlos und ohne jedwede Schädigung. Sie geht im Verlaufe von zwei bis drei Wochen anstandslos vor sich, sofern nur die junge Mutter entsprechend aufgeklärt und wohlüberlegt geführt wird.

Am besten geschieht die Entwöhnung – das „Absetzen" – in der Art und Weise, daß zunächst eine Mahlzeit vormittags, desgleichen eine nachmittags dem Kinde entzogen und durch eine künstliche Mahlzeit (Milchbrei, Biskuit oder Milch) ersetzt wird. Nach einigen Tagen wird eine zweite Brustmahlzeit entzogen und rascher als vermutet sind wir so weit, daß sich das Kind nur mit einer oder zwei Brustmahlzeiten am Tage zufriedengeben muß. Auch diese beiden Mahlzeiten werden aber in der nächsten Woche gestrichen, und so hat sich das Absetzen des Kindes reibungslos für Mutter und Kind innerhalb eines Zeitraumes von vierzehn Tagen vollzogen. Immerhin wird sich noch mehrere Wochen hindurch aus der mütterlichen Brust Milch entleeren, entweder in der Form, daß sie von selbst aus den Brustwarzen abtropft oder aber dadurch, daß ein spannendes Gefühl in den Brüsten die junge Mutter zwingt, die noch immer vorhandene Milch durch Drücken aus den Brüsten zu entleeren. Die Maßnahme, die Brüste durch ein gutsitzendes Miederleibchen festzuschnüren und nach aufwärts zu binden, genügt aber in der Regel, um auch diese Unannehmlichkeit rasch zum Schwinden zu bringen, so daß die Frau keinerlei üble Folgen zu tragen hat.

Der von mir schon so oft erwähnte Einfluß der Drüsen mit innerer Sekretion auf alle mit den Geschlechtsteilen zusammenhängenden Erscheinungen ist die Ursache, daß die Frau während der Zeit des Stillens, also solange sie Amme ist, in der Regel keine Menstruation hat; allerdings kennen wir auch viele Fälle, in welchen trotz des Stillens im vierten oder fünften Monate nach der Geburt plötzlich die Periode wieder auftritt. Die Mehrzahl der Frauen glaubt durch dieses Symptom einen Fingerzeig gegeben zu

haben, daß sie das Stillen unterbrechen müsse, ausgehend von der Meinung, daß die Milch schlecht oder gar „vergiftet" sei und dem Kinde schade. Diese Ansicht ist falsch, wenngleich zugestanden werden muß, daß die Milch infolge der Allgemeinstörung des körperlichen Befindens während der Tage der Menstruation ihrer Qualität nach etwas minderwertiger als in den Tagen völliger Normalität ist.

Dieselbe Zauberkraft der inneren Drüsen bringt es mit sich, daß während der Zeit des Stillens in den Eierstöcken die Arbeit zu ruhen oder auf ein geringes Maß beschränkt zu sein scheint. Ist auch die komplizierte, feine Arbeit im Innern des Körpers den Frauen völlig unbekannt, so glauben doch alle aus dem Umstande des Ausbleibens der monatlichen Periode schließen zu dürfen, daß eine neuerliche Schwängerung während der Zeit des Stillens ausgeschlossen sei. Die unzähligen Fälle, in denen während des Stillens eine neuerliche Schwängerung erfolgt und erst gelegentlich einer Untersuchung durch den Arzt festgestellt wird, geben Zeugnis dafür, wie falsch diese Meinung sei und mahnen alle Frauen gerade während der Zeit des Stillens, da sie also als Amme ihrer hohen Mutterpflicht nachkommen, deshalb zur höchsten Vorsicht, weil schnell aufeinander folgende Schwangerschaften alles eher denn zuträglich für die Frauen sind, weil auch der weibliche Organismus eine Zeit der Erholung und der Ruhe haben muß, um nicht allzu rasch zu verblühen.

Die Tatsache, daß sich die Muttermilch im Organismus der Frau durch wunderbare Natureinrichtungen von selbst bildet, erklärt uns an sich allein schon die Erscheinung, daß auch Krankheitskeime oder aber bloß die Veranlagung zu einer späteren Erkrankung durch die Milch von der Mutter auf das Kind übertragen werden kann.

Bedarf es bereits eines gewissen Grades von Leichtsinn und einer Hinwegsetzung über Bedenken schwerster Art, wenn sich ausgesprochen kranke Frauen dennoch dazu entschließen, im Falle einer Schwängerung das Kind auszutragen und in die Welt zu setzen, so muß der gewissenhafte Arzt solche Frauen unter allen Umständen dahin beraten, daß die bereits angeborene Veranlagung zu schwersten Leiden nicht etwa noch durch die Muttermilch auf das Kind übertragen werde. Es muß daher verhütet werden, daß Frauen, welche an Tuberkulose oder Syphilis leiden, ihr Kind an die Brust nehmen. Nicht aber etwa bloß dann, wenn diese beiden genannten Erkrankungen in ausgesprochen hohem Grade entwickelt sind, sondern selbst dann, wenn die Krankheitserscheinungen auch nur in ihren gering-

sten Anfängen nachweisbar wären. So sollte selbst ein vor Jahren überstandener Lungenspitzenkartarrh zur größten Vorsicht mahnen, so sollte auch eine „ausgeheilte" Syphilis Grund genug sein, um der Frau das Stillen des Säuglings zu verbieten.

In gleicher Weise aber, wie die Rücksicht auf das Leben und die Gesundheit des Kindes, muß auch die Gesundheit der Mutter dann in Betracht gezogen werden, wenn sie durch das Stillgeschäft erheblichen Schaden erleiden könnte. Hochgradige Blutarmut oder eine allgemeine körperliche Schwäche der Frau sollte niemals leichtsinnig beurteilt werden. Das Märchen, daß die Frau durch das Stillgeschäft unter allen Umständen gestärkt und gesünder werde, ist eben auch nur ein Ammenmärchen, das nicht selten dann zu einer wahren Tragödie wird, wenn die junge Mutter immer mehr und mehr verfällt und fast an den Rand des Grabes gebracht wird. Es gelte daher als Regel, daß jede Frau dann unbedingt den Rat des Arztes einhole, wenn sie sich während des Stillgeschäftes schwächer werden fühlt. Die gesunde Amme blüht während des Stillens auf! Eine rasch zunehmende Müdigkeit, eine starke Gewichtsabnahme trotz reichlicher Ernährung spricht dafür, daß der Organismus der Aufgabe des Stillens nicht gewachsen ist und warnt eindringlichst vor weiterer Schädigung.

Sollte aus den eben angeführten Gründen eine junge Mutter ihr Kind nicht ernähren können oder sollte das Kind an der Mutterbrust nicht ordentlich gedeihen, so käme in erster Linie eine andere Amme in Betracht. Bei der Wahl solch einer fremden Amme ist jedoch eine noch weitaus größere Vorsicht als sonstwo geboten. Auch die Amme muß einer ganz genauen ärztlichen Untersuchung unterstellt werden, um die Gewähr dafür zu haben, daß auch sie vollständig gesund sei und nicht etwa Ansteckungskeime irgendwelcher Art auf das Kind übertragen könnte. Auch hier kommt in erster Linie die Erkrankung an Syphilis in Betracht, welche von Berufsammen aus naheliegenden Gründen gerne verschwiegen wird. —

Die letzten Jahrzehnte haben solch wunderbare Ergebnisse in der Erforschung der künstlichen Säuglingsernährung gebracht, daß die Nachfrage nach fremden Ammen auf ein Mindestmaß herabgesunken ist. Beinhaltet die Aufzucht des Säuglings bei der Flasche immerhin auch gewisse Gefahren, so sind diese unter allen Umständen dennoch geringer zu bewerten, als die Gefahren, welche dem Kinde dann drohen, wenn es einer fremden, noch dazu kranken Frau an die Brust gegeben wird.

Läßt sich auch nicht ableugnen, daß unter allen Umständen durch das

Stillen die Form und Größe der Brust Schaden erleiden müsse, weil das Drüsengewebe nach Beendigung der Ammenzeit erschlafft und dadurch die Bildung einer Hängebrust begünstigt wird, so dürfen diese Bedenken denn doch niemals eine Frau davon abhalten, ihrer obersten und schönsten Pflicht als Mutter nachzukommen. Die Liebe zum Kinde muß unter allen Umständen die Liebe zum eigenen Körper übertreffen! Nur so ist jener Grad von Mutterliebe erreichbar, der eine Vergeltung in Form unvergänglicher Kindesliebe zu beanspruchen berechtigt ist.

Jahre der Reife und des Wechsels.

Körperliche Schönheit – Schminke und Schönheitsideal – Die schlanke Linie – Körpersport – Wechsel und Ausfallserscheinungen – Verhütung körperlicher Schäden – Seelische Jugend und körperliches Alter.

Haben wir in unseren bisherigen Betrachtungen das Weib bis zu der Zeit, da es Mutter und Amme wird, begleitet, so obliegt uns nunmehr die Pflicht, jene Maßregeln zu erörtern, welche geeignet sind, die Frau möglichst lange jung und schön zu erhalten.

Die Eitelkeit und die Kenntnis jener Macht, welche die äußere Schönheit des Gesichtes besitzt, genügt an sich allein, um jede Frau all jene Mittel und Mittelchen anwenden zu lassen, welche geeignet sind, den Teint zu verschönern. Will ich auch zugestehen, daß der Zug der modernen Zeit, welcher der Frau den Gebrauch gewisser Hilfsmittel, wie Puder und Schminke gestattet, teilweise gerechtfertigt erscheint, so sei hier unverhohlen gegen jede Übertreibung in diesem Sinne Stellung genommen. Die Auswüchse der Mode gebieten namentlich der mondänen Frau von heute Maßnahmen, welche eher geeignet erscheinen das Gesicht zu verunstalten, als es zu verschönern. Ich erinnere hier bloß an den läppischen Gebrauch des Lippenstiftes, der so manches schöne Frauenantlitz in eine scheußliche Clownmaske umwandelt; ich erinnere hier an das Auftragen unnatürlich wirkender Schminke auf die Wangen, welche diese in allen Schattierungen vom hellsten Rot bis zu rot-lila dann doppelt häßlich erscheinen lassen, wenn gleichzeitig die Nase rein weiß gepudert ist; ich erinnere hier schließlich noch an jene Modetorheit, welche durch Auszupfen der Haare die schönste Zierde des Gesichtes, die dichten Augenbrauen in schmale, strichartige Gebilde umwandelt. Alle diese Auswüchse der Verschönerungssucht sind dann unbedingt zu verwerfen, wenn sie übertrieben werden. Nicht

bloß aber aus Gründen der Ästhetik und des wahren Schönheitsempfindens, sondern auch aus Gründen der Hygiene, da sie geeignet sind, die Gesichtshaut früher oder später stark zu schädigen. Im übrigen sei hier auf die in einem der früheren Kapitel festgelegten Grundregeln für die Teintpflege und Kosmetik verwiesen.

Von demselben Standpunkte aus betrachtet, kann auch nicht genug vor dem Färben des Haares gewarnt werden. Jedes Haarfärbemittel enthält ausnahmslos chemisch ätzende und das Haar als solches schädigende Substanzen, welche, allerdings in seltenen Ausnahmefällen, selbst zu schweren Allgemeinerkrankungen (Vergiftungserscheinungen) führen können.

Ich bin – man verzeihe mir diese Entgleisung –, von meinem Hauptthema abgekommen; dieses gilt der Hygiene, nicht aber der Kosmetik! Im Hinblick auf die echten Ziele einer richtigen Hygiene aber sei nunmehr dahin verwiesen, daß die Schönheitsbestrebungen des Weibes niemals auf das Gesicht allein beschränkt bleiben dürfen, sondern dem gesamten Körper zuzuwenden seien. Die Körperpflege des Weibes bewege sich daher in den von mir schon früher angegebenen Richtlinien, namentlich auf dem Gebiete der Reinlichkeit und körperlichen Übung, verbunden mit einer zweckentsprechenden, jede Ausschweifung und jeglichen sinnlosen Kräfteverbrauch vermeidenden Lebensführung. Ebenso wie der Organismus des Mannes unter einem Mißbrauch von Alkohol- oder Tabakgenuß früher oder später leidet, ist auch der Körper der Frau diesen und ähnlichen Schädigungen verfallen. Es ist absolut unrichtig, wenn Frauen unter Hinweis auf die nachgewiesene „Schwäche des weiblichen Geschlechtes" bloß ein Leben der Ruhe und des Nichtstuns führen wollen. Auch die Muskulatur des weiblichen Körpers verlangt Arbeit, um nicht der völligen Erschlaffung anheimzufallen. Sei es nun Arbeit im alltäglichen Sinne des Wortes oder aber bloß Arbeit, wie sie sich eben bei Betätigung irgendeines Sportes oder aber einiger Turnübungen ergibt. Nur so ist es möglich, all die vielen schönen Rundungen des Körpers zu erhalten, welche den Begriff des Schönheitsideales als solchen schaffen. Nur so aber ist es auch möglich, dem Körper jenen Grad von Widerstandsfähigkeit zu geben, die dann notwendig wird, wenn Anforderungen wirklicher Arbeit an ihn gestellt werden.

Unwillkürlich leiten uns diese Betrachtungen auf die Besprechung eines Themas, welches heute so aktuell ist, daß es das Sinnen und Denken jeder Frau in Anspruch nimmt. Ob jung oder alt, ob arm oder reich, ob der wohlhabenden, der bürgerlichen oder der arbeitenden Klasse angehörend, unter-

liegt jedes Weib jenen magischen Gewalten und Bestrebungen, welche durch das Schlagwort der „schlanken Linie" gegeben erscheinen. Eine Modetorheit, sofern sie in übertriebenem Maße gedeutet wird, eine dem momentan herrschenden Schönheitsideal und Schönheitssinn entsprechende und aus diesem Grunde zu begrüßende Tendenz, sofern sie sinngemäß und in den Grenzen der Vernunft gehandhabt wird!

Die vom erfahrenen Arzte stets von neuem zu erkennende Unvernunft, welche mit Verleugnung des eigenen körperlichen und seelischen Ich Frauen und Mädchen die unsinnigsten Abmagerungskuren beginnen und mit wahrhaft staunenswerter Ausdauer durchführen läßt, zwingt mich, dieser Frage näherzutreten und sie ohne Voreingenommenheit ausführlich in der einen oder anderen Richtung zu beleuchten.

Abgesehen davon, daß in jedem Menschen eine ganz bestimmte Veranlagung zu suchen ist, welche bald zu übermäßiger Korpulenz, bald wieder zur Schlankheit hinneigt, steht die Gestaltung des Körpers in innigem Zusammenhang mit der Art der Ernährung. Wir wissen, daß ein Teil der in den verschiedenen Speisen enthaltenen Nährstoffe arm, daß ein anderer Teil wieder reich an fettbildenden Substanzen ist; wir wissen ferner, daß wir imstande sind, durch die Zusammensetzung und Menge der dem Körper zugeführten Speisen dessen äußere Form in gewissem Sinne beeinflussen zu können. In gewissem Sinne nur deshalb, weil die Erforschung der geheimen Vorgänge all der vielen innersekretorischen Drüsen des Körpers immer deutlicher den Beweis erbrachte, daß sich deren Arbeit auf das Wachstum und die Gestaltung bald fördernd, bald wieder hemmend auswirke.

Den ersten Anstoß zu dieser Erkenntnis gab das Krankheitsbild der sogenannten Akromegalie, deren Wesen in einer übermäßigen Entwicklung des Körpers oder einzelner seiner Teile, in einem Riesenwuchs besteht. Diese recht seltene Krankheit wurde zum ersten Male im Beginne des vorigen Jahrhunderts (1822) eingehend studiert; doch erst sechzig Jahre später wurde deren Zusammenhang mit dem Hirnanhang, oder richtiger gesagt, mit der in diesem placierten Zirbeldrüse entdeckt. Namhafte Forscher erbrachten den Nachweis, daß sich in allen Fällen von Akromegalie eine Störung oder schwere Erkrankung (Mißbildung) der Zirbeldrüse nachweisen lasse. Man war daher geneigt, nur diese für das plötzliche Entstehen des Leidens verantwortlich zu machen; allerdings nur so lange, bis spätere Entdeckungen zeigten, daß auch andere Drüsen (Schilddrüse, Thymusdrüse, Hoden und Eierstöcke) in ihren Funktionen Störungen der verschie-

densten Art aufweisen. Tierversuche der allerletzten Jahre, welche durch die epochalen Forschungen der inneren Sekretion kräftig unterstützt wurden, erbrachten den einwandfreien Beweis, daß namentlich die Schilddrüse und die Zirbeldrüse auf den Stoffwechsel einzuwirken vermögen. Waren diese Errungenschaften auch für den Arzt sowie für die medizinische Wissenschaft von unschätzbarem Wert, so zeitigten sie gerade in den allerletzten Jahren dadurch großes Übel, weil sich die Industrie pharmazeutischer Präparate ihrer bemächtigte und „Spezialitäten" in den Handel bringt, die sich der momentanen Moderichtung der schlanken Linie entsprechend, regster Nachfrage erfreuen, den gewünschten Erfolg zwar bewirken, gleichzeitig aber auch oft tödlich verlaufende Krankheitserscheinungen hervorrufen. Doch davon später!

Das unserem Körper einverleibte, mit wunderbarer Genauigkeit arbeitende chemische Laboratorium verwertet im Laufe des Verdauungsprozesses die einzelnen Bestandteile der Nahrung nach ganz genau fixierten Grundsätzen. Im großen Ganzen handelt es sich hierbei neben rein chemischen Spaltungsvorgängen um Verbrennungsprozesse, als deren Einheit die „Kalorie" hingestellt wird, jene Wärmemenge, welche nötig ist, um ein Gramm Wasser von Null auf hundert Grad zu erwärmen. Die verschiedenen Nahrungsmittel enthalten eine verschiedene Menge solcher Kalorien, je nachdem sie reichlich aus Fetten und Kohlehydraten oder aber vorwiegend aus Zellulose und Wasser (Obst, Gemüse) bestehen. Da nun der Körper, um weiter zu bestehen, einer ganz gewissen Zahl solcher Kalorien bedarf, wird er seinen Vorrat aus den Speisen decken, soweit diese kalorienreich sind, wird aber zu den eigenen Depots greifen müssen, sofern ihm nur kalorienarme Nahrungsmittel zugeführt werden – in erster Linie zu den eigenen Fettvorräten, da diese für den vorerwähnten Verbrennungsprozeß das beste Material liefern.

Aus dieser mit Absicht möglichst einfach skizzierten Darstellung des Verhältnisses zwischen Nahrungszufuhr und Nahrungsverbrauch ergibt sich die für unser Thema wichtige Tatsache, daß abgesehen von der Tätigkeit der innersekretorischen Drüsen die äußere Gestaltung des Körpers – also Fettleibigkeit oder Schlankheit –, in erster Linie durch eine richtige Auswahl der Nahrungsmittel beeinflußbar ist. Eine unvernünftige, überreiche Zufuhr von Fett, Kartoffeln, Mehl, Hülsenfrüchten und Zucker liefert dem Körper ein Übermaß an Kalorien, die nicht aufgebraucht werden können und automatisch zur Bildung einer Reserve, zur Bildung eines reich-

lichen Fettpolsters verwendet werden. – Im Gegensatze zu dieser Erscheinung bewirkt der reichliche Genuß von Obst, Gemüse und sauren Speisen mit teilweisem oder völligem Ausschluß von Fettbildnern eine Verarmung des Körpers an Fett, also eine Abmagerung! – Diese geht aber keineswegs vor sich, ohne eine Anzahl von Erscheinungen zu zeitigen, die bis zu einer ganz bestimmten Grenze harmloser Natur sind, über diese Grenze hinaus aber deshalb von krankhaften Nebenerscheinungen begleitet sein müssen, weil durch eine übermäßige Inanspruchnahme des körpereigenen Fettes ein allzu rascher und allzu reichlicher Kräfteverlust eintreten muß.

Abgesehen von der Beschaffenheit der dem Körper zugeführten Nahrung, abgesehen also von der Menge der Kalorien, kommt für die Gestalt, für ein Plus oder Minus an Fettsubstanz noch ein zweiter Umstand in Betracht: nämlich die Art und Dauer der durch Bewegung und Arbeit herbeigeführten Verbrennungsprozesse. Jeder stärkere Kräfteverbrauch, jede intensive, durch Widerstände erschwerte Muskelarbeit erfordert und verschlingt eine große Anzahl von Kalorien, ist also auch mit einem Verbrennungsprozeß innig verknüpft. Es wird uns durch körperliche Arbeit warm, wir erhitzen uns, die Schweißabsonderung wird besonders stark! Dieser Verbrennungsprozeß geht auf Kosten des körpereigenen, schmelzenden Fettes vor sich, wobei gleichzeitig in Form der Schweißabsonderung reichliche Mengen Wassers abgegeben werden. So wird es uns leicht klar und verständlich, daß wir nach wirklich anstrengender Körperarbeit Hunger und Durst empfinden, daß ein ruhender Körper ununterbrochen neues Fett ansetzen, während der arbeitende Körper Fett abgeben, also abmagern muß.

Welcher Art soll nun die Arbeit sein, die wir im Hinblicke auf die uns eben beschäftigende Frage empfehlen? Gewiß nicht die Leistung eines Schwerarbeiters, gewiß nicht Leistungen, welche dem weiblichen Geschlechte gar nicht entsprechen! Wohl aber alle Arten und Abarten einer sportlichen Betätigung; beginnend bei den einfachsten Turnübungen, endigend bei der rationellen Pflege eines wirklichen Körpersports. – Der Gedanke, welcher uns hierbei leitet, bildet gleichzeitig das Grundprinzip einer sicher wirkenden, völlig unschädlichen Methode, um schlank zu werden, schlank zu bleiben und so den Anforderungen der momentan führenden Mode zu entsprechen.

Das Wesen dieses Grundprinzipes besteht in Anlehnung an unsere soeben entwickelten Beobachtungen darin, dem Körper nur jene Nahrungsmittel zuzuführen, welche schwache Fettbildner sind, die Kalorienmenge auf das

unbedingt nötige Mindestmaß zu beschränken und außerdem dafür Sorge zu tragen, daß durch körperliche Arbeit ein steter Verbrauch an Kalorien vor sich geht.

Es ist klar, daß diese drei Forderungen nur als Allgemeinforderungen zu verstehen sind, da unserer Erfahrung nach jeder einzelne Fall spezialisiert und individuell behandelt werden sollte. Nicht die Art und Menge des Fettpolsters allein, sondern auch die Körpergröße und das Lebensalter muß berücksichtigt werden, um eine in ihrem Ausmaße und in ihrer Dauer richtig begrenzte Abmagerungskur mit Erfolg durchzuführen. Gerade diese Bedenken werden aber von den unvernünftigen Frauen völlig außer acht gelassen. Nur so ist es zu erklären, daß wir Ärzte fast täglich den unsinnigsten Maßnahmen – von denen ich bloß die Schlagworte „Hungertage", „Milchtage", „Einheitsdiät" usw. anführen möchte –, wohl aber auch als schwerste Folgeerscheinungen derselben den unangenehmsten Krankheitsbildern begegnen. – Diese letzteren treten namentlich dann ein, wenn zu gefährlichen Medikamenten gegriffen wird, allen voran zu den – Schilddrüsentabletten. Mit diesen auf Grund der modernen Wissenschaft hergestellten und in ganz bestimmten, nur vom Arzte zu entscheidenden Fällen sicherlich ausgezeichnet wirkenden Präparaten wird heutigen Tagss geradezu Mißbrauch getrieben; zunächst dadurch, daß sie trotz des Verbotes in Apotheken bei nur einigermaßen guten Beziehungen frei erhältlich sind, dann aber vornehmlich durch den nicht schwer genug zu rügenden Leichtsinn, mit dem die Frauen diese das Herz und das Gefäßsystem zerrüttenden Präparate einnehmen. Über Empfehlung und auf den eindringlichen Ratschlag einer Freundin, die innerhalb ganz kurzer Zeit eine „herrlich schlanke Linie" bekam, beschafft sich die moderne Frau für teuerstes Geld die vielgerühmten Schilddrüsentabletten, ist von der Gewichtsabnahme innerhalb der ersten Woche begeistert, steigert daher in der zweiten Woche bereits die Dosis und will nicht daran glauben, daß früher oder später schwere Störungen des Körpers infolge der rapiden Gewichtsabnahme auftreten müssen. Ähnlich verhält es sich bei den verschiedenen Jodpräparaten, deren Folgeerscheinungen zu langem, schwerem Siechtum, bisweilen sogar mit tödlichem Ausgange führen können.

Fort also mit allen Präparaten! Es sei denn, daß diese von einem Arzte verschrieben wurden und daß die Abmagerungskur unter steter und strenger Kontrolle gemacht wird. Fort aber auch mit allem überflüssigen Fett, damit den Forderungen der Mode Gerechtigkeit widerfahre!

Ist es auch schwierig oder richtiger gesagt ganz unmöglich, allgemein geltende Vorschriften für eine Abmagerungskur zu geben, so will ich doch auf die im Anhange beigeschlossene Diättabelle verweisen, welche auf Grund jahrelanger Erfahrung und Berechnung jene Ernährung enthält, die bei einem Mindestmaß an Kalorien eine zwar nicht zu rasche, aber konstante Gewichtsabnahme gewährleistet. Allerdings nur dann, wenn täglich mindestens zwanzig Minuten für die einfachen Übungen der Zimmergymnastik verwendet werden. Die so sehr gerühmte und rasch in Mode gekommene Massage hat zwar ihre gewiß nicht zu verkennenden Vorzüge, trägt auch zur Abmagerung bei; allerdings nur zur Abmagerung der – Masseurin! Sie verarbeitet ja ihr körpereigenes Fett, sie verausgabt ihre eigenen Kalorien! – Jede Art eines vernünftig betriebenen Sports ist willkommen; Schwimmen, Eislaufen, Tennis und leichter Touristik gebührt der Vorzug! Falsch ist die Meinung, daß der Tanz diese Sportzweige ersetzen könne; mangelt doch bei diesem die nicht hoch genug einzuschätzende Komponente der Bewegung in frischer Luft. Entsprechend den ganz ausgezeichneten Prinzipien, welchen wir in dem System des „Müllerns" begegnen, sei auf die Vorzüge des sogenannten Luftbades hingewiesen, das durchaus nicht bloß im Sommer in Form des Sonnenbades gehandhabt werden muß, sondern auch dann zu vollster Wirkung kommt, wenn die zimmergymnastischen Übungen das ganze Jahr hindurch bei „geöffneten Fenstern" völlig nackt gemacht werden. Die Art der Übungen ist mühelos und kann leicht einem der vielen Bücher über Gymnastik entnommen werden. Nach Vollendung der Übungen soll der Körper möglichst mit lauwarmem oder kaltem Wasser tüchtig abgerieben werden, um die Blutzirkulation zu heben und eine raschere Durchflutung der Gewebe mit Blut zu bewirken. — — —

Zu einer medikamentösen Behandlung, welcher Art immer, darf nur dann geschritten werden, wenn es sich wirklich um eine ausgesprochen krankhafte Fettsucht handelt; und auch da nur unter der strengen Kontrolle von seiten des Arztes. Zu solch einer „medikamentösen" Behandlung wäre aber sogar auch schon der leider so verbreitete Unfug des Gebrauches eines stark wirkenden Abführtees oder vielgerühmter „Abmagerungs- oder Entfettungstabletten" zu rechnen, da ein Mißbrauch dieser „ganz harmlosen" Mittel früher oder später schwerste Erscheinungen von seiten des Darmtraktes oder aber eine Schädigung der Nieren verursacht.

Von welcher Seite immer wir auch die momentan herrschende Abmagerungsmanie betrachten wollen, immer wieder kommen wir auf die Tatsache

zurück, daß jedes eigenmächtig unternommene Experiment deshalb gefährlich werden muß, weil den Frauen leider die Beurteilung der Grenzen fehlt; sowohl der Grenze, wann eine Entfettung zu beginnen als der Grenze, wann die Kur zu beenden sei. – Die sich in den ersten Wochen fast immer einstellenden Erfolge eines Gewichtsverlustes machen tollkühn und unersättlich zugleich! – In den Bestrebungen, modegerecht schlank zu sein, darf es sich niemals um eine strenge, rasch wirkende Kur handeln. Die Lebensweise als solche muß meinen hier eben entwickelten Grundsätzen entsprechend aufgebaut werden, um durch zweckentsprechende Haushaltung im Körper selbst nach und nach das von der Mode und von der Mitwelt geforderte Ebenmaß zu erreichen.

Das Hauptaugenmerk der Frau sei nach wie vor der großen Menge jener Erscheinungen zugewendet, welche durch die Natur selbst gegeben sind. Ich denke hier in erster Linie an die in jeder Beziehung wichtige Regelmäßigkeit der Menstruation. Nicht bloß die Angst vor der Schwangerschaft darf im Leben des reifen Weibes maßgebend sein, sondern die Sorge um die Gesundheit im allgemeinen. Jedwede Störung der Periode, sowohl in bezug auf die Regelmäßigkeit, als auch in bezug auf die Dauer und Stärke sei strenge beachtet, da alle Frauen nur so lange als einwandfrei gesund zu betrachten sind, als in dieser Beziehung keinerlei Abnormität besteht.

Namentlich in jenen Jahren, welche wir als „Wechseljahre" bezeichnen, sei die eben erwähnte Aufmerksamkeit eine doppelt große. Es sind dies jene wenigen Jahre, während welcher sich die Geschlechtsdrüsen der Frau rückbilden und das Geschlechtsleben in dem Sinne erlischt, daß von den Eierstöcken nicht mehr in regelmäßigen Zeitabständen befruchtungsfähige Eier geliefert werden. Die Wechseljahre stellen gleichsam das Gegenspiel der Vorgänge dar, welche wir während der Entwicklungsjahre des jungen weiblichen Geschöpfes bis zum Auftreten der ersten Periode zu beobachten Gelegenheit hatten. Gab uns hier das erstmalige Auftreten einer Blutung aus den Geschlechtsteilen den Beweis der erlangten Geschlechtsreife, so gilt für die Wechseljahre das Ausbleiben der Perioden als sicherster Beweis dafür, daß die Frau nicht mehr imstande sei, geschwängert zu werden.

Das Wesen der Wechseljahre besteht darin, daß die Eierstöcke einen Prozeß der Rückbildung durchmachen, gleichsam schrumpfen, wodurch auch die Tätigkeit der von mir schon erwähnten Drüsen mit Innensekretion beeinträchtigt wird. Nur aus diesem letzten Grunde kommt es zu vielen unangenehmen Nebenerscheinungen, welche oftmals die Zeit bis zum

völligen Versiegen der Geschlechtsfähigkeit für die Frau quälend und störend gestalten.

Ebenso verschiedenartig wie der Eintritt der Geschlechtsreife ist auch der Beginn der Wechseljahre. Ein präzises Lebensjahr für sie läßt sich deshalb nicht bestimmen, weil, abgesehen von individuellen Gründen, auch hier Klima, Rasse, Lebensführung und Lebensgewohnheiten eine nicht zu unterschätzende Rolle spielen. Immerhin können wir jedoch die Zeit zwischen dem fünfundvierzigsten und fünfundfünfzigsten Lebensjahre als Regel für das Aufhören der Periode hinstellen.

Es wäre falsch zu glauben, daß dieser Wandel im Leben des Weibes mit einem Schlage vor sich gehe, daß eines schönen Tages die erwartete Periode nicht mehr eintrete und dadurch ein für allemal das Ende der Eierstockfunktionen gegeben sei. Ein halbes, bisweilen sogar ein ganzes Jahr ist vielmehr als kürzester Zeitraum nötig, bis die Rückbildung der Geschlechtsdrüsen vollzogen ist. Gewöhnlich pflegt zunächst eine erwartete Periode zwei bis drei Wochen verspätet einzutreten, ein oder zwei Tage kürzer zu dauern, um im nächsten Monate vollständig auszubleiben und etwa im dritten plötzlich wiederzukehren. Dann wird die Pause zwischen zwei Perioden nach und nach immer größer, oft bis zu drei bis vier Monaten, bis schließlich viele Wochen hindurch nicht die geringste Spur einer Menstruation, also keinerlei Blutung aus den Geschlechtsteilen auftritt.

Doch nicht nur diesen äußerlichen Erscheinungen darf – wie dies leider so oft geschieht – das ganze Augenmerk zugewendet werden. Weit mehr verdienen all die vielen übrigen Vorgänge Beachtung, welche in Gefolgschaft dieses Erlöschens der Eierstockfunktion bald deutlicher, bald schwächer auftreten.

Gleichzeitig mit der Schrumpfung der Eierstöcke tritt eine Rückbildung der Gebärmutter und der Scheide ein, die ebenso durch ein Aufhören der Drüsentätigkeit bewirkt wird, wie das auffallendste und am meisten störende Nebensymptom, die sogenannten Wallungen. Durch Änderung der gesamten Blutzirkulation und des Blutdruckes tritt mehr oder minder häufig sich wiederholend ein plötzlicher Blutandrang zum Kopfe auf. Eine jähe Blutwelle ruft ein starkes Wärmegefühl mit gleichzeitigem Schweißausbruch hervor und wird von den Frauen um so lästiger empfunden, als diese Erscheinung besonders in der ersten Zeit des Wechsels in der Nacht eintritt und den bisher gesunden Schlaf wesentlich stört; nicht so sehr die Wallungen als solche, als vielmehr die in ihrem Gefolge auftretenden Anfälle von Herzklopfen und Atemnot, das schnell wechselnde Erröten und Erblassen,

wobei nicht selten die Blutgefäße im Kopfe so prall gefüllt werden, daß jeder Pulsschlag wie ein Schmerz empfunden wird. Diese Wallungen führen zu einer Überempfindsamkeit des gesamten Nervensystems, zu einem bisher noch nie empfundenen Grad einer Nervosität, die aber auch in den Stunden, wo keine Wallungen auftreten, bestehen bleibt. Nicht selten treten auch andere Krankheitserscheinungen von seiten des Körpers auf, wie etwa Hautausschläge, juckende Nesselausbrüche, Schlaflosigkeit usw.

Nicht bloß die körperlichen Vorgänge sind es aber, welche die Frau um diese Zeit so empfindsam machen; vielmehr kommen hier all die vielen seelischen Depressionen in Betracht, welche das Weib deshalb doppelt leiden lassen, weil es sich nunmehr seiner teilweisen Minderwertigkeit bewußt wird. Verstimmungen, Weinkrämpfe, eine übergroße Reizbarkeit, verbunden mit einer fast an Melancholie grenzenden Mutlosigkeit bewirken ein Nachlassen der gesamten Lebensernergie, gegen die anzukämpfen oftmals nur sehr schwer, oftmals sogar ganz unmöglich wird. Die natürliche Veranlagung ist hier ebenso maßgebend, wie der Grad der Bildung und Aufklärung. Mehr denn je kommt es jetzt auf den starken Willen und auf die Selbstzucht an. Jede Frau müßte meiner Meinung nach ausnahmslos all die eben genannten Arten einer nervösen Störung dann leicht überstehen können, wenn sie sich nur dessen bewußt wäre, daß die Zeit des Wechsels wohl den ersten Beginn des Alterns, nicht aber mit einem Schlage das Alter als solches beinhalte.

Abgesehen von den seelischen Störungen treten aber gerade in den Jahren des Wechsels eine ganze Anzahl von körperlichen Unregelmäßigkeiten, von Erkrankungen verschiedenster Art auf. Es hat gleichsam den Anschein, als wäre der Körper des Weibes während der Wechseljahre weniger widerstandsfähig, als würde er gerade jetzt in weit stärkerer Form von Leiden der mannigfaltigsten Art heimgesucht, gegen die er in früheren oder späteren Jahren gefeit ist. Namentlich sind es die Geschlechtsorgane als solche, welche um diese Zeit, sofern sie früher einmal schon erkrankt waren, neuerlich in unangenehmer Weise sich bemerkbar machen. So wissen wir beispielsweise, daß die als gutartig zu bezeichnenden Muskelgeschwülste der Gebärmutter (Myome) selbst dann, wenn sie bisher keinerlei nennenswerte Formen angenommen hatten, zur Zeit des Wechsels bösartig werden und sich in Krebsgeschwülste umwandeln können. Jede früher bestandene Eierstockerkrankung meldet sich in kleinerem oder größerem Maße neuerlich und führt in Gemeinschaft mit der rasch schrumpfenden Gebärmutter zu unregelmäßigen, oft sehr starken Blutungen.

Es sei daher nachdrücklichst darauf verwiesen, daß jede Unregelmäßigkeit, namentlich jede in zu kurzen Intervallen auftretende Blutung, ja selbst jeder stärker werdende Ausfluß während der kritischen Zeit des Wechsels strenge beachtet und unter die Kontrolle eines Arztes gestellt werden müsse.

Erschütterungen der Gleichgewichtslage des sonstigen körperlichen Empfindens, ob sie sich nun auf Herz, Lunge, Nieren oder sonst ein inneres Organ beziehen mögen, erheischen gleichfalls gerade jetzt eine doppelt große Beachtung und Vorsicht, weil durch die Umwälzung des ganzen körperlichen Haushaltes sicherlich eine ganz bedeutende Abnahme der Widerstandsfähigkeit gegeben erscheint.

Aus all diesen Gründen beansprucht die rein körperliche Hygiene des Weibes eine nach allen Richtungen hin gehende fast übertriebene Für- und Vorsorge. Mehr denn je muß die Lebensweise derart eingerichtet werden, daß alle Schädlichkeiten tunlichst vermieden werden, daß gleichzeitig aber nichts unterlassen wird, was zu einer Stärkung und Kräftigung des Körpers beitragen kann.

Die Tätigkeit der normal funktionierenden Eierstöcke ist es, welche den gesamten Haushalt des Organismus bis in das kleinste Detail reguliert. Den Beweis hierfür liefern uns jene Fälle, in denen wir bei jugendlichen Frauen die Eierstöcke zu entfernen genötigt sind und die alle ausnahmslos früher oder später irgendeine namhafte Störung aufweisen. In allererster Linie kommt hier eine gewisse Neigung zur Fettsucht in Betracht, die sich dadurch kundgibt, daß im Laufe weniger Monate ein reichlicher Fettansatz am ganzen Körper zu konstatieren ist, den zu bekämpfen sehr schwer, manchmal sogar unmöglich ist. Mit eintretendem Wechsel macht die Natur ohne Operation bei jedem Weibe dasselbe, was wir durch die künstliche Kastration zu tun manchmal genötigt sind. Es erscheint daher einleuchtend, daß jede Frau in den Wechseljahren, mehr aber noch nach vollzogenem Wechsel zu einer Fettsucht neigt, die sich namentlich in einem Größerwerden der Brüste und in einem reichlichen Fettansatz am Bauch und Gesäß kundgibt. Wenn wir bei mager veranlagten Frauen im Gegensatz hierzu ein fast vollständiges Schwinden der Brüste wahrnehmen können, so steht diese Erscheinung absolut nicht im Widerspruch mit dem eben Gesagten. Tatsache ist, daß durch ganz bestimmte innere Zusammenhänge, welche zwischen den Eierstöcken und den Brustdrüsen bestehen, ausnahmslos bei jeder Frau im Wechsel das Drüsengewebe der Brust als solches schwindet;

bei manchen Frauen kann trotz dieser Rückbildung durch die gleichzeitig einsetzende vermehrte Fettbildung aber trotzdem die Brust größer werden.

Es wird sich daher empfehlen, durch diätetische Maßnahmen dieser regelmäßig eintretenden Fettsucht entgegenzuarbeiten. Nicht etwa aber nur deshalb, weil die allgemeine Verfettung des Körpers sich auch der inneren Organe bemächtigt, woraus schwere Schäden für den gesamten Organismus entstehen können, sondern namentlich, um den Körper vor einer vorzeitigen Trägheit zu bewahren. Reichliche körperliche Bewegung hilft hier vorzüglich mit.

Das quälendste von mir früher entsprechend gewürdigte Symptom der Wechseljahre, die Wallungen, kann durch entsprechende Maßnahmen, wenn schon nicht vollständig beseitigt, so doch wesentlich erleichtert werden. Alle den Blutdruck steigernden Getränke, wie Wein, Bier, Kognak, Kaffee usw., sind zu vermeiden; hingegen ist dafür Sorge zu tragen, daß durch reichliche Stuhlentleerung keine Überlastung des Körpers eintritt, daß also das Herz vor jeder unnötigen Arbeit bewahrt bleibt. Warme Fußbäder oder mit der nötigen Vorsicht genommene Vollbäder sind imstande, einen Ausgleich der Blutzirkulation herbeizuführen und sollten gerade in den Jahren des Wechsels reichlicher und öfter in Anwendung gebracht werden.

Es ist nicht von der Hand zu weisen, daß die Übererregung des gesamten Nervensystems in den Wechseljahren weitaus mehr als je zuvor Beachtung erfordert; aus diesem Grunde erscheint es zweckmäßig, jede unnötige Erregung von den Frauen fernzuhalten, ebenso wie es zweckmäßig erscheint, durch sicher wirkende harmlose Medikamente die Erregbarkeit als solche möglichst herabzusetzen. Der Genuß von Baldriantee oder Orangenblütentee ist ebenso harmlos wie sicher wirkend und sollte daher nicht verboten, sondern im Gegenteil empfohlen werden.

Was nützen uns aber alle Medikamente und hygienischen Maßnahmen, wenn nicht die Frau selbst energisch entschlossen ist, über die böse Zeit der Wechseljahre möglichst ungestört hinwegzukommen? Mögen auch die äußeren Zeichen der Geschlechtsfähigkeit erlöschen, so ist die Angst, gleichzeitig mit dieser Erscheinung jedes Sexualempfinden verlieren zu müssen, ganz ungerechtfertigt. Diese Angst darf unter keinen Umständen das Seelenleben der Frau so sehr mit Beschlag belegen, daß dadurch ihr ganzes Gehaben und Gebaren leidet und daß sie sich selbst zu einer Greisin stempelt, der nunmehr mit einem Schlage alle Freuden des Lebens versagt bleiben sollen!

Es liegt nur in der Macht jeder einzelnen Frau selbst, sich des besten Medikamentes und der wirksamsten Maßnahme für die Zeit der Wechseljahre zu bemächtigen – des Gefühles der Jugend im Denken und Handeln! Die Freude an dem bisher Erlebten, die Freude an dem Leben als solchem, die Freude an der Umgebung, sie muß genügen, um alle Sehnen und Muskeln der Frau sich straffen zu lassen; sie und der unentwegte eiserne Wille – noch nicht alt werden zu wollen.

Greisenalter und Verjüngung.

Die Krankheiten des Greisenalters – Körperliche Verjüngung und ihre Methoden – Von Steinach bis Voronoff – Seelische Verjüngung.

Die Art der Lebensführung und die gesamten Lebensbedingungen, unter denen das Weib das dritte und vierte Jahrzehnt durchlebt hat, sind maßgebend dafür, wie rasch und in welchem Maße sich jene Veränderungen des Körpers vollziehen, die als Erscheinungen des Greisenalters als solchen aufzufassen sind.

Greisenalter! Ein dehnbarer Begriff, der, medizinisch aufgefaßt, wohl dann beginnt, wenn die Frau die Grenze der Geschlechtsfähigkeit überschritten hat, der aber im Leben selbst nur von der Lebensenergie des Weibes abhängt! Die Frau bleibt so lange jung, als sie es versteht, sich körperlich und geistig jung zu erhalten, als sie so viel Kraft aufbringen kann, um die vielen kleineren und größeren Beschwerden, welche das Altern als solches beinhaltet, zu überwinden.

Hygienische Winke für die Zeit des Greisenalters zu geben ist fast unmöglich, weil jeder einzelne Mensch von den verschiedensten Schädigungen des naturgemäß verbrauchten Körpers befallen wird, die sich bald auf das Nervensystem, bald auf Herz und Lunge oder auf die sonstigen Organe erstrecken. Hier bedarf es unter allen Umständen der Winke erfahrener Ärzte, welche jedes Leiden – und wäre es noch so geringfügig – als solches einzeln zu bekämpfen und zu bessern bestrebt sein müssen. Hier bedarf es aber auch der Beobachtung all jener uns fast selbstverständlich erscheinender Maßnahmen, welche nötig sind, um das Allgemeinbefinden als solches möglichst lange ausgeglichen zu erhalten. Peinlichste Reinlichkeit und Pflege des Körpers und der Seele bleiben oberster Lehrsatz. Vielleicht hier noch mehr als in den früheren Jahren des Lebens, weil der Körper leichter

für alle Schädigungen empfänglich ist, weil das Alter unnachsichtig und immer beharrlicher seinen Tribut fordert.

Soweit es die sozialen Verhältnisse gestatten, sei der Körper vor jedweder größeren, ermüdenden Anstrengung deshalb bewahrt, weil die im fünften Jahrzehnt des Lebens naturgemäß eintretende Verkalkung der Blutgefäße eine leichtere Schädigung des Herzens mit sich bringt. Dem Körper sei also jenes Maß an Ruhe gekönnt, das er zu beanspruchen dann berechtigt ist, wenn er jahrzehntelang seine Pflichten treu und gewissenhaft erfüllt hat.

Erscheint es auch fast überflüssig, über eine Sexualhygiene des Greisenalters zu sprechen, so nötigt uns doch die Erfahrung, auch hierüber einige Worte zu verlieren.

Normalerweise erlischt das sexuelle Verlangen, die sogenannte Libido, um die Wende des sechsten Jahrzehnts herum. Selbst von jenen Frauen, die in früheren Jahren ihres Lebens in sexueller Beziehung hoch aktiv waren, pflegt dieser Wandel aus zwei Gründen leicht ertragen zu werden. Zunächst deshalb, weil er sich langsam vollzieht, dann aber namentlich deshalb, weil das Begehren des Mannes, und mit ihm alle sexuellen Reizwellen auf das Weib immer seltener werden, bis sie schließlich völlig erloschen sind. Und doch gibt es der Fälle genug, in welchen gerade in diesen Jahren ein unnatürlich großes Verlangen nach sexueller Betätigung auftritt und das Denken und Fühlen der Frauen derart beherrscht, daß sie nunmehr, zu einer Zeit, wo sie so sehr der Ruhe bedürften, ruhelos werden. Schon jenseits der Grenzen des gefährlichen Alters tritt hier eine Unersättlichkeit zutage, welche Greisinnen in die Arme junger Männer wirft und sie jeden Geschlechtsakt in sinnloser Zügellosigkeit begehren läßt. Mag auch zugestanden werden, daß diese Erscheinung gewiß in das Gebiet des Abnormalen gehört, so sei dennoch gerade derartig veranlagten Frauen Energie und Zurückhaltung doppelt geboten. Ich erinnere mich eines Falles aus meiner Praxis, der eine dreiundsechzigjährige, überaus rüstige Frau betraf. Ihr unstillbarer Geschlechtstrieb ließ sie ein Liebesverhältnis mit einem dreiundzwanzigjährigen Manne beginnen, das an sich gewiß unverständlich war, für die Frau aber deshalb von tödlichen Folgen begleitet erschien, weil sie an einer schwersten Tripperinfektion erkrankte, ärztlichen Rat einzuholen sich schämte und einer als Folge dieser falschen Scham rasch verlaufenden Bauchfellentzündung erlag.

Dieser traurige Fall und mit ihm noch viele hunderte ähnliche Fälle liefern uns zur Genüge den Beweis, daß durch das Erlöschen der Eierstock-

funktionen wohl die anatomische Geschlechtsfähigkeit erlischt, nicht aber gleichzeitig mit ihr auch die Geschlechtslust als solche.

Geschlechtsvermögen und Geschlechtslust als Inbegriff des höchsten Gutes menschlichen Seins, als Inbegriff der goldenen Jugend, an der wir alle hängen, um die wir alle dann klagen, wenn sich die ersten Zeichen des Alterns an uns bemerkbar machen!

Kann es uns da wunder nehmen, wenn die medizinische Wissenschaft seit Jahrhunderten bestrebt ist, Mittel und Wege zu finden, um das Altern zu verhindern, Mittel und Wege zu suchen, um der Menschheit eine zweite Jugend zu geben, um Mann und Frau zu verjüngen?

Ein halbes Jahrhundert ist es her, seit beharrliche Forscherarbeit die Entdeckung machte, daß die Keimdrüsen – der Hoden des Mannes und die Eierstöcke der Frau – jene Gebilde seien, an welche die anatomische Jugend gebunden erscheint; auf der einen Seite die Potenz und Zeugungsfähigkeit des Mannes, auf der anderen Seite die Geschlechtsfähigkeit des Weibes, welche ihren Ausdruck in der Erzeugung befruchtungsfähiger Eier findet. Den letzten zwanzig Jahren aber war es erst vorbehalten, durch die Ergründung der inneren Drüsentätigkeit dieser beiden Organe den Nachweis zu liefern, daß das Altern als solches nur durch ein Versiegen dieser Drüsen und durch den gleichzeitig auftretenden Mangel an einer Flüssigkeit, welche man Sexualhormon nennt, bewirkt werde. Wenn die Hoden und Eierstöcke im Alter schrumpfen, so werden sie kleiner und derber und jene kleinsten Drüsenorgane, in welchen diese Flüssigkeit bisher erzeugt wurde, schwinden. Hierdurch wird eine Umwandlung im ganzen Körper hervorgerufen und es treten all die vielen Symptome auf, welche das Alter als solches charakterisieren. Die Haut wird schlaffer, die Körperformen sinken in sich zusammen, der Mensch wird greisenhaft, senil.

Gelegentlich einiger Operationen, die man mit Rücksicht auf schwere Erkrankungen der Eierstöcke vornehmen mußte – also Operationen, welche einer Kastration gleichkommen – gelangte man schon vor dreißig Jahren zu der Erkenntnis, daß die Folgeerscheinungen einer Kastration, welche den Erscheinungen des Alterns täuschend ähnlich waren, dann ausbleiben, wenn man den Frauen nicht beide Eierstöcke nimmt, daß sogar ein ganz kleiner zurückgebliebener Rest des Drüsengewebes genüge, um den Körper anatomisch jung zu erhalten. In Verfolgung dieser Erkenntnis trachtete man danach, unter allen Umständen die Eierstöcke des Weibes erhalten zu können oder dann, wenn dies absolut nicht mehr möglich war, deren

Tätigkeit durch Überpflanzung fremder Eierstöcke auf die operierte Frau zu erhalten. Es zeigte sich, daß ein ganz kleines Stückchen von Eierstocksubstanz selbst dann genüge, wenn es, wo immer es auch sei, in dem weiblichen Organismus eingenäht wird. Nicht lange sollte es dauern, bis die medizinische Wissenschaft ihre Überlegungen auch dahin geltend machte, daß die Einpflanzung der Eierstöcke jugendlicher Individuen in den Organismus der alternden oder bereits gealterten Frauen dahin wirken müsse, die typischen Alterserscheinungen zu verhüten oder zu vermindern. Mehrere Forscher machten in dieser Hinsicht ihre Versuche, die alle immer größere und schönere Erfolge zutage brachten, je mehr die Technik der Operation ausgebaut wurde.

Die Untersuchungen des österreichischen Gelehrten Prof. Steinach, deren Ergebnisse er bereits im Jahre 1912 der Akademie der Wissenschaften vorlegen konnte, waren, trotzdem sie sich vorerst nur auf Tierexperimente beschränkten, derart überzeugend, daß man schon wenige Jahre später daran ging, die ersten Verjüngungsoperationen beim Manne durchzuführen. Das Wesen dieser Operation besteht darin, daß als Folge einer Unterbindung der Samenstränge das Gewebe zwischen den Drüsenpaketen der Sexualdrüsen, das sogenannte Zwischengewebe, in den Hoden zu wuchern beginnt, wodurch ein neues Aufleben der inneren Drüsentätigkeit und gleichzeitig damit eine Verjüngung in dem Sinne eintritt, daß dem raschen Fortschreiten der üblichen Alterserscheinungen ein nennenswerter Einhalt geboten wird.

Es war naheliegend, daß man die glänzenden Resultate dieser Operationsart auch auf das weibliche Wesen anzuwenden trachtete; jedoch zeigte es sich, daß eine Unterbindung der Eileiter – diese entsprechen ihrem Wesen nach den Samensträngen – leider nicht die erhoffte Wirkung brachte. Hingegen war die Wirkung der teilweisen oder totalen Eierstocküberpflanzung auch hier ausnahmslos durchschlagend, da sie fast in allen Fällen eine vollendete Verjüngung mit sich brachte. „Die verjüngende Wirkung beim alten Weibchen – gemeint ist hier das Tierweibchen – macht noch stärkeren Eindruck durch die ganze Kette der erneuten Funktionen, der Fruchtbarkeit und Mutterschaft. Zunächst beeinflussen die eingepflanzten Eierstöcke das Allgemeinbefinden. Die bessere Form und die Wiederbildung von Brunstsekreten verleihen dem alten Weibchen neuen Reiz und erwecken wieder Interesse und Geschlechtstrieb beim Männchen. Dazu kommt als ausschlaggebend die Wirkung auf die eigenen klimakterischen Eierstöcke. Es entwickeln sich wieder Follikel und reife Eier, die ausgestoßen werden. Die ex-

perimentelle Beeinflussung führt beim senilen Männchen wie beim Weibchen zum Aufblühen einer neuen Jugend bis zur Vollendung durch Zeugungskraft und Fruchtbarkeit" (Steinach).

Ist die von Steinach auf den Menschenmann übertragene operative Methode der Samenstrangunterbindung gewiß als ein harmloser Eingriff zu bezeichnen, so ist dieselbe Methode der Eileiterunterbindung beim Weibe, abgesehen davon, daß der Erfolg nicht zufriedenstellend war, doch deshalb als komplizierte Operation aufzufassen, weil ja unter allen Umständen eine Öffnung der Bauchhöhle nötig ist, um zu den Eileitern zu gelangen. Anders verhält es sich allerdings mit der Eierstocküberpflanzung, die nach der Anschauung früherer Jahre auch dann segensreich bleibt, wenn die neuen Eierstöcke nicht an den Ort ihrer Bestimmung, sondern etwa unter die Bauchhaut verpflanzt werden. Die Schwierigkeit liegt hier aber namentlich darin, frische – gleichfalls durch Operation gewonnene – Eierstöcke von ganz gesunden Frauen zu beschaffen; denn die Spenderin muß im geschlechtsreifen Alter stehen und frei von jeder Krankheitsanlage, namentlich von Syphilis und Tuberkulose sein.

Diese Gründe mögen wohl dafür ausschlaggebend gewesen sein, daß Steinach selbst und neben ihm eine ganze Anzahl hervorragender Forscher daran gingen, andere Methoden zur Verjüngung der Frau zu finden. In erster Linie dachte man daran, durch die Bestrahlung mit Röntgenlicht die Eierstöcke der alternden Frau in verjüngendem Sinne zu beeinflussen. Ließen auch die ersten Berichte über diese Methode die kühnsten Hoffnungen wach werden, so folgte alsbald die Ernüchterung und Enttäuschung, die durch ausgesprochene Mißerfolge bedingt waren.

Doch auch diese ließen die emsigen Forscher nicht ermüden, sondern reizten vielmehr ohne Unterlaß zu neuem Studium und alsbald glaubte die Wissenschaft, endlich das Ziel ihrer Wünsche dadurch erreicht zu haben, daß sie, wenn schon nicht eine Verjüngung, so doch eine günstige Beeinflussung des rasch fortschreitenden Alterns durch das Verfahren der Diathermie hintanhalten zu können. Durch eine starke Überhitzung und Durchwärmung der Eierstöcke glaubte man auf diese Drüsen in dem angeführten Sinne anregend wirken zu müssen. Diese Methode wurde besonders in Amerika von einem Schüler Steinachs, Harry Benjamin, geübt, welcher in wiederholten wissenschaftlichen Berichten über seine Erfahrungen an mehreren hundert Fällen referierte und beinahe bei dreiviertel aller Fälle einen eklatanten Erfolg erzielen zu können glaubt.

Doch auch diese Methode befriedigt noch immer nicht, da die positiven Resultate durchaus nicht als Dauerresultate zu verwerten sind, da die Besserung im Allgemeinbefinden nur solange andauerte, als die Frauen eben in Behandlung standen. Es erklärt sich daher von selbst, daß alle Bestrebungen immer wieder den Weg zu den operativen Methoden hin nehmen mußten. Dies um so mehr, seit Voronoff seine epochale Methode der Verjüngung des Mannes durch Überpflanzung von Affendrüsen in das menschliche Hodengewebe veröffentlichte.

Warum sollte das, was beim Manne möglich ist, nicht auch bei der Frau vollen Erfolg bringen? Wer sich, so wie ich, eindringlich mit dem Problem der Verjüngung der Frau befaßt hat, muß unverrückbar auf den Standpunkt stehen, daß die Verjüngung der Frau unbedingt möglich sei, und zwar nur auf dem Wege der operativen Überpflanzung gesunder Eierstöcke in oder an die Eierstöcke der alternden Frau.

Die Überzeugung, daß nur die Eierstocksubstanz als solche eine verjüngende Dauerwirkung hervorzubringen vermöge, ließ schon vor vielen Jahren den Gedanken wach werden, durch medikamentöse Verabreichung getrockneter Eierstocksubstanz junger Tiere die nötigen Elemente dem Körper zuzuführen. Auf Grund dieses Bestrebens bemächtigte sich die pharmazeutische Industrie dieser Idee und stellt heute bereits die verschiedensten Präparate bald des ganzen Eierstockes, bald nur gewisser Teile desselben her, die fast alle in der einen oder anderen Beziehung wirksam sind, ohne jedoch uneingeschränkt den erwünschten und erhofften Erfolg einer Dauerverjüngung zu zeitigen.

Immer weiter ging und geht der Forscher in dieser Richtung, da man noch immer nicht auf jenes Präparat gekommen ist, welches mit Sicherheit die sogenannten Sexualhormone enthält. Erst in allerletzter Zeit wurde der Beweis erbracht, daß der sogenannte „gelbe Körper", der sich allmonatlich nach Abstoßung eines lebensfähigen Eichens in dem Eierstockgewebe bildet, jene Elemente enthält, welche ein Verschwinden der Alterserscheinungen, ein Wiederauftreten der Menstruation, eine Steigerung des Geschlechtstriebes und des Geschlechtsgenusses herbeiführen können. Sind auch die Arbeiten über die Präparate, welche aus diesem gelben Körper hergestellt werden, noch nicht völlig abgeschlossen, so steht jedenfalls schon heute fest, daß man aus verschiedensten tierischen Organen (Eierstöcke, gelbe Körper, Mutterkuchen usw.) das weibliche Sexualhormon gewinnen kann, und daß es möglich sei, die aus diesen tierischen Organen gewonnenen Präpa-

rate mit guter Wirkung dem Menschen einzuverleiben, sei es in Form von Pillen und Tabletten oder aber in Form eines flüssigen Extraktes, der durch Injektionen dem menschlichen Körper zugeführt wird.

Die allerjüngste Zeit brachte neuerlich dadurch eine Umwälzung mit sich, daß der Nachweis erbracht wurde, wie sehr die ganze Tätigkeit der Sexualorgane durch die sogenannte Zirbeldrüse (Hirnanhang) reguliert werde, daß also auch die Bildung des gelben Körpers nicht in den Eierstöcken selbst, sondern im Gehirn veranlaßt wird. Nicht mehr die Einverleibung von Eierstocksubstanz, in welcher Form immer, soll nötig sein, um dem Altern entgegenzuarbeiten, sondern durch Verabreichung des Extraktes dieser übergeordneten kleinen Gehirndrüse, den herzustellen man bereits vermag, sollen alle Sexualorgane zu neuer Arbeit angeregt werden können!

Wenn auch infolge der erwähnten Schwierigkeiten die operative Methode der Verjüngung des Weibes bei uns bisher noch äußerst selten zur Anwendung gelangt, so wird doch, namentlich in England und Frankreich, in dieser Richtung hin bereits recht häufiig und mit bestem Erfolg dem Altern der Frau entgegengearbeitet. Wir trachten – gleichfalls mit bestem Erfolg – durch Verabreichung der von Tag zu Tag verbesserten Präparate in Form von Injektionen vorläufig einen vollwertigen Ersatz für die operative Methode zu schaffen.

Wenn wir auch zugestehen müssen, daß wir gewiß nicht imstande sind, Wunder zu wirken und Greisinnen wieder jung zu machen, so sind wir doch auf Grund unserer wissenschaftlichen Forschungen so weit, das Alter mit seinen unangenehmen Nebenerscheinungen verhüten und bis an die äußerste Grenze hinausschieben zu können.

Solange die Verjüngungsoperationen fälschlich so aufgefaßt werden, als würden sie nur zu dem Zwecke erdacht sein, um Geschlechtslust und Geschlechtsempfinden neuerlich zu beleben, können sie sich nicht jenen Platz erringen, der ihnen wissenschaftlich gebührt. Verjüngung heißt nicht, ewige sexuelle unerschöpfliche Jugend dem Menschen zu geben, sondern sie darf nur so gedeutet werden, daß sie die Menschheit so lange als möglich vor den vielen unangenehmen, oft nur sehr schwer zu ertragenden Begleiterscheinungen, welche der im Leben abgenützte Körper mit sich bringen muß, bewahren soll.

Körperliche Verjüngung in dem Sinne, daß durch zweckmäßige Körperpflege der Organismus möglichst lange geschmeidig erhalten bleibe, kann ausnahmslos jede Frau mit Unterstützung der medizinischen Wissenschaft

erreichen, wofern sie selbst ihr ganzes Leben hindurch darauf bedacht blieb, jene Vorschriften der Hygiene zu befolgen, welche ich in vorstehenden Zeilen gab. Doch auch diese körperliche Verjüngung wird selbst dann, wenn sich neben ihr die operative Methode Eingang verschafft haben wird, ganz resultatlos bleiben, wenn die Frau nicht imstande ist, sich solange als irgendwie möglich seelisch uud geistig jung zu erhalten.

Nicht äußerliche Eitelkeit, nicht der ununterbrochene Blick in den Spiegel ist imstande Jugend zu geben, sondern – wenn ich so sagen darf – eine innere Eitelkeit, der Blick in den Spiegel der eigenen Seele.

Diätvorschriften für Wöchnerinnen.

Einteilung der Mahlzeiten:

1. Tag des Wochenbettes:

Leicht verdauliche, aber kräftige, im wesentlichen flüssige Nahrung.

Erstes Frühstück: 1 Tasse Milch (abgekocht) mit 1—2 Stücken Zwieback oder geröstete Semmel. **Zweites Frühstück:** 1 Tasse Suppe, nach dem zweiten Tage mit Ei. **Mittagessen:** Kräftige Suppe, Kompott. **Nachmittags:** Milch mit Zwieback oder Brötchen. **Abends:** Milch, Milch- oder Hafersuppe mit Zugabe (weiches Ei, Semmel).

2.—8. Tag des Wochenbettes:

Im allgemeinen kräftigere, auch festere, aber noch leicht verdauliche Kost.

Erstes Frühstück: Milch oder Milchkaffee mit leicht verdaulichem Gebäck. **Zweites Frühstück:** Kräftige Fleischbrühe mit Ei, dazu Weißbrot, mit reichlich Butter und kaltem Braten oder magerem Schinken belegt. Je nach Bedürfnis ein kleines Glas Wein. **Mittagessen:** Kräftige Suppe, Kalbsragout, auch Kalbsbraten; Kalbfleisch auch als Kotelettes oder Wiener Schnitzel, Huhn, Fisch, Kartoffel, leichte Gemüse, leicht verdauliche Kompotte. Nach Bedürfnis Wein mit Wasser dazu oder Bier. **Nachmittags:** Milchkaffee, -tee oder Kakao mit Milch (nicht zu stark!) nebst Gebäck oder belegtem Weißbrot. **Abends:** Suppe nebst Zugabe (weiches Ei, belegtes Brötchen, Schinken, kalter Braten).

Nach dem 8. Tag: Die gewöhnliche Kost.

Zur Auswahl und Abwechslung sind noch gestattet:

Frühstück: Auch Milchkaffee oder Kakao mit Milch oder Milch mit schwarzem Teeaufguß. **Suppen:** Auch dünne Reis- und Sagosuppe gestattet. **Als Getränk:** Nie zu kalte Getränke! Am besten Milch, auch in der Zwischenzeit; kühler, dünner Tee, auch mit Anis-, Kamillen- oder Fencheltee vermischt. Wasser mit Fruchtsäften (Zitrone, Himbeer). **Als Zugabe:** Keks, leichte Biskuits. **Fleisch:** Braten mit nicht fetten Saucen, z. B. Rindsbraten, aber auch Wildbret, Fleisch auch als Beefsteak bereitet. Fische. Alle leicht verdaulichen Gemüse, z. B. gelbe Rüben, etwas Spinat, Blumenkohl. **Getränk:** Wie oben; Wein nur mit Wasser, natürlichem oder Mineralwasser; dunkles, nicht zu starkes Bier; auch Kraftbier oder Malzbier). Sehr erfrischend ist Rotwein mit Ei und Zucker verrührt (gegen Abend zu geben). **Zugabe außer der Mahlzeit:** Puddings.

Es sind verboten:

1. –3. Tag: Festere, wie schwer verdauliche, fette, blähende oder erregende Speisen und Getränke sind verboten (also keine Mehlspeisen, keine starken Weine, kein starker Kaffee). Nie zuviel auf einmal, stets öfters kleinere Mahlzeiten!
3.—8. Tag: Obwohl feste Speisen gestattet sind, müssen alle schwer verdaulichen Speisen vermieden werden, also keine Kohlarten, nicht zuviel Mehlspeisen, keine Hülsenfrüchte (Bohnen, Erbsen, Linsen), kein Salat, kein frisches Obst; aber auch nie einseitige Kost; besser: gemischte Kost. Von Fleischsorten sind verboten: Fettes Fleisch, Enten, Gänse; von Fischen: geräucherte, zu fette Fische (Aal), fette oder gewürzte Fischsaucen (Mayonnaise). Keine schwer verdaulichen Mehlspeisen (frisches Brot! Kuchen!); ebenso niemals scharf gewürzte Speisen. Liköre, Schnäpse jeder Art, Schaumweine.

Diätvorschriften für die schlanke Linie.

Verboten:

Alle ausgesprochenen Fettbildner: Fettes Fleisch in jeder Form, Speck, Sardinen, Gänseleber, fette Käse, Brot, Mehlspeisen, süße Speisen, Schokolade, Bonbons, Trauben, Hülsenfrüchte (Bohnen, Erbsen, Linsen); Kartoffel in größerer Menge. Eingebrannte (falsche Suppen), Bier, Milch, Schlagsahne.

Empfohlen:

Alle frischen Gemüse in heißem Wasser gekocht mit etwas frischer Butter übergossen. (Eingebrannte Gemüse verboten.)
Fleisch in jeder Form und jeder Art.
Obst mit Ausnahme von süßen Äpfeln, Nüssen und Trauben.
Graham- oder Schrotbrot.
Kompotte und Marmeladen ungesüßt.
Tee, saure Weine.

Ernährungschema mit normalen Kalorienwerten.

Frühstück:

Tee mit Zitrone (höchstens ein Stück Zucker); Grahambrot (200 Gramm) oder Dauerschrottbrot mit 3—4 dkg Butter, Jam.

Zweites Frühstück:

2—3 Äpfel, oder 2 hartgekochte Eier (kein Brot!).

Mittag:

Klare Suppe ohne Teigeinlage; 15 dkg Fleisch gekocht oder gebraten ohne Sauce. Gemüse nach Belieben; 1—2 Salzkartoffeln, Kompott, Obst.

Jause:

Tee wie Frühstück.

Abendessen:

8—10 dkg kaltes Fleisch, 50 Gramm Butter, Grahambrot, Obst, Kompotte, Magerkäse. Joghurt.

Literatur-Verzeichnis

Adler, Otto, Die mangelhafte Geschlechtsempfindung des Weibes.
Bachofen, I. J., Das Mutterrecht.
Balzac, H. de, Physiologie der Ehe.
Baumann, O., Konträre Sexualerscheinungen bei der Negerbevölkerung Sansibars, Zeitschrift für Ethnologie XLI.
Bebel, A., Die Frau und der Sozialismus.
Berghoff, C., Die heutige Bevölkerung der Insel Meroë.
Bloch, Iwan, Das Sexualleben unserer Zeit.
Bohn, Bordelle und Mädchenhandel.
Brandt, M. v., Sittenbilder aus China.
Bumm, E., Grundriß zum Studium der Geburtshilfe.
Buschan, G., Infibulation.
Cohn, Fr., Über das Corpus luteum, Arch. f. Gynäk., Bd. 87.
Darwin, Ch., Die Abstammung des Menschen.
Diderot, Sur les femmes.
Dubois, Mœurs de l'Inde.
Dühren, E., Das Geschlechtsleben in England.
Dufour, Histoire de la Prostitution.
Ellis, Havelock, Das Geschlechtsgefühl.
— Mann und Weib.
— Auto-Erotismus (Studies in the psychology of sex.).
Fließ, E., Über den ursächlichen Zusammenhang von Nase und Geschlechtsorgan.
Forel, Die sexuelle Frage.
Fraenkel, L., Die Funktion des Corpus luteum, Arch. f. Gynäk., Bd. 68.
Fuchs, E., Illustrierte Sittengeschichte.
Galopin, Aug., Le parfum de la femme et le sens olfactif dans l'amour.
Gizycki, P. v., Fragmente zur Ethik und Psychologie aus der Weltliteratur.
Gleichen-Rußwurm, v., Freundschaft.
Gourmont, Remy de, Die Physik der Liebe.
Häcker, E., Der Gesang der Vögel.

Hagen, A., Die sexuelle Osphresiologie.
Halban, J., Die Entstehung der Geschlechtscharaktere, Arch f. Gynäk., Bd.70.
— Über den Einfluß der Ovarien auf die Entwicklung des Genitales.
Haller, A. v., Grundriß der Physiologie.
Hedenstjerna, A., Über die Ehe, Frankf. Ztg., 1. April 1894.
Hertwig, O., Allgemeine Biologie.
Hintze, R., Yoshiwara, die Regelung der Prostitution in Japan.
Hitschmann, F. und Adler, L., Der Bau der Uterusschleimhaut usw., Monatsschrift f. Geburtshilfe und Gynäk., Bd. 27.
Hugel, Zur Geschichte, Statistik und Regelung der Prostitution.
Humboldt, A. de, Voyage aux régions équinoxiales du Nouveau Continent.
Key, Ellen, Die Frauenbewegung.
— Über Liebe und Ehe.
Kirchhoff, Aus allen Weltteilen, Bd. I, 1882.
Kisch, H., Die sexuelle Untreue der Frau.
Kisch, O., Das Geschlechtsleben des Weibes.
Klemm, G., Die Frauen.
Kohler, Zur Geschichte der Ehe.
Krafft-Ebing, R. v., Psychopathia sexualis.
Lenhossek, M. v., Das Problem der geschlechtsbestimmenden Ursachen.
Lennan, M'., Primitive mariage.
Liguori, Alphonsus de, Theologia moralis.
Lindschotten, I. H. v., Das ander teil der orientalisch Indien.
Lippert, Die Geschichte der Familie.
Lode, G., Experimenteller Beitrag zur Wanderung des Eies, Arch. f. Gynäk., Bd. 45.
Löwe, Die Prostitution aller Zeiten und Völker.
Lombroso e Ferrero, La donna delinquente, la prostituta et la donna normale.
Lubbock, John, Die Entstehung der Zivilisation (Übers. von Passow).
Mantegazza, P., Physiologie der Liebe.
— Geschlechtsverhältnisse der Menschen.
— Die Hygiene der Liebe.
Merker, M., Die Masai.
Michelet, Die Liebe (Übers. von Spielhagen).
Moebius, Der physiologische Schwachsinn des Weibes.
Moll, A., Untersuchungen über die Libido sexualis.
Montaigne de, Essais II.

Müller, I., Das sexuelle Leben der Naturvölker.
Müller, Joh., Handbuch der Physiologie.
Müller, R., Sexualbiologie.
Oettingen, A. v., Moralstatistik in ihrer Bedeutung für eine Sozialethik.
Ostwald, Berliner Dirnentum.
Parent-Duchatelet, De la prostitution dans la ville de Paris.
Pflüger, Über die Bedeutung und Ursache der Menstruation.
Placzek, Freundschaft und Sexualität.
Ploß, H.-Bartels, Das Weib in der Natur- und Völkerkunde.
Polak, J. E., Persien.
Pouillet, De l'onanisme de la femme.
Ribbing, S., Hygiene und Ethik der Ehe.
Riemer, I. A., Missionsreise nach Surinam.
Rößlin, Euch., Hebammenbüchlein.
Rohleder, H., Die Masturbation.
— Geschlechtstrieb und Geschlechtsleben des Menschen.
Rójas, Fernando de, La Celestina.
Rosegger, P. K., Mann und Weib.
Rudeck, W., Geschichte der öffentlichen Sittlichkeit in Deutschland.
Rueff, Ein schön-lustig Trostbüchlein.
Schauta, Fr., Lehrbuch der Geburtshilfe.
— Lehrbuch der gesamten Gynäkologie.
Schlagintweit, E., Indien in Wort und Bild.
Schmidt, R., Beiträge zur indischen Erotik.
Schopenhauer, Parerga und Paralipomena.
— Über das Weib.
Schulenburg, v., Wendisches Volkstum.
Schultz, J., Deutsches Leben.
Schumann, Die Sexualproportion der Geborenen.
Schweitzer, G., Emin Pascha.
Selenka, E., Der Schmuck der Menschen.
Sellheim, H., Der Geburtsmechanismus.
Sorge, W., Geschichte der Prostitution.
Steinhaus, Menstruation und Ovulation.
Stendhal, De l'amour.
Stern, B., Geschichte der öffentlichen Sittlichkeit in Rußland.
Stoll, O., Geschlechtsleben in der Völkerpsychologie.

Stratz, Die Schönheit des weiblichen Körpers.
Thomson, J., Durch Massaï-Land, Forschungsreise in Ostafrika.
Tolstoi, Graf L., Nachwort zur Kreuzersonate.
Wallaschek, Primitive Musik.
Weininger, Otto, Geschlecht und Charakter.
Weiß, H., Kostümkunde.
Westermark, Geschichte der menschlichen Ehe.
Wuttke, Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart.
Zwaardemaker, H., Die Physiologie des Geruches.

Abbildungs-Verzeichnis

Gravelot: Die drei Grazien 56
Diana von Poitiers (Unbekannter Franzose um 1550) 64
Francia Bigio: Venus 65
Sioux-Indianerin, ihren großen Knaben stillend 72
Sakai-Mädchen 80
Fellachin mit Tätowierung der Brüste 80
Sudanesin mit tiefen Kerbschnitten, als Zeichen der Schönheit . . . 80
Tätowierung der Weiber von Nukuman 81
Schwere Niederkunft einer Frau in Kerrie am Weißen Nil 124
Niederkunft der Penimonee-Indianerinnen 124
Creek-Indianerin, niederkommend 124
Einst und jetzt 144
Otto Schoff: Mädchenkopf 152
Häubner: Stehender Akt 153
Ein weiblicher „Narziß“ 184
Selbstprüfung 185
Die Verschämte 208
Kellerhals: Venus 209
J. A. Pfeffel: Die Keuschheit 214
Johann Götze: Die Unkeuschheit 215
Cornelis van Haarlem: Das Mirakel 218
Otto Schoff: Liebesszene 219
Gustav Courbet: Die Ruhe 224
Gustav Courbet: Schlafende Frau 225
Foujita: Kniender Akt 240
Aktstudie 241
Jean Baptiste Greuze: Die Freundinnen 244
François Boucher: Nymphen 245
Correggio: Jo 248
Frau mit Keuschheitsgürtel 256
Verschiedene Formen des Keuschheitsgürtels 257

Guercino: Kindersegen! 264
Hans Baldung-Grien: Adam und Eva 278
Konrad Meit (um 1520): Adam und Eva 279
Lancret: Präliminarien 282
Hans Makart: Die fünf Sinne 283
Lovis Corinth: Leda mit dem Schwan 288
Leda mit Schwan 289
Lancret: Verführung mit Worten 304
Lavreince: Zu früh! 305
Formosanerin mit Ohrpflock 330
Weib mit Oberlippenpflock 311
Weib mit Lippenpflock 311
Selbstbewußt! 314
Der Sonnenschirm 315
Hans Holbein: Vornehme junge Engländerin 320
Moderner Halbakt 321
Boucher: Venus 322
Tizian: Ruhende Venus 323
Salome. Ölgemälde von S. Rodriguez 326
Charlotte Berend: Anita Berber 327
Sommerfreuden (nach Boucher) 330
Oskar Larsen: Frauenliebe 331
Das Modell 334
Faun 335
Maskenfreiheit 336
Halbblut 337
Geschlechtsverkehr und Befruchtung 344
Die Entführung. Kupferstich von Baudouin, 18. Jahrhundert 360
Oskar Larsen: Skizze zu „Raub der Sabinerinnen“ 361
Die Vernunftehe. Lithographie von Victor Adam 376
Standpredigt! 384
Freudenberger: Schule des Ehebruchs 392
Eisen: Vergeblicher Widerstand 393
Eisen: Wie man in Europa liebt 400
Lafrensen: Ja oder Nein? 401
Verliebte Kurtisane (nach Boucher) 408
Eisen: Venus und Amor 409

Witwenverbrennung in Indien 416
Tizian: Kopf der Ehebrecherin 417
Die Sünde 430
Vivant Denon: Priapsopfer 440
Bacchanalia von Johann Heinrich Schönfeldt 441
Hans Sebald Beham: Frauenbad 448
Kyonaga: Badende Frauen 448
Weibliche Badeszene von einst. Lithographie von Honoré Daumier . . 449
Bordellszene. Unbekannter Stich um 1810 476
Der Strich. Kolorierter Stich des 19. Jahrhunderts 476
Dirne und Zuhälter. Lithographie von Pigal, 19. Jahrhundert 477
Auf der Lauer (Chaise vacante). Französischer Stich um 1820 477
Madame Dubarry 480
Drouais: Madame de Pompadour 481
Edward Burne-Jones: Pygmalion 500

Abbildungen im Textteil:

Schematische Darstellung der Lage der inneren Geschlechtsorgane . . 11
Schematische Darstellung der inneren Geschlechtsorgane des Weibes . 12
Stadien der Eibildung (Ovulation) im Eierstock 14
Schematische Darstellung der Eiwanderung vom Eierstock durch den Eileiter zur Gebärmutter 16
Äußere Geschlechtsorgane des Weibes (jungfräulich) 18
Schematische Darstellung der Samenfäden 21
Menschliche Samenfäden 22
Von Samenfäden umschwärmtes Ei 23
Der Moment der Befruchtung 24
Vergleichendes Schema des männlichen und weiblichen Beckens . . . 48
Schematische Darstellung der Nebenbrustwarzen 50
Formen des Jungfernhäutchens 85
Wachstum der Gebärmutter während der Schwangerschaft 94
Veränderungen des Leibes innerhalb der letzten 4 Schwangerschaftsmonate 98
Schematische Darstellung einer schwangeren Gebärmutter am Ende des achten Monates 109

Normale Lage des Kindes im Beginne der Geburt 111
Lösung des Mutterkuchens (Nachgeburt) 114
Eineiige Zwillingsschwangerschaft 119
Muttermund 127

Tabellen:

Schwangerschaftstabelle 96
Gewichtszunahme und Längenwachstum des gesunden Kindes . . . 128
Diätvorschriften für Wöchnerinnen 632
Diätvorschriften für die schlanke Linie 632
Ernährungsschema mit normalen Kalorienwerten 632